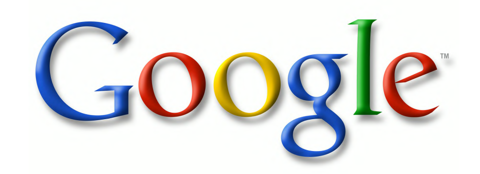


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

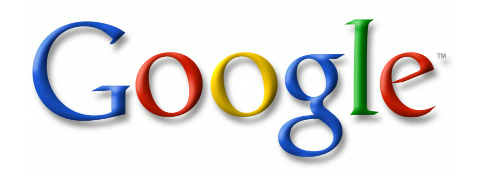
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


NEUE BÜNDEL
UNKRAUT,
KNOSPEN
UND BLÜTEN
AUS DEM
„BLUMIGEN REICHE DER MITTE“
GEPFLÜCKT UND ZUSAMMENGEBUNDEN VON
P. RUD. PIEPER
MISSIONAR
VERLAG DER MISSIONSDRUCKEREI
B 812,807

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES





Die Göttin Kuan-yin.

Neue Bündel

Unkraut, Knospen und Blüten

aus dem

blumigen Reiche der Mitte



Gepflückt und zusammengebunden

von

* ⁑ Rudolph Pieper S. V. D. ⁑ *
Missionar

Mit Illustrationen



Jentschoufu
Druck und Verlag der katholischen Mission
1908

DS
710
.P5311
1908

Aufklärung.

Ein langatmiger Titel von mittelalterligem Beigeschmack, denkt zweifelsohne der freundliche Leser; dahinter steckt sicher ein langweiliger Inhalt. Und soll mir doch das Lesen die Langeweile vertreiben, oder will ich als Mann der Wissenschaft Belehrung dabei suchen über chinesische Verhältnisse: also fort mit dem Buche; denn zum Schlafeinlullen gebrauche ich alleweil noch keines.

Gemach, mein Freund, nicht so eilig. Weißt doch wohl, der Titel ist nur so ein Aushängeschild ähnlich der Orden, die manche Herren tragen mit langen Titulaturen. Wer aber wollte sich erkühnen, zu behaupten, daß hinter den Ordens- und Titelsführern nicht viel stecke. Hiermit soll nun aber keineswegs gesagt sein, in meinem Buche finde sich nichts Langweiliges und Mancherlei, an dem der Leser weniger Interesse hat. Immer interessant zu sein, ist nicht jedem gegeben und auch nicht immer gut. Gehören ja zum Unkraut auch Disteln und Dornen, und selbst die Rose trägt noch ihre Stacheln. Daß ich mich im Titel aber wieder mit der Botanikschachtel vorstelle, kommt daher, weil der geehrte Leser mich bereits als Unkrautsammler kennt. Das damals Gebotene ist so ziemlich vergriffen und ich wurde zu neuem Sammeln angespornt von jemanden, dessen Wunsch mir Befehl sein muß. Das Sammeln geschah so nebenbei, wie es der Wanderer tut, wenn er sich ein Veilchen pflückt oder Gänseblümchen oder ein Zweiglein vom Ginsterstrauch, wie es bescheiden am Wege wächst. Gerade wie die Hauptsache für den Wanderer ist, fortzueilen seines Weges, damit er weiter komme, hat der Missionar im Allgemeinen genug zu tun mit andern Arbeiten am Seelenheile, und das Schreiben ist nicht sein Fach. Zudem wird heutzutage genug geschrieben, daß schier alle Gänse auf Gottes weiter Welt nicht Federn genug liefern könnten, wenn man deren noch benötigte. Der Missionar hat nun allerdings den Vorteil für sich, daß sein „Unkraut“ exotisches ist und weit herkommt; man sich heutzutage aber recht interessiert für das Unbekannte.

Dann aber soll das Buch vor allem als Erinnerungszeichen dienen, als Ausdruck der Dankbarkeit. So ein Missionar ist Bettler in höchster Potenz. Zunächst beim lieben Gott und da muß er oft recht stürmisch anklopfen für die verrosteten Heidenherzen und Gnade für sie erbitten und Erbarmen. Dann bei den zu bekehrenden Sündern, und die lassen sich meistens lange genug bitten, ehe sie Miene machen, abzulassen von ihrem Sündentun; und endlich klopft er an die lieben Christenherzen daheim, damit sie mithelfen durch Gebet und Almosen das Werk der Christianisierung im Heidenlande zu unterstützen. Und da bin ich manchem verehrten Leser bekannt genug, dermaßen, daß man mir bereits das Zeugnis eines „Musterbettlers" ausgestellt. Nun ist es aber ein süßes Bewußtsein für den Bettler, sich in etwa dankbar zu bezeigen und etwas wieder geben zu können. So möge man denn das Gebotene als Gegenpräsent aufnehmen und ansehen und auch beim Lesen des Buches verfahren nach dem Sprüchlein vom geschenkten Gaul. Der Verleger freilich wird das Buch wohl nicht schenken wollen, so gerne ich auch meinerseits dazu bereit wäre. Möge sich denn der verehrte Leser mit dem guten Willen abfinden lassen und meinen nochmaligen Dankesbezeugungen.

NB. Um Wiederholungen zu vermeiden, verweise ich auf verwandte Gegenstände, über die ich bereits in meinem „Unkraute" geschrieben, mit einem *U. nebst Seitenzahl* hin. Manches in diesem Buche wird als Ergänzung dienen zu dem dort Gebotenen.

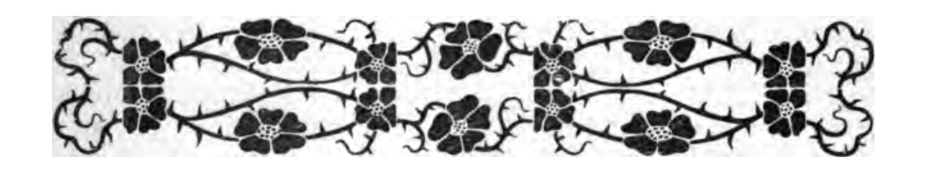
Puoly, den 18. Januar 1907.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Zweiter Teil: Erinnerungen aus Peking.

Dritter Teil: Aus dem Missionsleben.



Erster Teil.

Die vier Jahreszeiten in China.

„Der Frühling öffnet uns duftende Gefilde
Es ergötzt der Sommer mit grünen Teppichen und Seen.
Im Herbst trinkt man goldenen Blumenwein
Des Winters glänzender Schnee begeistert den singenden
[Dichter.“

(Schen-tung-sche Lied vom Wunderknabe; letzte Strophe).

Zur Zeit, als des unbezopften Mannes Urahnen ihre „Nestenwohnungen“ (ts'ao-sché) im Laube der Bäume aufgeschlagen hatten, gab es für sie noch keine vier Jahreszeiten. Das Dach über dem Haupte war immer grün und reparierte sich so lange, als der Baum am Leben blieb. Wohl fühlte man den Unterschied der Witterung und wußte, ob es heiß oder kalt war, aber der gestrenge Winter mit eisbepanzerter Faust und einem dicken Schneemantel war noch ein unbekannter Herr. Erst als die südlichen Wohnsitze zu enge wurden und die Völkerwelle stetig mehr zum Norden drängte, begriff man, daß nicht überall auf der Welt ewiger Frühling sei. Jetzt muß schon seit mehr denn tausend Jahren der Chinesenbub in seiner Fibel lernen: „Den Himmel begrenzen vier Gegenden: Osten, Westen, Süden, Norden. Das Jahr hat vier Zeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter“. (Sän tze tjing; z. Z. der Sung-Dynastie 420 nach Chr. verfaßt). Somit entspricht, chinesischer Anschauung gemäß, jeder Jahreszeit eine Himmelsgegend. Dem Osten entsteigt der junge Tag; er ist das Bild des Frühlings, des neuen Jahres. Ihre Mittagshöhe erreicht die Sonne im Süden und dann ist der Tag am wärmsten; somit hat der Sommer im Süden seinen Wohnsitz. Der Herbst aber wohnt im Westen; dorthin rückt allmählich die untergehende Sonne, immer

sparsamer Licht und Wärme spendend. Und ist sie entschwunden, hört des Tages Schaffen und Arbeiten auf. Der Herbst bringt des Sommers Früchte vollends zur Reife und lohnt der Arbeit Schweiß. Wenn aber die Felder kahl und öde geworden und die Bäume ihres Blütenmantels beraubt sind, hält der Winter seinen Einzug: er kommt aus dem kalten Norden.

Ferner entspricht jeder Jahreszeit ein Ministerium. Der Präsident des Zeremonienamtes heißt „Frühlingsminister“ (tsch'uin-tj'in) und sein Ressort „Frühlingsbehörde“ (tsch'uin-pu). Der Frühling kleidet die Natur mit Blättern und Blüten; was diese aber für die Erde sind, das bedeutet Anstand und gute Sitte für die Menschen. Der Geschäftskreis des Kriegsministers wird „Sommerbehörde“ (chia-pu) benannt; er aber ist der „Sommerminister“ (chia-tj'in). Wie man nämlich von Sommerhitze spricht, spricht man auch von der Hitze des Krieges; und wie die Früchte des Feldes im Schweiße des Angesichtes eingeheimst werden müssen, darf ein echter Krieger keine Mühe und Anstrengung scheuen, will er Siegeslorbeeren ernten.

Der Herbst entspricht dem Justizministerium und der Präsident heißt „Herbstminister“ (t'siu-tj'in). Wie nämlich der Herbst die Saat zur Reife bringt, soll das Ressort des Justizministers der Gerechtigkeit zu ihrem Rechte verhelfen und die Verbrechen nach Gebühr bestrafen; mit anderen Worten: Der Verbrecher soll die Frucht seiner bösen Tat ernten.

Der Winter endlich versinnbildet das Ministerium für öffentliche Arbeiten (kung-pu). Der Präsident derselben wird „Winterminister“ (tung-tj'in) benannt. Während der anderen Jahreszeiten hält sich das Volk meistens im Freien, in der Natur auf. Im Winter aber zieht es sich in die Wohnungen zurück und verbirgt sich hinter den vier Wänden. Der Behörde nun, welche für öffentliche Arbeiten zu sorgen hat, liegt es ob, schadhafte Wohnungen zu reparieren und neue zu bauen. Zudem ist im Winter das Volk durch keine Feldarbeiten in Ausspruch genommen und hat Zeit bei Wege-, Kanal- und Dammarbeiten seine Kräfte einzusetzen.

Bekanntlich gibt es aber in China (sowohl in Peking im Großen als in den Bezirksstädten im Kleinen) in Ganzen sechs Behörden (liu-pu). Es wäre also noch das Ministerium für Civilämter (li-pu) und jenes für Finanzwesen in Beziehung zu bringen. Ersteres wird als des „Himmels-Ressort“ (t'ien-pu) bezeichnet. Wie nämlich der Himmel seinen Einfluß auf die ganze Erde äußert, hat dieses wichtige Ministerium (in Peking) welches die Anstellung der höchsten Beamten überwacht, Einfluß auf das ganze Reich. Die Abteilung

für das Finanzwesen wird „Erdministerium“ (ti-pu) benannt. Die Erde bringt Früchte hervor, daß das Volk zu leben hat; das Volk aber hat Abgaben zu entrichten für den Säckel des Kaisers. Aufgabe des Ressorts für die Finanzen ist es, solche einzutreiben.

Die chinesische Phantasie kleidet den Frühling in violet. Der Sommer erscheint in rotem Gewande; die Farbe des Herbstes ist weiß; der Winter aber hüllt sich in schwarz, die Farbe der Nacht und des Todes. Freilich schneit es in China verhältnismäßig nur sehr selten, und ist die Grundfarbe des Winters fahl und grau. Zudem hat der Winter ja im „schwarzen Norden“ seinen Wohnsitz, wohin die Sonne niemals ihren Weg nimmt.



Der Frühling.

„Freu dich des Kreuzes, das am Wege dich grüßet,
Der Linde, die dich schirmt mit breiten Blättern,
Der Lerchenlieder, die vom Himmel schmettern,
Der bunten Blume, die am Bache sprießet“.
J. W. Weber.

Vergeblich mahnt der Dichter uns Bewohner des „Blumen-Reiches“ zur Freude über Dinge, nach denen hier das Auge umsonst ausluggt. Kein Kreuz grüßt am Wege; die Linde aber will sich hier nimmer heimisch fühlen. Weit entfernt, ein Dach zu spannen, hängen die Zweiglein müde hernieder und ehe der Krüppel zum Baum geworden, stirbt er ab. Vereinzelt läßt die Lerche ihr Frühlingslied ertönen, doch will kein schmetternder Jubel der kleinen Brust entquillen. Einen Bach aber, an dem bunte Blumen sprießen, sucht der freundliche Wanderer vergebens im „blumigen Reiche“, es sei denn, du pilgertest in die Berge oder fändest neue Gefilde. Aber trotzdem ist auch in China der Frühling ein gern gesehener Gast, so zwar, daß ihn schon sehr früh die Spitzen der Regierung abholen müssen, nämlich am 5. Februar, also zu einer Zeit, da bei uns daheim der Winter noch fest im Sattel sitzt. Er kommt von Osten her und als sein Genius gilt der „grüne Kaiser“ (Fuhi). Als Hauptsymbol erscheint bei dieser Feierlichkeit der „Frühlingsochse“. Überhaupt hat der „gehörnte Genosse“ für den ackerbautreibenden Bauer mehr Interesse als Pferd und Esel. Bauer und Ochs haben es während des Winters gemütlich gehabt, beide haben das süße Nichtstun gepflegt; jetzt heißt es wieder auf der Bildfläche erscheinen, jetzt muß wieder gearbeitet und geschwitzt werden.

In China, wo von Alters her der Bauer mehr gilt als Kaufmann und Handwerker, wird er als jene Persönlichkeit betrachtet, „von der die Allgemeinheit zehrt“. Dieser Gedanke kommt dadurch zum Ausdruck, daß der Frühlingsochse, nachdem man ihn mit Komplimenten bedacht hat, zerschlagen wird. Das Innere ist angefüllt mit eßbaren Sachen, um die sich dann die Zuschauer balgen. Wer ein Stück erhascht, hebt es sorgfältig auf als Talisman, der ihn das Jahr hindurch beschützen soll.

Tags vor der Ochsenzeremonie kommt der Frühlingsherold angeritten, als Mandarin verkleidet. Schnurstracks nimmt er seinen Weg in die Tribunale der hohen Beamten und ruft mit lauter Stimme: „Kunde! Kunde! Kunde! einen neuen Frühling kündige ich an!“ Darauf erhält er eine Belohnung. Nachdem er Kehrt gemacht und einige Schritte weit geritten ist, schwenkt er nochmals um und wünscht dem Beamten eine höhere Stelle und ein fetteres Einkommen, worauf dieser eine zweite und dritte Belohnung zahlt. Der Frühlingsochse wechselt alljährlich seine Farbe. Je nachdem er in schwarzer, weißer oder roter Farbe erscheint, weiß das Volk, wie das kommende Jahr sich gestalten wird. Ein schwarzer Ochs zeigt Trockenheit an, während der rote Überschwemmung im Gefolge hat. Freilich bedeutet die schwarze Farbe Wasser und die rote Trockenheit (Feuer), aber der Ochs ist gerade so verkehrten Sinnes wie sein Treiber Jao-ma, der immer das Gegenteil von dem tut, was man ihm befohlen. (U. Seite 256). Die Sitte des Frühlingsabholens soll nach dem Liking aus der Zeit der Tschoudynastie (1122—255 v. Chr.) stammen, also ins hohe Altertum hinüberreichen.

Am Ende der ersten Hälfte des Frühlings, dem 5. März, feiert man das Erwachen der Insekten. Allerdings wagen sich an der Südseite von Häusern und Wällen in der warmen Mittagssonne schon einige Fliegen und Mücken heraus, im übrigen ist es aber um diese Zeit noch recht empfindlich kalt. Für den Imker gilt dieser Tag als Honigernte. Mag es stürmen oder regnen, heute muß „der Bien“ daran glauben; unbarmherzig wird ihm genommen, was er im Winter übrig gelassen. Und das ist nach der chinesischen Methode oft recht viel, obschon der chinesische Imker die Bienenwirtschaft nicht „rationell“ betreibt.

Auch der Chinese verbindet mit dem Frühling den Begriff des Schönen und Angenehmen. Statt eines „glückseligen neuen Jahres“ wünscht er „neuen Frühling, neue Freude“. Und doch entbehrt der chinesische Frühling in der Regel des lieblichen Reizes, den uns daheim der Lenz bringt. Statt Blütenstaub bringt er

Staub aus dem Norden, ganze Wolken, die bisweilen selbst die Sonne verdunkeln, einen Staub der in die entlegensten Winkel von Nase und Ohren dringt, auch wenn wir im Zimmer sitzen. Die Singvögelwelt vertritt Herr Spatz, der im Frühling sein freches Geschrei noch lauter zum Besten gibt und sich mit seinen Genossen herumbalgt, wenn es sich um die Wahl einer Sommergefährtin handelt oder um die Gründung eines Heims. Kein Schneeglöcklein läutet den chinesischen Frühling ein, kein Veilchen spendet süßen Duft im verborgenen Heckengrün. Der gewöhnliche Mann hat übrigens auch wenig Sinn für Vogelkonzert und Blumenduft, seine Sorgen sind auf den Erwerb gerichtet. Wer aber Zeit und Geld genug hat und die Annehmlichkeiten des Frühlings genießen will, hält sich vor allem einen Vogel im Käfig, den er mit sich spazieren führt ins Feld, und an dessen Gesang er sich ergötzt. Das Fenster wird mit Frühlingsblumen belebt oder durch einige Rüben, die darin aufgehängt sind. Diese entwickeln sich mit der Zeit zu wahren Wundergebilden, wie sie unsere Kunstgärtner daheim noch nicht erfunden. Die Rübe wird nämlich in der Mitte durchgeschnitten und dann ausgehöhlt. In diese Höhlung schüttet man Wasser, das öfter erneuert werden muß. Das nach unten hängende Kopfende schlägt aus, bekommt Blätter und Blüthen, die nach oben streben und somit die Rübe überdecken. Auch werden noch einige Knoblauchknollen in das Wasser gelegt, die gleichfalls treiben, so das aus dem Ganzen ein ebenso zierliches wie merkwürdiges Gebilde entsteht.

Der bezopften Dichterphantasie bot der Frühling von jeher nicht weniger Motive blütenreicher Gedanken als anderswo: Ein Schüler, dessen Lehrer ein vortrefflicher Mann ist, wird vom Frühlingswinde umsäuselt. — Wer gutes tut, läßt überall Frühlingsspuren zurück. — Eine gut besetzte Tafel nennt man Frühlingsmahlzeit Spricht man von Frühlingswinden, so versteht man darunter freudige Ereignisse. — Wer sich mit Heiratsgedanken abgibt, dem liegt der Frühling im Magen. — Wer ein freundliches Gesicht macht, setzt die Frühlingsmiene auf. — Jünglingsjahre werden als die Frühlingsjahre des Lebens bezeichnet, und will man wissen, wie alt ein junger Mann sei, so fragt man nach der Zahl seiner Frühlinge.

Als Probe aber, wie der chinesische Poet den Frühling beschreibt, mögen einige Zeilen aus „dem Liede vom Wunderknaben“ (Schen-tung sche) dienen.

„Aufgeweckt werden die Erdadern durch den milden Frühlingshauch; saftiges Grün erneuert die Gegend, soweit das Auge reicht. Ein Aprikosenzweig bricht die Kälte des letzten Winter-

monates, das ganze Naturgebilde gestaltet sich zum neuen Frühling. Des Weidenbaumes Farbenpracht strahlt aus dem Kleide grünlich wieder; die Pfirsichblüte macht den Wein rötlich glänzen. In der kaiserlichen Metropole gehen die Würdenträger lustwandeln und berauschen sich täglich an Frühlingslüften. Reizend ist der Lenz zur Zeit des „klaren Lichtes“ (5. April), es deckt ihn ein arzurner Himmel mit buntdurchwirkten Franzen. Warum ergießen sich Jahr für Jahr um diese Zeit Regenschauer in so mächtigen Fluten?“

Unter bejahrten Leuten und Schwindsüchtigen räumt auch hier zu Lande der Frühling auf. Das stärkere Geschlecht aber soll eher daran glauben müssen als das schwache. Ein Sprichwort besagt, daß Männer den Frühlingsanfang (5. Februar) fürchten, die Frauen aberdas „Erwachen der Insekten“ (5. März).

Chinesische Wetterregeln.

„Brüllt der Tiger in den Klüften
Saust der Sturmwind durch das Tal
Tanzt der Drache in den Lüften
Rollt daher der Donnerschwall!“
(Dichter Jang-fang).

Auch der chinesische Bauer hat seine Wetterregeln und „krittischen Tage“, die im allgemeinen wohl nicht weniger zutreffend sind, als wie sie der hundertjährige Kalender vorhersagt oder unser Wetterprophet Falb. Recht gewissenhaft richtet man sich nach diesen Regeln zumal bei der Aussaat auf dem Felde oder zur Zeit der Ernte, und nicht minder wenn man auf Reisen gehen will oder wenn es sich um eine Heirat handelt.

Morgenrot ist ein Vorbote von Regen gerade wie daheim:

„Wenn sich der Morgen kleidet in Rot — Liegt am Abend der Hanf im Kot.“

Abendrot aber wird als Verkünder von gutem Wetter begrüßt:

„Wenn Feuerwolken am Abende ziehen — werden am nächsten Tage die Leute vor Hitze vergehen.“

Eine andere Regel hat den nämlichen Sinn:

„Strahlt Abendrot, darfst du einen tausend Li langen Weg wagen — Beim Morgendrot aber bleib zu Hause.“

Besondere Aufmerksamkeit schenkt man der Morgensonne und beobachtet, was sie für ein Gesicht macht; es wird daraus geschlossen, wie der kommende Tag sich benimmt:

„Die Frühsonne mit einem Mondgesicht — Läßt den wilden Nord frei toben.“

„In der Frühe habe Acht auf den Südost — Gegen Abend nimm den Nordwest in Augenschein.“

„Erwacht die Sonne früh am Morgen, wäscht der Regen dir den Kopf. — Kommt sie aber erst später hervor, stirbt vor Hitze der Kranich.“

„Wenn die Sonne mit einem Ohr emporsteigt, gibt es Wind. — Hat sie aber zwei Ohren, steht Regen in Aussicht.“

„Später Regen setzt während der Nacht nicht aus; — Beim Morgendämmern hört er aber von selber auf.“

„Ostwind in der Früh, zieht Regen herab.“

„Der Südwind geht dem Regen entgegen, gleichwie die eigene Mutter ihr Mädchen abholt.“

„Wenn sich Abends der Westwind nach sieben noch nicht legt — Bläst er die ganze Nacht hindurch.“

„Geht der Südwind über den Mittag hinaus, — kommt er auch am Abend nicht zur Ruhe.“

„Zu Sommeranfang erstirbt der Wind; bleibt er aber am Leben, dann faucht er noch vierzig Tage lang.“

„Bringt der Herbst keinen kalten Wind, zieht der Winter ohne Schnee vorbei.“

„Viel Frülingswind läßt auf einen nassen Herbst schließen“.

„Dichter Frühlingsnebel macht den Sommer heiß.“

„Hängt der Mond wie ein Bogen, gibts wenig Regen aber viel Wind. — Sieht er aus wie ein Unterziegel auf dem Dach, mach dich auf Regen gefaßt.“

„Ist um den Mond ein geschlossener Kreis gelegt, gibt es Nebel. Hat der Kreis aber eine Öffnung, ist Regen zu erwarten.“

Als weitere Wetterpropheten gelten Wolken und Regenbogen:

„Gehen die Wolken zum Süden, gibts anhaltender Regen. — Gehen sie nach Norden, kommt nur ein Schauer nieder. — Ziehen die Wolken gen Osten, ist ein Sturm im Gefolge. Ziehen sie zum Westen, rieselt ständig feiner Nebel nieder“ (wörtlich: “legen die Schäfer ihren Blättermantel an zum Schutze gegen den Regen“).

„Ein Regenbogen im Osten bedeutet Wind. Ein Bogen im Westen bringt Regen. Erscheint aber ein Regenbogen im Süden, steht eine Teurung bevor“ (wörtlich: „dann werden die Kinder verkauft“).

„Ein Regenbogen im Osten gibt Gewitter; ein Bogen im Westen bringt Nässe; der östliche Bogen deutet auf Messer hin und Soldaten; der nördliche aber bringt Frieden ins Land.“

„Ein halber Regenbogen am Abende läßt das Wetter sich wechseln; ein halber Bogen in der Frühe bringt höchstens Wind herbei; aber keinen Regen.“

Auch der Reiher soll „anderes Wetter“ in den Knochen fühlen und aus der Zeit, wenn er sich hören läßt, schließt man, welcher Witterungwechsel im Anzuge steht:

„Schreit der Reiher in der Frühe, gibt's bewölkter Himmel. — Ruft er am Abend, ist der nächste Tag ein klarer. — Fängt er nach Mitternacht zu schreien an gibt es Regen, bevor es noch Tag geworden.“

Von den übrigen Tieren sind nur wenige als Wetterpropheten bekannt, nämlich die Frösche, Ameisen und der Hund. „Quaken die Frösche gibt es Regen, ebenso wenn die Ameisen sich einen Turm bauen. Wenn ein Hund aber nießen muß, wird der nächste Tag ein nebliger sein.“

„Wenn die Flußschweine über den Himmelstrom setzen (江猪過河) gibt es Regen“ (d. h. wenn während der Nacht schwarze Wolken, die das Aussehen von Schweinen haben, über die Milchstraße ziehen).

Desgleichen, wenn der schwarze Drache am Himmelsstrome einen Damm aufwirft (烏龍打堤) (wenn sich langgestreifte Wolken in der Nähe der Milchstraße aufhalten).

Endlich zieht man im gewöhnlichen Leben die kritischen Tage und Monate noch besonders zu Rate.

„Der Wanderer habe Acht zumal auf den 3. u. 9. Monat“. In diesen zwei Monaten schlägt die Witterung oft unerwartet schnell um, und wer dann nicht auf der Hut ist, kann sich leicht eine Erkältung zuziehen.

„Soll guter Weizen eingeheimst werden, muß es im dritten Monate regnen und überdies noch im zweiten.“

„Führt sich der Sommer (5. Mai) ein mit Wind, blüht nach 18 Tagen der Fischer Geschäft“. (gibt es eine Überschwemmung).

„Wenn am Erntefeste (15. 8.) Wolken den Mond bedecken, — wird das Laternenfest (15. 1.) im Schnee gefeiert.“

„Trockenheit im 5. Monat ist mit Geld nicht zu bezahlen“.

„Wenn im 6. Monate der Himmel stets bewölkt ist, gibt es satt zu essen.“

„Vom 9. im 9. hoffe bis zum 13.; wenns am 13. nicht regnet gibts einen trockenen Winter.“

„Wenn am 1. im 10. Monate der Nord bläst — Fordern die Pelzverkäufer hohe Preise“ (wörtlich: dann spannen sie einen straffen Bogen).

Auch dem 9. im 9. Monate schenken die Pelzverkäufer besondere Aufmerksamkeit. Ist der Himmel an diesem Tage bewölkt, dann machen sie gute Geschäfte. Zeigt das Wetter ein freundliches Gesicht, ist das Krämervolk weniger rosig gelaunt; denn nun ist ein gelinder Winter zu erwarten in dem mancher auf ein Pelzkleid verzichten wird.

„Herbstnebel hat kalten Wind im Gefolge; Winternebel führt Schnee herbei.

Frühlingsnebel gibt ständig Regen; Sommernebel läßt die Hitze entbrennen.“

Als ein schlimmes Zeichen gilt es, wenn in ein Jahr zwei Frühlinge fallen.

„Gibt es in einem Jahre ein doppelter Frühling (im chinesischen Kalender, der eine andere Zeitrechnung einhält als der unsrige, ereignet sich das zuweilen), — werden die Bohnen teurer wie Gold“.

Der chinesische Bauer hält auch darauf, daß es zur rechten Zeit sommert und wintert, d. h. daß Kälte und Hitze in gleichem Maße abwechseln.

„Zur Zeit wenn es kalt sein soll und es wird nicht kalt, steht ein schlechtes Jahr bevor, (oder die Menschen werden krank.“)

„Zur Zeit wo es heiß sein soll und die Hitze bleibt aus, setzt das Getreide keine Ähren an.“

Tugend und gute Sitten sollen auf die Witterung und somit auf das Wohlergehen des Volkes einen sehr großen Einfluß haben. Laster der Regenten aber sollen Unwetter und Elend über das Land bringen. Im Schu-tjing IV. 4. ist darüber zu lesen:

„Anstand schenkt Regen zur rechten Zeit; gute Regierung stimmt heiteres Wetter; kluge Verwaltung gibt die nötige Hitze und wo ein Heiliger ist, fehlt es nicht am rechten Winde.“

„Wenn aber Laster herrscht, regnet es beständig; leichtfertiges Betragen hat Dürre im Gefolge und allzugroßer Eifer erzeugt ständige Kälte; Selbstverblendung endlich, läßt den Wind nicht zur Ruhe kommen.“



Der Sommer.

„Auf luftigen Terassen, nachdem das Abendrot verglüht und die weiten Hallen geöffnet, genießt man die frische Abendluft. Der glänzende Mond versilbert Türen und Fenster. Woher denn dieser Wohlgeruch — ausgehaucht von Wasserkastanien und Seerosen?“

(Schen-tung sche).

Der chinesische Sommer hält seinen Einzug zu Anfang unseres Wonnemonats (5. Mai), wo der Frühling daheim erst so recht beginnt Knospen zu öffnen und Blüten zu streuen. Um diese Zeit sind hierzulande die zarten Frühlingskinder längst von den Bäumen verjagt, bei dem Frühlingsobste hat die Frucht sogar schon eine ziemliche Dicke erreicht. Nur der knorrige Zisyphus läßt sich lange von der Sonne bescheinen, ehe er aufzuatmen beginnt. Erst ganz allmählich zeigen sich zarte Blütenspitzen; wenn aber die unscheinbare Blüte ihr Aroma verbreitet, ist es fast Mitte Sommer geworden. Der Baum hat das Eigentümliche, daß die Früchte an eigenen Zweiglein sitzen, die jeden Herbst mitsamt den Blättern abfallen.

Auch die Felder bekommen allmählich ein sommerliches Aussehen. Weizen und Gerste recken die Ähren empor und der Mohn spreizt grellfarbigê, zum Himmel gekehrte Krinolinen. Die Herbstfrüchte werden bestellt, falls der Boden genug Feuchtigkeit hat, sonst harrt man auf den Regen, und der läßt um diese Zeit nicht selten lange auf sich warten. Wenn sich dann aber einmal die Schleusen des Himmels geöffnet haben, sind in kurzer Zeit Tümpel und Teiche angefüllt, die Bächlein verwandeln sich in Flüsse und das Feld ist durch und durch getränkt. Dann beginnt die Zeit des Schaffens und der Sorgen, wie auch die Natur emsig schafft, und es muß für den Winter mitgearbeitet werden, falls man die Folgen seiner Trägheit nicht zu spät bereuen will. Die Sommerzeit gilt deshalb als die „Man sché“, die viel beschäftigte Zeit. „Die eine Hälfte im Schweiße des Angesichtes, die andere auf der faulen Haut“,*) sagt ein Sprichwort, und teilt damit das Jahr in zwei entsprechende Abschnitte, von denen der zweite am willkommensten ist. Nichtsdestoweniger läßt man sich doch auch jetzt die Arbeit nicht verdrießen.

---

*) Tschuang-tja-jen paen nien sin-k'u, paen nien chien.

Zu Neujahr kommen Bilder in den Handel, auf welchen zehn Geschäfte der Männer und zehn Arbeiten der Frauen dargestellt sind. Die Geschäfte des Mannes beziehen sich auf die Bestellung seines Ackers und das Einheimsen der Früchte. Die Frau hat im Sommer für die Winterkleidung zu sorgen, und deshalb sehen wir sie auf dem Bilde spinnen, haspeln, weben, nähen u.s.w. Durch diese Darstellungen soll das Volk zum fleißigen Arbeiten angespornt werden. Zudem mahnt um diese Zeit noch eine Kuckucksart zu unverdrossenem Schaffen, indem der Vogel von morgens früh bis abends spät ruft: Kuan kuöl tuo tschu, kuan kuöl tuo tschu, „Hagestolz, fleißig an die Hacke". Vom guten Behacken der Saaten hängt nämlich zum größten Teile der Ertrag ab. Das Korn wird mit einer Maschine auf Reihen gesät; sobald es dann einen Finger lang herausgewachsen ist wird alles überflüssige fortgehackt; man läßt nur die kräftigsten Sprossen stehen und lockert den Boden rund um die Wurzel auf. Gewöhnlich wird jedes Stück zwei- bis dreimal mit der Hacke durchwühlt und ausgejätet. Um diese Zeit sind dann die Arbeitslöhne recht hoch; Hagestolze und Bettler begeben sich auf die Märkte und die Bauern holen sich von dort die nötigen Arbeitskräfte.

Im Sommer herrscht nicht nur „Hemdsärmelfreiheit", sondern jedermann darf sich en negligé erblicken lassen und über die Straße gehen „wie ein Bettler", d. h. nur mit der Hose bekleidet. Sprichwörtlich drückt der Chinese das aus, indem er sagt: „Der Winter wird verlacht, den Sommer verlacht niemand". Deshalb macht es sich denn auch die bezopfte Hautevolèe überaus gemütlich und findet absolut nichts darin, sich bei der Mahlzeit bis aufs Hemd auszuziehen; höchstens daß man den Gast animiert, ein gleiches zu tun. Und erst die chinesische Jugend tut es den Fröschen gleich, indem sie den Sommer teils zu Wasser teils zu Lande verlebt.

Die Amtskleider der hohen Herren aber, wenn sie in Gala zu repräsentieren haben, sind überaus fadenscheinig. Da gibt es die reinen Spinnengewebe in Seide und Hanf, welche jeden Luftzug ungehindert durchlassen. Zudem werden eigene Schwitzjacken angefertigt aus Bambusstäbchen, Perlen oder Knotengeflecht. Man trägt dieselben auf der Haut und sie sollen verhindern, daß die andern Kleider nicht zu nahe aufliegen und vom Schweiße durchnäßt werden. Wenn in den Tribunalen die Sommeruniform zu wechseln ist, wird alljährlich im Staatskalender bekannt gegeben und an diesem Tage muß das Personal halt im sommerlichen Anzuge erscheinen, mag der Himmel auch ein winterliches Gesicht dazu machen.

Kleinverkäufer ziehen zur Zeit der „großen Wärme“ in Städten und sogar auf dem platten Lande umher und verkaufen „gefrorenes“, nicht in Gestalt von Limonade oder Zuckerwasser sondern sie bieten Eis feil, so wie die Natur es geschaffen hat. Ein Stück von der Größe einer Wallnuß kostet $^1/_2$ Pfennig. Nicht selten ist ein Hälmchen Gras oder ein loses Blättchen hineingefroren, weil das Eis fast immer aus Teichen stammt; aber trotzdem ist es gut kalt im Munde und das ist die Hauptsache. Was nicht hineingehört, spuckt man aus, das eisiche Wasser aber kühlt den Magen. Auch verkauft der „Wintermann“ das bereits geschmolzene Eis und zwar kostet jeder „Schluck“ davon $^1/_4$ Pfennig. Einen großen Schluck zu tun ist nicht möglich, denn das kalte Wasser zieht den Mund zusammen. Was vom Schluck in der Tasse übrig bleibt, wandert wieder in den Kübel zu fernerem Gebrauch. Kleinlich wäre es in den Augen der Chinesen sich an so etwas zu ekeln. In Peking hat das Ministerium für öffentliche Arbeiten dafür zu sorgen, daß während der heißen Zeit in den Haupttribunalen genügend Eis vorhanden ist. Ein großer, mit Blech ausgeschlagener Kasten, der in Mitte der Amtsgebäude steht, nimmt dasselbe auf, und jeder, dem es zu heiß wird, kann sich daran „erkälten“.

Ein tüchtiger aber stenger Minister wird, nebenbei, bemerkt, mit der Sommersonne verglichen, die zwar brennt, aber auch reift. (左傳文)

In früheren Jahren, als noch eine Anzahl Elefanten zum kaiserlichen Hofstaate in Peking gehörte, wurden die Tiere am 6. im sechsten Monate im Stadtgraben gewaschen und gebadet und an dieser Kühlung hatten sie genug für das ganze Jahr. Am nämlichen Tage ist in manchen Pagoden „Bücherlüftung“ (lian-tjing), was um so notwendiger scheint, je weniger die Bonzen ihre Bücher im Laufe der Jahres zur Hand nehmen.

Der Fächer ist die Hauptwaffe, mit der man dem glühenden Sommer zu Leibe geht und deßhalb spaziert derselbe von der Rechten in die Linke und muß Wind machen beim Teetrinken und Rauchen, ja sogar während der Mahlzeit, einerlei, ob man schwitzt oder nicht. Das Fächeln der heißen Luft auf die schweißlose Haut bewirkt das Gefühl als ob uns eine mit Flaum besezte Hand sanft streichele. Ist die Haut aber mit Schweiß bedeckt verursacht das Fächern eine angenehme Kühlung. Mit dem Fächer in der Hand legt sich der Hitzegeplagte zur Ruhe; der arme Windmacher aber kommt erst zur Ruhe, wenn er der Hand des Entschlummerten in unbewachtem Augenblicke entgleitet. Will man jemanden ein

Kombliment machen, so vergleicht man ihn mit einem Sommerfächer: „Der Fächer im Sommer hat ein großes Gesicht.“ Und als ein besonderer Liebesdienst und ein Freundschaftszeichen wird es betrachtet, wenn man im Sommer einem Gaste beim Bewillkommen sogleich seinen Fächer anbietet. Sagt doch das Sprüchwort: „Im sechsten Monat wird kein Fächer verliehen.“ Ein anderer in der Glühhitze des Sommers viel beanspruchter Freund ist die Teekanne. Je heißer das goldene Naß hinuntergeschlürft wird, um so bekömmlicher ist es; dann wird die Hitze von außen neutralisiert, die Schweißporen öffnen sich und „frische Luft umsäuselt das Haupt.“

Hoch im Sommer, wenn so ziemlich alle Sinne unter den Beschwerden der Hundstagshitze zu leiden haben, bleiben auch die Ohren nicht verschont. Die Zikaden sind es, welche Konzerte veranstalten, die ein feinbenervtes Menschenkind rein aus der Haut bringen könnten. Wer zum ersten Male in das Bereich dieser Ohrenzerreißer gelangt, meint, in der Nähe müsse eine Fabrik sein, worin hunderte von Instrumenten gewetzt oder eine Unzahl von Töpfen mit scharfen Messerklingen ausgekratzt würden. Das Geschrill wirkt geradezu betäubend und schneidend, und ich begreife es sehr wohl, wie ein Europäer aus lauter Verzweiflung einstmals zwischen die Zweige eines Baumes schoß. Derselbe stand in der Nähe seiner Wohnung, und im Laube desselben machten die sonnenfrohen „Götterlieblinge“ ihre Musik. Wer an so etwas nicht gewöhnt ist, kann unmöglich seine Gedanken zusammenhalten, und jede Geistesarbeit ist da vergeblich. Gewiß haben die Zikaden an der nervenstarken Erziehung der Chinesen auch ihren Anteil und deshalb sind ihnen die Bezopften durchaus nicht abhold. Zumal stellt ihnen die Jugend nach; allerdings nicht des Gesanges halber als vielmehr, weil sie für deren Gaumen ein Leckerbissen sind.

Zu der Hitzeplage am Tage kommen die Plagegeister während der Nacht. Und da sind es zumal die Moskitos, welche dem Ruhebedürftigen arg zusetzen. Wer es sich leisten kann, kauft sich ein Mückennetz, aber die meisten können sich diesen „Luxus“ nicht erlauben. Ist in der Nähe ein Tümpel dann machen noch die Frösche ihr Konzert und vertreiben den Schlaf vollends von den müden Augen. Solchen Plagen gegenüber halten nur chinesische Nerven und eine Chinesenhaut stand. Freilich werden beide nicht angeboren, sondern im Laufe der Jahre hineingestählt und angedrillt. Die Natur selber ist dabei die beste Lehrmeisterin. Wer ihren Einflüssen nicht standhält, unterliegt einfach, d. h. er stirbt; die lebenskräftige „Rasse“ aber hält sich oben. Sieht man wie die kleinen

Knirpse im Sommer von den heißen Sonnenstrahlen ohne irgend welchen Schutz stundenlang durchgerbt werden, begreift man, wie sie in späteren Jahren so widerstandsfähig sind. Wer übrigens in der Nacht nicht gut geschlafen hat, sucht bei Tage das Versäumte nachzuholen. Im Schatten der Bäume, einerlei ob an der Straße oder an öffentlichen Plätzen sind zu jeder Stunde solche Tagesschläfer anzutreffen und sie ruhen dort gerade so unbesorgt und friedlich, wie daheim im Bette. Überhaupt bilden die „kühlen Plätze“ (Liank'uä tifan) das Stelldichein für Frauen und Kinder, und der Häupter des Dorfes, welche dort ihre Zeit verträumen, verplaudern oder verschlafen. Frauen nehmen meistens etwas Handarbeit mit oder führen eine Henne mit Küchlein spazieren. Die kühlen Plätze sind gewöhnlich etwas hoch gelegen und von einigen Bäumen umschattet. Wer einen Obstgarten besitzt, macht es sich dort unter den Bäumen gemütlich und bewacht zugleich die Früchte gegen die Gelüste der Buben. Wer sein Feld mit Kürbis oder Melonen bepflanzt hat, errichtet in der Mitte desselben eine Hütte, wo er mit Kind und Kegel während des Sommers wohnt. Bei den alten Juden muß es früher wohl ähnlich so gewesen sein; spricht ja schon der Prophet (Is. 1. 8) von einer Hütte im Kürbisacker und vergleicht damit die Tochter Sion.

In den Städten, wo an den Hauptstraßen meistens für Bäume kein Platz geblieben ist, werden auf Stangengerüsten Mattendächer ausgebreitet, welche für das Innere der Häuser ungemein kühlend wirken. Kein Sonnenstrahl findet dort Einlaß, weder auf die Straße noch an die Wände der Häuser. Überhaupt gilt es als Prinzip, „nahe am Boden im Schatten, dort ist es am kühlsten“. „Besteige im sechsten Monat keinen Turm (mehrstöckiges Haus) sagt ein Sprüchwort, noch wage dich auf ein Schiff.“ In den höheren Regionen ist Glühluft; die Etagen zur platten Erde aber ziehen noch Kühlung vom Boden. Das Reisen ist zu vermeiden; auf dem Meere kann dich plötzlich eine Taifun überraschen, die Regenzeit aber macht das Reisen zu Lande kaum möglich wegen Bodenlosigkeit der Wege.



Die Hundstage.

Die Hundstage im Reiche der Mitte beginnen mit dem 19. Juli und finden am 19. August ihr Ende. Wie sich die Chinesen über die „kalte Zone“ durch neun mal neun Abschnitte hinwegzuhoffen wissen, so wird auch die Zeit des Schwitzens in drei verschiedene Perioden abgeteilt: in die Zeit der mäßigen Wärme (小 暑 19. Juli—29. Juli), wo es sich noch ertragen läßt, in jene der großen Wärme (大 暑: 29. Juli—9. August), die zum Glück nur zehn Tage dauert, und in jene der absteigenden Wärme (末 暑: 9. August—19. August), wo sie glücklich überstanden ist. In den letzten Abschnitt fällt bereits Herbstanfang (立 秋 17. August).

Die chinesischen Hundstage werden fu tien (伏 天) genannt. Der Ausdruck soll uralt und von einem Herzog Tei aus der Tsin-Dynastie (909—246) zuerst gebraucht worden sein. Fragt man aber einen Gelehrten, was die Bezeichnung fu tien zu bedeuten hat, so wird er höchst wahrscheinlich lächelnd sein weises Haupt schütteln und tief bedauern, keine Aufklärung geben zu können. „Man sagt halt so und tut es seit uralter Zeit.“ Aber trotzdem gibt es eine Erklärung und zwar eine doppelte.

Die eine sagt, fu tien bedeute so viel als die Tage der Zurückgezogenheit. Man soll sich während der heißen Zeit in die inneren Gemächer zurückziehen, nicht viel ausgehen und vor allem das Reisen vermeiden. Mit dieser Erklärung deckt sich das chinesische Sprüchwort: liu, la, pu tschu men: Im 6. und 12. Monat bleibe daheim.

Tiefsinniger ist eine andere Version. Die Chinesen kennen fünf Elemente, von denen das Feuer (火 huo) den Sommer bezeichnet, das Metall (金 tjin) aber den Herbst. Das Metall muß trotz seiner Härte dem Feuer weichen, weil es sonst zum Schmelzen gebracht wird. Deshalb kann der Herbst nicht die Herrschaft beginnen, es sei denn der Sommer trete sie freiwillig ab.

Übrigens ist das Zeichen fu zusammengesetzt aus Mensch und Hund (伏 fu = 亻 Mensch, 犬 Hund), und somit hat auch an den chinesischen Hundstagen der Hund seinen Anteil.

Um uns die Hitze der Hundstage zu veranschaulichen sagt man sprichwörtlich: „Der Ochs aus dem Reiche U schnauft beim Anblick des Mondes.*) Bei Tage hat ihm die Sonne derart zugesetzt, daß er auch während der Nacht, beim hellen Scheine des Mondes, daran dachte und geängstigt zu schnaufen anfing.

---

*) 吳牛喘月

Der Ursprung der Hacke.

Dem Heiden ist es freilich unbekannt, daß die Erde verflucht wurde um der Sünde willen. Aber daß sie ohne Bebauung nur Disteln und Dornen trägt, weiß jeder Bauer, und es ist ihm auch nicht verborgen, daß es einstmals besser gewesen. Im chinesischen Volksmunde läuft darüber folgende Legende um:

Vor vielen 1000 Jahren gebrauchte man weder Hacke noch Pflug; das Getreide wurde einfach aufs Land gesät und dann wuchs es bald üppig empor. Aber ein Sprüchlein mußte jeder sagen, damit die Saat schnell gut gedeihe und reichliche Ernte bringe. Die Bauern gingen darum jeden Tag einmal über das Land und sprachen:

草 死 苗 活 地 發 懸

T'ao ssü, miao huo, di fa chuen:

Es sterbe das Unkraut, es gedeihe die Saat, locker sei die Erde.

Allmählich aber wurde ihnen das Gehen etwas unbequem, zumal wenn die Sonne heiß schien, und sie fanden, daß es gemütlicher sei, im Schatten eines Baumes zu liegen. Das Sprüchlein wird seine Wirkung auch schon tun, wenn wir es im Liegen sprechen, dachten sie, weshalb sollen wir uns von der heißen Sonne bescheinen lassen, da es im Schatten doch gar so kühl ist? Sie stellten also sofort ihren Gang über den Acker ein und suchten dafür einen schattigen Platz auf und sagten ihr Sprüchlein her, während sie auf dem Rücken lagen. Allmählich aber stellte sich der Schlaf ein und beim Schlafen ist bekanntlich der Wille nicht immer Herr der Zunge. Da geschah es dann, daß sie die Worte der Zauberformel verkehrt stellten und den Himmel baten:

苗 死 草 活 地 發 乾

Miao ssü, t'sao huo, di fa kan:

Es sterbe die Saat, das Unkraut gedeihe, trocken sei die Erde.

Und siehe da! Nur allzubald zeigten sich die Folgen der Trägheit. Die Ähren ließen betrübt ihre Köpfe hängen, das Unkraut schoß weit darüber empor und bedeckte bald die gute Saat; die Erde aber war hart und trocken, wie eine Tenne. Da machten sich die Bauern bald wieder auf die Beine und gingen über ihre Äcker, wobei sie das gewohnte Sprüchlein in richtiger Reihenfolge der Worte und mit vieler Aufmerksamkeit hersagten. Aber es war zu spät. Üppig wuchs das Unkraut weiter, und immer härter wurde die Scholle; alles Beten und Wünschen war umsonst. Da nahmen

die Bauern ihr Topfmesser[1]) und begannen damit die Erde zu lockern und das Unkraut auszujäten. Das aber kostete noch viel mehr Schweiß, und man wurde zum Erbarmen müde. Verdrießlich streckten sich einige in den Schatten einer Akazie nieder, die am Wege stand. Das Messer, mit dem sie die Erde gelockert hatten, legten sie neben sich. Der Schlaf kam jetzt noch schneller als früher, weil sie sehr ermattet waren. Sie merkten es nicht einmal, daß ein Wagen an ihnen vorbeifuhr und ein Rad gerade über das Messer fortging. Dieses wurde dadurch an der Spitze umgebogen, und es stellte sich heraus, daß es in dieser Form noch bequemer zu handhaben sei. Da benützte man sofort nur noch umgebogene Messer, die Hacke, um das Unkraut auszujäten und den Boden des Ackers zu lokern.

Die Weizenernte.

Kännten die Chinesen ein Hurrah,[2]) so ging es sicher mit Hurrah in die Weizenernte. Kein Winzer zieht so wohlgemut in seinen Weinberg, wie der chinesische Bauer in sein Ährenfeld. Freilich „von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß," soll der Weizen nicht ausfallen oder vom Felde geraubt werden. Da heißt es denn sich sputen von morgens früh bis abends spät und kaum wird die nötige Zeit zum Schlafen gefunden. Aber alle die Mühe läßt man gerne über sich ergehen. Man kann sich ja jetzt gütlich tun an Weißbrot und kalter Küche und selbst der Schnaps fehlt bei manchem nicht. Auch verdient oder sammelt man sich etwas für die Zukunft und bringt die Weizenernte einigermaßen Linderung und Erlösung aus den Drangsalen und Hungerkuren des gestrengen Winters. An der Weizenernte nimmt denn auch in der Regel jederman teil, alt und jung, reich und arm. Die Schulen werden für diese Zeit geschlossen, und auch der Freund der Wissenschaft verläßt einstweilen seine Bücher, um sich auf dem Felde zu beschäftigen. Wer keinen Weizen schneidet, geht Weizen sammeln, auch wenn er dessen nicht bedarf. Sogar das Frauengeschlecht darf sich in der Weizenernte aus den Häusern aufs freie Feld wagen. Selbst bejahrte Matronen wollen frische Luft schöpfen und gehen mit ihren Töchtern

[1]) Das Topfmesser hat eine spartenartige Form und man entfernt damit die Mahlreste, die sich im Topfe festgesetzt haben.

[2]) Und doch sollen wir besagten „Schlachtruf" von den Chinesen (Tataren) gelernt haben. —

Ähren sammeln; das ist eine gute Gelegenheit, Projekte zu machen für zukünftige Verbindungen, und grade für den Heiratsvermittler reift in diesen Tagen das beste Korn.

Arme Familien, die selbst keinen Weizen zu schneiden haben, ziehen schon beizeiten mit den Kindern fort in eine Gegend, wo die Ernteaussichten besonders günstig sind. Bei uns hier in Süd-Schantung ist es vor allem das Überschwemmungsgebiet des gelben Flusses, wo alljährlich der beste Weizen wächst und das zur Zeit der Ernte überflutet wird von einem Menschenstrom. Selbst aus weiter Ferne kommt man herangepilgert. Die Männer vermieten sich als Schnitter, Weiber und Kinder aber gehen Ähren sammeln. Begreiflicherweise kommt es da oft genug zu Reibereien, und nicht selten wird dem Eigentümer aller Weizen fortgeraubt, weil er den Sammlern zu wenig gegönnt hat. Ja, schon förmliche Schlachten sind geliefert worden, weil man sich nicht einigen konnte über den rechtmäßigen Besitz des Feldes, so daß die Sichel als Schwert gebraucht wurde und der Mandarin mit seinen Soldaten gegen die Kämpfer ins Feld ziehen mußte.

Der Weizen reift ungemein schnell, weshalb die ganze Ernte innerhalb weniger Tage beendet sein muß. Um diese Zeit werden sehr hohe Löhne gezahlt, und doch fehlt es noch bisweilen an Schnittern. Wenn sich dann ein Sturm erhebt, werden die Halme geknickt und das überreife Korn fällt aus den Ähren. Wenn aber die Regenzeit gar zu früh einsetzt, oder ein starkes Gewitter niedergeht, werden die Felder oft überschwemmt; falls der Weizen noch seine Aehren über Wasser hält, wird er dann ausgerupft.

Die Schnitter bedienen sich einer schmalen, langgestielten Sichel, und die Arbeit würde jemanden, der nicht daran gewöhnt ist, recht mühsam vorkommen. Nichtsdestoweniger kann ein tüchtiger Schnitter in einem Tage über vier chinesische Morgen zum Falle bringen. Allerdings stehen die Reihen in der Regel ziemlich weit auseinander und sind die Halme auch weniger fest und kräftig als bei uns. Schon Jahrtausende säen die Chinesen ihren Weizen reihenförmig mit Maschinen; das Abernten desselben aber geschieht noch gerade so wie zur Zeit, als die gute Schwiegertochter Ruth ihre Ähren sammelte.

Die Garben werden mit Stricken aus Hirsenstroh gebunden, oder man verladet das Getreide ungebunden auf die Wägen. Das Feld muß sofort geräumt werden, und kaum ist die letzte Garbe verladen, dann stürzen sich die Aehrensammler, welche dasselbe in dichten Scharen umstehen, darüber her, und in wenigen Minuten ist

auch die letzte Aehre verschwunden. Selbst die Stoppeln bleiben nicht verschont, sondern werden als Brennmaterial ausgehackt und gerupft. Es ist nur ein weniges, was der Einzelne bekommt, und man sucht deshalb auch dort zu rupfen und zu sammeln, wo es nicht erlaubt ist. Jeder Weizenwagen, der nach Hause gefahren wird, muß eskortiert werden, weil er sonst unterwegs schon abgeladen würde. Und auch auf der Tenne ist das vielbegehrte Korn noch nicht in Sicherheit. Wenn die Tenne nicht mit einer Mauer umgeben ist, muß sie während der Nacht bewacht werden, denn auch in der Dunkelheit wird Weizen gesammelt. Wer aber einen Weizensammler beleidigt hat, oder aus Geiz das Korn zu rein geschnitten hat, darf sich darauf gefaßt halten, daß man ihm während der Nacht den roten Hahn in seine Haufen zu setzen sucht. Jedermann ist deshalb bestrebt, die Tenne möglichst bald rein zu dreschen; und erst wenn er das goldene Korn im Speicher oder in den Getreidekörben gesichert weiß, darf er aufatmen und sich etwas ruhiger zum Schlafe niederlegen. Recht hart war die Zeit für ihn; länger als einen Monat mußte er um seinen Weizen in Sorge leben. Kaum hatte sich etwas Mehlmilch in den Ähren gesammelt, mußte er ins Feld zur Wache ziehen; denn das arme Volk wartet nicht mit dem Sammeln, bis der Weizen reif ist, sondern kann ihn schon gebrauchen, wenn kaum die Blüte abgefallen ist. Die Ähren werden ausgedrückt und der Saft wird zu Brei gekocht.

Das Dreschen des Weizens geschieht mit Steinwalzen, welche über die ausgestreuten Halme von Tieren im Kreise gezogen werden. Das Stroh wird infolge dessen sehr zerkleinert und ist nun als Futter und Brennmaterial mehr tauglich. Will man die Halme benutzen, müssen die Aehren vorher abgeschnitten werden. In einigen Gegenden, z. B. bei uns hier in Kuen-tsch'öng, gebraucht man die ungedroschenen Weizenhalme besonders um Strohborden daraus zu flechten. Diese Arbeit, welche hauptsächlich von Frauen verrichtet wird, brachte früher den armen Leuten ein gutes Verdienst, in den letzten Jahren ist der Wettbewerb aber bereits derart gewachsen, daß sie ihre Strohflechten nur mehr um den halben Preis verkaufen können.

Das Korn wird von der Spreu gereinigt, indem man es gegen den Wind wirft; die Spreu ist ein beliebtes Pferde- und Ochsenfutter. Das zerkleinerte Stroh wird in Haufen gesetzt, die dann oben mit Erde beschmiert werden, zum Schutze gegen Regen und Feuer. Ehe der Weizen seinen endgültigen Platz bekommt, muß er noch öfter an der Sonne gedörrt werden, weil ihn sonst der Kornkäfer frißt.

Gleich nach der Ernte fällt der Preis des Kornes meistens um die Hälfte. Jetzt heißt es alte Schulden tilgen, und wer Weizen geerntet hat, wird von seinen Gläubigern so lange gedrängt, bis entweder der Weizen alle verkauft oder die Schuld bezahlt ist. Wer aber sein Geld bei Zeiten auf die hohe Kante gelegt hat, benutzt diese Gelegenheit, einen guten Vorrat Getreide einzukaufen, denn nach einigen Monaten hat dasselbe den doppelten Wert. Zu Neujahr, bei Hochzeits- und Begräbnisfeierlichkeiten, muß ja jeder „Weiß“ essen, auch der Arme, selbst wenn er sich das Geld zum Kaufen erborgen muß und jetzt den doppelten Preis dafür zu zahlen hat gegenüber dem, zu welchem er ehemals seinen eigenen Weizen verkaufte.

Der Reiche freut sich, wenn er sein Korn wohlverwahrt daheim aufgespeichert und das Stroh in Haufen zusammengebracht hat. Die Matronen führen wieder ihr Drohnenleben und bewachen ihre heiratsfähigen Töchter im wohlummauerten Heim. Der Arme aber, der zum Sammeln ausgegangen ist, zieht jetzt mit seinem Karren wieder nach Hause. Er hat viel geschafft bei Tag und Nacht und war nimmer müde, die goldkörnigen Halme zu lesen. All die Seinen haben fleißig mitgeholfen, selbst die Kleinsten, die noch nicht laufen konnten, sind auf den Äckern herumgekrochen und haben Ähren gesucht. Behäbig sind die armen Leute bei dieser aufreibenden Lebensweise nicht geworden, trotzdem sie besser gegessen haben, als gewöhnlich, ja sich zu Zeiten sogar eine Knoblauchsknolle gegönnt haben. Noch sehen sie aus wie die sieben teuren Zeiten, womöglich noch ungewaschener als ehedem. Doch brauchen sie sich keine Sorge zu machen um den Unterhalt der nächsten Zukunft, weil sie zwei volle Säcke mit nach Hause führen. Sie haben jetzt genug zu essen bis zur Herbsternte. Der Herbst aber bringt Sorgho, Bohnen, Hirse und Mais; dann wird von neuem gesammelt und gestohlen, um das Nötige für den Winter zusammen zu hamstern.

Sommerfäden.

Der Herbst daheim hat den Altweibersommer im Gefolge. In China ist es gerade so, nur mit dem Unterschiede, daß die Sommerfäden *tien sü* 天絲 „Himmelsseide“ genannt werden. Selbige sollen der Himmels-Großmutter (王母娘娘 *wang mu ngan ngan)* bei ihrer Arbeit entfallen sein. Den ganzen

Sommer hat sie fleißig gearbeitet, um wohlgerüstet in den Winter zugehen. Jetzt da die Kleider alle bereitet sind, wird der Himmelssaal ausgefegt und der Seidenabfall fliegt im Himmelsraum umher.

Eine andere Version besagt, die Sommerfäden seien nichts anderes als die vermoderten Federn unzähliger Vögel, die am 7. des 7. Monats dem „göttlichen Kuhhirten“ (牛郎 *niu lang)* eine Brücke über den „Himmelsfluß“ (天河 *tien ho* Milchstraße) geschlagen haben und dabei zu grunde gegangen sind. Bekanntlich feiert an diesem Tage besagter Kuhhirt Wiedersehen mit seiner Frau Gemahlin, der „webenden Maid“ (織女 *tsche nü*). Kein Vöglein soll dann auf dem Erdenrunde zu entdecken sein, mit Ausnahme jener, die in Käfigen eingeschlossen sind.

Eine dritte Erklärung der Sommerfäden sagt, dieselben rührten von Vögeln her, die im Fluge nach oben der Sonne zu nahe gekommen und dann verbrannt seien. Wenn sich nämlich ein Vogel von der Erde zu weit in die Höhe wage, verlasse ihn die Besinnung; er vermöge nur mehr die Flügel auseinander zu breiten, könne sie aber nicht mehr schwingen. Die Luft trage ihn schließlich in die höchsten Regionen empor, wo er der Sonnenhitze zum Opfer falle. Die versengten Federn schweben dann allmählich als „Himmelsseide“ zur Erde nieder. Mit dieser Erklärung wäre ja der Wissenschaft ein Dienst erwiesen, die das Verbleiben der Vogelleichen nicht recht zu deuten weiß.

Hat die Himmels-Großmutter wacker gesponnen, d. h. fliegen die Sommerfäden sehr zahlreich umher, so bedeutet das nach chinesischer Auslegung einen fruchtbringenden Herbst im nächsten Jahr. Ubrigens erinnert die Himmels-Großmutter auffallend an Holda, die Göttin der alten Germanen, welche gleichfalls als sorgsame Mutter der Natur betrachtet und verehrt wurde. Sie spann und webte nicht nur den Teppich der Flur — auch die Fäden, welche das Leben der Sterblichen verknüpft, glitten durch ihre Finger.

Wassermelonenfest in Puoly.

Sprudelndes Quellwasser ist bei uns in China fast ebenso rar wie Bier und Wein; das Wasser aus dem Brunnen aber ungekocht zu trinken, ist gefährlich, oder man muß ein gutes Stück Knoblauch dazu essen. Es bleibt also nichts übrig, als Tee zu trinken oder gekochtes Wasser. Doch um ehrlich zu sein, muß ich dem Leser verraten, daß uns der gütige Schöpfer

auch noch ein anderes Labsal bereitet hat, und zwar gerade dann, wenn die Natur desselben am meisten bedürftig ist. Das sind die Wassermelonen, die in der Hitze vortrefflicher und weit bekömmlicher sind als Bier, Wein, Quellwasser und dergleichen Dinge, wonach sonst der durstigen Menschheit gelüstet.

Alljährlich führe ich unsere Waisenknaben einmal in ein Melonenfeld, um dort nach Herzenslust zu kosten. Will der Leser im Geiste den Genuß mitmachen, ist er freundlichst eingeladen. Wir wählen einen Sonntagnachmittag. Wenn Katechese und Segen beendet sind, ertönen fünf Schläge des Tamtam, ein Zeichen, daß Appell ist. Die Knirpse stellen sich in zwei langen Reihen der Größe nach geordnet auf. Die Altersstufe von 5 bis 15 Jahren ist vertreten. Sobald sie da stehen, darf sich keiner mehr mucksen. Doch sie wissen, daß diesmal weder revidiert noch inspiziert wird, und darum strahlt es auf allen Gesichtern. Wie wenn es daheim in die Waldbeeren geht oder zur Kirmes, ähnlich ist unsere Jugend erfreut, wenn sie ins Melonenfeld geführt wird.

Wie sie da stehen, gehen sie auch in Reih und Glied, nicht im Schritt, aber zu zweien und zweien, vorauf die Größeren. Jetzt darf geplaudert werden; worüber sich das Thema verbreitet ist leicht zu erraten, natürlich über die Sikua (Wassermelone). Sikua heißt wörtlich: die westliche Melone oder Melone aus dem Westen. Dementsprechend gibt es auch Tungkua: Melone aus dem Osten; selbst Süd und Nord ist vertreten in Naenkua, Peikua. Überhaupt zählen die Chinesen eine ganze Reihe verschiedener Arten von Melonen, Gurken und Kürbissen auf. Der Sammelname dafür ist Kua. Fragen wir die Jungen, wie viele Sorten von Kua sie kennen, werden sie uns sicher einige Dutzend zu nennen wissen. Mehrere derselben haben verschiedene Namen. Auch wissen uns die Kinder über die Natur und das Aussehen der einzelnen Arten manches Interessante mitzuteilen. Weshalb die Wassermelone aber Sikua, Melone aus dem Westen genannt wird, ist auch dem begleitenden Lehrer, der übrigens einen Gelehrtenknopf trägt, ein Rätsel. Er meint, diese Melonenart entstamme wohl aus Sijan (Europa), da ja das Beste immer von dort komme, die Sikua aber die Königin aller Kua sei.

Viel Rühmliches wissen die Buben auch über die Tienkua, die süße Melone, zu berichten. Sie ist vor allem so recht eine Kinderfrucht und tritt für die chinesischen Kleinen an Stelle der Erdbeeren und Kirschen; süß von Geschmack und lieblich duftend, sagt sie dem jungen Volke vor allem zu. Eine Menge Kosenamen rühmen ihre guten Eigenschaften: „Die stundenweit Duftende“

(sche li chiang); „Die im Feuer Gebratene“ (huo li siu), eine rote Abart; „Die mit Kandiszucker Gefüllte“ (pei t'ang kuen); „Ein Widderhorn voll Honig“ ((jang tjüo mi); „Glänzende Laterne“ (töng lou tsui). Das alles sind Bezeichnungen einer und derselben Melonenart. Aber trotz der Menge wohlklingender Namen fallen alljährlich viele Kinder ihrem Genusse zum Opfer. Die Frucht disponiert zur Malaria, und besonders wer nüchtern davon ißt, muß es mit Krankheit büßen. Die Zeit der Melonenreife ist deshalb so recht die Zeit der Ernte für unsere Täufer von Heidenkindern. Die chinesischen Mütter sind unverzeihlich leichtsinnig in Behandlung ihrer Kinder, und täglich kann man sehen, wie junge Wesen, die kaum ein Jahr alt sind, den ganzen lieben Tag an einem Stück Süßmelone lutschen.

Nicht weniger gern werden Gurken gegessen, aber ihr Genuß ist für Kinder auch nicht minder schädlich. Übrigens gedeihen die Gurken (besonders eine Art Schlangengurken) zu wahren Prachtexemplaren. Dieselben ranken ähnlich wie Erbsen an Stangen empor. Trotz sorgsamster Pflege in Mistbeeten und unter Glas würde man in Europa wohl niemals derartige Gebilde züchten können, wie sie hier im Freien wachsen. Ich sah schon Schlangengurken von einem Meter Länge tief grün wie das Meer und glänzend wie Marmor.

Die Jungen wissen noch viele Vorzüge einer Tjinkua (Goldmelone) zu rühmen. Ihren Namen verdankt sie dem goldenen Aussehen, wodurch die reife Frucht in die Augen sticht. Im Sommer ernähren sich manche Familien fast ausschließlich von ihrem Genuß. Gekocht wird dieselbe mehlig, hat einen angenehm süßlichen Geschmack, ähnlich wie die Süßkartoffeln. Auch wir bestellen alljährlich viele Morgen mit dieser Melonenart, und die Kinder essen sie lieber als Weizenbrot oder sonstiges Gemüse. Zudem ist der Genuß vollständig unschädlich. Aehnlich wie die Goldmelone wird die Wintermelone (Tungkua) gezogen; sie hält sich den Winter hindurch und liefert in Fleischbrühe gekocht ein beliebtes Gericht, das sogar auf dem Tische der Reichen geschätzt wird. Als Eigentümlichkeit dieser Melone ist ein reifartiger grauer Niederschlag zu nennen, welcher die Schale überzieht.

Der kleine Peter weiß eine Nudelmelone (Tjaokua) zu preisen, die früher sein Vater gezogen, und er habe alljährlich viele davon verkauft. Sobald die Frucht gesotten ist, fällt das Fleisch nudelartig in langen Streifen auseinander. Kalt geworden und mit Zutaten versehen, dient es dann als Nachtisch bei Reichen, bei Armen aber, die sich satt daran essen, als Hauptgericht.

Doch wollten wir die kleinen Schwätzer alle zu Wort kommen lassen, sie hätten noch stundenlang zu kramen; das Melonenfeld ist aber sogleich erreicht. Es genüge zu bemerken, daß es außer den genannten noch eine ganze Reihe Gurken, Melonen und Kürbisse gibt, die nicht genossen werden. Man zieht sie nur der Zierde halber oder weil sie, reif geworden, allerhand Gerätschaften abgeben. Eine Art langstieliger Kalabassen braucht nur in der Mitte geteilt zu werden, und die Hausfrau hat ihren Löffel zum Suppeschöpfen fertig; wer so einen Löffel voll Suppe bekommt, verlangt nicht nach einem zweiten, denn das Ding hat gewaltige Dimensionen. Andere, die stiellos sind, werden als Samenbehälter benutzt oder dienen zum Wasserschöpfen. Eine Zwergart dieser Kalabassen verziert man mit allerhand Schnitzwerk, und sie werden dann als Unterschlupf für Grillen und Heuschrecken benutzt. Im Winter, wenn die Natur erstorben, Zikaden, Grillen und Heuschrecken schon längst ihr Gezirpe eingestellt und sich in die Erde verkrochen haben, singt die Grille in ihrer Kalabassenwohnung vergnügt weiter. Sie verspürt noch nichts vom Winter, denn in den Achselhöhlen oder auf der Brust ihres liebevollen Beschützers ist es frühlingswarm. Recht drollig hört es sich an, wenn so ein Grillenliebhaber sich in Gesellschaft befindet und das kleine Tierchen im Busen bei der Unterhaltung das größte Wort führt. Nimmt aber ein Schüler seinen Liebling (meistens eine Heuschrecke) mit in den Unterricht, ist er bald verraten, und die beiden Freunde müssen sich trennen.

Mit Hurra geht es in den Wald hinein, in die Beeren; doch so eilig haben es unsere Jungen nicht. Überhaupt verfügt die chinesische Jugend über viele Prozent weniger Lebhaftigkeit als die Rangen anders wo, und es ist verhältnismäßig sehr leicht, sie in Zucht zu halten. Zudem ist so ein Melonenfeld doch auch ganz anders geartet als ein deutscher Wald. Eine Umfriedigung finden wir nicht oder höchstens nur eine sehr dürftige, aus wenigen Sorghostengeln oder Dornen bestehend. Aber eine Hütte steht gleich am Wege, überschattet von einer Kürbisstaude. Das ist die provisorische Behausung des Besitzers; dort wohnt er bei Tag und Nacht, sobald die Früchte zu reifen beginnen. Rufen ihn andere Geschäfte nach Hause oder geht er auf den Markt Melonen verkaufen, so lösen sich Weib und Kind im Bewachen ab. Als Gesellschaft hat er sich eine Schar Küken großgezogen, die sich selber Nahrung suchen und eine Nebeneinnahme bilden, wenn sie groß geworden.

„Jetzt aber mal Melonen herbeigeholt, gut ausgereifte, bringt vorläufig zwanzig Stück.“ Die Jungen kauern sich auf den Boden

nieder; alle sind durstig und der ersehnte Augenblick naht heran, wo es Wasser zu trinken gibt. Aber das ist kein Wasser aus hartem Felsen, sondern aus dem weichen Herzen einer Pflanzenfrucht. Der Mund zarter Wurzeln hat es aufgesogen; in den langen Gängen der Ranken wurde es destilliert; im innern der Melone kochte es die heiße Julisonne gar und mischte Zucker hinzu und Aroma. Aus keiner Filter fließen so klare Tropfen, als die Melone sie birgt; Limonade, Brausepulver und dergleichen Durstlöscher haben mitsamt keinen so einfachnatürlichen Geschmack, wie diese Gottesgabe im Felde.

Nun wird nach Herzenslust gegessen und getrunken, denn Wassermelone verzehren, ist sowohl ein Essen wie ein Trinken. Ein Rausch stellt sich nicht ein; auch sind sonst, im Gegensatz zu der Süßmelone, keine üblen Folgen zu fürchten. Die Pflanze unterscheidet sich äußerlich von den anderen Melonenarten besonders durch ihre grauen, zerzackten Blätter. Es gibt viele Sorten, die von einander verschieden sind im Aeußern, im Innern und in der Farbe der Kerne. Saenpei, die „Dreiweißigen“, sind solche, die weiße Haut, weißes Fleisch und weiße Kerne haben; diese Sorte soll die beste sein, besonders wenn das Fleisch, ähnlich wie Kandiszucker, körnig geworden ist. Andere haben rotes Fleisch und schwarze Kerne; dieselben haben ein vorzüglich appetitliches Aussehen. Besonders durststillend ist die Frucht, wenn man sie vor dem Gebrauche erst einige Stunden in kaltes Brunnenwasser legt. Unsere Schantung-Melonen haben in ganz China einen guten Ruf, weshalb sie als Kaisergabe alljährlich nach Peking gehen. Ganze Schiffsladungen werden zum Süden befördert, um dort Durstige zu erquicken und Marode zu erfrischen.

Auch Kerne und Schalen der Wassermelone werden benutzt. Man hebt die Kerne auf, trocknet sie, und während der langen Winterabende, oder wenn die Unterhaltung nicht fließen will, knabbert man die „(Güte[1])“ heraus, die den Nüssen nicht unähnlich schmeckt. Die Schale wird als Schweinefutter benutzt, oder man legt sie in Salz, und nach einigen Monaten ist sie als Salzgemüse (Hien tsä) gebrauchsfähig. Das alles klingt recht appetitlich; wer aber einmal die Chinesen hat Melonen essen sehen, wird bei Leibe

[1] Das Zeichen für Güte, Milde (gin) ist das nämliche wie jedes, das Kern bedeutet (gin). Die Erklärung im Lexikon von Kaiser Khanchi sagt darüber folgendes: Die Güte gilt als Lebensprinzip; ähnlich wie das Herz Sitz der Milde ist und deshalb auch Lebensprinzip im Menschen, gilt der Kern als Herz und Lebensitz in der Schale.

auf die Kerne verzichten, mögen sie auch noch so gut geröstet sein. Ebensowenig wird er von dem vielgepriesenen Salzgemüse nehmen, falls sich Melonenschalen darunter befinden. In Städten nämlich und an Plätzen, wo viele Melonen gegessen werden, halten sich immer Bettler auf, welche die ausgespuckten Kerne aufsammeln, desgleichen die beiseite geworfenen Schalen. Beim Verzehren gebraucht man weder Messer noch Löffel, sondern die Stücke werden aus der Hand gegessen, weshalb an der Schale ganze Reihen von Zähnen abgebildet sind. Die Bettler verkaufen dann ihre Kerne und Schalen, erstere an Konditoren, die letzteren an Salzgemüsehandlungen. Die äußerste Haut der Schale soll zu Fleckenwasser verarbeitet werden können; doch findet sie dafür wenig Verwendung, da die Chinesen nicht viel auf Flecken geben.

Unser „Wirt“, ein von der Sonne braun gebrannter Chinese, weiß mancherlei zu erzählen über den Anbau der Melonen und ihre Pflege. Jede Pflanze trägt höchstens drei Früchte; alle Nebenranken werden abgebrochen, „damit die Hauptkraft sich in gerader Linie entwickele“. Als Dung werden Bohnenkuchen hochgeschätzt; sie sollen besonders dazu beitragen, daß die Melonen süß werden. Für den Anbau ist sandiger Boden besser geeignet als lehmiger. Haupterfordernis für eine gute Melonenernte ist aber die warme Sonne; je heißer ihre Strahlen auf die Frucht herniederbrennen, um so vorzüglicher ist ihre Qualität. Als Spezialität gilt die sogenannte Ta-kua, die große Melone. Sie wird hauptsächlich der Kerne halber gezogen. Geht ein Wanderer am Melonenfelde vorbei, wird er zum Essen eingeladen; er kann nehmen, so viel er nur will. Aber er erhält „große Melonen“ vorgesetzt und bekommt davon wenig in den Magen; dem Verkäufer ist es nur um Reinigung der Kerne zu tun.

Um zu erfahren, ob eine Melone reif ist, wird sie durch Anschlagen mit der flachen Hand geprüft. Es gehört Übung dazu, um recht zu hören und gut zu fühlen; unser Gewährsmann aber hat in der Sache ziemlich viel Sicherheit und geht selten fehl. Eine ausgewachsene Melone kann 40 bis 50 Pfund schwer werden. Gut ausgereift halten sie sich noch wochenlang. In Eiskeller gelegt bewahrt man sie für Kranke und Gourmands, die auch im Winter bisweilen gerne ein Labsal des Sommers verkosten. Kranke, die an Dysenterie leiden, sind oft durch einige Schnittchen Wassermelonen wieder hergestellt.

Wenn jemand einem Melonenbauer schaden will, wickelt er etwas Moschus in seinen Gürtel und geht quer über dessen Feld. Der Moschusgeruch ist (wie die Chinesen behaupten) ein großer

Feind der Melonen und sie sollen allsogleich absterben, wenn er in ihre Nähe kommt.

Heute war ein Glückstag für unsern Verkäufer; so gute Geschäfte hat er an einem Tage lange nicht mehr gemacht. Sonst muß er meistens stundenlang schreien, ehe er eine Melone an den Mann bringt, denn für gewöhnlich geht sie nur stückweise ab. Ein gutes Exemplar kann in 20 bis 30 Stücke geschnitten werden, von denen jedes einen Käsch kostet. Die Stücke sind gerade nicht groß, aber Sache des Verkäufers ist es, sie anzupreisen. „Leute kauft! Stücke so groß wie ein Schiff! Zucker ist bitter im Vergleich zu meinen Melonen!“ — Derartige Lügen schreit er unzählige an einem Tage in die Welt hinaus.

Der Herbst.

„Bund sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Kühler weht der Wind.”

Bei unserm Schantungsherbst gilt allerdings nur die letzte Zeile: „Kühler weht der Wind”. Von bunten Wäldern kann keine Rede sein, weil es hier zu Lande nichts gibt, das einem Walde ähnlich sieht. Und mit den Früchten verschwinden auch die Stoppeln von den Feldern, freilich einige Tage später. Gewöhnlich überläßt man es den Armen, dieselben auszurupfen, die sie dann verkaufen oder selbst als Brennmaterial benutzen.

Gestern hat es fast den ganzen Tag geregnet, heute aber vertreibt der Nordwest die noch hängenden Wolken und spendet Kühlung und klaren Himmel. „Glücklich überstanden“, spricht mit sonnigem Speckgesichte ein Epikureerfreund mit gewaltiger „Weisheitstonne“ (d. h. mit großem Leibesumfange), der sich eben im Schatten eines Baumes in seinen Sorgenstuhl niederläßt. Die Sommerhitze hat ihn in eine Entfettungskur genommen, und er ist sichtlich um einige Pfund leichter geworden. Er hat sich auf alle nur mögliche Weise gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu schützen gesucht, aber die schmorige Wärme dringt allmählich überall hin, und der Sommer läßt sich nicht so leicht aus dem Felde schlagen wie der Winter. Darum ist letzterer denn auch zumeist von armen Leuten gehaßt, während die Reichen dem Sommer mehr abhold sind.

Ein von Beiden gern gesehener Gast ist dagegen der Herbst. Dem Reichen füllt er Tonnen und Scheuern; der Arme aber hat von dem zu leben, was er sich öffentlich und im Geheimen sammelt.

Auch in China gilt der Herbst vor Allem als die Zeit der Ernte. Das Schriftzeichen, das Herbst bedeutet, ist aus 火 Feuer huo und 禾 Frucht huo zusammengesetzt. Damit ist angedeutet, daß die Hitze des Sommers jetzt Früchte und Getreide gar gesotten hat und das Einheimsen beginnen kann. Die Weizenernte fällt allerdings in den Sommer; weshalb auch der vierte Monat Mei-tsiu „Weizenherbst“ genannt wird. Als den „Bambusherbst“ bezeichnet man den dritten Monat, weil um diese Zeit der vorjährige Bambus abgeholzt wird. Der siebente Monat endlich gilt als der „Orchideenherbst“. Damit die Bauern auf den Feldern nicht von bösen Geistern und Kobolden behelligt werden, werden diese am fünfzehnten Tage des siebten Monats eingefangen und dem Stadtgott (Tsch'önghuan) in Verwahrung gegeben, der sie für die Zeit der Ernte beaufsichtigen soll.

Am fünfzehnten Tage des achten Monats ist dann das Erntefest, das nächst dem Neujahr als eine der größten Feiertage des Jahres gilt. Mit Essen und Trinken tut man sich gütlich; Trauben und andere Früchte und vor allem die „Mondkuchen“ (Jüo-ping), ein Spezialgebäck für das Erntefest, werden an Freunde und Bekannte geschickt. Mit Bezug hierauf heißt es „Herbstwind machen“, wenn man sich die Gunst eines andern mit Geschenken verschaffen will. Gedenkt aber ein Gelehrter seine Lizenziatsprüfung zu bestehen, so muß er sich „in die Herbsthecke verschließen lassen“. Ehemals wurden nämlich die Prüfungshallen mit scharfem Dorngehege umzäunt, um jede Verbindung mit der Außenwelt fern zu halten. „Herbstreif“ bezeichnet die Tugend einer ehrsamen Witwe, die ihren ersten Gatten betrauert und in Enthaltsamkeit lebt. Eine „Gurke, die spät im Herbste am Stecken emporrankt“, ist das Bild einer alten Jungfer, die erst in bejahrten Tagen unter die Haube gekommen ist.

Der Hase ist bekannt unter dem poetischen Namen „Herbstjubel“ (Tsiu-li-chuan). Und in der Tat hat Meister Lampe allen Grund, sich gerade um diese Zeit zu freuen. Seine Nachkommenschaft ist herangewachsen und kann sich selbst helfen; das Feld liefert Futter in Fülle, zumal die leckeren Bohnen, sein Leibgericht. Gefahr aber hat er nicht zu fürchten, da die Bauern sonst vollauf zu tun haben und den „Herbst ruhig jubeln“ lassen. Sobald aber die Felder abgeerntet sind, muß er einige Zeit warten, bis die Weizensprossen neues Futter bieten. Auch ist es nicht mehr leicht, sich auf dem kahlen Felde zu verstecken; was ihm dann beim

Herannahen der Gefahr rettet, sind seine flinken Beine. Vielleicht hat der Hase auch dem Umstande seinen Namen zu verdanken, weil sich die ganze Welt auf das Erntefest freut und dabei seiner besonders gedacht wird. In die Mondkuchen ist vielfach sein Bild geprägt, im Monde aber soll ein leibhaftiger Hase am Erntefeste sein Spiel treiben. Wer sich hinter einen Pfirsichbaum versteckt und gut Obacht gibt, kann sich selbst davon überzeugen, sagen die Chinesen.

Mit Bezug auf das Erntefest singt der Dichter im Schi-king: „Im sechsten Monat (gemäß der Jahreseinteilung zur Zeit der Tschou-Dynastie), ißt man Pflaumen und Trauben, im siebten Monat erntet man den Reis und macht daraus für den nächsten Frühjahr Wein, die Augenbrauen der Greise aufzufrischen. Im siebten Monat ißt man Melonen. Im achten Monat bricht man Flaschenkürbisse. Im neunten liest man Samen von Sesam, pflückt Gänsedistel und sucht Ailantenholz und bereitet den Ackerleuten Speisen.“

Auch der Chinese betrachtet den Herbst als die Zeit, wo die fertige Natur zu trauern beginnt. „Im Herbst sind die Tage kalt, und alles Grün wird welk und alt.“ Er will damit den trostlosen Zustand des Reiches besingen, wo Parteiungen und Zwistigkeiten dem Einzelnen das Leben verbittern und den Staatskörper an den Rand des Grabes führen (Schi-king II. 5. 10). Ferner spricht er von „fallenden Blättern, die das Herz betrüben“. In dem vom Winde fortgetriebenen Laube erblickt er das Bild des Wanderers, der fern von der Heimat weilt und dem es öde und einsam ums Herz wird. Der klare Herbsthimmel erinnert ihn an die frisch sprudelnde Quelle, die sein eigenes Bild wiederspiegelt. Flüsse und Ströme mahnen ihn an das abgeklärte Greisenalter; sie haben es nicht mehr halb so eilig wie zur Zeit der Überschwemmungen, auch ist ihre Kraft gebrochen; „das Wasser ist klar, weil es nichts mehr tragen kann und daher ist auch sein Rauschen verstummt“.

Im „Liede vom Wunderknaben“ (Schi-tung-schi) schreibt der Dichter über den Herbst: „Schon beginnen sich die Regenschauer zu mäßigen, und der Himmel schüttelt vollends die Wolken ab. Ein goldener Wind (Westwind, in China gilt der Westen als die Goldecke) führt reichliche Kühlung herbei. Die Studierhallen erstrahlen im Freudenglanze (im Herbst ist gut studieren) und beim Lichte der Lampe erscheinen die Nächte verlängert“.

Nach chinesischer Anschauung giebt es im menschlichen Handeln auch einen Herbst, den Herbst der Vergeltung. Mit Bezug hierauf wird das Straftribunal Tsiu-tsan genannt, „Herbsforum“, und sein erster Beamte heißt Tsiu-kuan, „Herbstmandarin“. Wenn die

Untaten der Verbrecher zur Reife gelangt sind, wird die strafende Nemesis sie erreichen, sie mögen wollen oder nicht.

Auch für uns Europäer ist in China der Herbst von allen Jahreszeiten die willkommenste. Man lebt ordentlich wieder auf, wenn nach überstandener Sommerhitze die Sonne ihre freundlichen Strahlen vom kristallklaren Himmel sendet, ohne uns mehr zu brennen. Und setzt auch einmal ein Wind ein, so belästigt uns nicht mehr der leidige Staub, der die Wonnen des Frühlings vollends verdirbt. Dem europäischen Gemüse geht es aber ähnlich wie den Menschen. Kohl und Kappus vor allem haben im Sommer nur ein kümmerliches Dasein gefristet, ohne zu wachsen; jetzt aber holen sie das Versäumte nach, und wenn der Herbst nur einigermaßen trocken ist, gibt es im Winter auch Sauerkraut, Blumenkohl und die „Jungfer im Grünen" (Mettwurst im Kohl) vorausgesetzt natürlich, daß europäische Küche und Keller vertreten sind. Möhren und Rüben werden von den Chinesen erst im Spätsommer gesät, ebenso der bekannte Schantunger Kohl (Pei-tsä). Überhaupt gewährt es im Herbste besonderes Vergnügen, einen gut bestellten Blumen- oder Gemüsegarten zu durchwandeln. Namentlich sind es Herbstastern und Chrysanthemum, die jetzt ihre Pracht entfalten und, in Töpfe verpflanzt, verkauft und verschenkt werden; viele blühen bis spät in den Winter.

Aber auch die Herbstfluren machen in China bei Weitem nicht den öden Eindruck wie drüben in Europa. Als zweite Ernte werden auf die Weizenfelder Bohnen gesät, vielfach auch Späthirse, Buchweizen und Mais. Die Bohnen in ihrem grünen Blätterkleide, das sich zur Zeit der Reife golden färbt, machen einen schmucken Eindruck. Die süße Kartoffel hat ganze Felder mit ihren dunkelgrünen Ranken überwuchert, die erst bei Nachtfrösten absterben. Überdies werden Felder und Gärten durch das traute Zirpen großer Grillen lieblich belebt, die besonders gegen Abend und während der Nacht ihr Konzert zum Besten geben. Das ist eine ganz andere Musik als wie sie im heißen Sommer bei Tage die Zikaden in den Bäumen und während der Nacht die Frösche in den Tümpeln machen. Überhaupt wirkt die herbstliche Natur beruhigend auf die von den Plagen der heißen Zeit erregten Nerven. Die Kinder bekommen mit der Zeit wieder ein blühendes Aussehen, und den Alten schmeckt das Essen besser als zuvor.

Was dem Herbste daheim besonders den Charakter der Schwermut und des Trübsinns aufdrückt, fehlt in China fast gänzlich. Feucht nasse Nebel läßt die Sonne nicht aufkommen. Ihr Licht

durchflutet wochenlang mit wohliger Wärme die Natur und lockt noch im November die Mücken zum fröhlichen Reigen hervor. Fällt es aber gar einem langlebigen Moskito noch ein zu stechen, so tut das allerdings besonders weh: „Am fünfzehnten Tage im siebten Monat sticht die Schnake mit stählernem Stachel“, sagt ein chinesisches Sprichwort. So lange kein Nachtfrost einsetzt, behalten die Bäume ihr Laub, ohne es zuvor rot oder gelb abzutönen. Meistens setzt eines guten Tages plötzlich der scharfe Nordwind ein; wenn dann am anderen Tage die gute Sonne wiederum ihre milden Strahlen sendet, rieseln die Blätter von den Bäumen herunter; der Nachtfrost hat es ihnen angetan. Und auch die Blumen lassen ihre Köpfe hängen, und das Laub färbt sich schwarz. Jetzt ist es Zeit, Möhren, Rüben, Kohl, süße Kartoffeln und Erdnüsse einzuheimsen. Dann allerdings bewahrheitet sich nach wenigen Tagen des Dichters Wort: „Herbstlich alle Fluren rings verwildern, und unkenntlich wird die Welt“. Aber dann hat auch nach chinesischer Zeitrechnung schon längst der Winter sein Regiment angetreten.

Wachteln in China.

Am 6. Januar d. J. wurde in Tsinanfu „eine Himmelslaterne angezündet“ (tien t'ien töng). Zwar war es heller Tag, aber es galt ja auch nicht das Dunkel der Nacht zu vertreiben, als vielmehr Schrecken und Abscheu zu erregen in der Menge, die sich zu Tausenden eingefunden hatte. Ein grausiges Schauspiel fürwahr, denn die „Laterne“ war nichts anderes als ein lebender Mensch, der in Tuch eingewickelt, mit Öl übergossen und dann, an einen hohen Pfahl gebunden, angezündet wurde. Ein Unmensch war es allerdings, ein Muttermörder, der sich nicht nur an ihrem Leben vergriffen, sondern sogar von ihrem Fleische — gefressen hatte. Und die ganze Veranlassung war nichts weiteres, als ein armseliger Vogel, eine Wachtel. Während sich der Sohn darin verliebt hatte, war das Tier der Mutter ein Dorn im Auge, und eines guten Tages, als der Sprosse nicht daheim war, wurde der Vogel kurzerhand erdrosselt, gebraten und dem kleinen Enkel gegeben, der sich ihn gut schmecken ließ. Heimgekehrt fand der Sohn seinen Liebling nicht mehr, und als er erfahren, was damit geschehen sei, geriet er dermaßen in Zorn, daß er tat, was wir bereits wissen.

Solche Verbrechen ahnt das chinesische Gesetzbuch hart, und wir finden es kaum erklärlich, wie sie unter einem Volke, wo die Liebe zu den Eltern dermaßen ausgeprägt ist, überhaupt möglich sind. Doch hat eine Wachtel in China schon manchem das Leben gekostet, wenn auch nicht in dem Maße, wie den alten Juden, die sich zu Tode daran aßen. Die Wachtel ist für unzählige Chinesen ein Spielzeug, an dem sie mit ganzer Seele und leidenschaftlicher Liebe hängen, das ihnen lieber ist als Hab und Gut, lieber als Eltern und Verwandte. Noch dieser Tage starb hier in der Nähe ein Wachtelliebhaber aus Gram darüber, daß ihm die Katze in einer Nacht ein Dutzend dieser Tiere verzehrt hatte. Es war zeitlebens seine Hauptbeschäftigung gewesen, jeden Herbst wochenlang mit dem Wachtelfang sich abzugeben. Jetzt zählte er bereits 70 Jahre, aber noch immer konnte er sein „Lieblingsvergnügen“ nicht aufgeben. Mit vieler Mühe hatte er eine Anzahl Vögel zusammengebracht, und nun räumte die mörderische Katze in einer Nacht damit auf. Dem Alten schmeckte von der Zeit kein Essen mehr; seine Lebensfreude war dahin; es dauerte nicht lange, da starb auch er.

Der Wachtelfang hat für den Chinesen etwas Verführerisches, wie anders wo das Wilddieben. Wachtelfänger und Wilddiebe betreiben ihr Geschäft in der Finsternis und scheuen weder die Dunkelheit der Nacht, noch das Ungemach der Witterung. Aber während der Wilddieb seinen Weg nimmt in das Dickicht der Wälder, zieht der andere auf das flache Land, wo er sich mit Hirsenstroh ein künstliches Saatfeld eingerichtet hat. In einem Versteck hockt er dort stundenlang, ohne sich auch nur zu rühren. Unverdrossen aber läßt er vermittelst einer kleinen Bambusflöte seinen Lockruf erschallen, der dem Rufe der Vögel ähnlich klingt. An einer Stange hat er einen Käfig befestigt, in dem sich ein oder mehrere Wachtelhähnchen befinden, die auf den Hennenruf des Fängers jedesmal antworten. Sind nun Wachteln in der Nähe, so lassen sie sich herbeilocken und verbergen sich in dem Hirsenstroh. Darüber ist ein Netz ausgebreitet, welches nur an der Seite offen gelassen ist, wo der Fänger sich versteckt hat. Sobald die Morgensonne den Himmel zu röten beginnt, kann er sich hineinwagen; es ist eine Eigentümlichkeit der Tiere, daß sie dann nicht mehr so leicht davonfliegen. Mit einem langen Stecken werden sie in eine Ecke des Netzes zusammengetrieben und gefangen. Nicht selten hat der Wachtelfreund eine halbe Nacht umsonst gelockt und gewartet und sich müde gekauert; am Morgen kann er unverrichteter Sache wieder nach Hause zurückkehren. Er verschläft dann den Aerger, um

gegen Mitternacht mit neuem Mute auf die Jagd zu gehen. So treibt er's fort, bis die Wachtelzüge aufhören; diese dauern meistens einen bis zwei Monate.

Hat ihm das Glück Wachteln in das Netz getrieben, freut er sich königlich, zumal wenn recht viele Männchen darunter sind. Die Weibchen wandern in die Bratpfanne, die Männchen aber werden zu Kämpfen abgerichtet. Gute Freunde erhalten das eine oder andere Tier zum Geschenk, mit den andern zieht man zum Markte. Die Preise sind sehr verschieden. Für gewöhnlich wird ein eben gefangenes Männchen mit 100 Käsch bezahlt, während gut dressierte überhaupt „unbezahlbar“ (mu ju tja) sind. Es ist schon vorgekommen, daß reiche Käuze für ein Exemplar mehrere 100 Lot Silber, also ein kleines Vermögen zahlten.

Eine gute Wachtel kaufen bedeutet für den Chinesen ein Geschäft von großer Wichtigkeit. Es gibt verschiedene Bücher (z. B. Ngan-tschuin luin), in denen des langen und breiten über die Wachteln gehandelt wird. In denselben befindet sich eine genaue Beschreibung der zum Kämpfen geeigneten Elemente. Da kommt alles in Betracht: Größe, Kopf, Schnabel, Nase, Gesicht, Füße, Brust, Schwanz, Farbe usw. Unsere Rekruten werden bei der Aushebung keiner so genauen Besichtigung unterworfen, als ein echter Wachtelkenner allseitig sein Kaufobjekt betrachtet, um ja einen tüchtigen Kämpen zu erstehen. Aber trotz allem sind auch hier Lug und List an der Tagesordnung.

So verstand sich ein alter Wachtelfänger darauf, seine Tiere in der Weise abzurichten, daß sie nur einem bestimmten Gegner gegenüber (den er immer bei sich führte) wahren Heldenmut an den Tag legten, vor unbekannten Feinden aber in der Regel Reißaus nahmen. Einst ließ er sich im Mandarinat ein Wachtelhähnchen gegen hohen Preis abhandeln und wollte sich eben mit dem Gelde davonmachen. Doch die Häscher kamen ihm zuvor und schleppten ihn vors Tribunal; dort sollte er büßen für seine Betrügereien. Abends besuchte ihn sein Freund. Diesem flüsterte er leise ins Ohr, doch so, daß die Wächter abseits es hören konnten: „Aber nimm ja meinen Wachtelkönig gut in acht; käme der mir abhanden, wäre ich ein ruinierter Mann.“ Dem Mandarine wurde nun hinterbracht, er habe eine sehr kostbare Wachtel. Sofort ließ er den Gefangenen vor sich kommen und versprach ihm 50 Lot Silber, falls er die Wachtel abtreten wolle. Der Häftling tat, als gelte es ein großes Opfer zu bringen, aber schließlich verstand er sich doch zu dem Verkaufe. Frei auf den Füßen und auch

schon das Geld in der Tasche machte er sich dann eilends aus dem Staube; die List war das zweite Mal gelungen, denn der „König“ war um kein Haar besser, als sein Vorgänger.

Nicht minder mühevoll und beschwerlich als das Fangen der Vögel ist auch das Dressieren derselben. Für die arme kleine Kreatur beginnt ein wahres Martyrerleben. Zunächst muß sie in den Käfig wandern; aber das ist kein geräumiger Bauer, sondern ein Ding wie ein Tabaksbeutel mit dem Unterschiede, daß es einen hölzernen Boden hat. Darin ist es arg dunkel, und das holde Tageslicht bekommt der arme Gefangene nur zu sehen, wenn er die Körperrecktur (pa ngan tsch'uin) mit durchmachen muß. Dieselbe besteht darin, daß der Dresseur den Vogel in die linke Hand nimmt und den Kopf zwischen Mittel- und Zeigefinger haltend, die Füße stramm nach unten biegt. In dieser Stellung muß der Vogel wenigstens drei bis vier Stunden verharren. Dadurch sollen die Beinmuskeln kräftig werden, was für ihn beim Gefechte von großem Vorteil ist.

Das Füttern geschieht während der Nacht beim Lampenlicht. Die Wachtel wird aus dem Beutel hervorgeholt; auf einem Tische ist Hirsekorn in bestimmter Menge ausgestreut. Dasselbe wird zuvor mit Teewasser angefeuchtet und ist auch zeitweilig mit Gurkenstückchen untermischt. Das geschieht zum Zwecke der Entfettung. Damit das Tier „seine Gedanken“ nicht zu sehr auf das Fressen richte, wird es bisweilen gereizt.

Ungefähr alle fünf Tage muß der Rekrut eine Waschkur durchmachen. Auch hierzu wird Teewasser genommen und zwar recht warmes. Der ganze Körper wird damit so lange gewaschen, bis er trieft. Dann werden dem Tiere sechs Stückchen Kohl in den Schnabel gezwängt, und nachdem es abgetrocknet ist, werden ihm die Windeln angelegt. In solchem Zustand wird es in den Busen gesteckt und bleibt solange darin, bis die Federn trocken sind. Zur Vorbereitung auf die Waschkur ist ein halber Fasttag erforderlich, und nach der Waschung muß wiederum ein halber Tag gefastet werden. Das überflüssige Fett bleibt an den Kohlstückchen hängen, und erst wenn der Magen rein ist, bekommt der Geplagte seine Portion.

Ferner wird nach jedem Kampfe ein Teebad verabreicht; dadurch sollen die wunden Stellen schnell wieder geheilt und die Haut abgehärtet werden. Ist der Vogel so lange gedrillt, daß man glaubt, er könne den Kampf mit einem Gegner aufnehmen, wird er zuvor „taub geschrien“. Aber auch darauf muß er sich durch eintägiges Fasten vorbereiten, denn bei einem vollen Magen sollen

die Ohren gegen Geräusch weniger emfindlich sein. Die Prozedur wird mit einem Bade eingeleitet, wobei dem Tiere zuvor die Ohren ausgewaschen werden. Nachdem die kleinen Federchen sorgsam von den Ohrenöffnungen fortgestrichen sind, nimmt der Dresseur den Kopf des Patienten in den Mund und stößt ein wahres Indianergeheul aus. Das kleine Ding erzittert am ganzen Leibe, aber nun ist es auch ein für allemal gegen jedes Geräusch gefeit. Mag man ihm später beim Kampfe auch noch so sehr Beifall klatschen, es hört nichts davon und bleibt deshalb schön bei der Sache.

Jetzt ist unser Rekrut Soldat geworden; begleiten wir ihn auf den Kampfplatz. Bevor er sich aber ins eigentliche Treffen wagen darf, muß er einige Tüchtigkeitsproben ablegen. Man stellt ihn einem schwächeren Feinde gegenüber, den er voraussichtlich mit wenigen Hieben in die Flucht jagt. Ist der Ausgang des Kampfes aber zweifelhaft, werden die Tiere von einander getrennt, ehe es zur Entscheidung kommt. Auf diese Weise wird der Mut belebt und die Stärke erprobt.

Der glückliche Besitzer geht dann auf Gegnersuche; alle Türen stehen ihm offen. Mag er selber ein armer Schlucker von der Straße sein mit zerlumpten Kleidern und schäbigem Hute: selbst bei Mandarinen und Leuten von Rang darf er vorsprechen, falls die Herren eine tüchtige Wachtel haben. Geht es zur Probe, versammelt sich alsogleich eine Anzahl Neugieriger, die dem Schauspiel beiwohnen wollen. Viele machen Wetten und bezeichnen zum voraus den Sieger. Als „Arena“ dient der Reif eines Siebes. Darin wird ein Häufchen, Hirse gestreut; nachdem eine Wachtel hineingelassen ist und sich über das Futter hergemacht hat, wird auch die zweite hineingesetzt. Sofort beginnt der Kampf. Jetzt kommt es darauf an, welche am geschicktesten Hiebe zu versetzen und dem Gegner auszuweichen versteht. Während der Schnabel zum Angriff dient, werden die Füße zur Verteidigung benutzt; sie müssen die Hiebe des Gegners parieren. Als Helden gelten jene Tiere, die schon nach drei Hieben dem Gegner eine Wunde beibringen. „Nach dem dritten Schlage den Feind mit Blut bedecken ist besser als unbesiegbar in hundert Schlachten“ gilt als Wahlspruch bei den Wachtelkämpfen.

Der Sieg ist in kurzer Zeit entschieden. Es ist eine Eigentümlichkeit der Wachteln, daß die Besiegte es mit dem Gegner nie mehr ein zweites Mal aufnimmt. Und auch anderen Gegnern gegenüber zeigt sie sich in der ersten Zeit sehr furchtsam. Man muß einige Wochen warten, bis eine neue Kampfesprobe versucht

werden kann. Im Gefechte kommt es hauptsächlich auf die Zahl der Schnäbelhiebe an; je zahlreicher und schneller dieselben ausgeteilt werden, um so sicherer ist der Sieg. „Eine Wachtel, die hundert Hiebe nacheinander versetzt, ohne mit der Wimper zu zucken, braucht keinen Feind mehr zu fürchten.“

Es gibt, wie bereits erwähnt wurde, eine eigene „Wachtel-Literatur“. Dieselbe enthält genaue Beschreibung der Tiere, desgleichen wird darin gehandelt über ihre Pflege, Dressur und dergl. Dort marschieren die Tiere unter zwanzig verschiedenen Namen auf, die meistens Bezug nehmen auf das verschiedene Aussehen derselben. Öchslein von Stahl, wilder Bär, edler Phönix, Panzerträger, Feldherr ohne Feind (er hat alle Gegner besiegt) sind Bezeichnungen für Wachteln der besten Gattung. Weiter werden Belehrungen gegeben über die Krankheiten der Tiere und deren Heilung, Ermahnungen zum Mitleid, wenn dieselben schwach oder alt geworden, Warnungen vor Feinden, die dem Sieger hinterlistig schaden möchten. Man wird deshalb auch nie seine Wachtel von jenen berühren lassen, dessen eigene Wachtel besiegt wurde. Durch Nadelspitzen, die unter den langen Fingernägeln verborgen sind, oder auf sonst eine Weise sucht der in seiner Wachtel Besiegte seinen Groll an dem siegreichen Vogel auszulassen, indem er ihm Wunden beibringt oder sonst schadet. Wir erfahren darin auch, daß die ersten Kampfwachteln zur Zeit der Tang-Dynastie von Kaufleuten aus Liliangtjü (?) zur Landeshauptstadt gebracht worden sind. Dieselben waren so abgerichtet, daß sie nach den Schlägen einer kleinen goldenen Trommel den Kampf gleich wie im Takt betrieben. Der Kaiser war von dem Anblicke derart entzückt, daß er Befehl gab, vortan die Zucht und Pflege der Wachteln im Lande zu betreiben, da der Anblick der kämpfenden Vögel geeignet sei, den Mut und die Tapferkeit der Untertanen zu beleben. Freilich, wenn sich die Chinesen bisheran von den Wachteln ihren Kriegsmut und die Todesverachtung geholt haben, ist nicht zu verwundern, daß sie in den Schlachten so gern Reißaus nehmen. Wie gesagt, nimmt es die besiegte Wachtel nie mehr mit dem Gegner ein anderes Mal wieder auf.

Wachteldresseure sind meistens Leute ohne ernste Lebensbeschäftigung. Woher sollten sie sonst auch die viele Zeit hernehmen, die zum Fangen und Abrichten erforderlich ist. Es gilt sprüchwörtlich: „Wer zum Bettelstabe greifen will, braucht sich nur mit Vögeln und Pferden abzugeben.“ Jao schou tj'ung, uen mao tschung huo lung (Pferde- oder Maultierliebhaber geben oft ihr ganzes Vermögen daran, um in den Besitz eines guten Tieres

zu gelangen). Darum trägt der Besitzer auch nicht selten seinen ganzen Reichtum im Beutel bei sich. Sorgsam ist derselbe am Gurte befestigt und gerne leidet der Beutelträger selber Hunger, wenn der Liebling nur nicht zu darben braucht. Nur ungern versteht er sich zum Verkaufe. Erst noch kürzlich wurde einem Bettler ein ganzer Wagen voll Hirse zum Tausche angeboten für seine Wachtel. Aber er verzichtete auf das Getreide und wollte lieber für sich und den Vogel weiter betteln.

Die Wachtel selber ist ohne Anhänglichkeit und Zuneigung gegen ihren Herrn. Mag sich derselbe jahrelang mit ihr geplagt haben, wird sie dennoch die erste Gelegenheit ergreifen, um auf und davon zu fliegen. „Theaterspieler, Wachteln und Affen sind niemals zahm zu füttern“[1]) sagt das Sprichwort.

Hasentreibjagd.

Hasentreibjagd — das Wort hat auch in China seine volle Existenzberechtigung, obschon es den Leser auf eine falsche Fährte führt. Denkt er sich nämlich eine Treibjagd, wie sie in der Heimat auf Meister Lampe veranstaltet wird, schießt er weit vom Ziele. Unsere Chinesen machen sich nur einmal im Jahre dieses Vergnügen und zwar an einem bestimmten Tage.

Es geschieht am Feste der „Wintersuppe“ (Lapatschou), welche am achten im letzten Monate bereitet und getrunken wird. (cf. U. S. 262.) Eine solche Suppe bildet eine solide Unterlage für die Anstrengungen des Tages. Es tun sich immer einige Dörfer zusammen, und die Zahl der Hasentreiber zählt oft nach Tausenden. Jedermann bewaffnet sich mit einem Knüppel, den er dem aufgescheuchten Tiere zwischen die Beine wirft. Feuerwaffen werden nicht gebraucht, und deshalb ist auch keine Gefahr vorhanden, statt eines Hasen falsches Wild zu treffen. Auch kommt es vor allem darauf an, die Hasen l e b e n d i g zu ergreifen. Gilt es ja nicht, einen Pfeffer daraus zu bereiten als vielmehr ein „Wundermittel“ von unfehlbarer Wirkung. Es kommen dafür Gehirn, Herz und Blut in Anwendung. Die Hauptfiguren bei besagter Treibjagd sind deshalb einige berühmte Schüler Äskulaps; zu diesen wird das gefangene Tier im Laufschritte gebracht. Sofort breitet man ein großes Tuch zeltartig über die Medizinfabrikanten aus. „Weder

[1]) Ui pu schu-ti, chi-tze, ngan-tsch'uin.

Luft noch Licht darf von außen hineindringen." Während nun einer den Kopf des Hasen spaltet und das Gehirn herausnimmt, muß ein zweiter dem Tiere das Herz aus dem Leibe reißen und sorgfältig das Blut auffangen. Alle drei Dinge werden mit anderen Geheimmitteln untermischt und zu Pillen geknetet. Die Arbeit muß dermaßen schnell vonstatten gehen, daß die fertigen Pillen noch die Blutwärme des erlegten Hasen haben.

„Fertig!" schreit dann einer unter dem Zelttuche hervor, und sofort werden die Enden desselben, welche am Boden festgehalten werden mußten, losgelassen. „Fertig!" wiederholen die Treiber; „jetzt einen zweiten Hasen gefangen". Ist es aber unterdessen Mittag geworden, so wird zuvor ein kalter Imbiß genommen. Mehrere Säcke Dampfbrötchen werden mit aufs Feld getragen nebst einigen Salzrüben. Jeder bekommt seine Portion, denn jeder hat etwas beisteuern müssen, die Sachen zu kaufen. Nachdem man sich gestärkt, wird noch ein zweiter und dritter Hase gefangen, bis es Abend geworden. Nach jedem Fange werden schleunigst die Pillen gemacht, die am Abende in den Besitz eines Dorfältesten wandern. Dieser muß sie sorgsam aufheben. Die Wundermedizin wird dann an Kranke verkauft und zwar für schweres Geld. Zum mindesten kostet die Pille einen Dio (1 M.) Im Falle sich viele Liebhaber darum bewerben, werden sie noch teurer bezahlt. Nur in bestimmten Krankheitsfällen kommen sie zur Anwendung, dann sollen sie aber unfehlbar helfen. Der Erlös für die verkauften Pillen wird teils als Honorar unter die „Doktoren" verteilt, teils dient er mit zur Deckung der Kosten, welche so eine Treibjagd verursacht. Fleisch und Fell der Hasen bleibt Eigentum jener, die ihn zuerst gefangen.

Droht man in Peking jemanden, man wolle ihn mit einer kleinen Peitsche verhauen (na sio pien tse ta ni), so fühlt er sich stark beleidigt. Nicht so sehr mit Rücksicht auf die Peitsche als auf den moralischen Beigeschmack, den solche Prügel verursachen. Mit einer Peitsche werden nämlich in Peking am Wintersuppenfeste einige Hasen herumgehetzt, die man eigens für diesen Zweck gezüchtet hat. Da eine Treibjagd auf dem Felde mit zu vielen Umständen verbunden wäre, stellen Wunderpillenfabrikanten sie innerhalb der vier Wände ihres Hofes an. Wenn das Tier ungefähr zu Tode gehetzt ist, wird auch ihm der Garaus gemacht in oben beschriebener Weise.

Die Hetzjagd auf Hasen erinnert mich an eine andere Tierhetze, welche gleichfalls zum Zwecke der Heilung von Krankheiten unternommen wird. Das gehetzte Tier ist ein Huhn. Es wird demselben eine bestimmte Medizin eingegeben, die sonst der Kranke

nehmen müßte. Hat es dieselbe glücklich hinuntergeschluckt, geht das Hetzen los und dauert so lange, bis das Tier ganz in Schweiß gebadet ist und nicht mehr laufen kann. So wie es da ist, „mit Haut und Haaren" und Eingeweiden, geht's dann mit ihm in einen Topf voll brodelnden Wassers; darin wird es eine Stunde lang gekocht. „Steh auf und iß", wird dann der Kranke kommandiert. Zuerst muß er die Suppe trinken und schließlich das Fleisch verzehren. Erwähnt sei noch, daß weder Salz noch sonstige Würzmittel in den Topf dürfen, denn der Kranke ist ein Wassersüchtiger, dem der Gebrauch solcher Reizmittel (an erster Stelle des Salzes) strengstens verboten ist. Der Kranke, um den es sich diesmal handelte, war niemand anders als unser hochw. P. Provikar Freinademetz. Er hatte die Wassersucht in solch hohem Grade, daß ein dieserhalb konsultierter europäischer Arzt nur wenig Hoffnung hatte auf Erhaltung seines Lebens. Mancherlei Arzneimittel, europäische sowohl als chinesische, waren ohne Erfolg gewesen. Zwei Medizinhühner aber, die ihm ein berühmter Chinesen-Doktor verordnete, haben ihn innerhalb weniger Tage glücklich durchgebracht. Das war vor acht Jahren; der Kranke ist aber seitdem nie mehr rückfällig geworden.

Der Winter.

„Dem Schweine friert zunächst der Bauch,
Dem Hunde seine Schnauze;
Beim Menschen beginnt die Kälte bei den Füßen."
(Chines. Sprüchwort.)

Tschu löng tu p'i,
Kou löng zui;
Yin löng, sien ts'ung tjüo chia tj'i.

Der Winter mit seinem Schrecken steht vor der Tür. Anzuklopfen braucht er nicht lange, denn die meisten Türen öffnen sich ihm von selber. Nur ein leiser Windhauch genügt, und sie fliegen offen, da Schloß und Klinke fehlt. Und selbst wenn ein Riegel von innen vorgeschoben wird, gibt es spannenweite Fugen und handbreite Fensterlöcher, durch die der kalte Nord nach Herzenslust hineinbläst. Kein Zimmerofen schlägt ihn aus dem Felde; unbehindert dringt er ein, in die Hütten der Armen sowohl, als auch in die Wohnungen der Reichen. Machen letztere auch mal ein Feuerchen an im Kohlenbecken, so sind doch

meistens an Fenstern und Türen Spalten genug, aus denen die Wärme bald wieder entweicht. Das ist auch ein Glück, denn sonst würden die giftigen Kohlenoxyde sicherlich mehr Opfer fordern.

Den besten Ofen trägt der Chinese am eigenen Leib, sein Fellkleid nämlich, das ihn von der Außenwelt fast hermetisch abschließt. Darin fühlt er sich denn auch sicher wie in einer Burg, und läßt Wind und Wetter in gedeckter Stellung an sich vorüberziehen. Für Gesicht und Hände aber steht das Feuerbecken in Bereitschaft, das er gar auf Ausgängen mit sich führt, wie daheim die Fauen ihren Muff. Feuerbecken dieser Art haben die Form eines Körbchens und sind mit einem durchlöcherten Deckel geschützt. Selbst auf Reisen werden in Sänften und Karren solche Dinge mitgeführt, und raffinierte Verzärtelungskunst verbirgt sie in Ärmel und Busen. Wenn dann ein Heimchen im Versteck (in der Achselhöhle) nebenan traulich zirpt, läßt man sich's wohl sein und genießt Sommerfreuden im kalten Winter. Ebenso wie die Häuser von einander verschieden sind, sind es auch die Felle. Während sich die Reichen in Häute hüllen, die kaum gegen Silber aufzuwiegen sind, und von denen ein einziges Kleidungsstück oft ein ganzes Kapital kostet, nimmt der Arme mit einem schäbigen Hundefelle vorlieb, das er sich um die Schultern schlägt. In Schafs- und Ziegenfelle aber kleidet sich der Herdenmensch, der Mittelstand, falls er sich nicht mit wattierten Kleidern allein schon begnügt. Und schließlich sind gut wattierte Hosen mit einer Jacke ganz vorzügliche Kältepanzer. Wenn die Füße dann noch in wattierten Strümpfen stecken und diese in Schuhen von Bast oder Binsen und der Kopf bedeckt ist mit einer Pelzmütze, kann der Kampf mit den Elementen gewagt werden.

Hat der Chinese seine Leibesbehausung hergerichtet, was für manchen jedes Jahr eine wahre Lebensfrage bedeutet, gibt er sich daran, auch seine Familienwohnung zum Einzuge des gestrengen Herrn Winters zuzurüsten. Es scheint das schon jahrtausend alter Brauch zu sein. Schon im Buche der Lieder singt der Dichter:

Im zehnten Monat geht das Heimchen unter unser Bett.
Man stopft die Ritzen, räuchert aus die Mäuse,
Verschließt die Fenster, übertüncht die Türen.
Voll Mitleid spreche ich zu Frau und Kind:
Angekommen ist ein neuer Wind:
In diesem Heim da wollen wir wohnen.

(Pin, 15. 1. 1114 v. Chr.)

Die Mäuse haben es sich während des Sommers unter dem Familienbett (Khang) gut sein lassen. Jetzt wird Feuer darunter angemacht, und sie müssen Reißaus nehmen. Ritzen und Löcher

aber werden mit Lehm zugeschmiert, desgleichen die Türe aus Röhricht oder Sorghostengel, wie sie auch heutzutage noch vielfach Brauch ist bei armen Bauten. Vor die Fensterlöcher wird ein Stück alte Matte gehängt, oder man verklebt sie mit Papier. Das gibt von Innen der Wohnung ein ungemein frostiges Aussehen; dem chinesischen Winter aber ist es versagt, Blumen auf die Scheiben zu malen. Doch für solche Poesie haben unsere Bezopften wenig Sinn. Die größte Anziehungskraft für sie hat das oben genannte Familienbett. Was für unsere Vorfahren daheim früher der Herd bedeutete, das ist für den Chinesen annoch der Khang. Das gewaltige „Möbel“ aus Luftziegeln gebaut und meistens ein Viertel der ganzen Stube einnehmend, hat für chinesische Verhältnisse viele Vorzüge und entbehrt auch des Reizes nicht. Bei uns im Westfalenlande benutzte früher das Bauernvolk vielfach so ein Mittelding, das halb Herd halb Ofen sein sollte, und das in Mitte der Wand gesetzt zur Küche hin die Kochtöpfe aufnehmen, auf der andern Seite aber die „beste Stube“ heizen mußte. Der Chinesische Khang versieht gleichfalls ein Doppelgeschäft. Mit seinem Kopfende ist er Kochmaschine, die Verlängerung davon aber wird als Familienbett benutzt und dient als „Plauderstübchen“, so lange man nicht darauf schläft. Dann sitzt alt und jung in trautem Kreise versammelt, und wir finden dort ein Stück Familienfrieden und Feierabend nach chinesischem Begriffe.

So ein Kommunistenbett ist auch nicht selten mit einer Generaldecke versehen, unter die sich alt und jung während der Nacht verkriechen. Es dauert meistens eine Weile, bis unter allen Zipfeln Ruhe herrscht, denn jeder zieht und zupft, um ein recht großes Stück zu ergattern; darüber gerät er bisweilen mit seinem Nachbar in Kontakt und Konflikt, bis schließlich der Gescheidteste nachgibt und das ganze Nest in Morpheus Armen friedlich schnarcht.

Kürzlich erzählte mir ein Pfiffikus, wie er es einmal im Wirtshaus gemacht, als die Decke gar so klein, der Genossen aber so viele gewesen. Er habe sich anfangs ganz ruhig verhalten, bis man ihn schließlich auf die Seite gedrängt. Dann habe er angefangen sich zu kratzen aus Leibeskräften. Dem Nachbar sei das verdächtig vorgekommen, und dieser habe ihn gefragt, ob er denn bei der kalten Jahreszeit noch voll Ungeziefer stecke. Das nicht, lispelte unser Pfiffikus, aber, fügte er leiser hinzu — ich habe so arg die Krätze. Der Nachbar habe sich dann schnell auf die Seite gedrückt und ihm Bewegungsfreiheit gelassen nach Belieben. In „besseren“ Wirtshäusern werden die Decken für eine Nacht an

Gäste vermietet, meistens zu 10—20 Käsch für eine Nacht. Die am meisten beschmutzten und von Fett glänzenden gebraucht man als Unterbett, in die anderen hüllt man sich ein.

Spät in der Nacht klopft da neulich ein Wirt an die Türe unseres Nachbars. Er möchte gern eine Decke leihen, denn eben ist noch ein Gast gekommen, der gern 20 Käsch dafür zahlen will. Kaum hört der Nachbar die 20 Käsch nennen, springt er hurtig aus seiner Decke, rollt sie auf und überläßt sie dem Wirte; für 20 Käsch will er sich gern eine Nacht behelfen und frieren.

Unter den Bergbewohnern gibt es übrigens Unzählige, die selbst bei der größten Kälte keine Decken gebrauchen. Statt derselben ziehen sie ihre Kleider aus und decken sich damit zu. Wenn es dann während der Nacht nicht mehr will und die Kälte sie nicht schlafen läßt, stehen sie auf, hängen sich die Kleider lose um die Schultern und machen von dürrem Bergstroh ein Feuerchen an. Daran wärmen sie sich nach Herzenslust; schließlich hält man die Kleider über das Feuer, wodurch das Ungeziefer hinaus geräuchert werden soll, und begibt sich wieder zur Ruhe. Wenn es recht kalt ist, werden derartige Erwärmungskuren während der Nacht mehrere Male vorgenommen.

Kommt bei Tage ein Gast, so ist die erste Frage, ob es ihm kalt sei. Er behauptet natürlich das Gegenteil, aber trotzdem wird sofort in der Mitte des Zimmers ein Feuer angezündet. Um dasselbe hockt man sich im Kreise; wenn der Rauch zu sehr die Augen zerbeißt, tritt man eben hinaus und trocknet sich die Tränen. Die Hauptbeschäftigung vieler Bergbewohner besteht im Winter darin, daß sie während des Tages Brennmaterial suchen, wenigstens soviel, um sich glücklich durch die nächste Nacht zu wärmen. Kleider und Leute bekommen durch das beständige K'ao chuo (sich am Feuer erwärmen) allmählich das Aussehen rußiger Schornsteinfeger aus alter Zeit (neueren Datums sind ja nicht mehr so schwarz). Zudem sind die Chinesen keine sonderlichen Freunde von Wasser, zumal nicht von kaltem. Das Waschen wird deshalb auf wärmere Zeit verschoben, oder man überläßt es dem Barbier, wenn er das Haupt rasiert. Und riechen tun unsere Bergbewohner wie geräucherte Bückinge, will sagen wie der Rauchfang bei regnerischem Wetter.

An einer Brücke in Luzern ist zu lesen:

Was trachtest du nach hohem Gebäu —
Du wirst nicht machen alles neu.
Grab eine Elle die Erde aus
Dann hast du schon ein gemauert Haus.

Nach diesem Rezepte bauen im Winter viele Chinesen, besonders solche, die mit Kleidung und Wohnung schlecht bestellt sind. Diese Erdwohnungen, Ti-jin-tse genannt, stellen oft einen beträchtlichen Raum dar, in dem sich mehrere Dutzend Personen bequem aufhalten können. Die Höhe ist für Leute mittleren Schlages berechnet; wem der Kopf zu hoch gewachsen ist, stößt ihn sich an den Balken in der Mitte des Zimmers. Über dem Balken liegen dünnere Querhölzer; diese tragen Sorghostengel. Das Ganze ist dann mit einer dicken Schicht Erde überdeckt. Am südlichen Ende wird ein Loch gelassen; durch dasselbe steigt man vermittelst einer Leiter hinab. Diese Erdwohnungen finden im Winter eine ausgiebige Verwendung. Arme Leute wohnen darin mit Kind und Kegel; der Gärtner bewahrt darin sein Gemüse auf, sowie Blumen, welche die Kälte nicht vertragen können. Wer im Winter etwas verdienen will, steigt in die Ti-jin-tse hinab, um Matten zu flechten oder Feuerwerk herzustellen für Neujahr. Töpfer arbeiten an ihrer Drehscheibe; Frauen spinnen und weben oft bis tief in die Nacht hinein. Zweifelhafte Elemente aber, die ihren Beruf darin suchen, Zeit und Geld zu vergeuden, finden in der Ti-jin-tse einen beliebten Schlupfwinkel, um verbotenen Spielen obzuliegen.

Die Chinesen teilen den Winter in eine Kälteperiode von neun mal neun Tagen ein, welche mit dem 22. Dezember beginnt. Jede Neun hat ihren eigenen Charakter, und wenn das eine überstanden ist, hofft man auf das folgende, bis schließlich mit dem letzten Neun „Weiden und Pappeln die Nase zu fließen beginnt“. (Anspielung auf die baumelnden Kätzchen.) Das Ganze ist so eine Art „Reserve-Kalender“ und soll mithelfen, sich durch das strenge Regiment des Winters hindurchzuhoffen:

> Erste und zweite Neun, hält die Hände im Ärmel;
> Dritte und vierte Neun, führt aufs Eis;
> Die Hälfte der fünften Neun reißt die Eisdecke auseinander;
> Am Ende der sechsten Neun ist Frühlingsanfang;
> Das Ende der letzten Neun läßt die Pappeln erblühn.

Am kältesten ist es in der dritten Neun, wie es am heißesten ist in der Mitte der Hundstage.

In seiner äußeren Gestalt betrachtet, hat der chinesische Winter ein viel prosaischeres Gesicht als unser Winter daheim. Nur äußerst selten trägt er um seinen Schultern den Hermelin des Schnees, so sehr auch die Bauern für ihren Weizen darnach verlangen. Sein Bart ist wegen der trockenen Kälte nur höchst selten mit wenigen Eiszapfen geziert und im Rucksacke finden sich weder Äpfel noch

Nüsse. Die chinesische Jugend kennt nichts von Schneeballwerfen, und Schlittschuhlaufen ist ihr gleichfalls ein unbekanntes Vergnügen. Ist gut Vorrat eingesammelt, dann läßt's sich noch leidlich leben; geht es aber in den Winter mit leeren Kornkörben, dann muß man sich anstrengen, möglichst wenige Kräfte zu verbrauchen, und man nimmt zum Schlafe seine Zuflucht. Mancher begnügt sich mit einmaliger Mahlzeit im Tage, die er gegen Mittag verzehrt. Wenig arbeiten, denken und träumen hält die Kräfte zusammen, läßt den Hunger vergessen und führt unvermerkt in bessere Zeiten. Somit ist mancher Hungerkünstler, nicht aus Liebhaberei, oder Geld damit zu verdienen, sondern um Kräfte und Brot zu sparen.

Besonders hart aber packt der rauhe Winter die armen Bettler an auf offener Straße und die Eingekerkerten in ihren Gefängnissen. Notdürftig nur mit einem Stück Sackleinen oder einem haarlosen Hundefelle um die Lenden bekleidet, eilen die Jammergestalten vom kalten Nord gepeitscht durch die Straßen. Wer sie einmal gesehen, wird ihren Anblick so leicht nicht mehr los. Bei Tage suchen und stehlen sie sich etwas Brennmaterial zusammen; am Abende versammeln sie sich dann meistens in einer Pagode, machen in einem Winkel derselben ein Feuerchen an und kochen sich etwas Wasser, worin sie die erbettelten Brotstückchen tunken; in die warme Asche aber kauern sie sich während der Nacht zusammen. Ungewaschen und ungekämmt stehen sie dann am Morgen auf, das Jammerleben beginnt von neuem. Wohl niemand harrt dem Frühlinge sehnsuchtsvoller entgegen, wie diese Armen. Und wenn sie dann einmal gründlich gewaschen und rasiert werden und die warme Sonne scheint auf den glatt polierten Schädel, fühlen sie sich wie neugeboren, und alles Winterelend ist vergessen.

Was die Gefangenen betrifft, so werden gegen Ende des Herbstes die Listen von solchen, die ihr Leben verwirkt haben, an den Kaiser geschickt. Dieser bezeichnet eine Anzahl derjenigen, welche enthauptet werden sollen. Es geschieht das zur Zeit des „großen Schnees“ (am 7. Dezember). Die anderen bekommen wärmere Kleider für den Winter und müssen im Gefängnisse verbleiben. Wenn sie während mehrerer Jahre der kaiserliche Befehl verschont hat, avancieren sie mit der Zeit zu Gefängniswärtern empor, oder man schickt sie in die Verbannung.

Den Glanzpunkt für uns Christen im Winterzenith bedeutet das h. Weihnachtsfest mit seinem Himmelsfrieden und seinen Kinderfreuden. Chinas Millionen wissen nur zum kleinsten Teil von den Segnungen der h. Weihnacht, und die meisten schmachten noch in

den Finsternissen des Heidentums. Für sie ist der Neujahrstag das Nationalfest, an dem sich Freund und Feind neuen Frühling, neue Freunde wünscht.

玩把戲的
Uen-pa-chi-ti.

Unser abgelegenes Dorf Puoly wird zu Beginn der kalten Jahreszeit alljährlich von einigen Theatergesellschaften besucht, die, aus der Provinz Chili kommend, auf dem Wege zum wärmeren Süden gerne hier vorsprechen. Gewöhnliches Landvolk ist es, das in den Sommermonaten auf dem Felde seine Arbeit tut, während des Winters aber Akrobaten- und Kasperlekünste zum Besten gibt. Man nennt sie Uen-pa-chi-ti „Faust-Theaterspieler“, weil ihre Künste hauptsächlich durch die Geschicklichkeit der Hände verrichtet werden. Die Arbeit hat natürlich die Leute etwas ungelenkig gemacht und deshalb fallen Anfangs die Aufführungen nicht immer zum Besten aus.

Kommt da vor einigen Tagen wiederum eine fünf Köpfe starke Bande und meldet mit lauten Tamtamschlägen ihre Ankunft an. Die Hauptmitglieder gehören wie gewöhnlich dem jungen Volke an. Elternlose Kinder sind es meistens, von der Strasse aufgelesen oder von Verwandten an Theaterspieler um ein Geringes verkauft. Auch soll es vorkommen, daß kleine Knaben von Akrobatenkünstlern aufgeschnappt und gestohlen werden.

Es ist ein saures Brod, das die Leute sich verdienen, obschon sie immer guten Humor erheucheln müssen und die Zuschauer ins lustige Lachen bringen. Die Gliederverrenkungen, die die Knaben machen, können nur durch langjährige Übungen erlernt werden, und sie müssen damit beginnen, wenn die Glieder noch zart und geschmeidig sind. Radschlagen von vorne herüber und hinten hinüber; Radschlagen ohne jeden Anlauf; auf einem Beine stehen, während das andere senkrecht in die Höhe gestreckt wird; sich beim Gehen mit der Fußspitze vor die Stirne schlagen; auf Stelzfüßen tanzen und sich wie ein Kreisel herumdrehen: das sind so die gewöhnlichen Übungen. Besonders aufregend sieht es aus, wenn ein kleiner Knirps von höchstens zehn Jahren sich rücklings hinüberbiegt, daß er mit Händen und Füßen die Erde berührt, der Leib aber eine Brücke bildet. Auf diese stellt sich dann ein erwach-

sener Mann, ohne sich sonst irgendwo anzurühren. Einem andern Knaben legt man eine Stange über den Rücken; auf diese werden die Hacken des Jungen gebogen, so daß er gleichsam seine eigenen Füße auf den Schultern trägt.

Recht geschickt ist unsere Gesellschaft auch in Aufführung von Taschenspielerkünsten. Da werden Mäuse, Fische, Hühner und dergleichen „aus der Luft“ hervorgezaubert und zwar mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit, daß der Zuschauer rein nichts von den gemachten Kunstgriffen merkt.

In einen Rahmen werden Messer gesteckt, die eine runde Öffnung scharf abgrenzen. Ein Akrobat wirft sein Oberkleid ab, schnürt die wattierte Hose fest um die Hüfte, nimmt einen Anlauf und futsch — ist er durch den Messerkreis gesprungen, ohne sich auch nur geritzt zu haben. Im vorigen Jahre aber blieb einer bei dem Sprunge hängen, fiel mit dem Messerrahmen um und verletzte sich dabei nicht wenig.

Grausig ist es anzusehen, wenn einer der Künstler in einen Beutel greift, in dem sich ein Nest Schlangen zu einem Knäuel verwickelt. Er zieht ein meterlanges Exemplar daraus hervor, nimmt dessen Kopf und zwängt ihn durch eines seiner Nasenlöcher. Das Tier kriecht in der Nase empor, findet im Munde einen Ausweg; der Bändiger aber ergreift den Schwanz des Reptils und bindet ihn mit seinem Zopfe zusammen. Die Schlange krümmt sich im Gesichte herum, züngelt gegen die Zuschauer; aus dem Munde des Akrobaten aber läuft der Speichel herunter.

Schuldenmachen und Schuldeneintreiben.

拾賬如失賬 **Borgen ist soviel als verlieren.**
(Sprüchwort)

Schuldenmachen und Schuldeneintreiben — das ist ein langbeiniges Wort; die Chinesen wissen sich kürzer zu fassen, indem sie 拉賬, 要賬 *la tschan, yao tschan* sagen. Das la tschan (Schuldenmachen) tut man im Laufe des Jahres, das yao tschan (Schuldeneintreiben) aber beginnt im 臘月 *la yüo,* im letzten Monate des Jahres, und so kurz das Wort auch ist, so ließe sich doch eine ganze Jeremiade darüber schreiben. Schuldeneintreiben ist ja auf der ganzen Welt kein angenehmes Geschäft; in China aber, wo das Herz mit dem Gelde verwachsen zu sein

scheint, macht es noch viel mehr Schwierigkeiten zu seinem Rechte zu kommen als anderswo. Es gehört dazu des Chinesen ganze Beredsamkeit und zähe Ausdauer, und wenn es ihm an dem einen oder andern fehlt, kann er jahrelang die nähmlichen Forderungen stellen, ohne jemals etwas zu bekommen, und obendrein bleibt er der Geprellte. Wollte er seinen Schuldner verklagen, so käme er nur vom Regen in die Traufe, und die vielen Auslagen, welche der Prozeß ihm verursachte, würden sich wo möglich noch höher belaufen als seine Forderung. Gründe zum Nichtzahlen hält der Schuldner feil wie Brombeeren, und wenn auch kein einziger stichhaltig ist, so sind sie doch geeignet die Geduld des Fordernden auf harte Proben zu stellen und seine Redekunst zu prüfen. Fragen wir einen Bedauernswerten, welcher das Schuldeneintreiben besorgt: 好 不 好 *hao pu hau* (wie geht's), so zeigt er stumm (er ist schon heiser geworden von all den guten und bösen Worten, die er bei seinem Geschäft hat an den Mann bringen müssen) auf seine verschlissenen Schuhe und versichert, demnächst lieber mit Betteln sein Brot verdienen zu wollen, als sich von einem hartnäckigen Schuldner nasführen zu lassen. Doch folgen wir ihm auf seinem stillen Gange; Schuldeneintreiben ist auch eine Kunst — am Ende können wir da von den Chinesen noch etwas lernen.

Frühmorgens macht er sich auf den Weg; er ist noch nüchtern, nur ein Pfeifchen Taback hat ihn etwas belebt und kregel gemacht. Er hofft bei seinen Schuldnern zu speisen und in diesem Vertrauen hat er auch keinen einzigen Käsch in seinen Ranzen (褡 子 *ta-tse*) gesteckt, der schlapp wie ein Schmachtlappen über seinen Schultern hängt. Rüstig schreitet er fürbaß, denn die rauhe Luft bläst ihm recht unsanft um die Nase, die dünnen Beinkleider aber bieten der Kälte nur wenig Widerstand. Zu Hause hat er wohl eine wattierte Hose, doch darin läßt sich's schlecht marschieren, auch ist es nicht empfehlenswert schöne Kleider anzulegen, wenn man von den Leuten Geld einfordern will. Da muß das ärmliche Äußere mitsprechen und falls es ein wenig zerlumpt ist, kann das auf keinen Fall schaden; dann merkt der Schuldner ja sogleich, daß es die Not ist, welche den lästigen Besucher so eindringlich reden macht, so unbarmherzig fordern läßt.

Unser Besucher hat seinen Mann getroffen; der ist eben aus den Schlafdecken gekrochen, das Haus ist voll Rauch, man hat Feuer angemacht die Morgensuppe zu kochen. Was die beiden da zusammen reden, entnehme ich einem chinesischen Geschichtenbuche, worin ein Stückchen steht mit der Überschrift „ein hartnäckiger Schuldner“.

„Ach, endlich einmal“ — redet X den Y an — „treffe ich dich! Zu Hause warst du nimmer zu finden und draußen scheinst du mir geflissentlich aus dem Wege zu gehen. Bezahle doch endlich deine Schulden, denn es ist schon der letzte Monat im Jahre und ich brauche das Geld notwendig.“ — „Ganz recht“ — erwidert Y — „schon längst hätte ich meine Schlden abtragen sollen. Aber denke dir einmal, hätte ich dich vor Jahren ausgezahlt, dann würdest du jetzt keinen Käsch mehr zu fordern haben, geschweige denn die Zinsen, auf welche du alle Jahre Anspruch machst.“ „Unsinn“ — entgegnet X — „ich würde das Geld längst anderswo verliehen haben und ich hätte mehr Zinsen bekommen als bei dir.“ „Aber denke dir“ — antwortet Y — „ich sei ins Ausland gereist, würdest du mir dann folgen und dein Geld von mir fordern?“ „Nein, dann würde ich halt warten, bis du heimkehrtest.“ „Aber wenn ich niemals zurückkehrte, dann müßtest du doch auf deine Forderung verzichten!“ „Rede keinen Unsinn mehr“ — entgegnet X — „wie kannst du mir ins Gesicht sagen, ich müßte auf meine Forderung verzichten!“ — Y aber läßt sich nicht aus der Fassung bringen und mit einer Abraham'schen Beharrlichkeit beginnt er von neuem: „Nun denke dir aber einmal, ich sei vollends außer Stande deine Forderung zu begleichen, und wir gerieten darob in Streit; würdest du mich dann etwa niederhauen? Und wenn du mich aus Versehen gar totschlügest, dann ginge es dir auch an den Kragen. Wenn ich dich aber umbrächte, dann könnte dir das Geld auch nicht mehr nützen. Da ist es für uns beide vorteilhafter, als friedliche Leute weiter zu leben.“ Schließlich wird es dem X doch zu toll und erzürnt ruft er nun: „Jetzt aber genug! Ich will mein Geld haben und damit basta!“ Ruhig entgegnet Y: „Mit dem Gelde mußt du dich noch etwas gedulden, und dabei bleibt es![1]) — Doch laß uns vernünftiger von Anderem reden. Frau, bring eine Schüssel Suppe her. Komm Freund, erwärme dich; es ist heute bitter kalt, aber so ein Mehlbrei (hu tu) erwärmt Herz und Gemüt. Um aber noch einmal auf meine Schuld zurückzukommen, so verspreche ich dir selbige noch vor dem 25. in diesem Monat auszahlen zu wollen.“ Der geprellte X ist nicht gerade besonders zum Breiessen aufgelegt, aber er denkt sich: das Geld bekomme ich diesmal doch nicht, da will ich wenigstens eine Schüssel Brei mitnehmen. — Nachdem er sich gestärkt hat, scheiden Schuldner und Schuldeneintreiber unter vielen Komplimenten von einander. Der eine schmunzelt bei sich: nächstens kriege ich dich schon — der andere überlegt still in seinem

[1]) Soweit aus dem chinesischen Geschichtenbuche.

Innern, wie er sich beim nächsten Besuche am besten und zeitig genug aus dem Staube machen kann.

Und weiter macht sich unser Freund auf den Weg; sein Magen ist leidlich gestärkt, aber der Ranzen hängt noch schlapp wie zuvor über den Schultern. Er hat es eilig, denn er muß noch mehreren dutzend Schuldnern seinen Besuch abstatten, und wir dürfen ihm ruhig prophezeien, daß er mehr oder weniger das nämliche Schicksal erleiden wird, wie soeben bei Y. Jetzt glauben wir ihm auch gerne, daß er demnächst lieber mit Betteln sein Brod verdienen will, als sich mit hartnäckigen Schuldnern streiten. Nicht selten kommt er abends heim mit geschundenen Gliedern und durchbläuter Haut; denn auch Prügel muß er bei seinem Geschäft bisweilen einstecken, aber er tut es gerne, wenn er nur die Käsch miteinstecken kann. —

Begreiflich, daß man für ein so mühevolles und oft so wenig einträgliches Amt des Schuldeneintreibens „geriebene Kunden" sucht, die sattsam findig, pfiffig und abgefeimt sind. Sie müssen ein gutes Mundstück haben und dürfen doch Niemanden beleidigen. Sie müssen es verstehen, dem flüchtigen Schuldner auch in den entlegensten Winkeln nachzuspüren und immer neue Finessen ersinnen, um den säumigen Zahler zu packen. Für ihre Mühen erhalten sie als Belohnung von den beigetriebenen Geldern eine bestimmte Rate; je mehr sie also einheimsen, um so höher beläuft sich ihr Verdienst.

In fast allen Geschäften ist das Kreditgeben gang und gäbe. Sofortige Zahlung wird aber niemals geleistet bei Färbern und Apothekern. Für erstere ist es ganz besonders schwierig zu ihrem Rechte zu gelangen, da sich das Verdienst der Färber ziemlich hoch beläuft und man es deshalb mit der Zahlung weniger eilig hat. Zudem ist der gefärbte Rock vielleicht schon bald wieder verschlissen, für den nächsten hat man aber noch nicht einmal das notwendige Zeug, geschweige denn Geld den Färber zu bezahlen. Der Apotheker hat leichtes Spiel seine Forderungen einzutreiben, wenn die Medizin geholfen hat; ist der Patient aber gestorben, dann finden es die Nachkommen höchst ungereimt, Medizin bezahlen zu sollen, die der Kranke vergeblich gebraucht. Wenn das Geld aber dennoch teilweise gezahlt wird, so geschieht es nicht ohne viele Schwierigkeiten und Umstände.

Handelt es sich um größere Beträge, die der Schuldner nicht zahlen will, so nimmt man wohl seine Zuflucht zum Mandarin. Ist der Schuldner aber wirklich außer Stande die Zahlung zu leisten, dann hat der Forderer auch sein Recht verloren und muß sich mit

wenigem oder nichts zufrieden geben. Schuldknechtschaft oder derartiges gibt es in China nicht. Wohl wird der Schuldner eine Zeitlang eingekerkert und vielleicht auch gezüchtigt, und seine Habe wird unbarmherzig verkauft. Hat er reiche Verwandte, so müssen diese sich seiner annehmen, und ein Kompromiß zwischen dem Forderungstellenden und dem Zahlungleistenden bringt die Sache meistens zu einem zufriedenstellenden Abschluß.

Mit Vorliebe wird den Mandarinen geborgt, denn diese sollen gute Zahler sein. Wenn ein Mandarinen-Aspirant seiner Anstellung harrt, hat es deshalb meistens keine Schwierigkeit für ihn, die nötigen Gelder zum Unterhalte zu bekommen. Hat er aber erst die Anstellungsurkunde in Händen, so leiht man ihm gerne die notwendigen Moneten zum Schmieren und Repräsentieren. Der Leiher geht dann auch in der Regel mit dem Mandarin zu seinem neuen Posten über und erhält, wenn eben möglich, auch eine Anstellung; andernfalls aber zahlt der Mandarin bald das geliehene Geld zurück, denn nun sind ja Quellen genug geöffnet, aus denen Silber fließt für seine Kasse.

Großkaufleute, besonders jene die mit Europäern in Verbindung stehen, werden als gute Zahler gerühmt. Übrigens gibt es — das möge schließlich noch zur Entschuldigung der Chinesen gesagt sein — auf der ganzen Welt säumige, ja bisweilen recht böse Zahler. Davon könnten Schneider und Schuster und sonst gar mancher ein langes Lied singen. Da bleiben Appell an Ehrgefühl ebenso oft überhört als bei den Chinesen der Bambusappell. Und wenn der Schneiderjunge das wie vielte Mal mit guten Worten aus der Tür gedrückt worden ist und still bei sich denkt „noch ist nicht alle Tage Abend“ hat sich der Musensohn unterdeß schon getröstet ad calandas graecas.

Schlau angelegt.

Sich „redlich“ durch den Winter schlagen ist für manche Chinesen eine wahre Kunst. Arbeit ist nicht zu finden, und aus Feldern und Gärten gibt es nichts mehr zu stibitzen. Leute von wenig Lebenslust, Kraft und Willensstärke suchen sich durch den Winter zu betteln oder verschlafen die meiste Zeit. Unternehmende Geister aber geraten nicht selten auf ganz seltsame Einfälle; sie treiben eine Art chinesisches Hochstablerwesen und, falls es ihnen gelingt, spielen sie den Flotten.

Einer dieser Art, den wir X. taufen wollen, zog allwinterlich als verkleideter Mandarin umher. Gesinnungsgenossen machten ihm die Begleitung; Wagen und Pferde mußte man zur Leihe nehmen. Aber das Geschäft erwies sich rentabel genug, so daß man ihm nicht umsonst zu leihen und zu borgen brauchte.

Diesen Winter nun nahm er seine Nichte mit, die als Köder dienen sollte, um neue Geschäfte zu machen. Onkel und Nichte saßen im Wagen zusammen bis zur nächsten Kreisstadt. Dort ließ man eine Anzahl Wagenvermieter kommen, wählte ein gutes Vehikel heraus, das die Nichte allein für sich in Anspruch nahm. Der Fuhrmann war ein hübscher Bursche, aber auch die Nichte unsers X. galt als Schönheit ersten Ranges. Wie ganz von selbst näherten sich da die Herzen und wunderbar genug, daß die nette „Mandarinentochter" die Neigung des armen Kutscherschluckers zu erwidern schien. Es dauerte gar nicht lange, da war man sich einig, d. h. man wollte sich gegenseitig haben. Aber da bedurfte es noch zuvor der Einwilligung des gestrengen Oheims.

Der tut denn auch freilich, als sei er aus dem Häuschen, da ihm die Nichte den Antrag stellte. Wie sie als Mandarintochter aus den höheren Ständen doch nur daran denken könne einen Mann von der Straße zu heiraten, das verstoße gegen alle Etikette. Die Ansicht des Oheims wurde laut genug ausgesprochen, so daß unser Fuhrmann bei jedem Worte seine kühne Hoffnung immer mehr fahren ließ. Doch die Nichte benahm sich jetzt, als sei sie geknickt, und drohte, sie wolle sich selber das Leben nehmen, falls sie auf ihre Herzensneigung verzichten müsse. Darauf ließ sich dann der Alte endlich erweichen, er gab sein Jawort, und kurzer Hand warf sich das junge Paar auf den Boden und machte dem Himmel Kout'ou; die Heirat war geschlossen.

Der arme Fuhrmann war somit auf einmal Gemahl einer Mandarinentocher geworden und wußte sein Glück kaum zu fassen. Jetzt mußte auch der äußere Mensch dementsprechend aufgebessert werden. Man schickte ihn selbst zu einem Großgeschäfte in Seidenstoffen, wo er nach Bedarf einen neuen Anzug kaufen sollte. Der neue Gemahl hatte Grütze genug, sich keine schlechten Muster auszuwählen, und hocherfreut brachte er das Gekaufte der gnädigen Frau zur Ansicht. Auch diese fand den Stoff sehr kleidsam, und wohlvergnügt legten sich dann beide zur Ruhe.

Der Glückliche mag dann wohl vom neuen Rock geträumt haben. Die Nichte des X. aber dachte über andere Dinge nach. Als um Mitternacht Alles in süßer Ruh lag, stand sie auf, nahm die

Rollen Seidenstoffe, legte sie auseinander und beschmutzte sie inwendig mit Haarkämmen und Bürsten und öligen Händen. Dann wurde alles wieder schön zusammengerollt und auf den alten Platz gelegt. Am anderen Morgen ließ man einen Schneider kommen, um das Maß zu nehmen. Aber was war denn das? Die Seide sah ja von innen aus wie der reinste Schüssellappen. Eine Mandarinenfamilie durfte sich doch derartige Betrügereien nicht von einem „lumpigen Kaufmann“ gefallen lassen. Sofort mußte der neugebackene Gemahl wieder ins Geschäft, um sie gegen bessere Waren einzutauschen; überdies beanspruchte X. noch einige hundert Taels als Strafgeld für den beabsichtigten Betrug.

„Hier steht mein Laden offen, und ich erlaube alle Waren auf ihren Wert zu prüfen. Findet sich auch nur ein einziges Stück darin, das von innen oder außen beschmutzt wäre, so bin ich zu jedem Schadenersatz und zur Strafe bereit.“ Doch es ist nicht „Mandarinenart“ sich auf lange Unterhandlungen einzulassen, wo es sich um den eigenen Vorteil handelt. Da heißt es einfach entweder oder; das entweder lautete diesmal auf Silber, das oder auf — den Strick. „Gebt ihr nicht gutwillig bessere Waren und das geforderte Strafgeld her, so hänge ich mich diese Nacht vor eurer Türe auf, und dann kommt das dicke Ende für euch ganz von selbst.“ Doch der Kaufmann wußte sich unschuldig und prellen wollte er sich nicht lassen, sondern schlug dem Fuhrmann die Türe vor der Nase zu.

Am Abende nun hieß es handeln. Auf ein wirkliches Aufhängen sei es nicht abgesehen, wurde unserm weiland Herrn Karrenführer klar gemacht; denn dafür sei sein Leben doch zu kostbar. Es sollten deshalb auch zwei Bediente mitgehen, die ihm ihre Schultern unter die Füße stellten, wenn er am Stricke baumele. Aber der Kaufmann solle sehen, daß man nicht mit sich spotten lasse, und er werde dann noch mehr zahlen, als man zuerst gefor dert habe. So war die Sache abgesprochen, und als es dunkel geworden und die Straßen leer waren, machte man sich daran, den Plan auszuführen. Wohl noch Niemand hat den Strick so gerne um den Hals gelegt als unser Fuhrmannsheld, denn es sollte ihm ja seidene Kleider und ein gutes Sümmchen Geld einbringen. Doch der Arme! Kaum hing er da, hängten sich die zwei Spießgesellen anstatt ihn emporzuheben, an seine Beine, so daß der Unglückliche in wenigen Minuten regelrecht verschieden war. Als man sich davon überzeugt, erhoben die Zwei ein Zeter- und Mordgeschrei. „Schrecklich, schrecklich; es hat sich Jemand aufgehängt!“ Der

Kaufmann stürzte aus seiner Tür, die Nachbarn liefen zusammen; Alle wollten sehen, was sich ereignet habe. Schnell wurde der Strick durchgeschnitten; man stellte Wiederbelebungsversuche an, aber es war zu spät. „Sofort zum Stadtmandarin!", schrien die beiden Bedienten, „und den Fall zur Anzeige gebracht". Der Kaufmann mit all seinen Leuten machten Kout'ou und erklärten sich bereit, jede Strafe zu zahlen, nur möge man dem Mandarin keine Mitteilung machen. Da ging es denn ans Feilschen und Unterhandeln, das fast die ganze Nacht hindurch dauerte. Der Kaufmann wurde um zweitausend Lot Silber und eine ganze Ladung der feinsten Seidenstoffe geprellt. Damit beschwert zog denn der fremde Lao-je am anderen Tage fort; solch ein fettes Geschäft hatte er lange nicht mehr gemacht.

Nicht weniger schlau, aber nicht so grausam legte es ein anderer Hochstabler an, den wir Y. nennen wollen. Er spielte nicht die Rolle eines Mandarinen, sondern trat als wohlbestellter Kaufmann auf, der „geschäftshalber" viele Reisen zu machen hatte.

Trifft er eines Tages unterwegs eine Bettlerin mit ihrem Korbe und dem unentbehrlichen Hundeknüttel. Schade, denkt unser Y., daß so ein fesches Frauenbild sich mit Betteln ernähren muß, die wäre wohl für etwas anderes brauchbar. Schnell hat er seinen Plan zurechtgelegt und beginnt sogleich mit der Ausführung. „Lao t'et'e", redet er das Bettelweib an, „schämt ihr euch denn nicht, daß eine Frau wie euereiner mit dem Hundeprügel über die Straße zieht; es scheint mir doch, daß ihr zu Besserem geboren seit". „Was soll ich anfangen", erwiderte die Alte; „zum Essenkochen dingt mich Niemand, und ich stehe doch ganz allein auf der Welt". „Nun so will ich euer Sohn sein", sagt der „reiche Kaufmann", „dann ist euch geholfen und ihr braucht keinen Hunger mehr zu leiden. Zu Hause habe ich nur meine Frau und eine erwachsene Tochter, die sich demnächst verheiratet. Dann muß meine alte Hälfte (lao pöl) allein das Heim hüten, und so etwas mag ich doch nicht gerne zugeben, zumal ich fast das ganze Jahr hindurch auf Reisen bin. Ihr habt nichts weiter zu tun, als meiner Frau Gesellschaft zu leisten, auf diese Weise ist uns Allen drei ein Dienst erwiesen."

Was die Bettlerin da hörte, klang fast wie Spott; und ungläubig, ja unwillig richtete sie ihre Augen zu dem Sprecher empor. Doch der schaute recht ernst drein und sah gar nicht darnach aus, als wolle er Spaß machen. Ehe sich die Frau auf eine Antwort besonnen hatte, fuhr er fort: „Wenn ihr auf meinen Vorschlag

eingehen wollt, so werft eure Bettelgeräte auf die Seite und setzt euch mit auf den Wagen; denn ich muß weiter fahren". „Aber ist es euch denn wirklich Ernst, mit dem, was ihr da gesagt habt?", frug die Bettlerin noch einmal ungläubig. „Ja freilich, oder glaubt ihr denn ich wolle hier mitten auf dem Felde Schabernack mit euch treiben; steigt schnell, auf den Wagen, daß wir weiter kommen." Schnell flogen Korb und Hundeprügel auf die Seite, und behende hüpfte die neugebackene Mutter zu ihrem vornehmen Sohne.

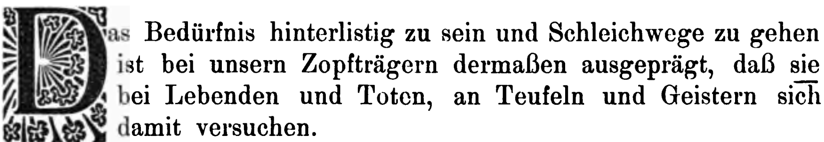
Unterwegs fand sie etwas Zeit, sich in ihr neues Glück hineinzuleben und zu fragen, wohin es denn eigentlich gehe. „Zunächst in die nächste Stadt", antwortete Y. „Ihr müßt dort neue Kleider anlegen, ich dürfte euch ja sonst nicht Mutter nennen." Im Wirtshaus wurden dann vor der Hand die alten Lumpenkleider gegen bessere umgewechselt und dann ging es in das erste Manufakturgeschäft. Der Sohn wurde als ein fein gekleideter Herr mit vielen Knixen empfangen, und da er die Alte als seine Mutter vorstellte, wurden auch dieser die entsprechenden Ehrenbezeugungen erwiesen. Man wollte Einkäufe für den Winter machen, und der Kaufmann möge nur die besten Stoffe vorlegen. Das geschah auch, und nun begann das Aussuchen. Zuerst besah Y. die Waren, und wenn sie von der Mutter gut befunden waren, wurden sie auf die Seite geschoben. Schon lag ein ansehnlicher Haufen da, grade genug, daß ihn ein Mann noch eben forttragen konnte.

„Packt diese Sachen erst zusammen", befahl Y. dem Kaufmann. „Ihr könnt dann", sprach er zu seiner Mutter, „einmal nachdenken und sehen, was noch Gutes zu kaufen wäre. Ich will dieses Paket gleich mitnehmen und Silber holen. Komme ich zurück, machen wir die Rechnung fertig." „Gut so", antwortete der Kaufmann; und während er der Mutter wieder neue Stoffe zur Auswahl vorlegte, nahm der Sohn sein Paket auf den Rücken und ging ins Wirtshaus zurück.

Die Alte schien noch viele Wünsche zu haben, denn sie fand gar mancherlei, das ihr zusagte. Schon war ein neuer Haufen zum Einpacken aufgeschichtet, aber der Sohn war unterdes nicht zurückgekehrt. Man trug also ein Täßchen Tee zur Stärkung auf und wartete auf den Sohn. Aber der wollte immer noch nicht heimkehren, und das Wirtshaus war gar nicht so weit entfernt. „Der Herr, der da fortgegangen ist, ist doch euer Sohn?", fragte endlich gelangweilt der Kaufmann. „Ja freilich" antwortete die gewesene Bettlerin; „ich begreife auch nur nicht, wo er sich so lange aufhalten mag." Von wo habt ihr eure Reise denn gemacht, forschte der

Kaufmann weiter. „Ja das — weiß ich selbst nicht“, erklärte stotternd die Alte. Der Herr ist nicht mein leiblicher Sohn, er hat mich erst heute unterwegs zur Mutter erwählt.“ — „Schnell ins Wirtshaus“, schrie erregt der Kaufmann seinem Gehülfen zu. Im Augenblick kam dieser mit der Meldung zurück, Herr Y. sei bereits vor einigen Stunden aufgebrochen und Niemand wisse wohin. Das war die zweite Überraschung an einem Tage für das arme Bettelweib; doch hatte es bei der Geschichte noch einen heilen Rock erobert, der mehr wert war, als ein Hundeprügel und der Bettelkorb. Der Kaufmann aber schallt sich einen Narren, weil er so glatt in die Falle gegangen war.

Wie die Chinesen ihre Götzen betrügen.



Das Bedürfnis hinterlistig zu sein und Schleichwege zu gehen ist bei unsern Zopfträgern dermaßen ausgeprägt, daß sie bei Lebenden und Toten, an Teufeln und Geistern sich damit versuchen.

Da ist Jemand von irgend einem Leiden geplagt. Weil ihm die Menschen nicht helfen können oder wollen, wendet er sich an irgend einen Götzen. Er verspricht diesem zu Neujahr ein Schwein zum Opfer, falls seine Bitte Erhörung findet. Das Leiden verschwindet, und deshalb heißt es das Gelübde auslösen. Aber ein Schwein kaufen ist keine Kleinigkeit, besonders wenn die Sapeken selten geworden sind, wie es gerade zu Neujahr meistens der Fall ist. Doch das Gelübde muß gehalten werden, sonst würde sich der Geist rächen. Unser Chinese weiß sich zu helfen. Er kauft Kopf, Füße und Schwanz von einem Schwein, ordnet diese auf einem Opferbrett säuberlich zusammen, und trägt es in die Pagode. Daß die Hauptsache fehlt, bemerkt der Götze nicht; die Umrisse sind da, also wird das Zwischenstück nicht fehlen. Das ist auch der Grund, daß zu Neujahr die „Konturstücke“ doppelt so teuer bezahlt werden wie sonst im Jahre, wo sie als minderwertiges Fleisch wenig geschätzt sind.

Andere lösen ihr Gelübde wieder mit einem papiernen Schweine aus oder kneten eins von Mehl, und der Götze gibt sich damit zufrieden.

Götter und die Menschen betrügen, tun zumal zur Winterzeit gerne lose Flegelfromme, die sich bei irgend einem bekann

Bonzenabte gegen Vergütung einen Bonzenrock ausleihen. Das Käppchen dazu macht keine Schwierigkeiten; fast jeder Schneider kann es anfertigen, und die Auslagen dafür sind gering. Solchergestalt tritt der junge Novize, von Türe zu Türe bettelnd, seine Rundgänge an. Man gibt ihm gerne, denn er betet für die frommen Geber, wobei er eine Heiligenmiene aufsetzt. Das Erlernen der Litanei hat ihm keine Anstrengung verursacht. Die Bonzengebete sind nur den Göttern verständlich und deshalb kann ein gewöhnlicher Sterblicher aus dem Gemurmel nicht heraushören, ob es stimmt.

Fragt man ihn, wofür er bettle, dann sagt er zum Bau der „Wu-ts'ang-Pagode". *Wu-ts'ang* (五臟) muß wohl ein großer Geist sein, denkt der Bauer und er spendet nach Vermögen. Der Schlaumeier aber versteht unter „Wu-ts'ang" seine fünf Eingeweide und die Pagode bedeutet für ihn der eigene Leib, den er durch tägliches Füttern restauriert.

Bevor er mit dem Sammeln begonnen hat, hat er irgend einem Götzen ein Gelübde gemacht, um dessen Schutz und Beistand zu erflehen. Er hat versprochen, eine neue Pagode zu erbauen; als Opfer soll ein Menschenhaupt dargebracht werden. An die Armen sollen zwei bis dreihundert Brote zur Verteilung gelangen, desgleichen vier bis fünf Krüge Schnaps. Das Alles hat er mit dem Munde klar und deutlich ausgesprochen, so daß es der Geist gut vernehmen konnte. Im Herzen aber hat unser Fuchs ganz anderes gedacht und schon still in sich hinein gelacht, wie er dem Götzen einen Bären aufbinden wolle.

Das Geschäft ist recht flott von statten gegangen. Man hat Brot und Mehl und Öl geopfert, und von besonders frommen Seelen hat er sogar Baumwolle, Tuch und Geld in seinen Ranzen gesteckt. Jetzt, da der Frühling herangebrochen ist und der Acker bestellt sein will, muß er das Bonzenleben vorläufig daran geben und den Abtmantel gegen einen Kulikittel vertauschen. Doch vorher heißt es noch, das Gelübde erfüllen.

Er sucht einige Backsteine zusammen, kauft sich ein Brot und eine Tasse Wein und jetzt kann er dem Götzen seinen Löffel zum barbieren unter die Nase halten. Drei Backsteine aufeinander gelegt stellen die Pagode vor; ein Brot wird in zwei oder drei Stücke gebrochen und jedes Stückchen ist gleich hundert Pfund (擘 *pei* = brechen, 百 *pei* = hundert). Von dem Wein spritzt er vier- oder fünfmal etwas in die Luft und jeder Tropfen ist so viel wie ein Krug voll (撣 *tien* = spritzen, 壜 *tien* = Krug). Dann neigt er seinen eigenen

Kopf vor der neuen „Pagode“ nieder, und damit ist auch ein Menschenhaupt geopfert. Und während er das Haupt ehrfuchtsvoll auf den Boden schlägt, fallen die drei Steine zusammen. Damit ist die Pagode in Trümmer gestürzt, und dann findet das Sprichwort seine Anwendung: miao t'a-lio schin je pao-lio: „wenn die Pagode in Trümmern liegt, läuft der Geist davon“.

Wie die Chinesen mit Wasser die Lebensmittel fälschen.

Kommt der Milchmann morgens in aller Frühe herangefahren, dann schaut die sorgsame europäische Hausmutter vor allem nach, was die Milch für ein Gesicht macht. Ist es bläulich, dann hat der Milchmann seine Ware sicher erst beim Brunnen „getauft“, und davon ist die Hausfrau keineswegs erbaut. Das „Taufen“ der Milch nun kennen die Chinesen nicht, und zwar deshalb, weil sie keine Milch verkaufen, überhaupt keine Milch von Tieren genießen mögen. Dafür „taufen“ sie sonst aber mancherlei und haben ein Geschick darin, daß der geriebenste europäische Fälscher noch bei ihnen in die Schule gehen könnte.

Fleisch von verendeten Tieren feilbieten oder einen Dachhasen für einen Feldhasen auftischen, will in China nichts heißen, denn eine fette Katze ist jedem Chinesen lieber als drei magere Hasen, und das bei uns am meisten geschätzte Wildbret ist nichts im Vergleich zu einem Hundebraten, der das non plus ultra von allen Fleischsorten bedeutet. Mit Fleisch von verendeten Tieren kann auch niemand betrogen werden, da es ebensogut verkauft werden darf, wie das von geschlachteten. Aber kein Stück wird verkauft, dem nicht ein gutes Quantum Wasser zugesetzt wäre. Ist das Tier geschlachtet und von außen gereinigt, so wird ihm eine Bambusröhre ins Herz gelassen. Oben an dieser Röhre befestigt man eine mit Wasser gefüllte Schweinsblase. Das Wasser nimmt ällmählich vom Herzen aus seinen Weg in das Fleisch und die Blase wird so lange nachgefüllt als nur eben möglich ist. Beim Zerschneiden der Tieres läuft natürlich wieder manches Wasser heraus; wer dann das tröpfelnde Fleisch sieht und die Gaunerstreiche der Chinesen noch nicht kennt, sollte schier glauben, das arme Stück Vieh habe die Wassersucht gehabt. Im Winter aber, wenn Wasser und Fleisch zu einer Masse gefroren sind, geht auch kein Tropfen verloren,

und Wasser und Fleisch wird gleichwertig bezahlt. Daß das Fleisch durch solche Zutat an Güte verliert und schneller verdirbt, ist selbstverständlich. Wer aber ungewässertes Fleisch haben will, muß sich selber ein Tier kaufen und schlachten; bei dem Metzger ist niemals unverfälschte Ware zu haben, selbst nicht für teures Geld. Einem 300pfündigen Schwein können 50—80 Pfd. Wasser zugesetzt werden, und ein Ochse von 500 Pfd. nimmt wenigstens 100 Pfd. Flüssigkeit auf. Wer da nicht mittun wollte, könnte nicht bestehen; wer aber das meiste Wasser ins Fleisch zu pumpen versteht, dessen Geschäft blüht am besten.

Schwieriger ist die Sache, wenn lebendes Fleisch verkauft wird. Daß die Tiere vor dem Verkauf gut gefüttert werden, ist selbstverständlich. Aber auch das Futter ist dem sparsamen Chinesen bisweilen noch zu kostbar, und er nimmt wieder zum — Wasser seine Zuflucht. Dasselbe kann selbstverständlich nicht auf natürlichem Wege in das Tier gebracht werden, aber der Chinese weiß sich zu helfen. Mein Koch kaufte einmal ein Huhn. Es war ein wahres Prachtexemplar, wog es doch rund vier Pfund und war so dick und rund, daß es überhaupt nicht mehr auf den Beinen zu stehen vermochte. Der Koch legte es vorläufig auf die Seite und machte Anstalten zum Schlachten. Doch das Tier ließ traurig seinen Kopf hängen und machte Miene, von selbst der Welt Adieu zu sagen. Schnell war der Koch bei der Hand; er meinte, die Beine seien zu fest geschnürt, und beeilte sich die Bande zu lockern. Dabei mochte er dem Tiere wohl etwas unsanft auf den Magen gedrückt haben, genug das Tier ließ eine beträchtliche Menge Wasser von sich. Der Koch wiederholte seinen Druck, und nochmals kam Wasser zum Vorschein. „Das ist ja ein wahres Wundertier“, meinte er mit verschmitztem Lächeln. Nachdem das arme Vieh ordentlich entleert war, war es auch wieder munter geworden. Als es aber wieder auf die Wage kam, stellte sich heraus, daß es um ein Pfund Netto eingebüßt hatte. Der Koch nahm das Huhn wieder unter den Arm und suchte den Verkäufer auf. „Da muß ein Irrtum vorliegen“, meinte er; „ich habe ein Huhn von vier Pfund gekauft, und dieses wiegt nur drei.“ Der Verkäufer händigte ein anderes Huhn ein, drei Pfund schwer, und das war natürliches Gewicht; das verschwundene Pfund „Fleisch“ mußte er herauszahlen.

Ein anderes Lebensmittel, das Mehl, läßt sich natürlich nicht gut mit Wasser verfälschen. Dafür wird aber dem Getreide Wasser zugesetzt. Eine Röhre führt in die Mitte des Sackes, und durch

diese Röhre träufelt allmählich Wasser in das zu verkaufende Getreide. Obenauf wird dann trockenes geschüttet.

Bevor das Gemüse zum Markte getragen wird, legt man es eine Nacht ins Wasser; bevor die Trauben abgeschnitten werden, um sie in den Handel zu bringen, wird die Rebe gut mit Wasser getränkt. Dann bekommen die Trauben ein ganz dralles Aussehen und bersten oft, so wässerig sind sie. Baumwolle legt man in Wasserschwaden oder läßt immitte der Ballen Wasser laufen, so daß auf je hundert Pfund wenigstens einige Pfund Wasser kommen. Selbst das Holz muß erst eine Wasserkur durchmachen, ehe es auf dem Markte erscheint.

Daß Flüssigkeiten, z. B. Schnaps und Essig, erst „getauft“ werden, bevor sie in den Handel kommen, ist selbstverständlich. Der Wein, (Schnaps) wird in Kan- und Chua-ziu eingeteilt, d. h. in „trockenen“ und „gemischten“ Wein. Ersterer hat nur einen geringen Wasserzusatz, (eigentlich sollte er keinen haben), der letztere aber ist bisweilen um die Hälfte verfälscht.

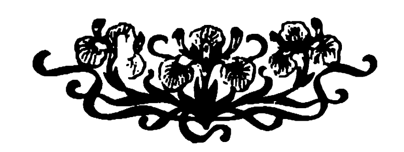
Jemand hatte eine Anzahl Freunde zum fröhlichen Male geladen. Da nun das Getränk vor der Zeit ausging, mußte Wasser den Wein vermehren helfen und man goß so lange zu, bis vom Wein kaum mehr eine Spur vorhanden war. Während der Nacht wurde es empfindlich kalt und da kein Feuerbecken das Zimmer wärmte, fing sogar der „Spiritus“ in den Schälchen zu frieren an. Eben hatten die Gäste noch das vorzügliche Getränk belobt und jetzt gefror es zum Klümpchen Eis. „Euer Lob war nicht redlich gemeint“, meinte der Gastgeber als er den gefrorenen Schnaps erblickte. „Das geschenkte muß man immer preisen, selbst wenn der Spiritus sich zu Wasser verwandelt“ antworteten die Gäste.

Indes betrügt der Chinese nicht nur mit Wasser, sondern noch mit mancherlei anderen Dingen. Wollte ich die aber alle aufzählen, käme ich gar an kein Ende. Doch zum Schluß noch zwei Geschichtchen, die auch zum Wasserkapitel gehören und zeigen, wie sehr den Chinesen die Wasserfälschungsmethode in „Fleisch und Blut“ übergegangen ist.

Drei Söhne ernährten gemeinschaftlich ihren Vater, d. h. jeder mußte ihn während drei Monaten zu sich nehmen und für seinen Unterhalt sorgen. Alle drei waren brave Burschen, und sie machten sich ein wahres Vergnügen daraus, dem Vater jeden Herzenswunsch zu erfüllen. Waren die drei Monate herum, wurde der Vater jedesmal an eine Wage gehängt, um zu sehen, ob er im Gewichte ab- oder zugenommen habe. Der Vater war guter Dinge und liebte

seine Kinder recht herzlich, den Kleinsten aber zu allermeist. Aus besonderen Liebesrücksichten ließ er sich eines Tages überreden, [illegible] Gewicht zu nehmen, eher er sich an die Wage hing, damit der Kleine „groß“ dastehe, weil er seinen Vater um einige Pfund schwerer gefüttert habe. Eine recht große Schweinsblase wurde mit Wasser gefüllt und dem Greise um den Leib gebunden. Doch des Geschickes Mächten sind neckisch; kaum hatte er sich an die Wage gehängt, da riß der Strick, woran die Wage befestigt war, und der arme Mann lag am Boden in einer Lache Wasser: die Blase war geplatzt. „O du Unhold!“ riefen entsetzt die anderen Brüder: „Schande über dich. Selbst deinen Vater willst du noch mit Wasser verfälschen!“

Ein Mandarin bekam fast täglich von seiner Frau Gemahlin und den zwei Nebenfrauen ein Süppchen eingebrockt, weil ihnen immerfort so wässeriges Fleisch aufgetischt wurde. Daran war nun aber der Herr Gemahl keineswegs Schuld, sondern der Metzger, welcher der alten guten Sitte folgend, auch dem Fleische für den Mandarin sein Quantun Wasser einließ. Wie hätte er auch anders bestehen können; tat es ja jedermann und der es nicht tat, mußte mit Verlust sein Fleisch verkaufen. Wenn aber drei Frauen gegen einen Mann loslegen, so will das schon etwas bedeuten, und wir können es dem Herrn Gemahl nicht verargen, daß ihm eines Tages der Geduldsfaden riß und er dem Fleischlieferanten seiner Frauen zitierte. Als ihm gründlich der Marsch geblasen war, mußte ihm auch ein „Denkzettel“ mitgegeben werden, damit ihm für immer die Lust vergehe, den Mandarinsfrauen wässeriges Fleisch zu verkaufen. Ihm zur Linken und zur Rechten stand je ein Büttel, der eine mit einem gewaltigen Bambusprügel, der andere mit einem Trinkgeschirr. Jetzt wurde dem armen Sünder die Alternative gestellt, entweder eine gute Prügelsuppe zu verkosten oder das Tränklein, so ihm die Mandarinsfrauen gebraut. Der Mann wählte das letztere, soll es aber später sehr bereut haben.



Der Winkeladvokat Wen.

Advokaten im eigentlichen Sinne giebt es in China nicht; jeder muß sich selber den Advokaten machen, und wer das mit dem besten Geschicke tut, hat die größte Aussicht, seinen Prozeß zu gewinnen, und erst recht, wenn obendrein das Geld noch zu Worte kommt. Mögen nun auch die eigentlichen Advokaten fehlen, so sind die Winkeladvokaten um so zahlreicher vertreten, denn im Winkel und hinter den Coulissen gut arbeiten, ist ja eine Lieblingsbeschäftigung der Chinesen.

Meister Wen verstand sein Geschäft wie kein zweiter und deshalb ließ er auch überhaupt keinen zweiten in seiner Nähe aufkommen. Hatte er sich aber einmal eines Delinquenten angenommen, dann kam derselbe glücklich durch, selbst wenn ihm schon das Henkermesser im Nacken gesessen. Klageschriften, die er aufsetzte, brachten Gründe ins Feld, wie ein Regiment Soldaten, die kein Feind überwinden kann. Sein Pinsel hatte die Schärfe eines Schwertes und Gnade dem armen Gegner, gegen den er sich richtete.

Eines Tages saß Meister Wen in seiner Stube und sann über neue Ränke nach. Da klopfte es ungestüm an seiner Türe. Als er öffnete, trat ein junger Mann herein, der sich sofort auf die Kniee warf und laut an zu weinen fing. „Was willst du denn“, redete ihn Meister Wen an, „welche Angelegenheit preßt dir die Tränen aus; du bist wohl in einer argen Klemme.“ „Ach mein lieber Meister Wen, wenn Ihr mich nicht rettet, dann bin ich unrettbar verloren, dann wird in Bälde mein Kopf Abschied nehmen vom Halse. Ach, Meister Wen, rettet mich doch!“ „Aber heraus mit deiner Sache, wie kann ich dich retten, da ich noch gar nicht weiß, was du denn eigentlich verbrochen.“ „Denkt Euch, Meister Wen, ich habe meinem Vater einen Schlag in den Mund gegeben, daß ihm zwei Zähne entfallen sind. Wir beide hatten Streit, und da er mich sehr zum Zorne reizte, habe ich mich vergessen und den unglücklichen Schlag geführt. Mein Vater ist dann sofort zum Mandarin gegangen und hat mich als ungeratenen Sohn (u j pu chiao) verklagt. Bald werden die Gerichtsbüttel kommen und mich abführen und dann komme ich nimmer lebend heim.“ „Du ungeratener Bengel du, vergreifst dich gar an deinem Vater! Packe dich fort, deine Sache werde ich nie und nimmer besorgen, sofort von meiner Schwelle.“ Sprach's und stieß den armen Sünder zur Türe hinaus. Dieser aber legte sich draußen im Hofe sofort

wieder auf die Kniee und bat in einem fort: „Guter Meister Wen, erbarmet Euch meiner, rettet mich!“ Nach einer Weile rief ihm Meister Wen nochmals durch die Türe: „Und weinst du die ganze Nacht hindurch, ist's doch umsonst; deiner Sache werde ich mich in keinem Falle annehmen. Mag dir der Mandarin den Kopf abschlagen, so geschieht dir recht.“ Meister Wen setzte sich dann ins Zimmer, rauchte seine Pfeife und schlürfte Tee. Nach einer Stunde befahl er seinem Diener: „Geh hinaus und sieh, ob der Bengel noch da kniet; laß ihn dann hereinkommen.“ Als der arme Sünder hereingeführt war, beglückte ihn Meister Wen mit der Erklärung: „Gut, ich werde suchen, dein Leben zu retten, kannst sogleich in meine geheime Stube kommen.“

Es war eben im Hochsommer in den Hundstagen und überall eine unerträgliche Hitze. Meister Wen legte nun seine Winterkleidung an: einen dicken Schafspelz, setzte eine wattierte Windmütze auf und zog ein Paar mächtige Filzstiefel an. Dem Diener befahl er, ein Kohlenbecken anzufachen. Als dasselbe recht in Glut war, setzte sich Meister Wen daneben und hielt die Finger über das Feuer, dann ließ er den Delinquenten vortreten. Kaum war er durch die Türe geschlüpft, da warf er sich sofort wieder in die Kniee und schlug in einem fort mit dem Kopfe gegen den Boden (Ko-t'ou), gerade wie wenn ein Huhn das Korn aufpickt. Der Advokat erhob sich vom Sitze, ohne ein Wort zu sprechen, ging einigemale um den Knieenden, und plötzlich, ohne daß jener etwas gemerkt hätte, biß er ihn in den Rücken. Der arme Sünder schrie laut auf: „Aber lieber Meister Wen, weshalb beißt Ihr mich denn so schrecklich!“ — „Steh' auf“, sprach der Advokat, „jetzt ist dein Leben gerettet; hätte ich dich nicht gebissen, dann müßtest du wohl sterben. Nun geh' und stelle dich dem Mandarin. Beim Verhör hast du nichts weiter zu sagen, als: Großer, alter Großvater, errettet mich! Jetzt mach', daß du fortkommst.“

Bald hatten die Gerichtsbüttel den armen Sünder aufgeschnappt. Sofort wurde er in Fesseln gelegt und zum Mandarin geführt. Als der Mandarin ihn sah, entbrannte er in Zorn und schrie: „Du ungeratener Bengel, du! Du bist ja überhaupt kein Mensch mehr, du bist ein Tier; denn wie kann es ein Mensch wagen, seinen Vater zu schlagen!“ Der Junge kniete sofort nieder, wie ihm der Advokat anbefohlen, und bat: „Großer, alter Großvater, errettet mich!“ Während er da kniete, bemerkte der Mandarin, wie der dünne Kittel des Delinquenten auf dem Rücken ganz mit Blut befleckt war. Ein Gerichtsdiener mußte nachsehen, woher das Blut

rühre. Derselbe berichtete: „Der Junge hat eine große Bißwunde auf dem Rücken; ein Stück Fleisch ist herausgebissen, noch quillt friesches Blut aus der Wunde.“ Als der Mandarin dies hörte, stand er auf, um sich selber zu überzeugen. Ja, freilich, deutlich sah man noch die Spur der Zähne, die tief ins Fleich eingedrungen waren. „Jetzt begreife ich's“, sprach der Mandarin erzürnt zum Ankläger. „Die Schuld liegt nicht am Sohne, sondern am Alten; hat sich der grausame Klotz im Rücken des Jungen die Zähne ausgebissen und will ihn nun noch obendrein verklagen! Mach' schnell, daß du fortkommst, sonst lasse ich dich gehörig durchbläuen.“ Was wollte der Vater anfangen! Er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen; er getraute sich nicht, dem Mandarin etwas zu erwidern. Vater und Sohn kehrten nach Hause zurück. Dort behandelte der Alte den Jungen mit ausnehmender Freundlichkeit. „Sag' mein Lieber“, sprach er zu ihm, „wer ist dir denn eigentlich behülflich gewesen, die Schuld so geschickt auf mich zu wälzen. Du bist mein Sohn, und deshalb mußt du mir das sagen, da du als Sohn keine Geheimnisse mir gegenüber haben darfst.“ „Freilich“, antwortete der Junge, „ich wäre niemals so gescheidt gewesen, einen derartigen Plan zu entsinnen; Meister Wen hat mich aus der Klemme gezogen.“ „Das soll er büßen“, sprach der Vater, sprach's und begab sich sofort zur Stadt, um den Winkeladvokaten zu verklagen. Der Mandarin citierte den Meister Wen vor seinen Richterstuhl und verwies ihm strenge sein Beginnen. „Wie kannst du, ein Gelehrter, dein Talent mißbrauchen, um einen ungeratenen Sohn, der seinen Vater geschlagen, an der wohlverdienten Strafe vorbeizubringen?“ „Was ist das denn für ein Sohn, ich kenne den ja nicht einmal.“ Der Mandarin ließ hierauf den Delinquenten vorführen und stellte ihn Meister Wen gegenüber. Der Junge sprach: „Meister Wen, wie könnt Ihr sagen, Ihr kenntet mich nicht? Habt Ihr es denn vergessen, als ich fast eine halbe Nacht vor Euerer Türe kniete und Ihr mir schließlich ein Stück aus dem Rücken gebissen habt? Jetzt bist du gerettet, habt Ihr dann zu mir gesagt und habt mich fortgeschickt.“ „Was schwätzt der Junge doch für ein tolles Zeug, der ist offenbar ein Narr. Schau mich doch einmal an, ob du mich schon jemals gesehen hast oder nicht und sage, welche Kleider ich damals getragen, als ich dich gebissen haben soll.“ „Ja, ich weiß es ganz genau; Ihr trugt eine Windmütze um den Kopf gewickelt, hattet einen großen Pelz angezogen und wärmtet Euch die Finger an einem Feuerbecken.“ „Urteilt selbst, großer alter Großvater, ob der Junge ein Narr ist oder nicht. Jetzt in den Hundstagen, wo

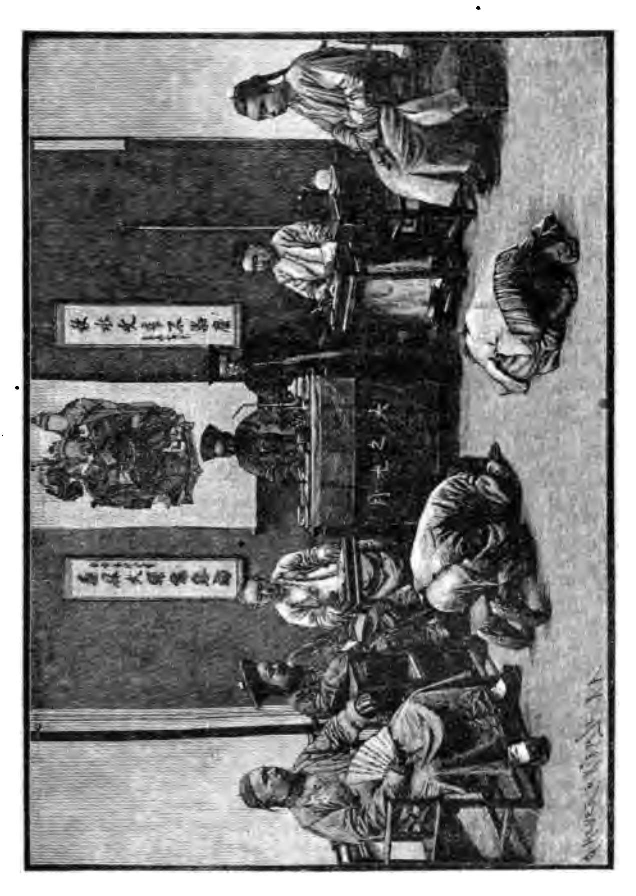
man vor Hitze nicht dauern kann, wer zieht da noch einen Pelz an und wärmt sich die Finger?“ „Draufgehauen“, schrie der Mandarin seinen Bütteln zu; „sowohl der Alte wie der Junge bekommen 200 Stockschläge, weil sie den Meister Wen fälschlich angeklagt haben. Mir scheint, beide sind Narren.“ Die Büttel blieben den Delinquenten keinen Schlag schuldig; beschämt und voll Ärger verließen sie das Yamen und konnten es nicht begreifen, daß Meister Wen so voll der Ränke sei.

Papa Tschou.

Eine herrliche Nacht! Schwarz wie frischer Firniß, und der Wind bläst wie zehntausend Soldatentrompeter. Heute soll's geschehen, das lang geplante Werk, und niemand wird meine Spur finden. — Der so sprach, war ein roher Geselle, Wangtja mit Namen. Er hegte Mordgedanken und wollte die finstere Nacht benutzen, seinen langgehaßten Feind, den Li-öl, aus dem Wege zu schaffen. Er hatte eine Anzahl Gesinnungsgenossen angeworben, fünf feste Kuli, die für Geld und eine gute Mahlzeit freudig zur Stelle waren. Die Schar hatte sich mit Messer und Knütteln bewaffnet und, um sich unkenntlich zu machen, das Gesicht mit Tusche geschwärzt. Es mochte eben die zwölfte Stunde sein, als sie vor der Türe des Li-öl anlangten. Mit kräftigen Schlägen versuchten sie, dieselbe loszusprengen. „Was gibt es da?“ rief Li-öl samt seiner Frau wie aus einem Munde; und sogleich hatten sich beide vom Lager erhoben und lugten durch die Türritzen. Deutlich sahen sie die vom Fackelscheine erleuchteten schwarzen Gestalten und glaubten, es seien Räuber. Die Frau verkroch sich sofort unter dem Bette. Es war auch die höchste Zeit; den schon begann die Türe nachzugeben: noch wenige Schläge, und mit den zerschlagenen Türsplittern drangen die Unholde in das Zimmer. Ehe Li-öl nur einen Gegenstand ergriffen, um sich zur Wehr zu setzen, hatte er bereits mehrere Lanzenstiche erhalten und lag in seinem Blute vor der Bettstatt. Mit wohlgezieltem Schwerthieb trennte dann der Wangtja das Haupt seines Gegners vom Körper. Kein Zweifel konnte mehr obliegen: der Feind war getötet, die Rache befriedigt.

Li-öls Frau unter der Bettstelle zitterte am ganzen Leibe, als ob sie auf Eis gelegen, und wagte kein Glied zu rühren. Erst als

die Räuber fortgegangen und ihre Schritte verhallt waren, kroch sie langsam hervor. „Mann, Mann!“ preßte sie beklommen hervor und stieß gegen die am Boden liegende Leiche. Ihre zitternden Hände hatten viele Mühe, Feuer zu schlagen, und es dauerte eine gute Weile, bis die Öllampe angezündet war. Mit derselben leuchtete



Eine Gerichtssitzung in China.

sie in das Antlitz ihres toten Mannes. Als sie das Haupt vom Rumpfe getrennt sah, ließ sie vor Schrecken die Lampe fallen, stieß einen gellenden Schrei aus und lief auf die Straße. „Mörder, Mörder,“ schrie sie aus Leibeskräften; „Mörder haben meinen Mann umgebracht.“ Als die Nachbarn den Lärm vernommen, waren sie bald auf den Beinen, und der Eine fragte: „Was giebt's?“, der Andere fragte: „Was ist los?“ „Mein Mann ist ermordet,“ wiederholte

immer von neuem die Frau, „mein armer Mann!“ Unterdessen hatte man Licht angezündet, und die Beherzteren leuchteten in das Gemach des Ermordeten. Nachdem man sich überzeugt, daß Wangtja wirklich tot sei, begannen die Nachbarn die weinende Frau etwas zu trösten. „Laß ab vom Weinen,“ sagte man, „denn vom Weinen wird niemand mehr zum Leben erweckt. Die Ältesten unseres Dorfes gehen morgen mit dir in die Stadt und helfen dir, beim Mandarin deine Klage anzubringen. Der Mandarin muß den Mörder ausfindig machen und ihn bestrafen, und wenn du sein Blut fließen siehst, wird's dir leicht ums Herz.“ Jedermann ging dann zurück in sein Haus und suchte wieder das Lager auf, nachdem er den Riegel recht fest vor die Türe geschoben; obendrein stemmte noch mancher der größeren Vorsicht halber ein Stück Holz davor. Wangtjas Frau ging auch in ihre Wohnung, verriegelte die Türe und kniete bei der Leiche nieder. Dort ließ sie ihren Tränen freien Lauf. „Mein Mann, mein armer Mann!“ jammerte sie in einem fort, bis sie ganz ermattet zusammenbrach und einschlummerte.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne stahlen sich eben durch das durchlöcherte Papierfenster und beschienen die entstellten Züge des Toten. Die Schlafende erwachte wiederum mit dem Schrei: „Mein Mann, mein armer Mann!“ Dann stand sie beherzt auf, machte Feuer und kochte eine Schüssel Wasser. Als sie sich darin gewaschen, legte sie ihre besten Kleider an und begab sich auf die Straße. Dort machte sie bei ihren Nachbarn die Runde, jeden einzeln bittend, er möge mit ihr in die Stadt gehen und beim Mandarin ihr zum Rechte verhelfen. „Aber hast du niemand von den Mördern gekannt?“ fragten die Nachbarn. „Ei doch,“ erwiderte sie; ich weiß sogar bestimmt, wer meinem Mann den Kopf abgeschlagen hat. Das ist kein anderer gewesen als der Wangtja, unser Feind. Deutlich sah ich ihn beim Fackelschein, als ich unter dem Bette meinen Kopf hervorstreckte, und erkannte den Bösewicht an den Gesichtszügen sowie am Barte.“ „Euere Feindschaft mit Wangtja ist uns bekannt,“ antworteten die Nachbarn; „deine Anklage scheint auf Wahrheit zu beruhen. Gut, wir gehen mit dir in die Stadt. Dies zu tun, wäre ja übrigens unsere Pflicht, wenn es sich auch nur um eine Räuberei handelte.“

Eben hatte der Mandarin seinen Richterstuhl eingenommen, um eine Rechtssache zu entscheiden, da trat die Frau des ermordeten Li-öl mitsamt den Nachbarn in den Gerichtssaal. Die hatte vorher die „Expreßtrommel“ geschlagen zum Zeichen, daß es sich um eine wichtige Anklage handele. Deshalb wurde sie denn auch

ohne besondere Schwierigkeit vorgelassen. Mit der Klageschrift, worin der Tatbestand summarisch verzeichnet war, in beiden Händen, trat sie vor den Mandarin, warf sich auf die Kniee nieder nnd schrie mit lauter Stimme: „Großer, alter Großvater, ein schreckliches Verbrechen ist geschehen! Erbarmt euch meiner!“ Der Mandarin las die Anklage durch, und als die anwesenden Nachbarn auch zu Gunsten der Klägerin sprachen, wurde den Gerichtsschergen von der „schnellen Abteilung“ sofort ein Einfangschein ausgestellt mit dem Befehl, den Wangtja ohne Verzug vor den Mandarin zu bringen.

Wangtja war nach vollbrachter Tat mit seinen Spießgesellen nach Hause zurückgeeilt. Dort wuschen sie sich das Gesicht und taten sich bei einem Topfe erwärmten Schnapses und einer Schüssel kleingeschnittener Schweinsohren gütlich. Als alles vertilgt war, legten sie sich zur Ruhe. Wangtja war sehr guter Dinge. Eine Tat, „von der die Teufel keine Ahnung haben und die Geister nichts wissen konnten“, die mußte ja verborgen bleiben. Er glich jenen, die ihre Ohren zustopfen, wenn sie eine Glocke stehlen wollen. Um so größer war seine Überraschung, als er eines morgens in der Frühe mehrere Gerichtsschergen von der „schnellen Abteilung“ vor sich stehen sah. Sie ließen ihm gar keine Zeit, sich zu besinnen und zu fragen, wohin und woher, sondern legten sofort Hand an ihn. Während ihn die einen am Zopfe festhielten, schnürten die anderen seine Hände in Fesseln. Ja, sogar die Beine wollte man ihm mit schweren Ketten belasten. Gegen ein gutes Trinkgeld aber nahm man davon Abstand. Im übrigen half kein Bitten und Flehen, sondern schnurstracks ging es mit dem Delinquenten in die Stadt vor den „Vater des Volkes“.

„Warum hast du den Li-öl ermordet?“ fragte der Mandarin in schneidigem Tone. „Das ist nicht meine Sache,“ antwortete Wangtja; „Li-öl ist von Räubern ermordet. Ich bin ein unbescholtener Mann.“ Auf einen Wink des Mandarins wurde die Frau des Li-öl vorgeführt. „Welche Beweise hast du, wenn du den Wangtja als Mörder anklagst?“ „Beweise, großer alter Großvater! Beweise hat deine dumme Magd genug. Erstens habe ich den Wangtja selber gesehen, als ich unter dem Bette versteckt war, und ich erkannte ihn an seinem großen Kopfe und dem langen Barte. Zweitens weiß jedermann, daß Wangtja immerdar unser größter Feind gewesen. Drittens ist es einem Raubmörder um Geld und Gut zu tun, nicht um das Leben. Geraubt hat man uns aber nichts, also war es nur auf das Leben abgesehen. Großer alter Großvater! Deine Einsicht ist klar, wie das Quellwasser, und deine Weisheit

rein, wie das Sonnenlicht: nun urteile selbst, ob meine Gründe stichhaltig sind.“ Der Mandarin nahm dann die Nachbarn in Verhör. Auch sie bezeugten, daß Wangtja seit langer Zeit mit Li-öl in Feindschaft gelebt; auch beruhe es auf Wahrheit, daß nichts aus dem Zimmer des Ermordeten geraubt sei.

Wangtja wurde dann auf die „Lumpenfolter“ (Kuang-kuin-tja) gespannt, und man setzte ihm so lange zu, bis er mit der Wahrheit herausrückte. Er, der weiche Mann mit zarter Haut und vielem Fleische, hatte noch nie im Leben Schmerzen gelitten; deshalb war es ein leichtes, ihn mürbe zu machen. „Es ist Tatsache,“ bekannte er, „ich habe den Li-öl getötet. Es war damals eine sehr finstere Nacht; Wind und Regen vertrieben Teufel und Geister aus dem Freien. Ich glaubte daher, der Augenblick sei gekommen, meine Rache auszuüben.“ Der Mandarin ließ das Geständnis Wort für Wort niederschreiben, um die Anklageschrift an den Kaiser vorzubereiten. Wangtja aber wurde in das Gefängnis der armen Sünder gesperrt, die ihr Leben verwirkt haben. Dort sollte er bleiben, bis das Todesurteil endgültig vom Kaiser unterschrieben sei.

Wie nun Wangtja einsam in dem dunkelen, von Modergeruch erfüllten Kerker lag, kam er sich vor wie ein Vöglein, das vergeblich gegen das Gitter seines Bauers fliegt, oder wie ein lebender Fisch im Topf über'm Feuer. Mochte er auch sein Gehirn zermartern, hin und her sinnen, es wollte ihm kein kluger Gedanke einfallen, um sein Leben zu retten. Doch ja — da stieg plötzlich vor seinem Geiste das Bild des „alten Papas“ Tschou auf. „Der wird noch einen Ausweg wissen, mich aus dem Kerker zu befreien und mein Leben zu verlängern,“ dachte er bei sich. Papa Tschou verstand es allerdings meisterhaft, das Krumme gerade zu machen und überall ein Loch zu finden, wo andere schon längst am Ersticken waren. Sein Pinsel hatte die Schärfe eines zweischneidigen Schwertes; damit vermochte er den verwickeltsten Knoten entzwei zu hauen und Recht und Unrecht in entgegengesetzte Bahnen zu lenken. Während Wangtja sich schon in Gedanken der Freiheit wiegte, kam sein Sohn vor die Kerkertüre, um ihm Essen zu bringen. Es hatte allerdings mehrere Loth Silber gekostet, ehe er sich vom Kerkermeister diese Erlaubnis erwirkt. Wangtja hatte Zeit genug, seinem Sohne die Rettungspläne vorzutragen. „Eile noch heute zu Papa Tschou,“ sprach er; „auch spare kein Silber, denn du wirst hoffentlich deinen Vater mehr lieben als Geld und Habe. Es lohnt sich der Mühe, und die Mühe wird nicht zu groß sein.“ Der Sohn antwortete auf alles mit „gut“ und „ja“ und versprach seinem Vater, das Menschenmögliche zu tun.

Bald war der Papa Tschou aufgesucht und von dem Tatbestande in Kenntnis gesetzt. „Das ist allerdings eine sehr faule Sache,“ meinte Papa Tschou und heftete seine Kalmückenaugen nachdenklich zu Boden. „Dein Vater hat bereits alles eingestanden, und der Mandarin hat dementsprechend seinen Bericht gemacht und an die höheren Instanzen geschickt. Zudem ist der Mandarin ein Neuling im Amte, dem es weniger um Geld zu tun ist, als um Ruhm und Empfehlung, damit seine Vorgesetzten ihm noch höhere Posten anvertrauen. Indes werde ich doch aus Freundschaft gegen deinen Vater mein Bestes tun und wenigstens den Versuch machen, sein Leben zu retten. Ich habe mit dem Präsidenten des Obergerichtshofes in Nanking Beziehungen, mit dem großen Manne Sjü. Vielleicht läßt er sich durch Silber bestechen, oder es findet sich sonst ein Loch oder Riß zum Durchschlüpfen. Im hiesigen Tribunal ist nichts mehr anzufangen; deshalb müssen wir an andere Türen klopfen. Halte mir 300 Taels Silber bereit, ich werde mich dann sofort auf den Weg nach Nanking machen. „Aber Papa Tschou, welchen Schlupf oder Riß glaubt ihr ausfindig zu machen?“ „Dafür laß mich sorgen; ich kann dir das jetzt noch nicht verraten. Bereite mir die 300 Taels Silber, und ich verspreche dir, nach einem Monat ist dein Vater in Freiheit.“

Das Silber war bald zusammengebracht, und als es dem Papa Tschou ausgehändigt war, machte sich derselbe noch am selbigen Tage auf den Weg nach Nanking. „Sage deinem Vater, er solle sein Herz der Hoffnung öffnen,“ rief er noch vom Esel herab dem Sohne des Wangtja nach, „alles wird gut gehen.“ „Ein friedevoller Weg!“ waren des letzteren Worte.

Nach Verlauf von einigen Tagen traf der Winkeladvokat in Nanking ein. Nachdem er sich in einer Herberge einquartiert hatte, nahm er sich zwei Tage Rast, um seine alten durchrüttelten Gliedmaßen wieder in die richtigen Fugen zu bringen. Vernünftige Gedanken wären ja nicht möglich gewesen, wenn ihn körperliche Müdigkeit belästigt hätte. Dann kaufte er einige wertvolle Geschenke, mit denen er sich zum Obergerichtshofe begab und sich beim Vorsitzenden, Herrn Sjü, anmelden ließ. Herr Sjü empfing seinen alten Bekannten mit ausgesuchter Freundlichkeit; indes fand Papa Tschou niemals rechte Gelegenheit, sein Anliegen vorzutragen. Ohne Umschweife damit herauszurücken, schien ihm zu gewagt, zumal er selber noch nicht wußte, wo zu allererst ein Loch zu finden sei. Eines Tages aber, vielleicht wollte es der Zufall so, sah er, wie 20 Gefangene in das Obergerichtstribunal abgeführt wurden, alles arme

Sünder, die bereits ihren roten Totenrock trugen. Papa Tschou erkundigte sich sogleich, was das für Landsleute seien, und zu seiner großen Freude erfuhr er, daß zwei davon aus Sutschou stammten. „Aus Sutschou! gut, gut," murmelte er für sich in den Bart; „jetzt hab ich's gefunden, das Loch; jetzt weiß ich, was zu tun ist." Am anderen Tage stellte er sich beim Präsidenten Sjü vor zur geheimen Audienz. „Ich habe eine Herzensangelegenheit," begann er und zog aus dem Busen (fast hätte man meinen sollen, es sei sein eigenes Herz gewesen) zwei Stücke Silber hervor, die er dem Präsidenten in den Ärmel schob. „ich habe eine Herzensangelegenheit. Ein naher Verwandter von mir schmachtet unschuldig im Kerker und soll zum Tode verurteilt werden. Ich bitte daher den großen Mann, sich ein wenig der Sache anzunehmen und seinen mächtigen Einfluß zu ihm hinüberstrahlen zu lassen." Sjü war freilich eine hohe Persönlichkeit, hatte aber durchaus keine tauben Ohren, wenn der süße Klang des Silbers tönte. „Das ist eine Kleinigkeit, das ist sehr leicht," erwiderte er eilfertig. Papa Tschou begann dann die Sache zu erzählen. Wangtja habe mit Li-öl Feindschaft gehabt. Als nun Li-öl von Räubern ermordet sei, habe sich der Verdacht auf seinen Freund Wangtja gelenkt, und dieser sei auch sofort angeklagt und in Haft genommen worden. Die Schmerzen der Folter hätten ihm zuletzt ein falsches Bekenntnis ausgepreßt, und er habe sich einer Tat schuldig bekannt, die er nicht begangen. „Nur schade," meinte Sjü, „daß es sich nicht um ein Verbrechen handelt, das in unserer Provinz verübt worden ist. Sutschou gehört zu einer anderen Provinz, und meine Machtbefugnis erstrekt sich nicht bis dorthin. Da ist es schwer, sehr schwer, helfend einzugreifen." Es scheint nur schwer zu sein," meinte Papa Tschou, „tatsächlich aber ist es leicht. Gestern sah ich 20 zum Tode Verurteilte hierher abführen, und, wie ich in Erfahrung gebracht, befinden sich zwei Mann aus Sutschou darunter. Wie wäre es, wenn den beiden etwas Zucker-Silber (so benannt, weil der zum Tode Verurteilte die wenigen Tage, welche er noch zu leben hat, sich durch besseres Essen und Trinken „versüßen" darf) gegeben würde, damit sie sich bei dem nächsten Verhöre als Mörder des Wangtja bekännten? Die Delinquenten haben so wie so ihr Leben verwirkt; ob sie sich eines Mordes mehr anklagen, macht ihnen weiter keine Schmerzen. Auch kann ich den großen Mann versichern, daß sich Wangtja dankbar erweisen und sein Lebtag des großen Mannes Wohltaten eingedenk sein wird." Sjü fühlte bereits die zwei Stücke Silber in seinem Ärmel; obendrein wurde ihm noch mehr Silber in

Aussicht gestellt — da konnte er sich nicht spröde zeigen. Er versprach also, die Sache in die Hand zu nehmen. In der Stille ließ er die beiden zum Tode Verurteilten aus Sutschou zu sich kommen, schenkte ihnen einige Lot Silber, und jene waren dafür gerne bereit, zu sagen, was man ihnen vorsagte. Beim öffentlichen Verhör am folgenden Tage, das Sjü als Oberkriminalrichter selber vornahm, stellte er an die beiden Übeltäter folgende Fragen: „Wie viel Leute habt ihr umgebracht in eurem Leben?“ — „24 Mann.“ — „Welches waren die letzten Raubmorde, die ihr verübt habt?“ — „Wir wollten einen reichen Bauer in Sutschou berauben; eben hatten wir ihm den Hals abgeschnitten, da hörten wir Geräusch und flohen davon.“ Sjü brachte das Verhör zu den Akten und schickte unverzüglich einen Kurier nach Sutschou um dem dortigen Mandarin zu berichten.

Papa Tschous Weizen war weit genug gediehen. Auch er machte sich schnell auf den Rückweg. Zu Hause angekommen, ließ er den Sohn des Wangtja vor sich kommen und beredete ihn, eiligst beim Mandarin Klage zu erheben für seinen „unschuldigen Vater“. Der Mandarin hatte bereits die Akten des vom Oberkriminalrichter angestellten Verhörs empfangen. Das Bekenntnis der beiden Räuber machte ihn stutzig. „Sollte Wangtja doch noch vielleicht unschuldig sein?“ Nun reichte sein Sohn auch noch Klageschrift ein, worin er sich über die Ungerechtigkeit des Mandarins beschwerte. Da zweifelte er nun nicht mehr: Wangtja war unschuldig. — Ohne weiteres Verhör entließ er ihn aus dem Gefängnisse und schickte ihn nach Hause. Die Frau des Li-öl aber, welche davon hörte, machte sich Vorwürfe, daß sie an jenem Abend nicht genauer zugesehen. Sie glaubte zwar, den Wang-tja sicher gekannt zu haben; „aber im Dunkeln sieht man halt nicht so genau,“ sagte sie. Und jetzt, wo die „eigentlichen“ Mörder eingefangen waren, da hatte sie rein nichts dagegen einzuwenden, daß Wangtja frei gegeben wurde. Dieser aber kam sich vor wie ein Fisch, der dem Netze entschlüpft und in das weite Meer zurückgleitet; wie der Vogel, der mit dem engen Käfig die holde Freiheit eingetauscht. Als freier Mann bewegte er sich wieder auf der Straße und dem Markte; im Stillen aber sagte er sich: „Wenn Papa Tschou nicht gewesen, wäre es mir an den Kragen gegangen.“



Kuriose Heiraten.

Wenn ich dem verehrten Leser von Heiraten erzähle, ihn aber zuvor an eine Totenbahre führe, so darf ihn das nicht wundern: in China geht eben mancherlei verkehrt zu; bekanntlich ist China die verkehrte Welt.

Starb da vor kurzem in unserem Nachbardorfe ein alter Heide. An seinem Sarge knieen einige Graubärte und heulen: „Mein Vater, mein Vater;" nebenan kniet ein Büblein von sechs Jahren und es schreit so laut es nur kann: „Mein Vater, mein Vater!" Der Alte hatte sich in seinem 76. Lebensalter noch eine Lebensgefährtin genommen, ein Mädchen von 15 Jahren, für den Rest seines Lebens. Zwei Frauen hatte er bereits überlebt, und von ihnen stammen die ersten Kinder, die im Laufe der Zeit selber alt geworden. Wer hierzulande Junggeselle bleibt, tut es nur notgedrungen, weil er keine Lebensgefährtin erobern kann. Gleich und gleich gesellt sich gern auch in China und die Ehenvermittler tragen schon Sorge, daß sich derartige Pärchen finden. Unseren Nachbar also, den alten Mann hatte die Heiratslust auch nicht verlassen, denn als er in seinem 75. Lebensjahre seine Frau verlor, schaute er sich balt nach einer neuen um, d. h., er gab einem Heiratsvermittler Auftrag, für ihn auf die Suche zu gehen. Der hatte denn auch in Bälde ein Fräulein gefunden, „zierlich von Gestalt mit allerliebst kleinen Füßchen und das Mündchen war nicht größer als ein Mandelkern." Nur hatten die Eltern des Kindes den Wunsch geäußert, sie möchten doch zuvor gern den Heiratskandidaten sehen; es sei ihnen nämlich zu Ohren gekommen, sein Aussehen mache den Eindruck eines alten Mannes. Ich will ihn selber zu euch hinüberschicken, sagt der Vermittler.

Wie der Brautbewerber dem alten Freier von seinem Erfolge erzählt, ist dieser ganz entzückt, aber, aber — die Eltern wollen ihn zuvor in Augenschein nehmen. Falsche Zähne und Perücken gibt es in China noch nicht, sonst würde wohl gar mancher unter solchen Umständen zu diesen Verschönerungsmitteln greifen. Doch der Chinese findet immer Auswege, zumal wenn es sich um den Erwerb einer Frau handelt. „Mein dritter Sohn", sagt der Alte, „hat allerdings schon manches graue Haar, aber er macht doch noch immer einen jugendlichen Eindruck. Wie wäre es, wenn er für mich hinüberginge und sich als zukünftiger Bräutigam vorstellte?" „Das ist in der Tat ein kluger Gedanke", antwortet der Ehever-

mittler, und am anderen Tage machte sich der Sohn in Gala gekleidet und fein rasiert auf den Weg zur Erwählten des Vaters. „Allerdings“, meinten die Eltern, „der Mann ist schon bei Jahren und sein Alter steht in keinem Verhältnisse zu demjenigen unserer Tochter, aber im übrigen ist er doch ein recht schmucker Geselle. So sei es denn, wir geben unsere Einwilligung.“ Der Verlobungs-Kontrakt wurde abgefaßt und nach einigen Tagen wurde die junge Braut heimgeführt zu ihrem Verlobten. Wie das arme Kind wohl Augen gemacht hat, und die Eltern, die gar nicht begreifen konnten, wie der Mann in wenigen Tagen doch so fürchterlich gealtert sei. „Das muß wohl die Freude über die reizende Genossin getan haben“, meinte der Ehevermittler. Aber der Alte hatte Haus und Hof und vieles Besitztum, und das sind beim Heiraten Hauptfaktoren. Deshalb gaben sich die Eltern zufrieden, wenngleich sie der Sache nicht so ganz trauten und den Betrug wohl gemerkt hatten.



Ein chinesischer Hochzeitszug.

Noch war kein Jahr verflossen, da konnten die Schwiegereltern mit der freudigen Kunde überrascht werden, ihre Tochter habe dem Herrn Gemahl einen Sohn geschenkt. Der Kleine wurde Tschöng-i-föl genannt, d. h. „Auch ich will einen Teil haben"; von Haus und Hof nämlich, denn die anderen Söhne hatten bereits ihren Teil erhalten. Alles war geteilt und für einen zukünftigen Bruder hatte man nichts mehr zu teilen übrig gelassen. So oft also die Brüder des Kleinen dessen Namen rufen hörten, wurden sie an ihre Pflicht erinnert, ihm einen Teil Erbschaft abzutreten. Sie haben das denn auch getan und nochmals brüderlich geteilt und Tschöng-i-föl ist dabei nicht zu kurz gekommen. Als er eben sechs Jahre alt geworden, ist sein Vater gestorben.

In T'e-ngan lebte vor Jahren ein großer Mandarin, ein „Ta-yin"" der hochbetagt seine Frau verlor. Er selber wurde bald auch krank und sah sein Ende herannahen. Guter Rat war teuer. So leicht ist es nicht eine derartige hohe Stellung zu ersteigen, sich zu hohem Ansehen und großer Macht empor zu schwingen und sich dann vom Tode alles rauben zu lassen. Den Kindern können die Ehren und Titel, die Knöpfe und Federn, welche die Eltern getragen, in China wenig mehr nützen; kein Adel ist erblich; wer hoch hinauf will, soll sich auch selber dafür anstrengen, denkt die Regierung. Aber unsere Zopfträger sind dem Kaiser doch wieder zu schlau gewesen und haben ein Mittel ausgeklügelt, um den hohen Rang der Ahnen und deren Machtfülle bisweilen noch für längere Zeiten auszunützen. Geht's nämlich ans Sterben, so werden schnell Anstalten gemacht, den sterbenden hohen Würdenträger auf seinem Totenbette noch einmal zu verheiraten. Man sucht dafür in der Regel ein ganz junges Blut aus, eine Braut, die Aussicht hat, noch recht lange zu leben. Sie wird dann mit einem Schlage lao T'et'e, „alte Matrone", und als an die rechtmäßige Gemahlin des großen Mannes so und so gehen alle Titeln, Würden und Vorrechte desselben auf sie über. Sollte aber die rechtmäßige Frau noch leben, so ist allerdings nichts zu machen, dann wird man sich vielleicht Mühe geben, sie bei Zeiten — aus dem Wege zu schaffen, damit eine junge an ihre Stelle treten kann.

Der große Mandarin von T'e-ngan also heiratete im Interesse seiner Verwandten tags vor seinem Tode ein junges Mädchen. Nachdem der Heiratskontrakt abgeschlossen, wurde die junge Braut an das Totenbett geführt; dort gab sie Himmel und Erde K'ot'ou (Verehrung durch Niederwerfen auf den Boden) und die Heirat war fertig. Als der Gemahl am anderen Tage starb, mußte sie ihn

beweinen, so laut und tränenreich sie nur konnte. Bei solchen Heiraten ist freilich die arme T'et'e zumeist zu bedauern; sie hat vom „Ehestande" weiter nichts als die Würden und Vorrechte des verstorbenen Gemahls, welche die Verwandten zu selbstsüchtigen Zwecken ergiebigst ausnutzen. Sie muß zeitlebens Witwenschaft beobachten und ihrem toten Gemahl Tränen nachschicken ins Jenseits. Wollte sie zu einer anderen Ehe übergehen, so verfiel sie den Strafen des Gesetzes.

Nach der Heirat besagter T'et'e war Jahr und Tag verflossen; die junge Witwe lebte in strenger Abgeschiedenheit, bedient von einigen Kammerzofen, unbekümmert und unbehelligt. Ihre Söhne d. h. die Kinder der früheren Ehe hatten wenig Respekt vor der „alten Mutter", die kaum so alt war als sie selber. Anfangs besuchten sie dieselbe noch wohl, wenigstens zu Neujahr, um ihr einige Geschenke zu bringen. Allmählich aber blieben sie ihr ganz fern. Eines Tages nun, als eben ein neuer Mandarin im dortigen Bezirke Anstellung bekommen, der von der T'et'e seines früheren Vorgängers keine Ahnung hatte, gingen die Söhne Salz kaufen, aber sie erhielten nicht mehr als das gewöhnliche Volk. Bekanntlich ist Salz Monopol des chinesischen Kaisers. Aber nicht nur der Kaiser verdient beim Verkaufe desselben, sondern die Mandarine wollen auch nicht leer ausgehen. Ihr Verdienst erzielen sie dadurch, daß sie das Pfund zu 12—14 Lot verkaufen und durch Beimischung von Erde und dergl. den „Salzwert" erhöhen. Kuentjayin aber, d. h. die amtlichen Persönlichkeiten, erhalten volles Gewicht, nämlich das Pfund zu 16 Lot. Als sich die Söhne wie gewöhnliche Menschenkinder behandelt sahen, erhoben sie Klage, aber die Klage wurde als unbegründet abgewiesen. Es blieb nichts anderes übrig, als die Mutter wieder zu besuchen und ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen. Eben war Neujahr im Anzuge und die Söhne benutzten die Gelegenheit, die „alte Matrone" mit allen möglichen Ehren zu überhäufen· Es wurden ihr allerhand Geschenke gebracht und am Neujahrstage selber erschienen sie in Gala und warfen sich vor ihr als gehorsamste Söhne auf den Boden, indem sie „Neuen Frühling, große Freude" wünschten. Der Mutter war dies Benehmen auffallend und sie vermutete, daß ein dickes Ende kommen werde. Sie fragte deshalb die Söhne gerade heraus: „Wie kommt es doch, daß ihr jetzt meine Türe wißt und plötzlich so gute Kinder geworden seid? Ehedem wußtet ihr kaum, wo ich wohnte, und selbst zu Neujahr habt ihr mich nicht mehr bgrüßt." Die beiden mußten mit der Sprache und ihren Anliegen herausrücken und sie erzählten von der

Salzgeschichte. „Das ist eine Kleinigkeit,“ versichert die Mutter; „gut, ich will euch Recht verschaffen. Spannt einen Wagen an mit allem Pomp, wie es sich gehört, und laßt auch die vorgeschriebene Bedienung mitgehen.“ Als der Wagen in die Hauptstraße fuhr, wurden neun Böller abgeschossen zum Zeichen, daß ein „großer Mann“ seinen Durchzug halte. Hastig erschienen Diener des Mandarins und erkundigten sich nach der hohen Persönlichkeit, die dort im Wagen sitze. T'et'e, so und so und sie geht nach Peking, war die kurze Antwort, die sofort dem Mandarin überbracht wurde. Der Mandarin ließ dann weiter fragen, ob die gnädige Frau besondere Angelegenheiten in Peking zu besorgen habe, ob sie ihn nicht mit einigen Befehlen beehren wolle. Ich habe keine besonderen Angelegenheiten, schnippte die T'et'e zurück. Ich will in Peking nur einmal nachfragen, ob man uns dort noch kennt. Hier scheinen wir in Vergessenheit geraten zu sein; selbst das Salz sucht man uns zu entziehen.

Wie dem Mandarin diese Antwort zu Ohren kam, war er vollends paff. Sofort beauftragte er die angesehensten Bürger der Stadt, zwischen ihm und der alten T'et'e zu vermitteln; er sei zu allem bereit. Nur möge sie doch nicht nach Peking gehen. Die gnädige Frau ließ sich besänftigen. Der Mandarin mußte sich einige Demütigungen gefallen lassen; außerdem schickte er monatlich einen großen Sack Salz zur gnädigen Frau, der mehr als für ein Jahr reichte.

Auf dem Todesbette heiraten — das geht schon weit; aber für den Toten, über das Grab hinaus, noch eine Lebensgefährtin suchen — das geht noch weiter; aber auch das bringen die Chinesen fertig. Wie das zugeht ist in U. S. 52 beschrieben, und illustriert die folgende Geschichte.

Hochzeits- und Begräbnisfeierlichkeit an einem Tage.

Hochzeits- und Begräbnis-Feierlichkeiten am selbigen Tage in einem Dorfe bedeuten schon eine Seltenheit, wenn das Dorf klein ist. Daß aber eine Hochzeits- und eine Leichenfeier an einem Tage in derselben Familie stattfinden, dürfte in Europa wohl ein Ding der Unmöglichkeit sein. Der spitzfindige Chinese indes bringt so etwas fertig, und was noch mehr zu

bewundern ist, er versteht es sogar einem Toten noch eine Ehehälfte anzukopulieren, und wenn das geschehen ist, begräbt er beide in einem Grabe.

Eine derartige Feierlichkeit ereignete sich kürzlich in unserm Puoly und dabei ging es hoch her. Es handelte sich um einen bejahrten Alten, der das Zeitliche gesegnet hatte und dessen Frau auch bald darauf gestorben war. Es stand nichts im Wege beide zu begraben, aber ehe das geschah, mußte der Alte erst noch eine längst verstorbene und vergessene Braut heimführen. Die war ihm nämlich vor etwa 50 Jahren zugesprochen worden, als dann aber die Hochzeit vor sich gehen sollte, hatte der Tod die Braut weggeholt. Dem Junggesellen wurde bald eine andere Frau gesucht, und mit der lebte er mehr als 40 Jahre zusammen, bis auch sie starben. Die zuerst gestorbene Braut gilt nun aber als die rechtmäßige und sie steht ihrem Manne im Schattenreiche als die eigentliche Frau zunächst. Doch bevor er sie dort heimführen kann, muß er ihr erst hinieden angetraut sein. Das geschah denn am nämlichen Tage, als die zweite Frau unseres Alten begraben werden sollte. Das Grab der verstorbenen Braut wurde geöffnet, die noch vorhandenen wenigen Knochen wurden sorgsam aufgehoben und in einen neuen Sarg gelegt, das „Seelensitz-Täfelchen" (牌位 *pä-ui*) wurde in eine Sänfte gesetzt und dann in feierlichem Brautzuge unter Musik und Petardengeknatter zum Heim des Toten geführt. Während Freunde und Verwandte den Hochzeitsschmaus verzehrten, wurden die beiden Seelensitz-Tafeln der Toten neben einander gestellt und man unterließ es nicht, auch ihnen die einzelnen Gerichte anzubieten und den Duft der Speisen zuzublasen. Nachdem man sich gütlich getan und sich tüchtig mit Speise und Trank versorgt hatte, begann dann der zweite Akt — das Begräbnis. Die Musik ließ nun traurige Weisen vernehmen; die von Wein geröteten Gesichter zerflossen in Tränen, jedermann hatte Kraft und Ausdauer zum Heulen, Jammern und Wehklagen. Die Leidtragenden legten ihre schmutzigen weißen Röcke an und wankten hinter den Särgen der zwei Mütter her; einige konnten sich kaum an ihrem „Schmerzensstocke" (哀杖 *ngai dschang*) U. S. 289 aufrecht erhalten, die Trauer über den so schnellen Tod der guten Mutter hatte sie ganz zermalmt. Mehr aber noch als der Schmerz schien der Wein zu wirken und das Gleichgewicht ihres Körpers zu gefährden. „Unsere gute Mutter, unsere gute Mutter!" jammerten die drei Söhne der zweiten Frau, Männer von 30—40 Jahren. „Heute erst bei uns eingekehrt, mußt du so bald wieder von uns scheiden!" Dem Sarge der eigentlichen

Mutter aber wurde keine Träne nachgeweint. Die Leiche des Vaters war früher im Felde provisorisch aufgebahrt und mit einem Steingewölbe übermauert worden. Jetzt war nebenan eine mächtige Grube ausgegraben, worin alle Särge Platz finden konnten. Alle drei wurden neben einander gestellt; die früh verstorbene Braut kam jetzt als die erste Frau zur linken (Ehrenplatz) des Mannes, ihr zur linken fand die zweite Frau ihren Platz, die verstorbene Mutter der drei Söhne, welche aber heute keine Träne um sie weinten. Nachdem dann der Hügel über den drei Särgen aufgeworfen war, kehrten die Söhne wohlgemut nach Hause zurück mit dem freudigen Bewußtsein, daß der Vater im Jenseits mit seiner neuen Braut glücklich sein würde; sie aber konnten jetzt zwei Mütter ihr eigen nennen, von denen die uneigentliche forthin die bevorzugte ist.

Lebensverlängerungs- und Stärkungsmittel der Chinesen.

Der menschliche Geist hat von jeher auf Mittel gesonnen, sein Erdendasein zu verlängern und den gefürchteten Tod möglichst lange aus seiner Nähe zu bannen. Die Alchimisten der früheren Jahrhunderte bereiteten das große Elixir, das Magisterium, den roten Löwen, die rote Tinktur, welche als Trinkgold (aurum potabile) alle Krankheiten heilen, das Alter verjüngen und das Leben verlängern sollte. Unsere Zopfträger nun hangen nicht minder am Leben. *Fu, lu, schou* sind die drei Zauberzeichen, die den Inbegriff alles Erwünschenswerten hinieden für den Chinesen bezeichnen: Glück, gutes Einkommen, langes Leben. Und das lange Leben ist ihm schließlich noch die Hauptsache, denn es liefert zugleich Bürgschaft, daß er im früheren Leben auch gut gelebt, daß er nichts mehr abzubüßen hatte und daß er deshalb nach dem Tode zu einer noch höheren Glückseligkeitsstufe, zu einem noch erträglicheren Einkommen emporsteigen kann. Was Wunder also, wenn man schon in grauer Zeit allerhand Krafterzeuger kannte, wahre Wundermittel, welche eine abgewelkte Haut würden drall machen und neues Leben in die schlaffen Glieder zaubern sollen.

Um mit dem Guten anzufangen, das in der Nähe liegt, ist ein „Stärkungsleim“ (ngao tjao) zu nennen, welcher in Ngaotsch'öng

(nur wenige Stunden von Puoly entfernt) hergestellt wird. Außerhalb der Stadt liegt mitten im Felde ein Brunnen, „den die Geister gegraben und dessen Wasser wunderbare Wirkungen hat.“ Eine Quelle des Brunnes soll mit dem Meere in Verbindung stehen, eine andere soll aus dem Tsi-Flusse (bei Tsinanfu) ihr Wasser holen. Am 21. Dezember nun (Tung tsche: Winteranfang) wird von den Bewohnern der Stadt, welche sich mit der Herstellung des Stärkungsleims abgeben, Wasser gefahren. Es reiht sich Eimer an Eimer, und beständig bleibt man am schöpfen; aber die Quellen des Brunnens sind unversiegbar. Am folgenden Tage beginnt man mit der Bereitung des Heilmittels. Beizeiten hat man Felle von schwarzen Eseln (die doppelt und dreifach so teuer bezahlt werden als Felle von andersfarbigen Langohren) gekauft. Dieselben werden in dem geschöpften Wasser gereinigt und bleiben so lange darin liegen, bis die Haare ausfallen. Dann werden die Felle zerkleinert und zwei Tage und zwei Nächte gekocht. Als Feuerung darf nur Holz von Maulbeerbäumen in Anwendung kommen. Hierauf wird die leimige Masse destilliert und in einem silbernen Topfe nochmals zwei Tage und zwei Nächte lang (nach anderen Beschreibungen sieben Tage und sieben Nächte) gekocht unter beständigem Umrühren mit einem vergoldeten Löffel. Als Zusatz fügt man Reiswein (schao-ching tsiu) aus dem Süden bei, nebst Absud von Bergkräutern. Sobald die leimige Mischung erhärtet ist, wird sie in gleichförmige Stücke zerschnitten, sauber verpackt und nimmt nun ihren Weg tausende von Stunden weit in alle Gaue des „himmlischen Reiches.“ Sollte es der freundliche Leser schon 'mal mit Hämoglobin, Eulaktol, Somatose oder einem anderen Stärkungsmittel versucht haben, ohne die gehoffte Stärkung zu finden, kann er's ja auch mit unserem chinesischen Stärkungsleim probieren; wer weiß, welche Kraft so eine schwarze Eselshaut in Verbindung mit dem Geisterwasser auf den Körper ausüben kann.

Die Zubereitung des Ngao-tjao habe ich freilich noch nicht mit eigenen Augen angesehen, den Wunderbrunnen aber hatte ich dieser Tage Gelegenheit zu bewundern. Ju tji ming u tji sche, bemerkte ich meinem Begleiter gegenüber: Viel Geschrei und wenig Wolle, und kopfschüttelnd gab er mir recht. Kämen da die Bewohner Schanghais und Kantons (wohin der Stärkungsleim auch versandt wird und sähen diesen „Geisterbrunnen“ — sie würden doch stark in ihrem Glauben an das Wundermittel erschüttert werden. Mit knapper Not hätte man vielleicht einen Eimer Wasser herausschöpfen können (es ist augenblicklich freilich große Dürre). Und die bösen

Buben haben ihn fast zur Hälfte mit Backsteinstücken zugeworfen und treiben noch sonstigen Unfug dabei.

In der Nähe ist eine Steinplatte pavillonartig überbaut. Auf der Platte gewahrt man in mächtigen Zügen die Schriftzeichen: „Alter Brunnen der Stadt Ngaotsch'öng.“ Darüber steht: „Mittel, um das Leben der Sterblichen zu verlängern.“ Rechts davon ist zu lesen: „Der Kaiser spendet Regen und Tau in Fülle,“ und auf der Steinfläche links heißt es: „Die Geister erschlossen diese Wunderquelle.“ Auf einigen Gedenksteinen, die in der Nähe herumstehen, ist verewigt worden, wann der Brunnen restauriert wurde. Ich fand Jahreszahlen aus der Mingdynastie; ferner aus der Regierungszeit des Kaisers K'anghi und Kiatjing. Die letzte Restaurierung datierte aus dem fünften Jahre des Kaisers Kuangsiü.

Im Süden Chinas kommt ein Wundertrank in den Verkauf, bekannt unter dem Namen Fungliosing. Nicht nur besitzt er die Kraft einer Medizin gegen alle Krankheiten, sondern man gebraucht ihn auch vorzüglich als Stärkungsmittel im Alter. Zu jeder Flasche wird ein eigener Zettel beigefügt als Gebrauchsanweisung und als Reklame. Es heißt auf demselben, daß die heilbringende Wirkung des Wunderelixiers, „das sich mit der Schnelligkeit eines Pferdes einen Weltruf erworben“, sich vor allem in der erschließenden Kraft bewähre. Ein Schluck genüge, um bis in die äußersten Gewebe des Körpers zu dringen. Er teile sich dann den 360 Knochen desselben mit, und alles, was sich darin an Krankheitsstoffen vorfinde, werde durch die 84000 Haarspitzen (die chinesische Anatomie zählt am menschlichen Körper 360 Knochen und 84000 Haare) getrieben und nicht minder durch die Nägel an Händen und Füßen.

Im Süden Chinas, wo es noch Tiger gibt, gelten dieselben als ein vielbegehrtes Jagdobjekt, nicht so sehr ihres Felles halber, als hauptsächlich des Fleisches und der Knochen wegen. Diese werden nämlich mitsamt dem Fleische so lange gekocht, bis nur mehr eine gelatinöse Masse übrig bleibt. Einige Löffelchen davon genügen, um dem Bleichsüchtigen wieder die Wangen zu röten und dem Rekonvaleszenten vollends auf die Beine zu helfen. Die zerkochten Eingeweide des Tigers aber gelten als ein ausgezeichnetes Stärkungsmittel für sieche Frauen, und selbst abgewelkte Matronen sollen davon ein junges Aussehen bekommen.

Ein Stärkungsmittel von hervorragender Wirkung liefert ferner Meister Petz durch seine Galle und Leber. Außerdem gelten die eben hervorgewachsenen Rehhörner (lu gung) und der Rehschwanz (lu mi) als eine viel gesuchte und teuer bezahlte Lebensverlängerungs-

arznei. Dem Tiere werden bei lebendigem Leibe die zarten Geweihe abgeschlagen, desgleichen der Schwanz, hierauf schlachtet man es. Die zu Pulver geriebenen Geweihe bilden ein Kraftpulver; der Schwanz aber genügt, um sechs Portionen Kraftsuppen daraus zu kochen. Natürlich können sich nur sehr reiche Leute, die um jeden Preis noch etwas länger leben wollen, solchen Luxus erlauben, denn der Preis dieser Kraftmittel ist enorm teuer.

Ein billigeres Kraftmittel bilden die Jangtse. Ein tragendes Schaf wird geschlachtet und das nur wenige Wochen alte Junge wird zu Pillen verarbeitet, die eine besondere heilsame Kraft ausüben und alte Leute noch älter machen sollen. Ein anderes Mittel, das noch billiger und einfacher ist, kann sich jeder selbst bereiten. Er braucht nur eine gute Portion Ameisen in ein Gefäß zu verschließen und einige Wochen lang in der Erde zu vergraben; dieselben sind dann sogleich genußfertig. Zumal Kranken, die an Blutarmut oder Bleichsucht leiden, ist bequem damit geholfen. Das kleine Geschöpf soll besonders eisenhaltig sein; wer deshalb eine Portion verwester Ameisen verzehrt, „wird aufleben wie der Baum im Frühling, wenn neuer Saft durch die dürren Zweige strömt“. Bogenschützen und Athleten, denen es vor allem auf die Kraft der Arme ankommt, bedienen sich mit Vorliebe des Ameisentees.

Für gewöhnlich ist der Chinese kein Liebhaber der Milch. Im Alter aber lernt er sie nicht selten wieder schätzen. Ist Kuh- oder Schafsmilch aufzutreiben, begnügt er sich damit; anderenfalls mieten sich auch wohl wunderliche Käuze gegen schweres Geld eine Amme, die hinter einem Gitter ihres Amtes waltet.

In Paotingfu werden eiserne Handkugeln angefertigt, von der Größe einer Wallnuß, welche den Zweck haben, bei alten Leuten das Blut in reger Zirkulation zu halten. Nicht selten trifft man einen Graukopf an der Straße sitzen, der den ganzen lieben Tag keine andere Beschäftigung kennt, als in der Hand zwei solcher Kugeln herumrollen zu lassen. Die Finger sind dabei in fortwährender Bewegung; eine der Kugeln ist hohl und verursacht ein eigentümliches Geräusch; das ist die singende, die männliche (kung); die andere aber singt nicht und gilt als die weibliche (mu).

Doch nicht nur Mittel, wie die Natur solche bietet und der denkende Geist sie ersonnen, bringt der Chinese in Anwendung. Zauberei und Zaubermittel sollen auch mithelfen, das schwache Lebensflämmchen zu stärken, und Freund Hein noch auf einige Jahre zu vertrösten. Wenn Medizin und Kraftmittel nicht mehr helfen wollen, nimmt man zu Lebensverlängerungs-Medaillen, -Ketten und

-Sapeken seine Zuflucht. Erstere werden an einer Schnur um den Hals getragen; kleinen Kindern näht man sie auf die Mütze. Die Kettchen gelten als Armbänder, werden auch wohl um einen Fuß geschlungen. Die Sapeken baumeln im Zopfe oder in den Franzen der Kleider.

Armringe aus Jade, die den Toten mit ins Grab gegeben wurden, werden nach einigen hundert Jahren sehr geschätzt und teuer bezahlt, besonders wenn sich rote Adern hindurchziehen. Das soll die Lebenskraft und das Blut des Verstorbenen sein, und wer hinfüro solch einen Ring trägt, kann dadurch die Zahl seiner Lebensjahre noch um ein Bedeutendes verlängern.

Zu einem langen Leben berufen fühlt sich jeder, den die Natur mit *schou-mei* beschenkt hat, das sind die buschigen Augenwimpern. Die Altersstufe wird eingeteilt in die höchste, mittlere und niedrigste (schang, tschung, chia schou). Wer hundert Jahre lebt, hat die erste Stufe erreicht; ein Alter von 80 Jahren gilt als die mittlere; die niedrigste zählt nur 60 Jahre. Verhältnismäßig gibt es unter den Zopfträgern recht alte, und es fehlen auch jene nicht, die bereits die höchste Altersstufe erklommen. Fast jedes Dorf aber zählt einige alte Häupter (lao-t'ou), welche es über die 80 gebracht haben. Es ist schwer, sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen, denn fast alle haben taube Ohren. Im übrigen aber sind sie kregel und wohlgemut; auch die Geistesfrische gehört mit zum Alter der Chinesen. Sagt doch das Sprüchwort: yin lao, sin pu lao: der Mensch wird alt, das Herz aber bleibt jung.

Die Prügelheilmethode.

Liest jemand die Überschrift, wird er selbstverständlich an ein Heilverfahren auf dem moralischen Gebiete denken, wo die Prügel ja von alters her eine gute Medizin waren. Die Prügelheilmethode aber, über die wir heute plaudern wollen, bezieht sich allen Ernstes auf die Krankheiten des Leibes, so zwar, daß unser Praktikus, Tschao ist sein Name, behauptet, er könne mit Prügeln ebensogut oder noch besser alle möglichen Krankheiten heilen, wie andere Doktoren solches mit Pillen und Arznei zu tun vorgeben.

Indes ist es nicht allein der Stock, der in Anwendung kommt, sondern je nach Verschiedenheit des Leidens werden Tamariskenruten gebraucht, Lederriemen, Lineale und vor allem die Schuhsohlen.

Wir können die Anwendungen, wie sie unser Doktor vornimmt, in Oberprügel (Rückenprügel), Wadenprügel, Sohlenprügel u. s. w. einteilen. Nur das Hauptcontingent, das sonst zur Entgegennahme von Prügeln dient, bleibt verschont. Die Fußprügel sind besonders bei Krämpfen in Gebrauch und das Schlagen geschieht mit Schuhsohlen. Zu bemerken ist, daß die chinesischen Schuhsohlen nicht von Leder gemacht sind, sondern von zusammengenähtem Papier und Tuch. Sind sie auch nicht wasserdicht, sind sie doch überaus hart und ungeschmeidig, und die Schläge damit dürften fest genug sitzen.

Einst lief ein Kranker hinter Herrn Tschao her, laut heulend vor Schmerz; er hatte Seitenstechen und schon einige Pfund Medizin verschluckt, die ihm andere Ärzte verschrieben, aber ohne Erfolg. Unser Prügeldoktor schien davon zu wissen, denn er nahm wenig Notiz von dem Kranken, der ihn verfolgte und nicht genug Worte finden konnte, des Doktors Können und Wissen in allerhand Lobsprüchen zu feiern. Endlich warf sich der Patient zu Boden und bat mit emporgehobenen Händen um Hülfe. Darauf schien Tschao gewartet zu haben; er nahte sich ihm und traktierte ihn mit einer Anzahl — Fußtritten. „Steh auf," sagte er dann, „jetzt bist du geheilt; willst du aber später gleich geheilt sein, dann suche nicht erst Kurpfuscher auf!" Kaum hatte sich der Kranke von seinem Schrecken erholt, waren auch die Schmerzen allsogleich verschwunden, nur dort, wohin der erzürnte Doktor seine Fußtritte gerichtet hatte, schmerzte es ihn noch etliche Tage.

Es würde zu weit führen des einzelnen das Heilverfahren des Herrn Tschao zu beleuchten und in welcher Weise für die verschiedenen Krankheitserscheinungen verschiedene Arten von Prügel in Anwendung gebracht werden. Hauptprinzip des Tschao ist: Der Schmerz muß mit Schmerz vertrieben werden; schmerzt es irgendwo, so muß anderswo ein anderer Schmerz hervorgerufen werden; schon die Natur der Medizin weist auf dieses Gesetz hin, da fast jede wirklich wirkende Medizin bitter ist oder doch unangenehm schmeckt. Die Natur, zumal die Haut, muß zur neuen Tätigkeit angeregt werden; es kann das durch Hitze und Kälte geschehen, durch Reiben, Kneten und Stechen. Das erste und schnell erfolgreichste Mittel sind aber die Prügel. Handelt es sich um Krankheiten der inneren Organe, leiten die Nerven den Reiz von der Haut dorthin über und veranlassen sie zur neuen Tätigkeit. Übrigens kommt auch das Kneten, Reiben und Stechen bei dieser Heilmethode in Anwendung, aber nur in untergeordneter Weise.

Für Kranke, denen die Kur zu empfindlich ist und die sich auf keinen Fall prügeln oder stechen lassen wollen, hält Hr. Tschao Finessen in Bereitschaft. Er hat eine geheime Kammer, in der sie eine oder mehrere Nächte verbringen müssen, je nach der Schwere des Übels. In den Kammern wimmelt es von braunen Gesellen, die sich mit wahrem Ingrimm auf den neuen Gast werfen. Die Folge davon ist, daß die ganze Haut dermaßen gereizt wird, daß der Kranke gewöhnlich an einer Nacht genug hat und gern bereit ist, die noch vorhandenen Krankheitsrückstände eventuell mit Prügeln austreiben zu lassen. Außer dem Flohzimmer kommt noch eine Läusejacke in Anwendung; wer eine Nacht darin verbringen muß, ist am andern Morgen in der Regel auch „geheilt“. Besagtes Verfahren wird besonders empfohlen für Kinder, die an Blattern leiden, ohne daß diese hervorbrechen wollen. Die Insektenbisse sollen das Gift an die Oberhaut leiten, sodaß die Krankheit weiter nicht mehr gefährlich ist.

Man glaube aber ja nicht, das Prügelheilverfahren des Tschao sei so ganz und gar neu, und Hr. Tschao sei ein wunderlicher Kauz oder gelte als Wunderdoktor. „Rückkehr zur unverfälschten Natur“ gilt ihm als Hauptgrundsatz. Wie diese Rückkehr nun aber gerade in Anwendung solcher „feindlichen“ Mittel bestehen soll, darüber spricht er sich nicht aus. Die Schuhsohle galt den Chinesen von jeher als Gesundheitserzeuger und mit ihr wird sowohl bei Menschen als Tieren kuriert. Diesen Sommer war unter dem Rindvieh hier eine Seuche ausgebrochen. Die Bauern sagten, es sei die „Ochsen-Malaria“. In der Tat zeigten die davon befallenen Tiere ähnliche Symptome, wie sie bei Fieberkranken zu tage treten: Müdigkeit in den Beinen, das Gefühl von Kälte, Ausschlag in den Lippenwinkeln und auf der Zunge. Um dem Übel zu steuern, streute man den Tieren heiße Asche auf den Rücken; hierauf wurden dieselben mit Schuhsohlen tüchtig verarbeitet. Anfangs zeigte sich das Vieh störrisch; wenn dasselbe aber einige Zeit geprügelt war, schien es die wohltätigen Wirkungen der Kur zu verspüren und verhielt sich vollends ruhig. Und was die Hauptsache ist: alle Tiere, welche dermaßen behandelt wurden, waren nach einigen Tagen wieder vollständig hergestellt.

Übrigens so ganz außergewöhnlich scheint die Praxis unseres Doktors Tschao doch auch nicht zu sein. Blutsauger kamen und kommen daheim ja schon seit geraumer Zeit bei Kranken in Anwendung und es ist schließlich nur die Frage, welche Sauger die besten sind. Sich mit kleinen Ruten die Haut peitschen, um ihre Tätigkeit

zu wecken und zu erhöhen, tun jetzt noch die Philiponen (ein russischer Volksstamm), allerdings wohl nur in gesundem Zustande. Wer weiß, ob nicht auch bei uns daheim eines Tages ein neuer Doktor Eisenbart ersteht, der die Leute nach seiner Art kuriert, d. h. das Prügelheilverfahren der Chinesen in Anwendung bringt; es dürfte dann jedenfalls nicht an Leuten fehlen, denen die Haut juckt, d. h., die sich prügeln lassen wollen.



Wunderbare Allopathie.

Kürzlich kam einer unserer Missionare, als er eben auf Reisen war, über einen Kreuzweg. In der Mitte des Weges machten sich einige Leute bei einem Topfe zu schaffen, unter dem Feuer brannte. Sobald sie des Missionars ansichtig wurden, stoben sie auseinander und suchten das Weite. Sie hatten es so eilig, daß sie gar nicht mehr Zeit genug fanden, ihren Topf in Sicherheit zu bringen und ihn ruhig inmitten des Weges stehen ließen. Wie der Missionar da in den offenen Topf schaut, sieht er Wasser darin brodeln und in dem Wasser schwimmt ein kleines Kerlchen aus Mehl geformt. Der begleitende Katechist konnte dem Missionar das Hexenkerlchen erklären, denn er hatte schon zuvor von dem Schwindel gehört. In dortiger Gegend war nämlich seit einigen Wochen eine unerklärliche Krankheit ausgebrochen, von der besonders die Frauen befallen wurden. Selbst in den größten Apotheken gab es keine Medikamente dagegen, und auch den Ärzten war die Krankheit ganz fremd und neu. „Offenbar war da der Teufel im Spiel.“

Und es konnte das wohl kein anderer Teufel sein, als der europäische; hatten die Jang-kui-tse sich in den letzten Jahren doch besonders bemerkbar gemacht. Da mußte gründlich aufgeräumt und der Teufel ganz exemplarisch bestraft werden. Wenn irgendwo eine Frau von der ungewöhnlichen Krankheit heimgesucht wurde, mußte ein Jang-kui-tse aus Mehl geformt werden — so hatten es die Ärzte und die Bonzen verordnet — und der europäische Teufel von Mehl wurde dann auf einem Kreuzwege in einem Topfe gekocht; glaubte man ihn gar, so wurde er an den Weg geworfen, damit ihn die Elstern und Krähen auffräßen. Sobald das geschehen, sei die Kranke geheilt.

Ein derartiges Heilverfahren entspricht übrigens ganz der chinesischen Allopathie. Man kennt in China eine ganze Anzahl

„Verwandlungskrankheiten“ (fen-tschöng), z. B. Hasenkrankheiten (t'u tse fen), Schafkrankheiten (jan fen), Rabenkrankheiten (lao-kua fen), Mäusekrankheiten (lao-schu fen) u. s. w. Das Charakteristische dieser Krankheiten besteht darin, daß der Betreffende, welcher davon befallen ist, das Eigentümliche von bestimmten Tieren annimmt, und er muß dann eben durch das geheilt werden, was das betreffende Tier fürchtet. Wer z. B. die Hasenkrankheit hat, muß Pillen und Pulver verschlucken, weil der Hase die Flinten und das Pulver fürchtet. Wer die Mäusekrankheit hat, wird dadurch geheilt, daß er Pillen gebraucht, die aus den Vordertatzen eines Katers hergestellt sind, angemacht mit ungebranntem Kalk. Katzen sind bekanntlich Feind der Mäuse, und in Kalkwänden gibt es keine Mauselöcher. Einer der an der Rabenkrankheit leidet, muß zwei jan-sche-tien[1]) in die Nase stecken, und sogleich wird sich sein Zustand bessern. Ein chinesisches Buch (Tsche fen-tschöng fa) über die Verwandlungskrankheiten zählt im ganzen 72 auf, deren Beschreibung ebenso wunderbar ist, als die Heilung derselben. — Die europäischen Teufel fürchten natürlich, gekocht und verspeist zu werden (das Schlimmste, das man sich denken kann). Geschieht ihnen das nun en miniatur, auf einem Kreuzwege, dann wird's schon an die richtige Adresse gelangen und den Zweck nicht verfehlen.

Vor einigen Tagen kam der Großvater unseres Christenvorstehers zu mir geeilt mit der Bitte, ihm ein wenig Blut aus der Schwanzspitze eines Schweines zu überlassen. „Blut, von einem lebenden Schweine, und das noch sogar aus der Spitze des Schwanzes ... Wofür willst du das denn gebrauchen?“ fragte ich ihn. „Der einzige Sohn meines Sohnes liegt schwer darnieder an den Pocken,“ antwortete er, „der Arzt hat gesagt, nur dieses Mittel könne ihn noch retten; es soll unfehlbar helfen. Alle Christen haben keine Schweine, deshalb bin ich zu dir gekommen, geistlicher Vater.“ — „Möget meinethalben dem Schweine etwas Blut abzapfen, zweifele aber, ob am äußersten Ende des Schwanzes viel Blut zu haben ist, und noch mehr zweifele ich an dem gewissen Erfolge.“ — „Ein paar Tropfen genügen,“ sagte der Mann, bedankte sich und ging. Am anderen Tage kam die Nachricht, der Kleine sei gestorben. „Vielleicht hat das Blut die Krankheit nicht heilen können, weil es von einem europäischen Schweine genommen war.“ Später gab mir ein Arzt die Erklärung des eigentümlichen Heilverfahrens. „Die Pocken,“

---

[1]) Jan-sché-tien ist weiter nichts als — Schafsmist; ob die Raben den vielleicht fürchten?

sagte er, „bestehen in der Verunreinigung des Blutes. Deshalb muß reines Blut von einem lebenden Tiere dagegen in Anwendung gebracht werden. Das Reinste am Schweine aber (das sonst zu den schmutzigen Tieren gehört) ist der Schwanz, denn es kringelt ihn immer in die Höhe.“ Diese Erklärung war weise, er durfte und ich mußte mit ihr zufrieden sein.

Das Nationalgericht der Chinesen.

Bitte keine Umstände machen“, mahnt der Gast, wenn er unverhofft bei einem Bekannten erscheint, und die sorgsame Hausmutter sich beeilt, das Mittagsmahl herzurichten. Die Chinesen haben ein Gericht, das in der Übersetzung so viel heißt, als „das Gericht ohne Umstände“, „die Bequemlichkeitsspeise“, Piensche genannt, welches aber zugleich als das Nationalgericht der Zopfträger gilt.

Was dem Gaste vorsetzen; wenigstens müssen doch vier Gerichte aufgetragen werden, wenn es einigermaßen etwas sein soll und man das Gesicht nicht vollends verlieren will. Aber da ist guter Rat teuer. Die Hühner haben das Eierlegen schon längst eingestellt. Fleisch — ja davon ist noch ein Schnitzel vorhanden, aber es ist Hasenfleisch, das man doch keinem Gaste anbieten darf, denn Hasenfleisch gilt in China als die minderwertigste von allen Fleischsorten.

Schnell Piensche gemacht, denkt die Hausmutter bei sich. Das älteste Mädchen muß eine Rübe zerhacken; dann ein Viertel Weißkohl (Peitsä); endlich das Hasenfleisch. Das ganze wird mit Salz, Zwiebel und Pfeffer untermischt und zu einer Masse durcheinandergemengt, die man Chientse nennt. Hierauf wird Weizenmehl zu einem Teige verarbeitet, woraus man Plättchen formt von der Größe eines Fünfmarkstückes. In diese Plättchen wird eine Priese Zerhacktes gelegt, worauf man die äußeren Ränder zusammendrückt und die Piensche sind fertig. Im Topfe brodelt Wasser; darin müssen die Piensche zehn Minuten lang kochen, und der Gast kann sich dann dahinter setzen. Als Zugabe wird zerstoßener Knoblauch mit Essig und Sesamöl verabreicht, worin jede Piensche flüchtig getunkt wird, ehe sie ihren Weg zum Munde nimmt.

Wird ein Gast mit Piensche bedient, so hat er wohl gespeist, denn die Piensche gelten als Inbegriff alles Guten. All das Gute freilich, das darin gewickelt ist, ist meistens nicht weit her. Aber

einem geschenkten Gaul schaut auch der Chinese nicht ins Maul, und er würde es als äußerst unhöflich betrachten, wenn der Gast untersuchen wollte, ob das Fleisch in den Piensche von einem verendeten Ochsen stammt oder von einem Hasen. Er gibt sich dem guten Glauben hin, daß etwas sehr gutes darin verborgen ist, und dann hilft Sympathie und Einbildung und vor allem der Hunger über jegliche Bedenken federleicht hinweg. Die berüchtigte Stadt Z'aufu steht sogar im Rufe, daß sie Piensche verkauft, in denen das Fleisch von Missetätern, die ihren Kopf verloren, verarbeitet ist. Was Wahres daran ist, vermag ich nicht zu sagen; Tatsache ist aber, daß man es für gewöhnlich vermeidet, in dortiger Gegend Piensche zu essen und sich nur eben dann dazu versteht, wenn nichts anderes zu haben ist.

Den Ruhm einer Nationalspeise haben die Mehltüten hauptsächlich daher, weil zu Neujahr jedermann im großen Chinesenreiche solche ißt, vom „Sohne des Himmels“ herab bis zum Bettler auf der Straße. Qualität und auch Quantität allerdings ist sehr verschieden. Reiche benutzen als Zerhacktes die besten Fleischsorten, und die Umhüllung ist vom feinsten Weizenmehl. Der Arme begnügt sich mit Abfällen von Rübenblättern und sonstigen Gemüsen, und als Tüte gebraucht er schwarzes Sorghomehl. Zu Neujahr aber keine Piensche essen, ist überhaupt nicht denkbar; wer an diesem Tage sich selber keine bereiten kann, bekommt sie von guten Freunden geschenkt. Selbst Hunde und Katzen speisen an diesem Feste Table d'hote, das heißt auch ihnen werden Piensche vorgesetzt.

Neues Jahr soll neues Glück bringen, aber auch das Leben des Chinesen gleicht dem Lotteriespiel, der Treffer sind gar wenige. Die meisten hoffen bis zum Lebensabende auf das Glück und nehmen diese Hoffnung noch mit hinüber ins Grab. Zu Neujahr werden Käsch-Piensche gemacht, indem man statt des Zerhackten einen Käsch in die Mehltüte steckt. Das sind die vielbegehrten Glücks-Piensche, die Glück bedeuten im neuen Jahre und auch das Glück bringen sollen. Vielleicht, daß sich der Esser auf dem Käsch einen Zahn ausbeißt, falls er's eilig hat. Doch das nimmt er gerne mit in den Kauf, denn um glücklich zu sein, kann man schon einen Zahn weniger haben.

Beim Essen der Neujahrspiensche in der Frühe sind noch besondere Regeln zu beobachten; jeder befleißigt sich dabei des Stillschweigens, wenigstens darf man nicht von jemanden reden, der abwesend ist, mag er Freund oder Feind sein. Denn während beim Essen der Name eines andern über die Lippen geht, verschwindet damit auch das eigene Glück und geht in den Besitz jenes über,

dessen Namen man genannt hat. In allen Küchengeräten müssen einige Piensche liegen bleiben, auch darf man den Topf nicht leer essen, sonst gibt's im neuen Jahre lauter leere Töpfe und Schüsseln. Jedermann aber muß sich recht voll pfropfen, d. h. er muß so viel Piensche vertilgen, als der Magen nur eben vertragen kann, dann wird er im neuen Jahre niemals Hunger leiden. Alten Leuten, Kranken und Genesenden wünscht man ein glückseliges neues Jahr, indem man sie fragt, ob sie ein halbes Dutzend Schüsseln voll Piensche gegessen haben, was sie natürlich bejahen.

So verschieden der Inhalt und die Umhüllung der Mehltüten ist, so mancherlei ist auch ihre Form. Gemäß dem Aussehen ist denn auch der Name verschieden. Die Neujahrspiensche sind gemeiniglich sehr klein und haben die Form eines Halbmondes; größere, die nur auf den Straßen verkauft werden, heißen Paotse und sehen aus wie ein zugeschnürter Tabaksbeutel en miniatur; eine dritte Sorte endlich heißt Tjaotse; auch diese werden meistens nur zum Verkaufe angeboten und haben den Vorzug, daß ihr Inhalt immer aus Fleisch besteht. Kommt ein nobeler Gast, zeigt die chinesische Hausfrau auch gern, was sie kann. Die Verbindungslinien der Teigläppchen werden beim Zusammendrücken geschickt zu allerhand Zackenwerk verarbeitet, damit das Auge beim Essen durch das zierliche Äußere über den zweifelhaften Inhalt der Mehltüten hinweggetäuscht werde.

In Peking verkauft man zur heißen Jahreszeit in den besseren Restaurants Eispiensche an Gourmands, die mit ihrem Gelde nicht zu bleiben wissen. Kleine Stückchen Eis werden in Teigläppchen gewickelt, für einen Augenblick in kochendes Wasser gelegt und dann dem Gaste sofort serviert. Zurichten, Kochen und Essen, alles das muß in fieberhafter Eile geschehen, damit das Eis nicht zerschmilzt, bevor die Piensche in den Mund des Essers gelangen.

In Tsinanfu werden dem jungen Ehepaare am Hochzeitstage Piensche vorgesetzt, die nur halb gar sind. Ungar heißt schöng und hat außerdem die Bedeutung von „geboren werden“. Will man nun den jungen Leuten ein Kompliment machen, so fragt man sie, ob sie tüchtig ungare Mehltüten gegessen, und sie antworten mit einem kräftigen „Ja“, in der Hoffnung, daß dereinstens recht viele Nachkommen den Ruhm ihres Hauses weiterpflanzen.

„Piensche, die in einer Teekanne gekocht werden und dann nicht herauszubringen sind“, bezeichnen einen Gelehrten, „der den Bauch voll Wissenschaft hat“, sie aber nicht an den Mann zu bringen weiß.

Immer nobel.

Kuriose Käuze gibt es auf der ganzen Welt und auch die Chinesen stellen ihr Kontingent dazu, wenn gleich sich die meisten am liebsten in den prosaischen Bahnen der Alltäglichkeit bewegen. Lebte da im Bezirke Naen- kung ein steinreicher Krösus Tschang-saen-la geheißen, welcher der Meinung war, er könne nie und nimmer mit seinem Reichtum an ein Ende kommen. Sein Vater freilich hatte dem Sohne beim Abschiede aus der Welt gesagt, er hinterlasse ihm unermeßliche Schätze, selbst wenn sich der Sohn täglich einen Silberschuh (ein Stück Silber cirka 50 Taels) gönnte, würde er beim Tode dennoch genug haben. Sollte er indes den Silbervorrat soweit verbraucht haben, daß er Haus und Hof anpacken müsse, dann möge er es allmählich verkaufen, ja nicht auf einmal. Der fürsorgliche Vater hatte nämlich im Fundamente Töpfe mit Silber vermauert, die einen Zehrpfennig bilden sollten, wenn der Sohn anfange Not zu leiden.

Also Tschang-saen-la kannte weiter keine Sorge, als daß er fürchtete, beim Tode noch etwas zu hinterlassen. Lieb Herz was verlangst du, frug er sich alltäglich und alle erdenklichen Genüsse suchte er sich zu verschaffen, dabei spendete er mit vollen Händen an alle Freunde und Bettler; Feinde aber hatte er keine, denn wer hätte auch einem so noblen Herrn gram sein können. Wurde es ihm zu langweilig, dann fuhr er in die Stadt hinaus um Tüten von Schaffleisch (Jan you pao tze), zu genießen, denn die sagten seinem verwöhnten Gaumen ganz besonders zu. Er aß jedoch nur das Innere, die Mehlhülle warf er bei Seite. Das nimmt kein gutes Ende, meinte eines Tages sein Gastwirt. Ich will ihm die Umhüllung der Klöße aufbewahren, vielleicht ißt er sie später gerne.

Nachdem es Tschang-saen-la einige Jahre so getrieben, merkte er allmählich, daß sein Reichtum doch keineswegs unendlich sei. Aber er war einmal ein großer Mann geworden, der mit vollen Händen auswirft und sich alle Genüsse erlaubt; da war es schwer, sich noch Zügel anzulegen. Es ging deshalb mit dem Reichtum auch alle Tage mehr abwärts. Nach einigen Tagen war er so weit, daß er mit dem Baarbestande im Reinen war; jetzt hieß es Haus und Hof verkaufen. Noch erinnerte er sich der Mahnung seines Vaters, doch ja die Gebäude auf Abbruch zu vergeben, aber das schien dem Sohne doch höchst langweilig und unnötig. Er verkaufte alles in Bausch und Bogen; Abbrechen möge tun, wer Lust dazu habe. Das vergrabene Silber fiel deshalb in anderer Leute Hände.

Nach wenigen Jahren war auch der Erlös für Haus und Hof verpraßt, und da hieß es denn Mangel leiden. Ja es kam so weit, daß Tschang-saen-la nach dem Bettelstab greifen und sich unter die Armen mischen mußte, denen er einstens mit vollen Händen Geld zugeworfen hatte. Auch seinen Wirt, der ihm früher die saftigen Schaffleischklöße vorgesetzt hatte, suchte er bisweilen auf. Dieser bewirtete ihn nunmehr mit den Mehlhülsen, welche Tschang-saen-la in den Tagen des Überflusses bei Seite geworfen hatte. Die Dinger waren freilich ganz trocken und mußten zuvor in Wasser gekocht werden. Tschang-saen-la konnte den Brei nicht genug loben, so feine Kost wurde ihm sonst nirgendwo vorgesetzt. Weißt du, frug ihn eines Tages sein Wirt, was das für ein Brei ist, der dir so mundet? Das sind die Mehlhülsen, die du ehedem zu essen verschmäht hast. Heute habe ich dir den letzten Rest gegeben.

Es dauerte jedoch nicht lange, da hatte Tschang-saen-la auch das Betteln satt. Noch besaß er einen Daumenring, das letzte Erbstück seines Vaters. Heute brachte er ihn zum Trödler, der ihm 800 Käsch dafür auszahlte. Noch einmal suchte nun Tschang-saen-la seinen Wirt auf, legte 400 Käsch auf den Tisch und bestellte Schaffleischklöße. 400 Käsch war Geld genug um sich einmal satt zu essen, das war auch der zweitletzte Wunsch unseres Sonderlings. Auch diesmal warf er die Mehlhülsen verächtlich bei Seite in Erinnerung an die flotten Tage von ehemals. Als er satt gegessen, suchte er seine Bettelgenossen auf und versprach demjenigen 400 Käsch zu geben, der ihn auf seinen Schultern durch die Straßen zur Pagode der Stadtgötzen trage. Das wollte natürlich jedermann gerne tun und im Augenblick saß er auf den Schultern eines stämmigen Bettlers. Triumphierend schaute er von oben herunter und jedem der ihm begegnete rief er zu: Kennt ihr noch den Tschang-saen-la! Im Leben war er größer als alle (yin schang yin) und jetzt wo er in den Tod geht, ist er es auch noch. — Als man bei der Pagode angelangt war, wurde er abgesetzt, und der Träger bekam seine 400 Käsch ausbezahlt.

Tschang-saen-la aber nahm seinen Leibgürtel, legte ihn um seinen Hals und erhängte sich an einem Balken, neben dem Bilde des Götzen. Um einen Kopf höher als die gewöhnlichen Sterblichen hatte er gelebt, um einen Kopf höher war er in den Tod gegangen, um einen Kopf höher hing er noch im Tode. Tschang-saen-la ist aber wegen seines Hausverkaufs sprichwörtlich geworden: Wenn Tschang-saen-la Haus und Hof verkauft, dann tut er's in Bausch und Bogen. Und sein Name gilt für alle, die es ihm gleich tun.

Chinesischer Gernegroß.

Jeder Chinese möchte es um alles in der Welt gern zu etwas bringen. Wenigstens einmal möchte er glänzen, wenn auch nur für ein paar Stunden; einmal möchte er als „großer Mann" auftreten, wenn er auch am anderen Tage wieder zum Bettelstabe greifen soll; einmal möchte er bankettieren und vornehm tun, gern will er dafür jahrelang fasten. Solchen Herzenswünschen der bezopften Welt trägt denn auch die einheimische Sitte vielfach Rechnung. Gilt es z. B. die junge Frau heimzuführen, so geschieht es unter Sang und Klang, und das glückliche Paar sitzt, wenn nur eben möglich, in einer Sänfte. Dem Hochzeitszuge hat jeder aus dem Wege zu gehen; der Bräutigam aber schaut ganz gebieterisch in die Welt und macht sich breit in der Sänfte, als ob sie ihm gehöre. Er sucht die Freude ganz auszukosten: es ist ja nur einmal im Leben. Das Gefühl, einmal im Leben den Ceremonienhut und die lange Toga zu tragen, einmal als „großer Mann" durch die Straßen geschaukelt zu werden, einmal gegessen zu haben wie ein Mandarin und von der Menge begafft zu werden wie ein Ölgötz: das ist reichliches Entgelt für vieler Jahre Mühe und Last und bringt Trost fürs ganze Leben.

Mancher Zopfträger ist indes mit einer eintägigen Größe nicht zufrieden, besonders wenn er einen recht langen Zopf hat (wie ihn die Stutzer zu tragen pflegen): er möchte recht oft als Mandarin auftreten und den Großen spielen. Welch kindliche Einfälle da bisweilen erfunden werden, kommt uns lächerlich vor. Nur ein Beispiel aus dem Leben.

Es wohnten zwei Brüder in einem Hause. Der eine war Schreiber im Mandarinate und hatte einen netten Anzug; der andere aber war ein armer Schlucker und besaß kaum die nötigsten Lumpen. Geschah es nun, daß der Bruder Schreiber den einen oder anderen Tag krank war, kannte der Bruder „Lump" kein seligeres Vergnügen, als sich in dessen „Staat" zu werfen und dann den ganzen Tag damit auf der Straße herumzustolzieren. War das Wohlbefinden des Rockbesitzers aber gar zu andauernd, dann benutzte der junge Geck nicht selten die Nachtstunden, um die Kleider des Bruders anzulegen und spazierte damit so lange um das Haus, bis er sich „satt" getragen.

Zwei andere Brüder kauften sich ein Paar Stiefel zum gemeinschaftlichen Gebrauch. Der eine war ein flinker Bursche und wurde öfter herangezogen, um Gästen bei der Mahlzeit zu dienen. Dann

mußte er natürlich auch seine Stiefel anlegen. Auf diese Weise kam der andere Bruder nur sehr selten in die glückliche Lage, die Stiefel an seinen Füßen glänzen zu sehen. Einmal aber war der Bruder Kellner gar einen ganzen Monat draußen gewesen und hatte bei Mahlzeiten aufgewartet. „Jetzt werde ich mich aber sofort rächen“, dachte der andere Bruder, als jener nach Hause kam. Noch am Abende zog er die lang vermißten Stiefel an und lief damit im Felde herum. Es hatte aber gerade geregnet, und die armen Stiefel wurden im Wasser und Schlamm jämmerlich zugerichtet. Am anderen Tage stellte sich heraus, daß sie völlig zerrissen und unbrauchbar geworden. „Kaufen wir uns ein anderes Paar Stiefel“, mahnte der ältere Bruder. „Ich tue nicht mehr mit“, antwortete aber der jüngere „du ziehst die Stiefel den ganzen Tag an; stecke ich aber während der Nacht meine Füße hinein, dann sieht mich doch niemand, und zudem komme ich noch um den Schlaf. Habe ich Geld genug, kaufe ich mir selber Stiefel, mach du es ebenso.“

Auch belieben die langbezopften Stutzer (Vergl. U. 178) sich den Anschein zu geben, als ob sie alle Tage weiß Gott was für herrliche Sachen äßen, während sie oft in Wirklichkeit zu Hause kaum eine Kruste Brot zu beißen haben. Hinter der Türe hat mancher eine Speckschwarte hängen, und bevor er hinausgeht, reibt er sich damit einige Male um den Mund, daß er ganz glänzend und fettig aussieht „Der hat aber gut gespeist“, denkt dann jeder, der des feinen Herrn ansichtig wird, „sein Mund glänzt ja wie ein gesottener Aal.“ Und doch hat der arme Pinsel vielleicht noch einen leeren Magen, aber das „Lob“ tut ihm wohler, als die beste Mahlzeit. Kann er ungesehen Knochen oder Eierschalen zusammenlesen, dann tut er es sicher; diese Dinge müssen vor seiner Haustüre paradieren, damit jedermann glaubt, wie der Herr da drinnen so herrliche Mahlzeiten hält.

Beim Anzuge kommt es vor allem auf den äußeren an. Manchem fehlt Hemd und Hose, aber was tut es, wenn er nur einen langen Rock hat und Beinkleider (tch'a-k'u). Fellkleider sind teuer; die kleinen Gernegroß haben aber in der Regel wenig Geld in der Tasche, um sich solche anzuschaffen. Da wird denn der Rock mit einer Handbreit Fell verbrämt, dort aber, wo das Fell den Körper warm halten sollte, fehlt es, was aber macht das: der Ruf bleibt gewahrt, und das ist die Hauptsache.

Jemand schickte einstens seinen Diener zum Schneidermeister, einen neuen Anzug zu holen. Der Junge blieb über einen halben

Tag aus, und schon glaubte der Prinzipal, er sei mit dem Anzuge durchgebrannt. Doch endlich gegen Abend erschien der Bursche. Aber was konnte der Arme dafür, daß er nicht früher zurückgekehrt: „Der Schneider hatte die Hose ja erst halb fertig und darauf mußte er warten.“ Als der Herr am anderen Tage die neuen Kleider anlegte, begriff er nicht, was an seinem Halse doch eigentlich herumkrabbelle. Zu seinem „Entsetzen“ gewahrte er dann, daß sich Kleinvieh bei ihm eingenistet habe. Sofort wollte er den Anzug dem „ekeligen“ Schneider zurückschicken, da gewahrte er in der Rocktasche einen abgerauchten Cigarrenstumpf; und die Hose wollte ihm gar nicht mehr neu scheinen, ja es war richtiger Straßendreck, der sich daran festgesetzt hatte. Der Mann stand vor einem Rätsel; sein „getreuer“ Diener hätte es ihm lösen und Auskunft geben können, woher das Kleinvieh gekommen und der Straßendreck. Er war nämlich einen halben Tag mit dem Anzuge herumstolziert und hatte ein halbes Dutzend Teehäuser besucht und bei ebenso vielen Verwandten vorgesprochen, damit sie doch alle „seinen“ funkelnagelneuen Anzug bewundern könnten.

Wird der Chinese beauftragt, ein Pferd fortzuführen, so nimmt er ganz gewiß einen weiten Umweg, ehe er an sein Ziel kommt, und wenn es ihm eben möglich ist, besucht er zuvor mit „seinem Rappen“ eine Anzahl Freunde, damit doch alle erfahren, wie weit er es schon in seiner Karriere gebracht hat und nicht mehr gleich einem gewöhnlichen Sterblichen auf Schusters Rappen einherzugehen braucht.



Ratten und Mäuse.

Wie ich soeben ein wenig in der Wochenausgabe der Köln. Volkszeitung lese, stoße ich auf den Aufsatz Df über die Ratten. Noch habe ich ihn nicht zu Ende gebracht, kommt ein kleiner Knirps ins Zimmer herein und hält einen Faden in der Hand, an dem eine gewaltig große Ratte baumelt. Das Tier, mit einem Hinterbeine festgebunden, ist noch geschmeidig genug, sich mit dem Kopfe nach oben zu richten und macht immer neue Versuche, seine Fessel zu durchbeißen. Der Kleine gibt dann dem Faden einen Ruck; denn wenn ihm die Ratte davon läuft, ist er um seine zehn Sapeken. So teuer kaufe ich schon seit Jahren unsern Waisenkindern die Ratten ab, d. h. die fetten. Für kleinere Tiere oder für Mäuse zahle ich nur die Hälfte. Mancher

Junge ist deshalb ein gewichster Rattenfänger, und er hat sich schon einige hundert Sapeken aufgespart, die er sorgsam zusammenhält. Andere betreiben das Geschäft nur zeitweilig, so daß es sich der Mühe nicht lohnt, das Geld zusammen zu halten. Es wird dann meistens umgesetzt in Erdnüsse, spanischen Pfeffer oder sonstige Sapekenwaren, die die Kleinen verspeisen. Ein armer Kleinhändler hält sich jahrein jahraus an der Residenzpforte auf und macht „Geschäfte“. Durch das Rattenfangen ist den Kindern Gelegenheit geboten, sich einige Sapeken zu verdienen; der arme Kleinhändler hat dann auch etwas Profit davon.

Nun wird der freundliche Leser aber zwei Fragen auf einmal stellen. Erstens woher denn so viele Ratten in die Residenz kommen, ob die denn niemals ausgefangen werden; und zweitens, was ich mit den Tieren denn eigentlich anfange. Die wird der Missionar natürlich verspeisen, denkt vielleicht mancher. Haben doch die chinesischen Ratten so etwas wie Weltruf; jedermann weiß ja, daß die Langschwänze in China ein gesuchter Leckerbissen sind. Und in dem Rattenaufsatze Df ist dem löblichen Rattengeschlechte die Ehre vorenthalten, den Leser an diese Tatsache zu erinnern — der Missionar wird sicher das Versäumte nachholen wollen. Der Gedanke liegt nahe, aber diesmal stimmt er nicht. Unsere Schantungchinesen verspeisen die Ratten ebenso wenig wie die Bauern daheim, es sei denn, die Not dränge sie dazu. Möglich, daß die Zopfträger im südlichen China es tun; hierzulande aber bilden Ratten und Mäuse das Hauptgericht für die Tafel des vierbeinigen Katers. Ich halte deren drei; diese verspeisen denn auch meistens die gefangenen Ratten und Mäuse und auf meinen Lockruf erscheinen sie zur Stelle. Die Kinder fangen das Ungeziefer in Räumlichkeiten, wohin die Katzen keinen Zutritt haben. Die chinesischen Katzen aber können allzumal „als Ausbund eines schönen Katers“ gelten; keine macht sich bange vor einer pfundschweren Ratte, und das Fleisch derselben wird immer mit dem nämlichen Appetit verzehrt. Katzen, die noch nicht ausgewachsen sind, können an einem Tage mit Leichtigkeit ein Dutzend nicht allzugroßer Ratten vertilgen; ich habe dasselbe oft genug beobachten können.

Also unsere Jungen teilen mit den Katzen das Geschäft des Ratten- und Mäusefangens und werden dafür bezahlt, hauptsächlich deshalb, weil sonst eine wahre Rattenplage entstehen würde und die Tiere geradezu überhand nähmen. Die Mauern der Residenz, besonders die Umfassungsmauern, sind größtenteils noch aus gestampfter Erde oder Luftziegeln. Darin haust denn das Ungeziefer nach Belieben; die

Mauern werden unterminiert, durchlöchert und schließlich derart ruiniert, daß die äußere Backsteinbekleidung abfällt. Für die Kinder aber ist der Rattenfang die einzige „erträgliche“ Beschäftigung; die paar Mark, die ich jährlich dafür zahle, wiegen die Hunderte von Marken an Schaden, den die Tiere sonst verursachen würden, bei weitem auf.

Das Fangen geschieht in sehr primitiver Weise; zwei ausgehöhlte Backsteine, drei Hölzchen und ein Faden bilden den ganzen Mechanismus. Jeder Junge bereitet sich selbst die Falle; manche haben deren mehrere. Das gefangene Tier läßt man in den Ärmel laufen, darauf wird ihm ein Faden an das Bein gebunden.

Ratten und Chinesen passen recht wohl zusammen; sicherlich haben beide schon seit undenklichen Zeiten miteinander Bekanntschaft gemacht. Im Wörterbuche des Kaisers K'anghi befinden sich 94 Charaktere, die in Zusammensetzung mit dem Wurzelzeichen Maus (Ratte) ein anderes „mausverwandtes“ Tier darstellen, oder die uns Ratten und Mäuse in allen nur denkbaren Formen und Eigenschaften vorführen. Als mausverwandtes Tier gilt zunächst die „Mausmadam“ (schu-fu), zu Deutsch Kellerwurm oder Assel geheißen. Ferner die „Silbermaus“ (jin-schu), womit man das Hermelin bezeichnet. Als „fliegende Maus“ (fei-schu) wird die Fledermaus gekennzeichnet. Das Eichhörnchen versetzt der Chinese nicht auf die Eiche, sondern auf die Fichte, und nennt es dementsprechend „Fichtenmaus“ (sung-schu), der manierliche Hamster wird „Anstandsratte“ tituliert, das Wisel hingegen muß mit der Bezeichnung „gelber Mauswolf“ (huang-schu-lang) vorlieb nehmen.

Die Chinesen machen für gewöhnlich keinen Unterschied zwischen Ratten und Mäusen. Das Wurzelwort „schu“ allerdings bedeutet zunächst Maus; die Ratte bezeichnet man als die Lauschu, die alte Maus; unter dem Namen einer kleinen Ratte hingegen (sio-lau-schu) wird eine Maus verstanden.[1])

---

[1]) Die Paradoxie solchen Sprachgebrauches fühlen die Chinesen auch heraus. In China werden die Dichter nicht geboren, sondern gemacht. Der Dichterlehrer gibt seinen Zöglingen die erste Reimzeile, zu der sie dann eine zweite entsprechende schmieden müssen. „Eine kleine große Maus geht spazieren,“ hieß einstmals die erste sinnvolle Verszeile. Niemand konnte dazu eine zweite machen. Verschmitzt lächelt endlich ein kleiner Witzig. Doch ehe er seine Weisheit herauskramt, bedingt er sich vom Lehrer aus, ihn nicht verhauen zu wollen. Nachdem solches Versprechen gegeben, schreibt er unter die obere Zeile: „Ein großer Zwerg kann nicht deklamieren.“ Zwerg war nämlich der Name des großgewachsenen Poetenmagisters.

In den chinesischen Klassikern (sü-schu) wird weder der Ratten noch der Mäuse Erwähnung getan. In dem Buche der Lieder (sche-tjing) aber spaziert einmal das zierliché Mäuslein vorbei als Bild des Anstandes:

> **Nun sieh, die Maus hat Haut und Haar,**
> **Und Menschen gibt's des Anstands bar?**
> **Wenn's Menschen gibt des Anstands bar,**
> **Warum nur sterben die nicht gar?**

Das andere Mal wird uns die „große Ratte" vorgeführt als Präsentant des gefräßigen Mandarinen. Um seinen Prellereien zu entgehen, hat man sich entschlossen, den Wanderstab zu ergreifen und will anderswo gastlichere Gegenden aufsuchen.

In China gibt es keine „Kirchenmäuse", aber man spricht von „Altarmäusen" und versteht darunter schlechte Menschen. Aber trotz seiner Schlechtigkeit katzenbuckelt eiem solchen die ganze Welt, denn er ist in Amt und Würden (Altar), und man fürchtet ihn. Der Grundsatz: Einen Stein zwischen die Mäuse werfen und damit die Tassen zertrümmern, soll zur Vorsicht mahnen im Verkehr mit hochgestellten Persönlichkeiten. Wer's mit ihnen verdirbt, kommt gewöhnlich vom Regen in die Traufe. Man lasse deshalb ruhig die Mäuse zwischen den Tassen Spielen, denn es ist zu gewagt, dorthin einen Stein zu werfen.

Wenn die Katzen weinen, heucheln die Mäuse falsches Mitleid, sagt ein chinesisches Sprichwort. Derartiges Mäusemitleid gibt es übrigens nicht nur in China, sondern anderswo auch. Ist jemand aller Mittel und Hülfe bar, so nennt man ihn verfaulte Maus (fu-schu). Diese wird sogar von den Katzen verschmäht; mit einem Armen aber will niemand zu tun haben.

Über Feldmäuseplage braucht der chinesische Bauer nicht sonderlich zu klagen. Wohl gibt es eine Art Feldmäuse (wan-ts'ang), „Scheunenschlepper" genannt die den europäischen sehr ähnlich sieht. Dem Tierlein wird größte Ordnungsliebe nachgerühmt. Es soll in seiner Erdbehausung alles sehr praktisch eingerichtet haben und sogar die verschiedenen Getreidearten in besonderen Fächern aufgespeichert halten. Ein Mensch, der überall etwas mitzunehmen sucht und seinen Krimskrams geizig zusammenhält, wird auch „Scheunenschlepper" genannt, ähnlich wie man daheim von einem „Hamster" spricht.

Großen Schaden können wenige Ratten anrichten, wenn es ihnen gelingt, zwischen die Seidenwürmer zu kommen. Haben sich die Räuber satt gefressen, dann geht es ans Todbeißen und Fortschleppen, und am frühen Morgen kann die Hausmutter ihre

zerstörten Hoffnungen beweinen. Auch unter jungen Küken, die keine Henne bewacht, richten die Ratten nicht selten arge Verwüstung an.

Die chinesische Zoologie weiß zu berichten, daß sich eine Maus zur Fledermaus metamorphosiert, wenn sie zu viel Salz gefressen. Eine Art schneeweißer Silbermäuse mit roten Augen wird als Spielzeug geschätzt. Man bereitet ihnen Kasten, in denen oft mehrere Familien zusammen hausen. An den Kasten sind Drahtrollen angebracht, in denen sich die purzeligen Tierchen ähnlich wie unsere Eichhörnchen gegenseitig die Langeweile vertreiben und nicht minder dem glücklichen Besitzer, der in sinniger Betrachtung oft stundenlang davor steht. Der Geruch solcher Mäusekasten ist aber für eine zivilisierte Nase unausstehlich.

Selbstverständlich stecken unter der Ratten- oder Mäusehaut allerhand gute Eigenschaften, die in der chinesischen Apotheke Verwertung finden. So z. B. soll ein Tröpfchen Rattennierenfett jeden Stocktauben wieder hörend machen, Die Schwierigkeit besteht nur darin, solches Fett zu bekommen, denn der Schrecken macht die Rattennieren verschwinden. Beim Fangen aber wird jedes Tier bange und darob seine Nieren einbüßen.

Hua, hua, hua! rufe ich durchs Fenster, und drei Katzen laufen herbei, zwei gelbe und eine graue. Sie balgen sich um die Ratte; der Knirps erhält seine zehn Sapeken ausgezahlt; er hätte heute eigentlich mehr verdient.



Eine eigentümliche Geschichte.

Zwei Blinden wollten ihr Los etwas erträglicher machen. Deshalb taten sie sich zusammen, der eine wollte den andern führen. Eines Tages nun, da sie ihres Weges fürbaß ziehen, stolperte der eine über einen Korb voll Reisig, der neben dem Wege stand. Er geriet darob arg in Zorn, nahm den Korb und trat ihn entzwei. Der Reisigsammler beiseits hielt sich ruhig, dachte aber still in sich: Wartet nur mal, ich werde euch schon eins antun. In angemessener Entfernung folgte er ihnen nach, ohne daß die beiden etwas gemerkt hatten. Nachdem sie noch eine Strecke Weges gegangen, setzten sie sich unter einem Baume nieder. „Großer Bruder“, hub A an, „ich habe in der Flasche noch ein wenig Schnaps, trinken wir uns eins, mir ist so elend im Magen.“ — „Bruder“, erwiderte der andere, „gerade das ist auch mein Fall, tun

wir das.“ — Sie nahmen also ihren Ranzen zur Hand, holten die Flasche und ein kleines Schnapstäßchen heraus (die Chinesen haben keine Schnapsgläser, sondern kleine Täßchen aus Porzellan, so groß wie eine Nußschale) und A schüttete ein. — „Trink du zuerst, großer Bruder“, hub er zu B an und reichte ihm das Täßchen mit Schnaps gefüllt dar. Aber unser Reisigsammler hatte sich stille herbeigeschlichen und ehe B die Schnapstasse empfing, hatte er sie schon ausgetrunken und reichte sie dann dem B leer dar. — „Aber da ist ja nichts drin“, sagte B zu A, „willst du Schabernak mit mir spielen?“ — „Natürlich ist was darin, hab' sie doch angefüllt, du hast es wohl verschüttet; doch ich mache dir noch eine voll.“ — Aber auch die zweite trank unser Reisigsammler und ebenso die dritte. — Der eine Blinde glaubte natürlich, der andere reiche ihm immer eine leere Tasse hin und geriet in nicht geringen Zorn. Von Worten kam es zu Schlägen, und beide bläuten sich nach Noten durch, wie sie sich eben treffen konnten.

Unser Reisigsammler trug eine lange Stange bei sich, an die er seinen Korb zu hängen pflegte. Er machte also ein Geräusch damit, ähnlich wie es die Tragstangen an der Sänfte eines Mandarins machen. Er selbst aber suchte die Stimme des Mandarins und seine Tonart nachzuahmen und rief dann: „Was treibt ihr beiden da; wie, vor eurem Landesvater bewahrt ihr so wenig Anstand?“ — Die beiden Blinden glaubten natürlich nicht anders, als es zöge der Mandarin seines Weges daher, und waren in heilloser Angst. Der verlarvte Mandarin fuhr fort: „Was seid ihr für schlechte Leute, euch in meiner Gegenwart zu schlagen; schade nur, daß ich meine Büttel nicht mitgenommen, sonst sollte es euch schlecht gehen. Doch muß ich euch wenigstens einen kleinen Denkzettel mitgeben für später. Du knie dich hin: kudung kudung, kala kala, regneten dann die Schläge auf des einen Blinden Rücken. Als der genug hatte, mußte der andere niederknieen, und er bekam es ebenso. Zouba! = „Aufgebrochen!“ rief dann der Mandarin und machte ein Geräusch, als ob er weiter zöge, und es herrschte wieder Ruhe über allen Wipfeln.

„Was waren das doch für Schläge?“ hub A zu B an, „ich hatte das Gefühl, als ob sie mit einer Tragstange gegeben würden.“ — „Auch mir kam es so vor“, erwiderte B. — „Das war doch *eine eigentümliche Geschichte*. Aber wir wollen uns später besser aufführen und gute Freunde bleiben.“ — „Ja, das wollen wir.“ — Ob sie's geblieben sind, weiß ich nicht. —

Die Stiefmutter in China.

Uoti nian, uoti tsin nian: „Meine Mutter, meine liebste Mutter!“ Wer ist es denn, der so ruft und winselt, hundertmal in einer Stunde? Ein alter Graubart, dem der Tod an der Kehle sitzt und der jetzt in seiner Not die Mutter zur Hülfe ruft, die schon seit einem halben Jahrhundert gestorben ist.

Und so machen es alle Chinesen. Die Mutter vergessen sie nie; die Liebe zu ihr ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Das ist wohl ein Grund mit, daß die Muttergottes unseren chinesischen Christen besonders sympathisch ist, und daß sie dieselbe so gern anrufen, besonders in Leiden und Krankheiten.

Aber setzen wir vor das Kosewort nian ein *hou* oder ein *uen* — dann wird aus der Mutter eine Karikatur „mit rotgelben Haaren und rabenschwarzem Gesicht, die von Jugend auf niemals Gutes im Sinne gehabt hat“ — das Porträt einer Stiefmutter nach Ansicht der Chinesen. Hou heißt nämlich „nach“ und uen „später“, bedeutet also eine Mutter, die nach der eigentlichen kommt, und deshalb nur eine stellvertretende ist.

„Der Reiche kauft keinen alten Maulesel, ein Mann von Charakter nimmt keine zweite Frau.“ So sagt ein chinesisches Sprichwort, und damit ist den Stiefmüttern von vornherein kein gutes Zeugnis ausgestellt. Lieber soll der Witwer seine Kinder bei Verwandten unterbringen oder sie auf den Bettel schicken, als ihnen eine zweite Mutter verschaffen, die kein Herz für sie hat. Sterbende Frauen lassen sich denn nicht selten von ihren Männern das Versprechen geben, nie mehr zu heiraten. Die Frau ihrerseits gelobt dem Manne nach dem Tode im Schattenreiche ihm ein „guter Teufel“ (kui) sein zu wollen, wie sie bei Lebzeiten seine getreue Hälfte (böl) war. Doch wird es mit solchen Versprechen selten ernst genommen, und eines guten Tages müssen die Kinder der neuen Mutter ihren Kout'ou machen, d. h. ihre Verehrung bezeugen. Manche wollen sich nur ungern dazu verstehen und suchen lieber die Fremde auf, um sich auf eigene Faust durchzuschlagen.

In der chinesischen Literatur ist das Bild der Stiefmutter nicht minder abschreckend gezeichnet. Schon ganz im Anfange der Geschichte des Landes begegnet uns eine solche, die zweite Mutter des berühmten Kaisers Schuin, welcher in seiner Jugend unsäglich viel von ihr zu erdulden hatte, da sein Vater vollständig unter ihrem Einflusse stand.

Einen seiner Schüler hat Konfuzius, der chinesische Religionsstifter Konfutse, in den klassischen Büchern verewigt und ihn als Beispiel kindlicher Frömmigkeit hingestellt: „Welch ein guter Sohn war doch der Mintsetjen! Die ganze Welt ist begeistert in seinem Lobe.“ Und wodurch hatte sich der Schüler des „heiligen Mannes“ dieses Lob verdient? Durch die Liebe und Hochachtung, die er seiner bösen Stiefmutter gegenüber bewahrte. Der Vater des Min war ein Beamter im Reiche. Als er schon ziemlich bei Jahren war, starb seine Frau, die ihm diesen Sohn geschenkt hatte. Als auch die zweite Frau Mutter dreier Söhne geworden, kamen für den guten Min schwere Zeiten. In Nahrung und Kleidung wurde er zurückgesetzt, aber kein Wort der Klage kam über seine Lippen. Nur einem Zufalle konnte er es verdanken, daß der Vater erst nach langer Zeit von der ungerechten Behandlung erfuhr, die ihm zu Teil wurde. Eines Tages nämlich, da er den Wagen führen mußte und eben ein scharfer Nordwind bließ, zitterte Min am ganzen Leibe, und doch schien seine Kleidung mit Baumwolle gut ausgefüttert zu sein. Das Zittern mißfiel dem Vater, da der kleine Bruder nebenan, obschon er viel dünner gekleidet war, sich tapfer hielt. Zornig versetzte er dem Min einen Hieb mit der Peitsche. Doch was kam da zum Vorschein? Der Hieb hatte eine Nat getrennt und aus derselben quoll Schilfrohrwatte, die nicht mehr wärmt als trockene Blätter. Unwillig wollte jetzt der Vater die böse Stiefmutter fortschicken; aber Min bat für sie, indem er sprach: „Geht die Mutter, dann müssen drei Kinder Kälte ertragen; bleibt sie aber, höchstens nur eines.“

Als später die Stiefmutter dieses hörte, wurde sie gerührt, und von da an behandelte sie den Min noch besser, als ihre eigenen Kinder. Beim Essen bekam er zuerst seinen Teil in einer Schüssel, die größer war als die Schüsseln der anderen Kinder. Als später die Stiefmutter starb, wurde Min derart von Schmerz ergriffen, daß er lange Zeit nichts essen konnte. Sobald er seine Schüssel sah, brach er in Tränen aus, und es blieb kein Mittel übrig, als di Schüssel in Scherben zu schlagen. Daher rührt denn auch die chinesische Sitte, beim Begräbnisse der Eltern einige Schüsseln zu zerbrechen; es soll das ein Ausdruck des Schmerzes und der kindlichen Liebe sein.

Ist es wahr, daß sich die Anschauung eines Volkes in seinen Sprüchwörtern besonders kundgibt, dann kommt die chinesische Stiefmutter schlecht weg. Mehr als ein halbes Dutzend laufen über sie um, aber kein einziges ist mir bekannt, daß auch nur etwas Löbliches

von ihr zu berichten wüßte. Zum Troste unserer Stiefmütter daheim einige Beispiele:

„Die Zunge der Stiefmutter ist wie Skorpionenstachel giftig und spitz. Eine Stiefmutter, die gar Opium raucht, gilt als doppelt giftig.“

„Zu den selbstgeborenen Kindern schlägt das Herz warm im Busen; zu den angenommenen ist es kalt wie Eisen.“

„Wenn die Stiefmutter Kinder schlägt, tut sie es im Geheimen und mit voller Hand. Die eigene Mutter schlägt, daß es knallt, aber es tut den Kindern nicht weh.“

„Stiefmütter sind äußerlich glatt und geschmeidig, als seien sie aus einem Ölkessel gezogen, im Inneren aber haben sie es stecken.“

„Die Eifersucht einer Stiefmutter steigt bis in die äußersten Baumzweige empor“ (d. h. dringt in alle Ecken).

Einem bissigen, jungen Mädchen macht man das Kompliment: „Geh' doch und werde Stiefmutter, Zeug hast du genug dazu.“

Im sechsten Monate, wenn die Sonne plötzlich hinter einer Gewitterwolke hervorbricht, sagt man, daß sie steche. Noch schärfer soll der Stiefmutter Finger stechen, wenn sie zornentbrannt damit auf die Tochter zeigt. Dieses „Fingerstechen“ ist eine eigentümliche Weibergebärde in China und ist sehr verhaßt. Es geschieht mit dem Zeigefinger der rechten Hand und hat Ähnlichkeit mit dem Hacken kämpfender Hähne.

Bekanntlich gehen die verheirateten Mädchen zu Neujahr die Mutter besuchen. Auch die Stiefmutter muß die Tochter erster Ehe um diese Zeit mit offnen Armen empfangen, sonst käme sie sofort in den Verdacht der Härte. Spöttisch sagt darüber der Leumund: „Seht doch, wie Mutter und Tochter ein Herz und eine Seele sind.“

Eine Schneewittchen-Geschichte kennen die chinesischen Kinder nicht, aber dafür gibt es Theaterstücke, worin die Stiefmutter als wahrer Kinderschrecken ihre Rolle spielt. Hou nian ta he tse: Eine Stiefmutter schlägt die Kinder, ist der Titel eines Stückes. Die Hou-nian ist eine leidenschaftliche Kartenspielerin. Da sie schließlich nichts mehr einzusetzen hat, müssen die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, in einem fort spinnen. Die dabei verdienten Sapeken verspielt die Mutter immer wieder von neuem. Die Kinder bekommen wenig zu essen, dürfen kaum mehr schlafen, werden reichlich mit Prügeln gequält und schließlich derart zur Verzweiflung gebracht, daß sie sich selber das Leben nehmen wollen. Ein höheres Wesen aber behütet sie davor, und damit endet denn auch die leidensvolle Geschichte. Ähnliche Stücke gibt es im ganzen

Reiche, in denen die eine Hou-nian gerade so verkehrt ist wie die andere.

„Wer möchte da noch in China Stiefmutter werden?“ höre ich die freundliche Leserin fragen. Gibt es denn gar keine Ausnahmen?

Zum Stiefmutterwerden hat selbstverständlich auch das Chinesenmädchen wenig Lust; aber was will so ein armes Ding machen, da die Eltern das Verloben für sie besorgen? Für diese aber sind Geld und Ansehen die Hauptpunkte, welche beim Heiraten den Ausschlag geben. Gezwungen, Witwerverbindungen einzugehen, suchen nicht wenige der Unglücklichen im Brunnen oder im Opium ihre letzte Rettung. Andere aber wollen gereizt nun auch ihrem Namen Ehre machen und spielen sich als recht schlimme Stiefmutter auf. Für manche sonst gutgeartete Frau aber wird das Los unerträglich, vor allem dann, wenn sie selbst keine Söhne bekommt, aus der ersten Ehe jedoch solche vorhanden sind. Wenn dann ihre Stütze, der Mann, stirbt, wird sie von den Stiefsöhnen selten beachtet, meistens aber verachtet. Hat sie eigene Söhne, dann freilich ist ihr Schicksal gesichert; stirbt der Mann, gelten diese als die eigentlichen Erben.

Und schließlich Ausnahmen, gute, pflichtgetreue Stiefmütter gibt es auch, aber wohl kaum mehr, als um die Regel zu bekräftigen. Erst kürzlich wurde mir von einem Winkeladvokaten erzählt, den man ins Mandarinat überliefert hatte. Als der Mandarin ihn der Schuld überführt hatte und dann bestrafen wollte, erschien die Stiefmutter, an ihrer Hand den eigenen Sprossen. „Hier, großer Herr“, spricht sie, „diesen bestrafe, denn er ist mein leiblich Geborener. Jener da ist mein Stiefsohn. Bitte, verschone ihn, denn Stiefsöhne habe ich nur einen, eigene Söhne aber zwei.“

Die Witwe und ihre Ehrung.

Wer immer in China längere Zeit herumgereist ist, hat oft genug Gelegenheit in Städten, Dörfern oder gar auf dem freien Felde eine Ehrenpforte zu passieren, die sich quer über den Weg spannt. Zu wessen Ehre sie erichtet wurde, verrät die Inschrift. In harten Stein ist der Name gemeißelt und eine kurze Lebensgeschichte, sowie die hervorragendsten Tugenden, die der so Geehrte zeitlebens geübt hat: Enthaltsamkeit aber

und kindliche Pietät (節 und 孝) = *Tsiê* und *Hiau*, waren die Kardinaltugenden, die von ihm in besonders hohen Maße geübt worden sind. Doch nehmen wir den Namen genauer in Augenschein, so sehen wir, daß der Gefeierte kein Mann, sondern eine Frau war; eine Witwe nämlich, die ihren Mann früh verloren hat. Aus Liebe zu den Schwiegereltern hat sie dann auf eine zweite Ehe verzichtet. Sie hat diesen als gute Tochter gedient und in Pietät, (孝 *Hiau*) und in vollständiger Enthaltsamkeit (節 *Tsiê*) gelebt. In Erwartung des „klaren Glückes", verachtete sie das „rote[1]". Darum hat der Mandarin den „Spiegel" ihrer Tugend zum „Himmelssohne" gesandt, der in seiner rechten Würdigung aus seiner eigenen Tasche die Auslagen bestritt, um der tugendhaften Witwe eine Ehrenpforte zu errichten, damit „sie nachkommenden Geschlechtern als Vorbild diene und der Glanz ihrer Tugend niemals erbleiche".

Es ist begreiflich, daß solch eine Lobeshymne viel Verführerisches an sich trägt, und das erst recht, wenn die junge Witwe von einer zweiten Ehe doch nicht viel Gutes zu erhoffen hat. Ist sie bei den Schwiegereltern gut aufgehoben, so verlebt sie dort ihre Witwenschaft; sind die eigenen Eltern aber begütert, so bleibt sie oft bei diesen. Hilfsbedürftige Witwen zu unterstützen gilt als ein besonders gutes Werk, und es gibt Gesellschaften, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, armen Witwen beizustehen. Einige von ihnen verfügen über ansehnliche Mittel und zahlen allmonatlich eine bestimmte Summe an jene, deren Sorge sie übernommen haben. Andere bestehen aus einer Gilde von reichen Kaufleuten u. s. w., die „Gutes tun wollen" (行善 *hing-schan*). Bittet eine mittellose Witwe um Unterstützung, damit sie ungefährdet ihre Tugend üben und frei von allen Nachstellungen sein kann, so wird ihr Name mit dem anderer Bewerberinnen auf ein Papier geschrieben, das dann vor der Stadtgottheit (城王 *tsch'öng-wang*) verbrannt wird. Hierauf muß das Loos entscheiden, wen der Gott zur Annahme des guten Werkes auserlesen hat. An dem Hause solcher Witwen wird ein Schild angebracht, das ihnen Schutz und Sicherheit gewähren soll.

Eine Ehe zu Stande bringen gilt in China als ein verdienstliches Werk. Wer aber einer Witwe behülflich sein wollte „einige Schritte weiterzugehen" (望前走幾步: „eine neue Schwelle zu überschreiten" 過二道門閾 Ausdrücke für die zweite Heirat) der müßte sich darauf gefaßt machen, daß es ihm beim Richter in der

---

[1]) Die Chinesen kennen zwei Glücksarten 紅福 und 青福: *Hung-fu* und *Ts'ing-fu*, rotes Glück und klares Glück. Ersteres bezieht sich auf das Eheleben letzteres wird nach dem Tode jenen zu Teil, die gut gelebt und als „heilig" gestorben sind.

Unterwelt nicht gnädig gehen wird. Er kann sich der Strafe nur dadurch entziehen, daß der Ehekontrakt mitten auf dem Felde oder an einem abgelegenen Orte aufgesetzt wird, und daß er den Pinsel, womit er denselben geschrieben hat, über den Kopf weit weg nach hinten wirft. So kommt es auch, daß Witwen im allgemeinen als wetterwendisch angesehen werden und leicht geneigt sind, ihren Entschluß zu ändern. Niemand aber kann sie zu einer zweiten Ehe zwingen, weder die eigenen Eltern noch die Schwiegereltern. Manche zieht sich noch im letzten Augenblicke zurück, wenn schon Alles fertig gesprochen ist und der Brautwagen eben vor der Tür steht. Gelingt es aber, sie auf den Wagen zu „schwindeln", das heißt: ihr die Zukunft rosig genug auszumalen, daß sie sich selbst bequemt, den Wagen zu besteigen, so gibt es kein Besinnen mehr und keine Umkehr. Wer sich aber erkühnen wollte eine Witwe mit Gewalt auf den Wagen zu bringen, dürfte vom Mandarine um einen Kopf kürzer gemacht werden.



Ehrenbogen bei Tsimo.

Denn vor dem Mandarine haben die Witwen a priori das Recht auf ihrer Seite, und man vermeidet es daher ängstlich mit ihnen Händel anzufangen: 寡婦大似舉人 „Witwen sind größer als Doktoren" sagt ein Sprichwort. Doktoren aber sind schon gar gefürchtete Leute, mit denen Niemand einen Prozeß anfangen mag.

Die sonst üblichen Hochzeitsfeierlichkeiten fallen bei Heiraten von Witwen meistens aus. Auch wird in der Regel zum Abholen keine Sänfte gebraucht, sondern nur ein Wagen. Meistens trifft es sich so, daß das Witwentum auf beiden Seiten ist. Bringt die Frau aber Kinder aus der ersten Ehe in die neue, so müssen diese fortan

den Namen des Stiefvaters führen. Bleiben die Kinder im Hause der Großeltern oder werden sie sonstwo untergebracht, so behalten sie den Namen ihres eigentlichen Vaters. Damit ist das Verhältnis zur Mutter freilich so gut wie aufgehoben. Selbst bei ihrem Tode haben solche Kinder keine Verpflichtung, Trauerkleider anzulegen oder eine Träne zu weinen.

Wetterwendisch sind Witwen bisweilen auch dann noch, wenn das Lob ihrer Tugend bereits in den Stein gegraben und der Ehrenbogen errichtet werden soll. Nicht sehr weit von meinem Wohnsitz befinden sich zwei unvollendete Ehrenpforten; die eine ist bis zur Hälfte gediehen, während von der zweiten die Steine noch lose am Boden umherliegen. Jedesmal hatte der Mandarin bereits den kaiserlichen Erlaß zur Errichtung des Portals eingeholt und das zur Deckung der Kosten mitgeschickte Silber war verausgabt. Doch die Gefeierte verzichtete in letzter Stunde auf den Glanz der Tugend und zog eine neue Ehe dem Ehrenpavillon vor. Das eine Mal verschwand die Witwe mit einem Steinmetz, der an dem Monumente gearbeitet hatte; er hatte sich dabei ein gutes Sümmchen auf die Seite gebracht, denn er war Unternehmer und Bauführer. Somit kam die kaiserliche Spende der Witwe doch zu Gute, wenn auch auf anderem Wege und in verkehrtem Sinne. Das andere Mal nahm ein Angestellter im Mandarinate mit der ehrsamen Witwe reisaus.

Wie bereits bemerkt wurde, muß zur Errichtung eines Witwenbogens zuerst die Genehmigung des Kaisers eintreffen. Diese wird gewöhnlich auf die Spitze des Monumentes in den Stein gemeißelt: „Auf kaiserlichen Befehl“ (聖旨 *Scheng-dsche*) „durch kaiserliches Diplom“ (敕 *ts'uh*), „Bekanntmachung durch öffentlichen Denkstein“ (旌 *Tsin*), sind die gewöhnlichen Ausdrücke dafür. Ist der Weg von Peking bis zur Heimat der Witwe weit, so bleibt nicht selten von dem kaiserlichen Silber manches hängen, so daß das Portal nur bescheidene Dimensionen annehmen kann, falls die Witwe nicht selbst zu den Baukosten beisteuern kann oder will. Zuweilen soll die Witwe sich sogar mit der Errichtung einer einfachen Steinplatte begnügen müssen.

Am Tage wo der Ehrenbogen seiner Vollendung entgegengeht, wird eine große Feierlichkeit veranstaltet. Die Mandarine, Gelehrten und Vornehmen des ganzen Distriktes, sowie die Verwandten, erweisen alle dem Denkmal ihre Ehrerbietung, indem sie sich davor auf den Boden niederwerfen. Weilt die Gefeierte noch unter den Lebenden, so erscheint sie im Festagsschmucke und macht auch selbst vor dem Bogen Kou-t'ou.

Kunst und Poesie tun ihr Bestes, eine solche Ehrenpforte berühmt zu machen. Freilich braucht der Baumeister zuvor keine Entwürfe auszuarbeiten, sie sind alle nach demselben Muster gebaut. Ist Geld genug vorhanden und scheut man keine Kosten, so erweitern sich die Dimensionen, auch wird kostbareres Material verwendet und die Austattung ist eine vornehmere. Figuren von Löwen und manchmal auch von Menschen sind zu beiden Seiten der Zugänge auf Steinsockel gestellt und beleben das Ganze. Ähnlich den Pforten zu Amtsgebäuden besteht jedes Monument aus drei Durchgängen, von denen der mittlere das Hauptor vorstellen soll. Die Anlage hat Ähnlichkeit mit den Triumphbogen der Römer, nur daß die Chinesen statt des Bogens mächtige Monoliten gebrauchen, die den Eingang überdecken. Gewiß fällt so ein Bau quer über den Weg gestellt besser in die Augen, als wenn er abseits aufgerichtet wäre. Dieser Gedanke wird auch der Hauptgrund gewesen sein, die Portalform für diese Denkmäler zu wählen. Nicht selten aber hat im Laufe der Zeit ein Weg seine Richtung verändert und statt durch die Pforte zu führen, geht er nun an ihr vorbei.

Wie der Baumeister nur schablonenmäßige Muster kennt, gebraucht auch der Poet fast immer die nämlichen Bilder zur Verherrlichung der Witwentugend: „Die treue Zypresse oder Fichte, die auch im Winter ihr grünes Kleid behält“; „der klare Kristall den kein Makel verunstalten kann“, „der Trauer säuselnde Bambus“ das sind so ziemlich die einzigen Motive, die die chinesische Phantasie bewegen. Da der Stein nicht Raum genug bietet, all die Tugenden einer Witwe zu verewigen, so wird nicht selten noch ein eigenes Buch hergestellt, worin der Lebenslauf der Verstorbenen und die Art ihres Todes beschrieben ist. Am Ehrenvollsten ist es natürlich, wenn sie sich aus Schmerz über den Verlust ihres Gatten selbst den Tod gegeben hat. Aber für solche Heldentaten fehlt es heutzutage den meisten an Mut und Gefallen. Verweigert die junge Witwe die Aufnahme von Speisen, so helfen gute Worte und Hunger allmählich, den Gattenschmerz zu lösen. Nimmt sie aber Opium ein, so ist sie meistens auch nicht abgeneigt, auch ein Gegengift zu verschlucken. Sich mit Feierlichkeiten in den Tod begeben und sich selber eine rote „Leidensschnur“ um den Hals legen, nachdem man öffentlich von der Welt Abschied genommen hat, dürfte heutzutage wohl mehr selten vorkommen.

Trotz seiner Ehrung ist der Witwenstand nicht immer zu allerbest beleumundet: Vor der Witwentür gibt's viel Zank und Hader“, sagt ein chines. Sprichwort. Unverheiratet ist sie vielerlei

Verdächtigungen ausgesetzt: heiratet sie aber, gilt sie von vornherein als feiles Objekt. Und eben dieser Umstand gibt für den Mann vielfach den Ausschlag, daß er zur Witwe greift: sie ist billiger im Preise und das Heiraten kostet weniger Geld.

Ein chinesischer Pantoffelheld.

Gut Frauchen, eine Bitte, die darfst du mir nicht abschlagen."

„Kleiner Bub was fehlt dir wieder: juckt dir der Rücken?"

„Nächster Tage kommt ein Freund zum Besuche; ich bitte dich nun recht herzlich, überlasse an diesem Tage mir das Regiment. Sonst will ich ja gerne das ganze Jahr dir zu Diensten stehen; aber schon schilt mich Jedermann als ‚Frauenfürchter' (P'a-p'uo tse-ti), da möchte ich meinem Freunde doch zeigen, daß ich Herr im Hause bin."

Die gestrenge Hälfte gab endlich den Bitten des „kleinen Buben" nach, und am bestimmten Tage erschien der Besuch.

„Alte Hälfte, schnell Tee gemacht", kommandierte der Mann.

Ohne Widerrede zündete die Frau das Feuer an, bereitete den Tee und trug ihn auf. Dann wurde ihr weiter befohlen das Essen herzurichten, und als das geschehen war, mußte sie gleich einer Magd nebenan stehen und bedienen. Verwundert beobachtete der Freund das Walten der viel verschrieenen Frau und dachte bei sich selber, die ist noch williger als die meine. Als sie aber in der Küche hantierte, drückte er seine Verwunderung dem Mann gegenüber aus und wie doch nichts von alledem wahr sei, was man sich von ihm und seiner Frau erzähle. „Jetzt siehst du es selbst", antwortete jener; „früher als ich das Gegenteil behauptete, hast du mir es nicht geglaubt."

Befriedigt schied dann der Besucher; absichtlich aber ließ er seine Pfeife in einer Ecke liegen, er wollte nochmals unverhofft auf der Bildfläche erscheinen, um zu sehen, ob der Schein auch der Wahrheit entspreche.

Kaum waren Mann und Frau wieder allein zusammen, so wurden sogleich die Rollen gewechselt. „Zieh mir die Schuhe aus", zeterte sie den „kleinen Buben" an, was dieser dann sofort ohne Widerrede besorgte. „Mausere mir die Hacken, die mir von all dem Laufen entsetzlich jucken." Auch dazu war unser Held bereit. Eben war er damit beschäftigt, da öffnete sich die Türe und der

Freund trat in die Stube. „Ich habe meine Pfeife vergessen“, entschuldigte er sich — „Aber mein Lieber, was machst du denn da?“ „Tsch'ui tj'i le tsä ta“ keuchte jener erregt. „Erst will ich sie aufblasen und dann durchprügeln.“

Anmerkung: Bekanntlich blasen die Chinesen den eben geschlachteten Schweinen durch einen Einschnitt in der Ferse Luft unter die Haut, wodurch das Schwein kugelrund wird und das Borstenabkratzen viel leichter von statten geht.

Brunnen in China.

Einen Brunnen machen bedeutet in China fast ebensoviel, wie ein neues Rathaus bauen. Allerdings gebraucht der Chinese keine Rathäuser; er hält seine Beratungen unter freiem Himmel oder im Schuppen des Dorfschulzen, falls dieser einen hat. Aber man kann ruhig behaupten, daß das Brunnenmachen als ein Ereignis ersten Ranges gilt, an dem das ganze Dorf reges Interesse nimmt, da es Gemeindesache ist, während das Hausbauen nur den Einzelnen angeht. Hat der Gemeinderat beschlossen, einen neuen Brunnen zu graben, entweder weil der alte wasserarm geworden ist oder für den Bedarf nicht mehr ausreicht, so muß vor allem der richtige Platz ausfindig gemacht werden. Den findet nur der Geomand, und man lädt einen solchen dann unter vielem Ceremoniell ein, füttert ihn gehörig satt, und nachdem er auch sattsam getrunken hat, geht er mit den Dorfältesten die Gegend in Augenschein zu nehmen. Er läßt sich einige Stellen anweisen, wo der Brunnen wohl am passendsten gelegen wäre und dementsprechend trifft er seine Wahl. Den rechten Platz zu finden, ist kein Leichtes. Das Wasser muß süß sein, der Erddrache darf in seiner Ruhe nicht gestört werden, auch dürfen die Quellen nicht allzu tief liegen, weil sich sonst die Auslagen für das Brunnenmachen zu hoch belaufen würden.

Endlich ist der rechte Fleck gefunden. Er liegt auch zum Glück ganz in der Nähe einer von dem Dorfältesten bezeichneten Stelle. Sollte sich später herausstellen, daß der Brunnen nicht allen Anforderungen entspricht, so hätte der Geomant wohl einen besseren Platz dafür gewußt, aber der wäre dem Dorfe eben zu ungelegen gewesen. Jetzt heißt es, ans Werk gehen. Doch muß man sich erst für eine so wichtige Arbeit gründlich stärken. Es wird eine

allgemeine Fresserei veranstaltet, wozu die volle Gemeinschaft beitragen muß; alle, die mitarbeiten, dürfen auch mitessen, und zwar ißt man sich recht satt, weil man nicht alle Tage dazu Gelegenheit hat. Nach guter Beköstigung kann dann das Werk beginnen.

Zunächst wird eine Stange aufgerichtet, an der ein rotes Fähnchen flattert und ein Maulkorb hängt, den für gewöhnlich Ochsen und Esel tragen, damit sie während der Arbeit im Felde ihre Gedanken nicht auf das Fressen richten. Das rote Fähnchen soll die Teufel in der Luft ferne halten, der Maulkorb aber soll die Arbeiter daran erinnern, daß sie jetzt keine müßigen Reden führen dürfen. Eine müßige Rede wäre es z. B., wenn jemand sagen wollte: „An diesem Platze scheint keine gute Quelle zu sein, oder: Das Wasser ist noch ziemlich tief.“ Derartige Reden könnten überhaupt das Gelingen des Brunnens in Frage stellen. Man hat während der Arbeit zu schweigen oder sich doch nur immer in lobenden Ausdrücken über den Brunnen zu äußern; dann wird er auch zur allgemeinen Zufriedenheit ausfallen.

Das Graben des Brunnens geschieht verschieden, je nach den Gegenden, wo er gemacht wird und nach der Beschaffenheit des Bodens. Bei uns hier in Puoly stößt man in einer Tiefe von wenigen Fuß auf Flußsand. Um das Eindringen desselben möglichst abzuhalten, werden auf einem hölzernen Rahmen mehrere Schichten Mauerwerk aufgeführt. Nachdem dasselbe mit Stricken und Leisten möglichst fest zusammengeknebelt ist, wird von innen heraus Erde gehoben. Das Mauerwerk sinkt durch das eigene Gewicht immer tiefer in den Boden; ist man aber einige Fuß in den Flußsand vorgedrungen, quillt der Sand von unten herauf und alle Arbeit ist umsonst; das Brunnengemäuer sinkt nicht mehr tiefer. Wird aber dennoch Sand und Wasser weiter herausgeschöpft, dann fällt allmählich der Brunnenrand zusammen, weil sich dort im Boden Höhlungen gebildet haben. Bei derartiger Bodengestaltung ist das Brunnenmachen in China allerdings keine leichte Arbeit, davon können wir hier in Puoly auch unser Lied singen. Im Verlaufe von fünf Jahren sind bereits sieben Brunnen gegraben aber auch beim siebenten sind wir nicht tiefer gedrungen als ehedem. Unser Puoly hat eben das Geschick, entweder von Wasser überfüllt zu sein, so daß man nur mit einem Schiffe mehr Einlaß finden kann oder aber in Trockenheit zu schmachten, daß die Gärten ausdörren und kaum das nötige Element zu haben ist für Menschen und Vieh.

Für die Anfertigung von Gartenbrunnen und solchen, die zur Bewässerung von Feldern dienen, wie sie in einigen Gegenden

gebräuchlich sind, bestehen eigene Brunnenmachergilden. Der Altmeister (Laopa) untersucht zuvor den Boden und prüft ihn auf seinen Wassergehalt, sowie die Eigenschaften des Wassers. Er bedient sich dazu einer langen „Nadel“ (eiserne Stange), welche ruckweise in den Boden gestoßen wird. Je nachdem die Nadel „glatt oder holperig“ heruntergeht, fühlt man heraus, wie die verschiedenen Erdschichten beschaffen sind. Stößt man auf Wasser, so wird im Nadelöhr ein Bindfaden befestigt und die Stange wird von neuem heruntergelassen. Nachdem sich der Faden voll Wasser gesogen, wird die Nadel wieder herausgezogen und man kann die neue Quelle auf ihre Güte prüfen. Allerdings handelt es sich nur um einige Tropfen Wasser, die man aus dem Faden preßt; aber unser Brunnenmacher ist eben ein Feinschmecker und versteht sein Geschäft. Für den Fall aber, daß der Brunnen später nur salziges oder bitteres Wasser spendet, hat eine „verkehrte Quelle“ ihren Weg in denselben genommen und das konnte natürlich der Laopa nicht voraussehen. Besagte Altmeister verstehen es nicht nur, neue Brunnen zu graben, sondern sie können auch alte wieder „aufimpfen“, indem sie darin neue Quellen aufsuchen. Auch hierzu bedienen sie sich ihrer Nadel, welche auf dem Boden der ausrangierten Cisterne in die Tiefe gestoßen wird. Solcherweise bohrt man mehrere Löcher hinein und in diese Löcher werden Bambusröhren getrieben. Durch dieselben sollen sich dann die neuen Quellen ergießen, und der neu aufgebesserte Brunnen kann wieder dem Gebrauche übergeben werden.

In chinesischen Büchern (K'anghitsetien) ist zu lesen, das man zur Zeit des Kaisers Huangti (3000 v. Chr.) schon Brunnen kannte. Ferner erzählt man von einem Bauern, der unter der Regierung des Kaisers Yao (2357 v. Chr.) lebte, daß er im Schatten eines Baumes am Brunnen sitzend gesungen habe: „Ich bebaue meinen Acker und habe zu essen, ich grabe mir einen Brunnen und habe zu trinken; wozu gebrauche ich noch des Kaisers Hülfe? (Köng tien öl sche; tso zing öl jin: Ti li ho ju jü no tse?)“ Dabei habe er vergnügt auf den Boden geklopft und in den Brunnen geschaut; wie es scheint, befaßte sich der Alte schon damals mit revolutionären Gedanken.

Man kennt im allgemeinen nur Gemeindebrunnen; sich einen Privatbrunnen graben, ist dem gewöhnlichen Sterblichen nicht erlaubt, es sei denn, er benutze ihn nur zur Bewässerung seines Gartens. Diese Gemeindebrunnen liegen vielfach außerhalb des Dorfes, was für den zeitreichen und wassergenügsamen Chinesen wenig Bedeutung hat. In der Frühe holt er einen Krug voll Wasser und der

genügt unter gewöhnlichen Umständen für den ganzen Tag. Er gebraucht ja nur Wasser zum Essenmachen und Teekochen. Das Gesicht wäscht man sich nur gelegentlich und ausnahmsweise; ebenso die Kleider, und wenn sie einmal gewaschen werden, geht man damit zum Dorfteich oder wartet bis zur Regenzeit, wo es Pfützen in Menge gibt. Desgleichen werden die Tiere an den Dorfteich geführt oder zum Brunnen. Aus dem nämlichen Eimer, mit dem man Wasser schöpft für die Küche, wird auch das liebe Vieh getränkt, die Reste aber werden aus Sparsamkeitsrücksichten wieder in den Brunnen hinabgeschüttet; das ist ganz selbstverständlich und niemand nimmt Anstoß daran. Gewöhnlich ist es Sache des Hausvaters, in der Frühe für den Tagesbedarf das Wasser zu holen; hat er aber erwachsene Söhne, dann müssen es diese tun; bisweilen tut es auch die Frau, falls der Mann ein Opiumraucher ist oder ein Faullenzer. Brunnenreden werden bei dieser Gelegenheit nicht gehalten; die Frauen gehen schweigsam ihrer Wege; alle ihre Aufmerksamkeit haben sie darauf zu richten, daß sie beim Fortwatscheln die Krüge nicht zerbrechen. Das Brunnenloch liegt zur ebenen Erde und das Schöpfgefäß, einen Krug oder Eimer, läßt man mittels eines Strickes hinunter. Jeder muß sich seinen Strick mitnehmen, denn wollte man einen Gemeindestrick am Brunnen liegen lassen, würde er balt verschwunden sein.

Die Brunnen in China bilden für manche lebensüberdrüssige junge Frauen ihre letzte Zufluchtstätte, worin sie sich das Leben nehmen. Ursache dazu ist in der Regel die „böse Schwiegermutter“. Sonst aber hört man nur äußerst selten, daß jemand in den Brunnen gefallen, selbst nicht einmal ein Kind; fällt aber ausnahmsweise ein Hund hinein oder eine Katze, so merkt man das bald am Wasser und wem am meisten davor ekelt, muß den Kadaver herausfischen.

Der Chinese verzichtet gerne auf das Gemächliche eines Privatbrunnens; die Dorfbrunnen bieten einen für ihn nicht zu unterschätzenden Vorteil. Da die ganze Einwohnerschaft aus einem Brunnen schöpft, erneuert sich das Wasser alltäglich und ist deshalb immer frisch. Auch sind die Dorfbrunnen weit von Kloacken und Pfützen entfernt und die Wasserzufuhr ist deshalb auch immer rein. Diese allgemeinen Brunnen mögen auch wohl das ihrige dazu mit beitragen, daß die Epidemieen in China keinen so fruchtbaren Boden finden, als man bei der Unreinlichkeit der Chinesen erwarten sollte.

Will man das Volk aufwiegeln, so braucht man nur von Brunnenvergiftung zu sprechen. Mit Vorliebe streuen christenfeindliche

Literaten zur Zeit von Verfolgungen derartige Märchen unter das Volk, wie es bei den letzten Boxerunruhen erst noch der Fall war.

In allen größeren Städten enthalten die Brunnen vielfach kein trinkbares Wasser; dieses wird deshalb aus der nächsten Umgebung geholt oder aus vorbeifließenden Kanälen oder Flüssen. Hunderttausende arme Chinesen verdienen da mit Wasserverkauf ihr tägliches Brot. Meistens kostet ein Eimer voll ein Viertel Pfennig, bisweilen auch einen Pfennig. In Europa würde man allerdings mit derartigem Wasser kaum ein Tier zu tränken wagen; die Chinesen aber setzen Alaun hinzu, worauf es sich bald klärt, und gekocht wird es vollends unschädlich. Wasserleitungen im Sinne, wie sie schon die alten Römer kannten, gibt es in China nicht. Höchstens könnte eine Wasserleitung in Peking, wo das Wasser aus den einige Stunden entfernt liegenden Bergen zu den kaiserlichen Sommergärten geführt wird, eine Leitung größeren Stils genannt werden. Wohl hat der Chinese mancherlei Kanäle gebaut, aber diese dienen in erster Linie nur der Schiffahrt. Wo ihm solche gerade an der Nase vorbeilaufen, gebraucht er allerdings auch mit Vorliebe das Wasser derselben. Aber Kanäle bauen nur des guten Trinkwassers halber, verursachte zu viele Kosten und brächte zu wenig Vorteil, da behilft man sich lieber und trinkt schlechtes Wasser.

Das chinesische Zeichen für Brunnen wird durch zwei senkrechte und zwei wagerechte Striche hergestellt, die sich in der Mitte gegenseitig schneidend, ein Viereck bilden und heißt tsing. (In Westdeutschland heißt so stellenweise der Brunneneimer.) Die Gelehrten erklären das Zeichen dahin, daß zur Zeit, als Kaiser Yao die Länder verteilte, in der Mitte des bezeichneten Komplexes ein Brunnen gegraben wurde, um den sich das Dorf dann ansiedelte.

Auf einem Denksteine, der zur Ehre einer ehrsamen Witwe, die eine zweite Ehe verschmäht hatte, errichtet war, fand ich die Worte eingemeißelt: Sin ju ku tsing: „Ihr Herz glich einem alten Brunnen.“ Wie das Alte in China besonders in Ehren gehalten wird, so auch die alten Brunnen. Die Chinesen scheinen da ähnliche Anschauungen zu haben, wie die Samariterin am Jakobsbrunnen, die sich sicherlich nicht ohne Hochgefühl dem Heilande gegenüber darauf berief, daß ihr Altvater Jakob aus dem Brunnen getrunken habe. Man mute dem Chinesen zu das Heim, wo er nur notdürftig seinen Unterhalt findet, zu verlassen und er wird antworten: Mein Ur-Urgroßvater so und so hat hier gelebt und aus diesem Brunnen getrunken und ich sollte in die Ferne ziehen und fremdes Brot essen und wildes Wasser trinken! Erst wenn ihn die Not

unerbittlich forttreibt, verläßt er die Scholle und die Gräber seiner Ahnen, aber immer mit dem Vorsatze heimzukehren, wenn bessere Zeiten für ihn hereingebrochen sind.

Ahnentempel und -Tafeln.

Ehe man in China Götzen kannte und verehrte und ihnen Tempel baute, wurden schon die Vorfahren mit fast abgöttischen Ehren umgeben, und es erhoben sich allmählich Prachthallen, in denen man ihr Andenken feierte. In den kanonischen und klassischen Büchern ist von einem höchsten Wesen Schan-ti kaum die Rede, der Ahnen aber wird an vielen Stellen gedacht und ihr Kult scharf und eindringlich ans Herz gelegt[1]).

Zwar besitzt nicht jedes Dorf einen Ahnentempel, in manchem ist nicht einmal eine Ahnentafel zu finden. Vor allem sind es nur die reichen Leute von Rang und Ansehen, welche eigene Ahnenpagoden erbauen lassen und dieselben mit den Bildern oder Namen der Vorfahren ausstaffieren. Der gewöhnliche Bauer begnügt sich damit, daß er einmal im Jahre seine Altvordern (zumal die Eltern und Großeltern, wenn selbige gestorben sind) zu einer Visite einladet und sie dann wieder heimführt, wenn sie sich satt gegessen und getrunken haben. Das Gefährte, dessen er sich zum Abholen vom Grabe bedient, besteht aus einem Besen. Die „Alten“ werden eingeladen sich darauf zu setzen, und der pietätvolle Sohn zieht dann den Besen hinter sich her. Zu Hause angelangt, heißt man die Gäste willkommen, gibt ihnen Kou-t'ou, ladet sie zu Tische ein und nötigt mit vielen guten Worten, sich doch recht satt zu essen und zu trinken und ja nur „zu tun wie daheim“. Glaubt man, daß die Mahlzeit beendet sei, werden die Schattengäste unter den nämlichen Komplimenten und auf dem nämlichen Gefährt wieder zu Grabe begleitet.

[1]) Es ist recht bezeichnend, daß in den „klassischen Büchern“ (Sü-schu), welche hauptsächlich die Lehre des Konfuzius und seiner Schüler zur Darstellung bringen, auch nicht einmal der Ausdruck Schang-ti („höchster Herrscher“) anzutreffen ist. Wohl aber fand ich 22 Stellen darin, welche auf die Verehrung der Ahnen und die ihnen zu bringenden Opfer Bezug haben. In den „kanonischen Büchern“ (U-tjing) hingegen, die inhaltlich viel älter sind (wenngleich sie auch durch die Hand des Konfuzius gegangen, ehe sie ihre endgültige Fassung erhielten), findet sich in jedem Werke vorerwähnte Bezeichnung Schang-ti („höchster Herr = Gott“). Nur die Tsch'uin-tsiu („Frühlings- und Herbstannalen“) machen wieder eine Ausnahme, da sie den alten Philosophen zum Verfasser haben.

Bei anderen Totenfesten läßt man es mit einem Besuche am Grabe bewenden; es wird dort Papier verbrannt, ein wenig geweint und hat man Anliegen, werden sie den Verstorbenen vorgetragen. An manchen Grabhügeln ist ein „Eingang“ gebaut, meistens eben groß genug, daß eine Katze durchschlüpfen könnte. Das soll die Wohnung der dort weilenden Seele sein; sie soll sich daselbst sonnen können und etwas abspannen, falls es ihr im Innern des Grabes langweilig wird.

Das Gebäude, in dem die Vorfahren verehrt werden, wird Hauspagode (Tja-miau) genannt oder Tsü-tang (Tempel der Vorfahren), im Gegensatze zu den Götzentempel, die allgemein unter dem Namen Miau (Pagode) bekannt sind. Die Bezeichnung Haustempel rührt daher, weil man diese Art Tempel in unmittelbarer Nähe der Wohnungen aufbaut, oft in der nämlichen Umfriedigung, in welcher die Wohnung liegt, während sich die Tempel der Götzen meistens außerhalb der Dörfer befinden oder doch auf einem abgelegenen Platze. Man traut den Götzen eben nicht und „hält sie sich vom Leibe,“ was Konfuzius wahre Weisheit nennt. Besonders ist der Wohnplatz hinter einer Pagode äußerst ungünstig. Der Geist in der Pagode, sagen die Chinesen, sieht wohl, was vor ihm ist, was aber hinter seinem Rücken liegt, das liegt auch außerhalb seines Gesichts- und Sorgenkreises. Die Ahnen denkt man sich noch mit zur Familie gehörig, und deshalb will man die Totenwohnungen auch in der Nähe haben. Das um so mehr, weil man ihnen des öfteren einen Besuch abzustatten hat. Besagte Familienpagoden dienen ausschließlich zum Kulte der Ahnen und sind deshalb für Fremde nicht zugänglich, wogegen die Pagoden zur Verehrung der Götzen für jedermann offen stehen. Reiche, die nicht Geld genug haben, um sich einen Ahnentempel bauen zu lassen, begnügen sich mit Ahnentafeln, die an einem besonderen Platze im Hause, meistens hinter einem Vorhange aufgestellt werden.

Das Verhältnis der toten Hausgenossen zu den Lebenden ist jedoch keineswegs ein intimes. Sobald jemand gestorben ist, fängt man an ihn zu fürchten, selbst wenn es der eigene Vater war oder die Mutter. Jedermann ist bestrebt, sich die Toten gewogen zu machen, denn Lebende und Tote stehen nach chinesischer Anschauungsweise in Wechselbeziehung zu einander. Die Schatten der Dahingeschiedenen können das Los der Lebenden durch allerhand Spukgeschichten und Schabernak verbittern, ja unerträglich machen. Die Lebenden aber können den Toten im Schattenreiche zu Hülfe kommen in allem was Nahrung und Kleidung angeht und andere Gegenstände. Solche Dinge benötigen sie dort noch gerade so

wohl, wie einstens auf der Welt. Damit sich die eigenen Auslagen aber nicht zu hoch belaufen, wird alles in Papier verabreicht. Dasselbe wird verbrannt und verwandelt sich im Jenseits allsofort in brauchbare Ware. Von den Speisen begnügen sich die toten Gäste mit dem Geruche; das Verzehren besorgen die Lebenden dann selber.

Was nun die erwähnten Ahnentafeln betrifft, so unterscheidet man zwei verschiedene Sorten. Die ersten stellen das Bild des Verstorbenen dar, die zweiten nur die Schriftzeichen seines Namens. Es ist aber nicht jedermann gestattet, sein Konterfei malen zu lassen, sondern nur großen Männern, die hohe Ehrenstellen bekleideten und deren Vorfahren schon während vieler Generationen den Glanz der Tugend und Wissenschaft verbreitet haben. Nachdem man für das wichtige Geschäft sich einen glücklichen Tag hat weissagen lassen, wird ein Maler von Namen eingeladen und die abzukonterfeiende Größe legt dann den Galaanzug an, mit allen Abzeichen der Würde. Jetzt heißt es stillsitzen, nicht nur einen Augenblick wie beim Photographieren, sondern meistens einen ganzen Tag lang, und auch dann muß sich der Maler noch sputen, wenn er das Bild fertig bringen will. Natürlich wird die ganze Persönlichkeit gemalt und gewöhnlich in Lebensgröße mit allen Abstufungen der Farbenskala. Es kommt nicht so sehr auf die Ähnlichkeit der Gesichtszüge an, als vielmehr auf den Gesamteindruck, den das Bild machen muß. Wenn dasselbe würdevoll aussieht, hat der Maler seine Sache gut gemacht. Selbstverständlich wird zum Leibesumfange ein Bedeutendes hinzugegeben, desgleichen erscheint der Bart um die Hälfte verlängert.

Diese Porträttafeln werden Techuenjing genannt (Übermittler des Schattes), sind aber keine Schattenbilder, und sie gelangen erst beim Tode des Betreffenden recht zur Geltung. Denselben gebührt der Ehrenplatz in den Ahnentempeln, und man erweist ihnen die nämlichen Ehrungen, wie sie früher die Lebenden genossen. Selbst der Mandarin hat sich beim Anblick eines solchen Bildes auf die Kniee zu werfen und das Haupt zu neigen, wenn der Gemalte ehedem höher im Range stand, als er. Für gewöhnlich aber werden die Ahnenbilder verborgen gehalten, indem dieselben durch Vorhänge den Blicken entzogen sind. Nur bei freudigen und traurigen Anlässen, d. h. bei Hochzeits- und Begräbnisfeierlichkeiten, treten sie aus dem Dunkel der Verschleierung hervor, um den gebührenden Zoll der Verehrung in Empfang zu nehmen. Mit dem Alter wächst auch der Wert dieser Bilder. Gerne umgibt man sie dann auch noch mit dem Nimbus des Geisterhaften und erzählt sich allerhand Wunderdinge, die der Laoie (Großvater) so und so schon gewirkt hat.

Zu Neujahr, wenn papierene Türgeister (Menschen) auf den Markt kommen, werden auch primitive Ahnenbilder feilgeboten, die nicht gemalt, sondern gedruckt sind. Dieselben dienen mehr zur Verschönerung des Hauses als zur eigentlichen Verehrung. Findet man in den Zügen des Bildes Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Vater, wird auch wohl Weihrauch vor demselben verbrannt.

Weit verbreitet ist der Gebrauch von Ahnentafeln, wenn auch nicht überall in gleicher Weise. Es gibt Dörfer, in denen fast jede Familie ihre Totentafeln hat, und in größeren Städten findet man ganze Straßen, wo an beiden Seiten Haus für Haus sich mit der Anfertigung derselben beschäftigt. In den letzten Jahren kommen die aus Amerika eingeführten Petroleumkisten diesem Industriezweige besonders zugute. Die dünnen Brettchen sind vortrefflich geeignet, um daraus die Umhülsung der Totentäfelchen zu schnitzen. Petroleumblechschachteln werden, nebenbei bemerkt, hauptsächlich zu Teekannen verarbeitet. Arme aber, die sich keine hölzernen Ahnentafeln anschaffen können, begnügen sich mit einem roten Streifen Papier, auf welchem der Name des Verstorbenen geschrieben steht. Zwei Halme aus Sorghostroh werden in zwei Hälften einer Rübe gesteckt, und dann wird der rote Papierstreifen aufgehängt. Vor diesem „Seelensitze“ (Schenwei) wird dann geopfert und der gebräuchliche Totenkult verrichtet.

Wenngleich man in Städten Ahnentafeln aller Art kaufen kann, solche die mehrere hunderte Lot Silber kosten und andere, die für einige hundert Sapeken zu haben sind, ziehen es die Reichen doch vor, sich die Seelensitze nicht aus einem Geschäfte zu holen, sondern sie lassen sich dieselben von einem Schreiner anfertigen. Es ist aber verpönt zu sagen, sich eine Ahnentafel „anfertigen„ (zuo) zu lassen, sondern man muß das Wort *siu* gebrauchen, was „bauen“ heißt. In der Vorstellung des Chinesen handelt es sich eben nicht um ein winziges Täfelchen, als vielmehr um ein mächtiges Gebäude, worin die Seele ihren Wohnsitz aufgeschlagen.

Besonders wichtig ist es, einen Schreiner zu gebrauchen von unbescholtenem Rufe und reiner Gesinnung. Als Werkstätte wird ihm ein abgelegenes stilles Zimmer hergerichtet, zu welchem niemand, ja selbst der Hausherr nicht, während der Arbeitszeit Zutritt hat. Die Hobelbank wird mit einer roten Decke belegt; der Schreiner darf sich beim Arbeiten nur der Hände bedienen, nicht aber der Füße, wie er es sonst beim Hobeln (durch Festziehen des Holzes) zu tun gewöhnt ist. Die Beschäftigung bringt ihm gute Tage, denn täglich werden ihm Mahlzeiten bereitet mit vielen Gerichten,

und überanstrengen braucht er sich auch nicht, da er von niemandem überwacht wird. Sollte ein Fremder unverhofft in die Werkstätte kommen, wird die Arbeit schnell mit einer roten Decke verhüllt. Wenn er dann endlich die letzte Hand angelegt und der Seelensitz fertig ist, wird ein besonderes Fest veranstaltet, wozu auch Bekannte und Freunde Einladung erhalten. Auf einer mit roter Seide belegten Präsentierschüssel wird dem Schreiner sein Lohn verabreicht. Und so knauserig sonst der Chinese mit dem Auszahlen von Löhnen ist, darf er sich bei dieser Gelegenheit doch nicht karg benehmen. Auch ist es dem Schreiner gestattet, ohne Verletzung des Anstandes recht viel von dem Dargebotenen einzustecken; dadurch gibt er nur zu erkennen, wie hochwertig er den Verstorbenen eingeschätzt, dem er einen Seelensitz erbaut hat.

Neben der Bezeichnung Ahnentafeln, Seelensitztafeln, werden dieselben auch *Mutschu,* „hölzerner Herr", genannt. Die eigentliche Weihe erhalten sie durch das *Tientschu,* indem das Zeichen *Uang* (König) durch einen Punkt, den man darüber setzt, in Tschu (Herr) verwandelt wird. (Des näheren beschrieben im U. S. 287.) Auf diesen Punkt soll sich die Seele des Verstorbenen niederlassen. Durch ein zweites Täfelchen wird dann diese innere Fläche (Neihau), welche nur den Namen des Verstorbenen, sowie das Datum seines Todes trägt, verdeckt. Auf dem äußeren Täfelchen (Weihau) ist der Name des Sohnes verzeichnet, sowie die Namen der Enkel und anderer Verwandten.

Das Beschreiben der Ahnentafeln ist ein Ehrenamt, wozu nicht jeder ohne weiteres beauftragt werden darf. Man erwählt dazu einen Studierten, der einen Gelehrtengrad hat. Für das Tientschu aber läßt man sich nicht selten einen Gelehrten aus der Ferne kommen, der einen hohen Rangknopf trägt und dabei das Ansehen eines tugendhaften Mannes hat.

Vor Jahren lebte in Yantschou ein Gewisser, den wir X. nennen wollen, bekannt unter dem Namen eines Schildkrötenverkäufers. (Schildkröte *Uangpa* ist ein arger Schimpfname und bezeichnet Leute, die mit der Sünde Handel treiben oder sonst in schlechtem Rufe stehen.) Zur Zeit als sein Vater starb, hatte er sich schon längst einer ehrsamen Beschäftigung zugewandt und machte als Großkaufmann glänzende Geschäfte. Nachdem er für den Verstorbenen eine Ahnentafel hatte herstellen lassen, lud er den Hauptmandarin (Tschefu) der Stadt ein, auf der Tafel den Seelenpunkt zu machen. Dieser aber wies das Ansinnen rundweg ab, weil er es als Schmach betrachtete, einem ehemaligen Schildkrötenverkäufer

diesen Ehrendienst zu erweisen. X. verbiß den Arger und schob die Beerdigung seines Vaters vorläufig hinaus.

Bald brachte er in Erfahrung, in der Provinz Schantung wolle ein Großwürdenträger (Yükaolao) des Kaisers für seinen verstorbenen Vater die Begräbnisfeierlichkeiten veranstalten. Er machte sich allsofort hin und bot Yükaolao seine Dienste an. Begräbnisfeierlichkeiten veranstalten, ist in China immer ein außergewöhnliches und großwichtiges Geschäft, das viel Geld und nicht weniger Mühe kostet. Freunde und Bekannte bieten deshalb bei dieser Gelegenheit ihre Hülfe an, indem der eine für die Zelte, ein anderer für Tische und Bänke, ein dritter für Bereitung der Speisen, ein vierter für die Musik, ein fünfter für das Schießen zu sorgen hat, usw. Yükaolao war allerdings Großwürdenträger beim Kaiser, stand aber finanziell auf schwachen Füßen. Die höchsten Würden tragen in China durchaus nicht immer das meiste Geld ein, sondern solche Ämter, bei denen es viele Nebenverdienste gibt. Mit Freuden nahm er das Anerbieten des X. an, zumal sich jener bereit erklärte, er wolle für die Ausstaffierung (welche die größten Ausgaben verursacht) aufkommen. Er reiste nach Yangtschou zurück, um die notwendigen Einkäufe zu machen und Vorbereitungen zu treffen. Einige Tage vor dem festgesetzten Termine, als das Begräbnis stattfinden sollte, erschien er mit einer ganzen Reihe Wagen, beladen mit allem erdenklichen Pomp, und zwar nicht aus Papier, wie es sonst gewöhnlich der Fall ist, sondern aus Seidenstoff und Damast. In der Nähe des Grabes wurden Burgen aus Seide erbaut, eine kleine Stadt mit Häusern und Tempeln aufgeführt: eine Herrlichkeit, wie man sie seit Menschengedenken noch nicht gesehen. Drei Tage lang blieb alles stehen, und stundenweit kam das Volk herbeigeeilt, um zu betrachten und zu bewundern. Als dann der Sarg in die Gruft hinabgelassen war, wurde das Ganze angezündet und verbrannte zu Asche. Die Lebenden hatten sich satt gesehen, jetzt ging die Herrlichkeit in den Besitz des Toten über.

„Womit soll und kann ich dir danken“ — das waren die ersten Worte, welche Yükaolao am anderen Tage an X. richtete. „Mir danken? Meine Bitte ist bescheiden, und dennoch liegt sie mir sehr am Herzen. Auch mein Vater steht noch über der Erde, und ich wollte demnächst die Begräbnisfeierlichkeiten für ihn halten. Ich bitte den großen Mann, auf die Ahnentafel meines Vaters den Seelenpunkt zu machen, dann bin ich vollauf entschädigt.“ Mit Freuden stimmte Yükaolao zu, und in Bälde reiste man nach Yangtschou ab.

Als es dort ruchbar wurde, der Großwürdenträger des Kaisers Yü komme nach Schantung, um dem Schildkrötenverkäufer beim Begräbnis seines Vaters Dienste zu leisten, ja er wolle ihm sogar den Seelenpunkt machen, da wagte niemand mehr den Großkaufmann Schildkrötenverkäufer zu nennen, und selbst der Mandarin machte schleunigst seine Aufwartung bei ihm. Als dann die Bekannten und Freunde kamen, um ein Amt zu übernehmen bei den Vorbereitungen zum Begräbnis, erschien auch der Mandarin. Yü-kao-lao hatte die Oberaufsicht und teilte jedem seinen Posten zu. Am schlechtesten aber kam der Mandarin fort: er wurde beauftragt die Trommel zu rühren, sobald jemand an der Bahre dem Toten die Verehrung gab. — Der Schildkrötenverkäufer hatte sich gerächt, und zwar gründlich; fortan galt er als Mann, der nicht nur Geld hat, sondern auch einen Namen.

Am Neujahrstage werden in aller Frühe die Ahnentempel geöffnet, und bevor man den Lebenden einen „neuen Frühling“ gewünscht, sucht man zuvor die Toten auf. Auch Verwandte und Gäste, die von außen kommen, ihre Glückwünsche darzubringen, werden zunächst in die Ahnentempel geführt. Aufgabe des ältesten Sohnes ist es, schnell eine rote Decke auf dem Boden auszubreiten und in gebückter Stellung nebenan zu stehen, wenn vor den Ahnentafeln die Reverenzen gemacht werden.

Hat man den Verstorbenen ein besonderes Anliegen vorzutragen, sie um Rat zu fragen, oder macht man ihnen Mitteilung über die Verlobung eines Enkels und dgl., werden Weihrauchstengel vor den Ahnentafeln verbrannt. Davon rührt ihr geschwärztes Aussehen her, das aber nicht wenig dazu beiträgt, sie noch kostbarer zu machen.

Der Kult der Ahnentafeln ist für die Heiden ein mächtiges Hindernis, sich dem Christentum zuzuwenden, für die Christen aber vielfach eine Veranlassung, mit den heidnischen Verwandten in Unfrieden zu leben. Geht ein Christ seinen heidnischen Verwandten Neujahr wünschen, wie es üblich ist, soll er natürlich auch zuvor den Ahnentafeln Kou-t'ou machen, was ihm aber die Religion zu tun verbietet. Erst mit der Zeit, wenn die Heiden nämlich erfahren, wie die Christen auch ihre Toten ehren und ihrer fast täglich im Gebete gedenken, geben sie sich zufrieden und lassen ihre Vorurteile fahren.



Der „heiligste Wald“.

Tsche-scheng lin, der „heiligste Wald“, steht über einer Ehrenpforte am Wege, welcher von der Stadt Tjü-fu zu dem Grabe des Konfuzius führt. „Wald“ nennen die Chinesen ihre Begräbnisplätze, denn dort befinden sich in der Regel die meisten Bäume zusammen; einen Wald ohne Gräber gibt es in China überhaupt nicht. Besonders sind es Lebensbäume und Weiden, welche bei den Gräbern in Gruppen aufgepflanzt sind. Die Lebensbäume sollen für die Gebeine der Verstorbenen von Vorteil sein, da die Wurzeln dieser Bäume ein gewisses Tier abhalten, das den Toten noch im Grabe beunruhigt; auch der Glücksvogel Phönix (Fung-huang) soll sich mit Vorliebe auf alte Lebensbäume niederlassen. Die Weiden sind vielfach dem „Schmerzenstocke“[1]) (Nge-tschang) entsprossen, den die Leidtragenden am Grabeshügel einstecken, wenn sie die Leiche beerdigt haben und das Grab verlassen.

Der Totenacker des Konfuzius ist denn in der Tat ein wahrer Wald. Sonst wohl nirgendwo in Schantung finden sich so viele Bäume zusammen als an dieser Stelle. Aber er ist nicht nur ein Wald von Bäumen, sondern auch ein wahrer Wald von Gräbern und Gedenktafeln. Einen Totenacker von solchem Umfang wird man in ganz China kaum anderswo antreffen. Bedeckt er doch eine Fläche von 30000 Mu, das beiläufig 5000 preußische Morgen sind. Und daß er der „heiligste“ Wald ist, daran zweifelt kein Chinese, zumal wenn er ein Studierter ist: ist er aber kein Studierter, dann formt er eben seine Meinung nach der Meinung jener Leute, die „das Denken tun und den Pinsel führen“. Ist es doch der „Heiligste“, der in diesem Haine begraben liegt, „der Altvater aller Gelehrten, ein Lehrer der Könige und Kaiser während tausend Generationen“. Als ich kürzlich in Begleitung eines Freundes den gewaltigen Totenacker betrat und durchwanderte, wurde es mir ganz eigenartig zu Mute. Ja das ist der älteste Friedhof auf der ganzen Welt. Eine solche friedliche Ruhe wie sie die dort Ruhenden genießen, ist sonst wohl keinem Sterblichen zu teil geworden. Als man die Toten dort ins kühle Grab gebettet und der grüne Rasen seinen Mantel darüber ausgebreitet, hat sie nie mehr eine frevelnde Hand in ihrer Grabeseinsamkeit gestört.

Manche Sterbliche haben sich bei Lebzeiten feste Mausoleen gebaut, und harte Steine wölben sich über ihren Gebeinen zum

---

[1]) Vergl. U. Seite 289.

dauernden Monumente. Aber der Zahn der Zeit hat dennoch den Stein zernagt oder vandalische Zerstörungswut hat selbst der Toten nicht geschont. Wo einstens Tote ruhten, erheben sich jetzt vielfach Städte und Dörfer und die Asche der Entschlafenen ist im Winde zerstreut. Der Totenacker von Tjü-fu ist noch jungfräuliche Erde. Noch nie hat darin der Pflug seine Furchen gezogen, noch haben dort Lebende je ihr Heim gegründet. Alles in dem „heiligen“ Walde wird denn auch heilig gehalten und als unantastbar. Bäume, deren Alter über die Tausende gehen mag und die gleich einem abgelebten Greise sich tief zur Erde bücken, läßt man ruhig absterben oder aber gibt ihnen barmherzig eine Stütze, damit sie noch einige Jahre länger leben. Und wenn sie dann endlich verdorren, bleiben sie doch ungestört an ihrem Platze; wer wollte es auch wagen, seine Hand daran zu legen und das Holz für „profane“ Zwecke zu benutzen! Solche Baumskelette, welche ihre abgeblichenen Aeste in die Lüfte strecken, sind ein Mahnzeichen der Vergänglichkeit alles Irdischen. Das Buschwerk und Gras im „heiligen“ Walde verdorrt jeden Winter um im Frühling von neuem zu sprossen und zu grünen. Hierher darf sich keine Sichel wagen, und wehe dem armen Buben, der sich dorthin verirren sollte, um Brennmaterial zu sammeln. Nur den Wahrsagern ist es erlaubt, hier ihr Wunderkraut (Sche-ts'ao = achillea ptarmica) zu suchen, „denn sonst wächst es nirgendswo auf der Welt“.

Die gewaltige Totenstadt ist mit einer hohen Mauer umgeben, aber nur ein Tor öffnet dorthin seinen Zugang. Von diesem Tore zweigen sich drei Wege in verschiedener Richtung auseinander; der südliche führt zu dem Grabe des Konfuzius. Dasselbe befindet sich in Mitte der Millionen Totenhügel, ist aber noch mit einer eigenen Mauer umschlossen. Die nächsten Nachbaren des Konfuzius sind sein Enkel und sein Sohn, welcher schon zu Lebzeiten des Vaters starb. Das Grab an und für sich entspricht nicht den Erwartungen, mit welchen man den „heiligen“ Wald betritt. Ein einfacher Hügel ist es, gerade wie die vielen Grabhügel ringsumher, nur ein wenig größer. Und auch die Steinplatte, welche vor dem Grabe aufgerichtet steht, ist höchst einfach und kunstlos. Da haben die Chinesen mancher „ehrsamen Witwe“ ein weit kostbareres Monument errichtet, als ihrem Nationalheiligen. Es ist, als ob der große Philosoph noch am Grabe des Lebens Einfachheit und die Vergänglichkeit des Irdischen predigen sollte. Ein zwei Fuß hohes Weihrauchgefäß aus Bronze, das vor dem Grabe aufgestellt ist, nimmt den Weihrauch auf, der zu Zeiten dort verbrannt wird. Die eigentlichen

Totenopfer werden dem hohen Verstorbenen bekanntlich in den ihm geweihten Pagoden dargebracht, wo sich sein „Seelensitz“ befindet, und somit ist für ein angemessenes Fortkommen im Jenseits doch genugsam gesorgt. In der Nähe des Grabes sehen wir eine „Hütte“, die zur Erinnerung an jene Hütte erbaut ist, worin die Schüler des geliebten Lehrers sechs Jahre lang um ihren Meister trauerten und Grabwache hielten. In fast gleichmäßigen Abständen am Wege stehen drei Pavillons mit orangengelben Dachziegeln, welche von verschiedenen Kaisern gelegentlich ihres Besuches dort erbaut wurden. Dieselben dienten den „Himmelssöhnen“, um darin ihre Kleider zu wechseln; denn wer am Grabe Opfer darbringen will, muß sich zuvor in Gala legen. Auch die kaiserlichen Herrscher taten das, so oft sie zum Grabe des „thronlosen Monarchen“ pilgerten. Der letzte Kaiser der Ts'ingdynastie, welcher seinen Besuch am Grabe des Konfuzius gemacht hat, war der Kaiser Tj'enliung.

Den Eingang zur eigentlichen Grabstätte bewachen steinerne Löwen, Nashörner, Kamele und steinerne Würdenträger, wie sie meistens an den Gräbern hoher Persönlichkeiten zu finden sind. Doch mit der steinernen Wache begnügt man sich wohlweislich nicht. Auch Lebende wohnen bei den Toten und halten Wache, damit nichts gestohlen oder zerstört wird. Es sind das einige Familien aus der Nachkommenschaft des heiligen Mannes, die sich dort häuslich eingerichtet haben. Bei den meisten Gräbern ist eine Steinplatte errichtet, worauf der Name des Verstorbenen eingemeißelt ist nebst seinen Ämtern und Würden, falls er solche besessen, und vor allem das wievielte Glied er im Stammbaum als Nachkomme des heiligen Mannes gewesen, denn das ist sein größter Ruhm. Freilich, ein Stammbaum, der so alt ist und so viele Generationen aufzuweisen hat, ist sonst wohl nirgends auf der Welt zu finden. Ist doch der jetzige Nachkomme des Konfuzius bereits der sechsundsiebzigste Stammhalter, und über 2700 Jahre trennen ihn von seinem großen Ahnen. „Ich will schlafen bei meinen Vätern“, ist auch der Wunsch eines jeden Nachkommen des Heiligen. Wenn er deshalb in der Fremde stirbt, schafft man seine Leiche, wenn nur eben möglich, herüber und begräbt sie im „heiligen“ Walde.

Ein kleiner Fluß, der Süho, nimmt seinen Lauf durch den Totenhain und bringt einiges Leben in die Grabeseinsamkeit. Eine schöne Brücke verbindet die beiderseitigen Ufer. Ehe man aber zum „heiligen“ Walde Einlaß findet, hat man noch zwei andere Brücken mit Ballustraden zu überschreiten, die jedoch keine Wasser-, sondern Landufer verbinden. Die Chinesen belieben nämlich vielfach

dorthin Brücken zu bauen, wo kein Wasser ist, wo aber Wasser fließt, die Brücken fortzulassen. So eine Lustbrücke soll ein besonderes Dekorativ sein, ähnlich den Toren ohne Häuser oder Mauern. Auch dieser Tore gibt es zwei, welche den Weg zum Grabe des Konfuzius überspannen, und die man zu durchschreiten hat. Es steht aber nichts im Wege, sie zu umgehen, und wer sich einen recht bescheidenen Anstrich geben will, tut das mit Vorliebe. Auf einem dieser Tore finden wir die Zeichen eingemeißelt, welche „ewiger Frühling“ bedeuten, nebst anderen Sprüchen zur Verherrlichung des „Heiligen“. — Im „heiligen“ Walde, wo „ewiger Frühling“ blüht, da muß es sich wunderbar süß ruhen lassen, sollte man glauben. Aber ach! Wie viele von den Hunderttausenden, die hier begraben sind, mögen die ewige Ruhe gefunden haben im himmlischen Vaterlande! Konfuzius war Heide, und seine Nachkommen sind es heute, nach zweieinhalbtausend Jahren, auch noch.

Briefwesen.

Die Briefpost in China ist uralt. Spricht doch bereits der alte Philosoph Konfuzius (Sü schu: Mung-tse) „Der Ruf der Tugend (es ist von einer weisen Regierung die Rede) eilt schneller dahin als ein kaiserlicher Postbote, sei es zu Fuß oder zu Pferde.“ Und in seinen Plaudereien (Luin jü 7. Buch, 14. Kap.) erzählt er von einem Prinzen des Fürstenhauses Tschöng, welcher einen Brief zu schreiben hatte. Der Brief mußte, bevor er abgeschickt werden konnte, zuvor die Zensur von vier Gelehrten passieren. Der eine verfaßte den Entwurf, der zweite prüfte selbigen auf seinen Inhalt, der dritte feilte den Stil, der vierte endlich sorgte für eine geschmackvolle bilderreiche Form. Es sind aus der alten chinesischen Literatur (ku uin) Briefevorhanden, an deren schwungvoller tiefsinnigen Schreibweise sich der Stil der Gelehrten jetzt noch bildet. An diese muß sich der gemeine Mann wenden, wenn er den in der Ferne weilenden Eltern oder einem Freunde ein Lebenszeichen von sich geben will. Wenn dann das Schreiben endlich in die Hände des glücklichen Empfängers gelangt, muß auch dieser wieder einen Gelehrten aufsuchen, wenn er den Inhalt desselben verstehen will. Selbstverständlich ist es unter diesen Umständen kaum möglich, sich brieflich Geheimnisse mitzuteilen, abgesehen davon, daß sich die Chinesen nichts daraus machen, anderer Leute Briefe zu öffnen und zu lesen. Es ist das um so leichter, da man als

Klebemittel zum Briefschließen weder Kleister gebraucht noch Gummi arabicum, sondern die Zahnpilze, welche sich an die Ränder der Zähne festsetzen. Der lange kleine Fingernagel wird als Abkratzinstrument gebraucht, und wer täglich mehrere Briefe zu schließen hat, darf ruhig auf eine Zahnbürste verzichten. Jeder Europäer wird sich schon geekelt haben, nicht minder wenn er einen Chinesen seinen Brief schließen sah, als wenn er beim Empfang desselben die gräulich weiße Masse am Rande des Kuverts öffnen mußte.

Briefsteller gab es seit unvordenklichen Zeiten. In denselben finden sich die genauesten Anweisungen, wie man sein Schreiben zu verfassen hat[1]). Selbst über die Reihen der Zeilen, über das Format des Briefes und des Umschlages gibt es die genauesten Vorschriften. Auch fehlen in demselben nicht eine Anzahl Musterbriefe für alle möglichen Fälle, nur eine Art Briefe fehlen, nämlich die — Liebesbriefe.

Was zunächst den Briefumschlag betrifft, so gibt es verschiedene Arten desselben. Briefe der Beamten, z. B. eines Mandarinen an seinen Vorgesetzten, werden in großen weißen Kuverts und festem Papier verschickt. Andere Briefe offizieller Natur oder rein geschäftlichen Inhalts sind gleichfalls von weißer Farbe, haben aber eine kleinere Form. Auf der Adreßseite tragen sie einen roten Papierstreifen, der entweder eigens aufgeklebt wird oder aufs Kuvert gedruckt ist. Handelt es sich um eine Todesanzeige, wird die innere Seite des Streifens, welche grau ist, nach außen gekehrt. Ist der Empfänger aber auch in Trauer, so muß ein blauer oder weißer Streifen benutzt werden. Rechts von dem Streifen ist auf dem Umschlage der Betimmungsort verzeichnet mit der Bitte, das Schreiben gütigst an den „großen Mann“ so und so gelangen zu lassen. Schickt ein Sohn seinem Vater einen Brief, so ist es verboten, dessen Namen zu bezeichnen; er begnügt sich deshalb damit, auf dem roten Streifen ein sung ngan tja sin: „Gelegentlicher (eigentlich friedlicher) Brief nach Hause“ zu schreiben. Damit man aber wisse, an wen der Brief zu schicken ist, fügt er rechts seinen eigenen Namen bei. Links vom roten Streifen ist der Ort des Absenders bekanntgegeben. Auf der Umseite wird das Datum mitgeteilt, wann der Brief „versiegelt“ (Siegellack wird nicht benutzt) und abgeschickt wurde.

Außer diesen Umschlägen, welche meistens geschäftliche Schreiben umschließen, gibt es noch eine Unmenge bunter Kuverts.

[1]) Auch im Tsien-tse-nin (Gedicht der zehntausend Buchstaben, zur Zeit der Liang-Dynastie, 500 Jahre nach Chr., verfaßt) wird eine Regel über den Brief gegeben. Derselbe soll kurz gefaßt sein und nur über das Notwendige berichten.

Ebenso wie man in Europa Ansichtskarten sammelt, könnte ein Liebhaber in China Hunderte verschiedener Briefumschläge sammeln, die alle auf der Außenseite verschiedene Bilder und Embleme tragen. Nicht immer ist es leicht zu enträtseln, was die Bilder bedeuten und die Zeichen besagen wollen. Vor mir auf dem Tische liegt eine Anzahl solcher Umschläge, von denen ich einige erklären will.

Auf einem sehen wir das Bild eines Greises, der auf einem Hirsche sitzt und seine Augen betrachtend auf einen Pfirsich gerichtet hält. Der Alte versinnbildet das Glück (süßes Ruhen, Nichtstun), der Hirsch = lu, (gleichlautig mit lu = hohes Einkommen) ein Amt, das gute Sporteln abwirft; der Pfirsich endlich soll ein langes Leben andeuten (weil der Genuß von Pfirsichen den Menschen besonders alt machen soll.)

Ein anderer Umschlag zeigt uns zwei breitgeschwänzte Fische. Es hat damit folgende Bewandtnis. Ein Unbekannter, aus weiter Ferne kommend, brachte jemandem Fische zum Geschenke. Als dieselben hergerichtet wurden, fand sich im Innern eines Fisches ein Brief auf Seide geschrieben. Derselbe kam von einem guten Freunde, der den Fisch zum Träger seiner Empfindungen gemacht. Vielleicht fürchtete er, das Schreiben könne unterwegs verloren gehen, daß er auf dieses außergewöhnliche Mittel sann. Seitdem hat das Zeichen für Fisch auch zugleich die Bedeutung für Brief.[2])

Dasselbe gilt von dem Zeichen für Wildgans; und eine „Wildgans schießen“ (sche-ien) heißt so viel, als einen Brief abschicken. Deshalb findet man auch diesen Vogel oft auf Briefumschlägen und Briefpapier. Ein chinesisches Geschichtenbuch (Han-schu-su-djan-tschuan) gibt uns darüber folgende Aufklärung: Zur Zeit der Han-Dynastie (206 n. Chr.) war einstmals Kaiser Sun mit seinem Gefolge auf der Jagd. Das erste, was der Kaiser erlegte, war eine Wildgans. Als man dieselbe aufhob, fand sich an ihren Füßen ein zusammengelegtes Stück Seide festgebunden. Bei genauerer Untersuchung stellte sich heraus, daß es ein Brief war, worin dem Kaiser wichtige Kriegsnachrichten mitgeteilt wurden. Der Ausdruck „ein Fuß weiße Seide“ (su-tschi) hat in bezug auf dieses Ereignis seither auch die Bedeutung von Brief.

Außer der Wildgans sieht man auch das Bild des „Geister-Kranichs“ (sien-ho) auf Briefen und Umschlägen. Dieser Vogel soll sehr lange leben oder gar unsterblich sein und auf seinem Rücken

[2]) Auf einer Inschrift ist zu lesen:
Bringt das Fischlein einen Brief heran, vereinen sich die Herzen; Spielt ein Spätzlein in der Pforte, wohnt Friede dort und Einigkeit.

nehmen die „Buddha-Heiligen“ (sien-jin) ihren Einzug ins Nirwana. Ein langes Leben aber gehört mit zu den meist erstrebten Glücksgütern der Chinesen. Wer seinem Freunde solches im Briefe wünscht, tut es in Wort und Bild.

Ähnliches gilt von Umschlägen, die mit Fledermäusen verziert sind. Fu heißt Glück, aber auch Fledermaus. Da der Ausdruck Glück ein abstrackter Begriff ist, gebraucht man ein Bild, das mit Glück den nämlichen Laut hat.

Einem Gelehrten wünscht man den höchsten Rangknopf, die äußerste Sprosse auf der Weisheitsleiter. Ein Umschlag, der mit einer goldenen Blume geschmückt ist, soll Vermittler unseres Wunsches sein, weil der Glückliche, der das höchste Examen bestanden, am Tage seiner Ehrung mit einer goldenen Lilie geschmückt wird.[3])

Wer einen Brief nach Hause schickt, der auf der Außenseite das Bild eines Pferdes oder Kamels trägt, kündet damit seine baldige Heimkehr an. „Der Pferdehuf tritt auf Blumen, und duftend kehrt der Reiter heim,“ heißt es in dem Text.

Auf einem anderen Umschlage finden wir eine Art Glückwunsch: uen sche ju ji. „Möge dir alles nach Wunsch gehen.“ Oder wir sehen das Bild einer Sonne, die soeben aus dem Meere emporsteigt. Darüber ist zu lesen: Ju ji tschi schöng: „Möge dein Emporsteigen (zu Würden und Aemtern) gleich dem der Sonne sein.“ Wieder andere tragen ein Bild, das irgend eine Allegorie zur Darstellung bringt; einige Textworte alter Schriftsteller dienen dabei als Erklärung. So z. B. sehen wir einen Greis mit einem Krummstabe unter einer knorrigen Fichte sitzen. Vor ihm steht ein Knirbs, der mit der Rechten nach Osten zeigt. Der Alte sucht seinen Freund, hat sich aber vom Wege verirrt; der Kleine zeigt ihm denselben. Die Nutzanwendung ist: Es gibt Zeiten, wo auch der Bejahrte noch die Jugend fragen muß.

---

[3]) Das Anheften der Blume (an den Hut) geschah in früheren Zeiten von der Kaiserin selbst, und jeder, der das höchste Examen (tsch'uan-juen) bestanden, hatte das Recht, eine kaiserliche Prinzessin zu ehelichen. Handelte es sich um einen Gelehrten, der das Zivilexamen gemacht, mußte derselbe bei der Zeremonie der Kaiserin seinen Rücken zuwenden. Hatte er aber das höchste Militärexamen bestanden, durfte er der Kaiserin gegenüberstehen und ihr sogar ins Gesicht sehen. Es hatte das darin seinen Grund, daß er als höchster Militär Kaiser und Kaiserin beschützen mußte, zurzeit von Kriegen aber in die Lage kommen konnte, wo ihm das persönliche Kennen von Nutzen war. Während der Sungdynastie (960—1126) stellte sich einst ein bemoostes Haupt von 82 Jahren, Lianhao mit Namen, um sein Examen zu machen, das er denn auch glücklich bestand. Als er dann um die Hand einer kaiserlichen Prinzessin warb, wurde ihm dieselbe verweigert, mit dem Bedeuten, diese Gunst bestehe nicht mehr — sie war soeben vom Kaiser aufgehoben und blieb es bis auf den heutigen Tag.

Aus der Menge anderer Symbole, womit vielfach die Briefumschläge geschmückt sind, nenne ich noch folgende: Bambus, Pfirsichblüte, Pflaumenblüte, Chrysantemum, Schmetterlinge, Lotosblüte, Wohlgeruchsgras (hiang-ts'ao), ein Schiff auf bewegten Wellen u. s. w. Die Erklärung des einzelnen würde uns zu weit führen. Auch Schriftzeichen in alter Form und eine Art Monogramme sind ein beliebtes Verzierungsmittel. Dieselben beziehen sich meistens auf die Glückseligkeiten der Chinesen als da sind: langes Leben, gutes Einkommen, Friede und Eintracht, eine Schar gehorsamer Söhne.

Schreibt man Briefe an Freunde und Bekannte, wird in der Regel buntes Papier genommen mit allerhand Zierrat. Derselbe ist ähnlich wie bei den Kuverts. Aber auch Schreiben an Vorgesetzte und Höhergestellte dürfen derartigen Bilderschmuck tragen, falls es sich um keine Kung-sche (Geschäftssache) handelt. Es gilt sogar als vornehm, fünf Bogen zu benutzen, von denen jeder eine andere Farbe hat. Schreibt man zu Neujahr einen Brief oder gelegentlich freudiger Ereignisse, wird rotes Papier benutzt. Der Umschlag solcher Briefe darf indes niemals von der gewöhnlichen Form und Farbe abweichen.

Auch das Falten der Briefe hat nach bestimmten Regeln zu geschehen. Für Sendungen an hochgestellte Personen gebraucht man meistens einen sehr großen Umschlag, so das die einzelnen Bogen nicht zusammengelegt zu werden brauchen. Außer dem Briefe liegt auch eine Visitenkarte bei, weil der Brief selber den Namen des Absenders nicht trägt. Zum Schlusse ist nur bemerkt, daß man seinen Namen auf einer Karte eigens beigefügt hat. Besonders schwierig ist das Zusammenfalten von Briefen, die keinen Umschlag haben. Es gehört viel Geschicklichkeit und Übung dazu, um einen solchen Brief, wenn er geöffnet wurde, wieder in die alten Falten zu bringen.

Was die Beförderung von Briefen angeht, so gab es schon seit grauer Zeit Regierungsbriefboten zu Pferde und zu Fuße. Die Briefboten zu Pferde wechseln ihre Tiere auf bestimmten Zwischenstationen, der Reiter aber darf seine Sendung keinem andern anvertrauen. Der „Briefsack“ ist meistens ein viereckiges Paket und dem Träger auf den Rücken geschnürt. In keinem Falle ist es erlaubt, dasselbe anderswo zu befestigen. Vielleicht glaubt man, das Pferd trüge leichter, wenn der Reiter sein Gepäck selber trägt. Es werden von solchen Boten oft in einem Tage ganz unglaublich große Strecken zurückgelegt, besonders wenn es sich um eine Eilsendung handelt, die durch eine daran befestigte Hühnerfeder erkennbar gemacht ist (tji-mao-uin-schu). Dann wird keine Rücksicht genommen

auf Wind und Wetter, auf Tag oder Nacht. Unaufhaltsam geht es voran, denn wenn das bezeichnete Ziel zur festgesetzten Zeit nicht erreicht ist, wird der Postbote hart bestraft. Man erzählt, daß solche Boten während 24 Stunden bisweilen Strecken von 800 Li zurücklegen, d. h. einen Weg von 400 Kilometer = 80 Stunden.

Besagte Boten vermitteln den brieflichen Verkehr der Beamten unter sich und besonders mit der kaiserlichen Hauptstadt. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß gelegentlich gegen gutes Trinkgeld auch ein Privatbrief mitgenommen wird, im übrigen aber mußte sich bisheran der gemeine Mann selber seinen Boten stellen, wenn er einen Brief zu schicken hatte. Erst in den letzten Jahren ist eine Art regelrechtes Postwesen geschaffen, Fast in jeder Bezirkshauptstadt besteht eine Postagentur, welche auch den Verkehr mit dem Auslande vermittelt. Für uns Missionare bedeutet das eine ungemeine Erleichterung, da wir nicht mehr genötigt sind, weit aus dem Innern Boten an die Hafenplätze zu schicken, um die Sendungen aus Europa eigens abholen zu lassen. Freilich liegt das moderne Postwesen der Chinesen noch ziemlich in den Windeln, aber der Anfang ist doch gemacht. Ob das Kind gedeiht, hängt davon ab, ob die Chinesen selber tüchtig Briefe schreiben und daran hapert es eben. Viele Herzensempfindungen haben sie nicht auszugießen; dazu verstehen wie anfangs bemerkt, jetzt noch sehr wenige Zopfträger, zu schreiben; der Verkehr ist also so ziemlich nur auf die Geschäftsbriefe der Kaufleute u. s. w. beschränkt.

Markt und Messe.

Die Chinesen feiern keinen Sonntag, aber sie haben ihre Markttage, die für manche Zeiten der Ruhe und Erholung bedeuten. Auf dem Markte gibt es etwas neues zu sehen und zu hören, und allerhand Leckerbissen werden feilgeboten, die man daheim nicht immer erhalten kann. Zudem schleicht das Leben in so einem Bauerndorf ungemein eintönig dahin; wenn es obendrein nichts zu arbeiten gibt, fängt selbst der Chinese sich zu langweilen an und bekommt das liebe Nichtstun satt. Doch in nicht zu weiter Entfernung ist alle fünf Tage Markt; dorthin lenken sich dann die Schritte vieler, und die Wege zu dem Marktflecken gleichen beinahe den Kirchwegen am Sonntage in Europa.

Die großen Messen der Chinesen aber sind seine Festtage mit Oktavfeier. Auch den religiösen Gefühlen wird bei dieser Gelegenheit Rechnung getragen. Immer ist an solchen Plätzen irgend eine Pagode, worin während dieser Zeit eine Anzahl Bonzen besonders fleißig ihres Amtes walten. Ihr Werk besteht darin, daß sie die Opfersapeken der Frommen in Empfang nehmen und eine Glocke schlagen, wenn die Sapeken in die Kiste rollen. Dadurch soll der Geist aufmerksam gemacht werden, andernfalls könnte er die Bitte überhören, und der Arme hätte umsonst gefleht und geopfert. Nach der Menge der Sapeken richten sich die Glockenschläge, ganz natürlich, denn je größer das Opfer, um so mehr Anspruch hat der Chinese auf Erhörung.

Mit diesen Messen sind auch fast immer Theateraufführungen verbunden, die gleichfalls in der Nähe der Pagode auf einer Bühne gegeben werden. Selbstverständlich bildet das ein weiteres Moment, durch das nicht nur fromme Seelen angelockt werden, sondern alles, was nur Beine hat, denn schau- und hörlustig ist jeder Chinese.

Die Messen fallen hauptsächlich in die Frühlings- und Herbsttage. Um diese Zeit baut der gemeine Mann sein Haus und auf der Messe findet er das nötige Material an Holz; ja selbst Fenster und Türen kann er in genügender Menge und nach Belieben aussuchen. Der Bauer findet an Ackergeräten, soviel er bedarf und die Hausfrau kann alles Mögliche für ihre Küche kaufen, falls ihr das nötige Geld nicht fehlt. Im Herbste werden Getreidekörbe ausgestellt und sonstige Bedarfsartikel für den Winter. Überhaupt gibt es kein Ding, das nicht auf dem Markte oder der Messe einen Abnehmer fände. „Wird etwas verkauft, fehlt es nie an Kauflustigen,“ sagt ein chinesisches Sprüchwort.

Märkte und Messen sind vor allem ein Sammelplatz zweifelhafter Elemente. Darum schickt der Mandarin auch immer einige Polizisten hin, die für Ordnung zu sorgen haben, Spielhöllen aufsuchen müssen und die Diebe erwischen sollen. Zudem steht jedem Markte sowohl als ganz besonders der Messe ein „Haupt“ vor, welches verantwortlich gemacht wird für etwaige Störungen. Aber das Markthaupt (Tsi-t'ou) und des Mandarinen Polizisten arbeiten unter einer Decke. Gauner, Taschendiebe und Spielhöllenbesitzer müssen eine Vergütung zahlen, und dann läßt man das Gesindel nach Belieben walten. Schon vor Beginn der Messe stellt sich der Diebekönig beim Tsi-t'ou vor, natürlich nicht mit leeren Händen. Er wird gefragt, mit wie vielen „Gesellen“ er diesmal das „Geschäft“

betreiben wolle. Ist die Bande gar zu groß, so können nicht alle zugelassen werden, denn die Zahl der Diebe muß immer im Verhältnis stehen zur Größe der Märkte.

Ist nun jemanden etwas gestohlen worden, wendet sich der Bestohlene an das Markthaupt, falls er nicht von vornherein auf Rückerstattung verzichten will. Handelt es sich um einen Mann mit wenig Grütze, und an solchen werden Diebereien mit Vorliebe verübt, so wird er mit guten Worten hingehalten. Andere aber, die sich damit nicht zufrieden geben, bekommen am nächsten Tage die gestohlenen Gegenstände zurückerstattet, natürlich gegen eine „Vergütung“ für die Mühewaltung. Deshalb dürfen die gestohlenen Sachen erst nach drei Tagen verkauft werden, damit dem Eigentümer noch Gelegenheit gegeben ist, wiederum in den Besitz seines Eigentums zu kommen. Die Mühewaltungsgelder verteilt die noble Bande unter sich. Handelt es sich um gestohlenes Geld, so werden 20 bis 30 Prozent zurückbehalten. „Die ganze Summe war nicht mehr zu haben,“ sagt der Tsi-t'ou, „da die Lumpen bereits einen großen Teil davon verbraucht hatten.“

Bemerkt sei noch, daß ein Dieb, der sich erwischen läßt, nachher die empfindlichste Strafe von seinem Lehrmeister zu erwarten hat, und diesen deshalb vor allem fürchtet. Er hat seine Sache nicht gut gemacht und sich dadurch als ungelehriger Schüler erwiesen. Die Lehrzeit dauert meistens mehrere Jahre. Versteht er es, mit einem halben Dutzend Schellen, die ihm an den Kleidern befestigt sind, herumzutanzen, ohne daß die Schellen einen Ton von sich geben, darf er sich allmählich an die Taschen seiner Mitbürger heranwagen, um daraus zu stibitzen, was der Mühe wert ist. Meistens geschieht das im Gedränge, woran es auf Märkten und Messen ja niemals fehlt.

Auf Märkten und Messen wimmelt es von Bettlern. Sie suchen das Mitleiden der Mitmenschen zu erzwingen, weshalb sie sich nicht selten das Gesicht mit Messern zerreißen und mit dem rieselnden Blute waschen. Will auch das nicht helfen, schmieren sie von dem Blute auf die ausgelegten Eßwaren, die ihnen dann unter Fluch- und Schmähworten überlassen werden.

Zum Theater erscheinen auch die halbwüchsigen Töchter heiratslustiger Mütter. Denn ob die Tochter selber heiraten will, ist Nebensache; will's die Mutter, dann hat die Tochter Aussicht dazu, sonst muß sie sich gedulden. Heiratsvermittler, männlichen und weiblichen Geschlechtes, machen deshalb geflissentlich die Runde und dabei spinnt ihre Phantasie die Fäden künftiger Heiraten.

Zur Messe gehen heißt im Chinesischen „k'an miao" zur Pagode pilgern. Ähnlich wie die Jahresmessen daheim einen religiösen Ursprung haben, sind auch die Jahrmärkte in China durch Wallfahrten zu einer berühmten Pagode entstanden oder durch „wunderbare Begebenheiten", die sich irgendwo zugetragen haben. Daß der geschäftssinnige Chinese da auch künstliche „Wunder" erfinden kann, ist selbstverständlich, zumal das Volk zum Aberglauben neigt und das Frauengeschlecht vielfach allerhand Nöten hat, die ein berühmter neugebackener Gott ihm abnehmen soll. Zu den Andächtigen und Frommen gesellen sich allmählich die Geschäftigen und in kurzem ist ein Wallfahrtsort fertig und ein Markt damit verbunden.

Übrigens sollen die ersten Anfänge der Märkte sehr weit ins Altertum zurückgehen. Die Geschichtsbücher berichten, daß des Reiches Urahne, der große Kaiser Schinnung, zuerst mit der Einrichtung von „Zusammenkünften" (chui) begonnen hat, zum gegenseitigen Austausch von Waren und Lebensmitteln. Es ist dort auch die Rede von „Brunnenmärkten" (tsche-tsing). Da die Brunnen von jeher Gemeingut des Dorfes waren, also ein Platz, an dem sich täglich viel Volk in der Frühe einfand, benutzte man dieselben zugleich als Versammlungsstätte zum Kaufen und Verkaufen.

Frauen sollen sich von den Märkten (im Gegensatze zu den Messen) fernhalten und deshalb ist ihr Geschlecht auf denselben auch nur spärlich vertreten. „Alte Weiber und Witwen gehen zum Markte," sagt ein chinesisches Sprüchwort, „weil sie zu Hause weder Geld haben noch einen Mann." Sie warten meistens bis gegen Abend, ehe sie ihren Gang dorthin machen, während die Bauern gerne die Morgenstunden wählen und Kaufleute die Mittagszeit.

Die Verzollung von Waren leitet Mentius von einem habsüchtigen Menschen ab, der auf den Märkten herumspionierte, billige Gegenstände aufkaufte, um sie später wieder teuer zu verkaufen. (Mengtse II. 2.)

Der so regelreiche Konfuzius (zumal reich an Regeln, die sich auf das Essen beziehen) verschmähte Fleisch, das man auf dem Markte gekauft hatte, fürchtend, daß es nicht rein sei. Wenn es zu damaliger Zeit schon war wie heutzutage, hat der „alte Heilige" nicht ganz Unrecht gehabt, denn vielfach ist es zweifelhafte Ware, die dort zum Verkauf feilgeboten wird.



Reklame.

Der Durchschnittschinese betreibt die Reklame noch in ihrer ursprünglichen Form: er bedient sich der Stimme. Tag für Tag: Jahraus jahrein zieht er mit seinem „Warenlager über die Straße und schreit von morgens früh bis abends spät, um das anwohnende und vorübergehende Publikum zu veranlassen, bei ihm zu kaufen. Oft hat er sich schon müde geschrieen, ehe jemand ihm etwas zu verdienen gegeben. Da klingt es denn bisweilen aus dem Tone seiner Stimme, daß er heute keinen guten Tag gehabt; fast so etwas wie vom Echo des Langohren Klage: „Die Natur schuf mich im Grimme, aber sie gab mir eine schöne Stimme“. Hat er aber gute Geschäfte gemacht, war heute für ihn ein Glückstag, dann singt er ganz melodisch und wonnig; es hört sich fast an wie das Gezwitscher einer Frühlingsamsel. Zumal sind es die Kinder, oft Knirpse von 8—10 Jahren, die mit ihrer metallhellen Stimme Kleinigkeiten anpreisen, womit die Eltern sie auf die Straße geschickt haben. Mancher kauft denn schon etwas um des Kleinen willen, der so rührend singt. Aber es fehlt auch nicht an heiseren Kräh- Krächz- und Knarrstimmen, die allen Klang verloren haben, und auch ihren Inhabern wird etwas abgekauft — weil man des Geschreies überdrüssig ist.

Der chinesische Straßenverkäufer betreibt seine Reklame nicht nur mit der Stimme, sondern in der Regel handhabt er auch ein Instrument. Bald ist es eine alte Trommel, bald ein zerbrochener Topf, bald eine ausrangierte Pfeife oder zerknicktes Blashorn, nicht selten begnügt er sich mit einem Stück Eisen oder Blech, an das er mit einem Nagel schlägt: Geräusch zu machen ist die Hauptsache, und er wünscht, daß es ein originelles sei. Jedermann soll sofort heraushören, der Verkäufer so und so ist da.

Lithaßsäulen zum Ankleben von Anschlägen gibt es in China nicht. Indes werden in den Städten mit Vorliebe die Tore der Umfassungsmauern benutzt, um dort meterlange Bekanntmachungen anzuheften. Darauf ist zu lesen wo ein neues Geschäft eröffnet und daß man dort unerhört billig und vorteilhaft kaufen kann. An die Stadttore läßt der Mandarin auch seine Bekanntmachungen kleben, sowie die Verordnungen seiner Vorgesetzten oder des Kaisers, falls sie das Volk betreffen. Reichen die Stadttore nicht aus, dann bieten die Außenwände großer Häuser eine beliebte Anklebefläche oder die Mauern von Pagoden. Angesehene Geschäfte lassen auch rote Zettel drucken, auf denen die Vorzüglichkeit der verkauften

Waren gepriesen wird; die Zettel werden in die Kisten oder Schachteln zu den Waren gelegt. Anderen Gegenständen ist der Firmenname angepinselt oder eingebrannt, wie z. B. den Schreibpinseln, Tuschen, Fächern, Porzelanwaren und dgl.

Eine eigene Art von Reklame betreiben die chinesischen Bonzen, wenn sie eine neue Pagode bauen wollen und das Geld dazu nicht fließen will. Ein namhafter Asket läßt sich einen mit Nägeln vollgespickten Kasten zimmern; worin er nur mit knapper Not sitzen kann. Will er aufstehen oder sonst sich bewegen; so kommt er mit den Nägeln in Berührung; zwei Riesennägel aber stehen seinen Augen gegenüber und warten auf den Augenblick, wenn der arme Bonze vor Müdigkeit zu nicken beginnt. Ist an den Nägeln Blut zu sehen, so gelten sie als Wundernägel und sollen eine Heilkraft besitzen gegen tausenderlei Gebrechen. Deshalb dauert es denn auch gar nicht lange, bis alle verkauft sind. Sobald der letzte verschwunden, ist der Asket erlöst; er hat gute Geschäfte gemacht, und die Pagode kann erbaut werden. Auf solche Pagoden besitzen die Bonzen ein Eigentumsrecht, während die anderen, welche durch Beiträge von Heiden erbaut wurden, den betreffenden Dörfern gehören, welche zum Bau beigetragen haben. Besagtes Kastensitzen heißt *zuo-kuen-mu-hua,* d. h. im Sarge sitzen und um Almosen bitten. Für den einen oder andern Bettler wird der Kasten in der Tat ein Sarg, weil er vor der Erlösung darin stirbt. Dafür gilt er denn aber auch als Heiliger und wird als solcher verehrt. Falls es der fromme Bettler aber nicht in seinem Sarge aushalten sollte, kann er mit Erlaubnis seines Vorgesetzten sich daraus befreien lassen; er hat dann aber auch sofort Abschied zu nehmen vor der Brüderschaft der Mönche, muß sich das Haar wachsen lassen und in die Welt zurückkehren.

Auch verkaufen die Bonzen Reklamezettel mit Gebetserhörungen. Da steht z. B. auf einem: Ich N. N. bin eine gläubige Seele (sin-nü) und da habe ich der geliebten Göttin im Tempel N. N. seßhaft, 300 Bekanntmachungszettel versprochen, auf denen ich die mir angediehene Hülfe kundtue. Ich lasse dieselbe an allen Straßenecken aufkleben, und jeder der in Not ist, eile zur nämlichen Göttin. Solche Zettel haben meistens eine in die Augen springende Form oder Farbe oder werden in auffälliger Weise schief oder über Kreuz aufgeklebt, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu fesseln. Wer das Anheften aber besorgt, macht es sich in der Regel bequem; er zieht es vor, an einer Ecke mehrere Dutzend zusammenzuleimen; die Hauptsache ist ja, daß das Gelübde erfüllt wird, d. h. daß alle 300 Zettel verklebt sind.

Weithin schallende Reklame macht der chinesische Schmied mit seinem Stahlhammer. Unsere bezopften Cyklopen haben nirgends eine bleibende Stätte und sie müssen sich selber ihre Kunden suchen. Sind sie irgendwo in ein Dorf eingekehrt und flott an der Arbeit, schwingt der Altmeister seinen Stahlhammer und verarbeitet damit das glühende Eisen. Dieser Hammer ist viel kleiner als die zwei andern, welche Geselle und Lehrjunge handhaben; aber seinen Klang hört man meistens schon im nächsten Dorfe. Dann wissen die Leute dort auch, daß der Schmied seine Werkstätte aufgeschlagen hat und sie bringen ihm Arbeit oder laden ihn ein in ihr Dorf zu kommen.

Einer Art blutiger Reklame bedienen sich chinesische Wundärzte die Wundermehl verkaufen für Wunden. Um das Publikum zu überzeugen, reißt sich der Verkäufer mit einem scharfen Messer die Waden los, streut vom besagten Mehl in die Wunde, nimmt einen großen Fächer zur Hand und fächelt so lange bis die Wunde „vernarbt" ist; und das ist in wenigen Augenblicken geschehen, wie sich die Menge augenscheinlich überzeugen kann.

Schrecken erregende Reklame betreiben die chinesischen Mandarine. Die Eingänge zu ihren Tribunalen sind meistens mit allerhand Mord- und Quälinstrumenten verziert, und auf der Haupteingangspforte erblickt man zwei mächtige Gestalten mit Glotzaugen und gewaltigen Schwertern in der Hand. Der ganze Apparat soll den Untertanen die nötige Achtung einflößen gegen ihre Obrigkeit und sie daran erinnern, daß der Herr über Leben und Tod hier seine Behausung hat. Haben die Mandarine einen armen Sünder um Kopfeslänge kürzer gemacht, muß der Kopf als Warnungszeichen am Orte der Tat oder vor dem Stadttore an einen Baum aufgehängt werden, damit er stumm die unerbittliche Gerechtigkeit verkünde, die ihn, — vielleicht den Unschuldigen — getroffen hat. Als ich vor einigen Tagen in die Bezirksstadt Kuentsch'eng ritt, sah ich vor dem östlichen Stadttore an einer Reihe Weiden 30 Köpfe baumeln: ein schauerlicher Anblick. Es waren die Häupter einer Räuberschar, die es im vorigen Herbste gewagt hatte, am hellen Tage in die Stadt zu dringen und einen reichen Mann auszuplündern. Auch hatten die Räuber dabei die Waffen eines Militärmandarins erobert, der sich bei Zeiten aus dem Staube gemacht hatte.

Wenn die gewöhnliche Reklame erfolglos bleibt, weiß der findige Chinese andere Mittel auszuspintisieren, um seine Ware an den Mann zu bringen. Hier ein Beispiel. Schreinermeister Laopa war tüchtig in seinem Geschäft und verstand sich darauf, seine Kunden zu befriedigen. Vor allem aber war er ein Meister darin, selbige

über die Ohren zu hauen, und dabei machte er die ehrsamste Miene von der Welt. Leider brach eine Hungersnot aus; die Bauern hatten wenig geerntet und darum auch wenig Geld. Anstatt sich Möbel machen zu lassen, verkauften sie noch die unnötigen, und Meister Lopa stand deshalb mit seinen Gesellen arbeitslos und brotlos da und mußte auf Rat sinnen. Seinen noch vorrätigen Holzbestand gebrauchte er, um Spinnräder daraus zu machen, und als er damit fertig war, fand er zu seiner Freude, daß es mehr geworden waren, als er anfangs zu bekommen gehofft hatte. Zweihundert Räder standen in seiner Werkstatt fix und fertig aufgestapelt, aber jetzt hieß es dieselben an den Mann zu bringen. Doch auch dazu fand Meister Lopa ein Mittel. Er schickte seine Gesellen und Söhne, vor denen jeder ein Spinnrad trug, mit den nötigen Unterweisungen in die Stadt. Die Gesellen kehrten vorläufig in eine Herberge ein. Einer der Söhne aber ging zu einem großen Allerleigeschäfte und hielt Nachfrage nach Spinnrädern. „Können damit leider nicht dienen,“ war die Antwort des Kaufmanns. Nun mußten auch die andern Söhne in gemessenen Zwischenräumen bei dem Geschäfte Anfrage um Spinnräder halten. Eigentümlich, so hatte schon der Ladenbesitzer gedacht, daß die Leute jetzt alle Spinnräder kaufen wollen. Das müssen wohl die schlechten Zeiten tun; die Weiber wollen sich mit Spinnen etwas verdienen. Gerade, als er so dachte, sah er jemanden über die Straße gehen, auf dem Rücken zwei Spinnräder tragend. Schnell rief er ihn herein und erkundigte sich, ob er die Räder verkaufen wolle. „Freilich,“ antwortete jener, „zahlt mir einen Tiao dafür, so überlasse ich euch beide.“ „Ein Tiao ist zu viel, ich gebe euch 500 Käsch, das ist mehr wie genug.“ „Nun gut, gebt mir das Geld, dann bekommt ihr die Ware.“ Es dauerte gar nicht lange, da kam wieder jemand zum Laden herein, um ein Spinnrad zu kaufen. „Da kann ich dienen,“ antwortete der Besitzer. „Habe hier zwei Räder, sucht eines aus; jedes kostet einen Tiao.“ „Einen Tiao kann ich dafür nicht zahlen; ich gebe 800 Käsch, mehr aber keinen.“ Der Kauf war abgeschlossen und jener ging mit seinem Rade davon. Bald darauf kam wieder jemand, ein Spinnrad zu kaufen. Dieser aber mußte einen Tiao zahlen, dann es war das letzte. Ein herrliches Geschäft, dachte der Kaufmann; habe ich da heute an zwei Spinnrädern, die gewöhnlich nur das Stück 200 Käsch kosten, fast einen Tiao verdient. Ich muß mich mit einem Schreiner in Verbindung setzen und mir eine größere Anzahl Spinnräder bestellen; damit ist ja ein vortrefflicher Gewinn zu erzielen. Die Bestellung wurde bald abgeschlossen auf

200 Stück und zwar bei unserm Meister Laopa. Er bekam für jedes Rad 400 Käsch ausbezahlt und hatte mehr als das Doppelte der Herstellungskosten daran verdient. Der kluge Kaufmann aber war auf den Leim gegangen. Nach Jahr und Tag waren noch die Spinnräder in seinem Hause aufgestapelt, denn es fand sich kein Abnehmer. Und als er schließlich damit auf den Jahrmarkt zog, mußte er sie noch zur Hälfte verschenken.

Der chinesische Wagen und sein Lenker.

Wie viele Entrüstungsrufe sind nicht schon von Ausländern, die in China längere Reisen auf einem Karren gemacht haben, angestimmt worden über diesen „Marterkasten“, diese „Hundshütte“, „dies noch übrig gebliebene Folterstück aus der Inquisitionszeit“, über so eine „Buttermaschine“. Letztere Bezeichnung stammt allerdings von mir selber und daß sie nicht unzutreffend ist, wird jeder zugeben, der schon jemals in so einem Ding reiste. Er wird mit mir dem Schöpfer Dank wissen, daß es in China keine Milch zu trinken gibt. Wer damit seinen Magen beschwert und dann in einer Karosse à la Chinoise eine Fahrt antreten müßte, dürfte bei der nächsten Mahlzeit ruhig auf die Butter verzichten.

Dennoch geschieht dem Möbel viel Unrecht, wenn man so sehr darauf schimpft, denn es ist ehrwürdig durch sein Alter. In jener Urzeit, wo in unseren deutschen Gauen daheim die alten Germanen noch im Dickicht der Wälder hausten und von einem ähnlichen Beförderungsmittel noch nicht einmal eine Ahnung besaßen, hatte sich der chinesische Wagen schon derart ausgereist, daß in all der Zeit keine merklichen Änderungen oder Verbesserungen mehr daran nötig waren. Jetzt freilich würde er sich tief in den Boden schämen, wollte man ihn einem neumodischen Automobil gegenüberstellen, das wie auf Geisterflügeln nur so dahinfliegt. Doch sei guten Mut's, alter Kamerad, tröste ich ihn; eines hast du und behältst du für dich: lao t'e t'e zuo niu tsch'e, uin tanti chin: „Sitzt die Matrone auf einem Ochsenwagen, ist sie gegen jeden Unfall gefeit“ (chinesisches Sprichwort). Und schließlich ist Sicherheit doch noch besser als Schnelligkeit, denn ins Jenseits können wir noch immer früh genug befördert werden.

Ich habe mir die Mühe gegeben, in den kanonischen, klassischen und anderen chinesischen Büchern den Wagenspuren nachzustöbern und habe da mancherlei entdeckt, was selbst einen europäischen Automobilisten noch interessieren dürfte.

Zur Zeit des ersten Kaisers, den die chinesische Geschichte kennt, Huang-ti, soll bereits der Karren in Gebrauch gewesen sein. Als Gespann wurden anfangs nur Ochsen gebraucht. Erst während der Regierung des Kaisers Yü (2200 v. Chr.) kamen auch Pferde in Benutzung. Als die Bauern das erste Mal einen Karren zu sehen bekamen, sollen sie aufgejubelt haben, indem ihnen die Nützlichkeit eines solchen Dinges gleich einleuchtend war.

Die ursprüngliche Gestalt des Karrens war viereckig. Sie sollte die Erde vorstellen, welche nach der chinesischen Anschauungsweise ein Viereck ist. Das darüber gepannte Dach hatte die Form eines Gewölbes und sollte den Himmel bedeuten. Die rollenden Räder erinnerten an den Mond und die dreißig Speichen in jedem Rade versinnbildeten die dreißig Tage im Monate (Tschouli III, 5). Man gebrauchte Wagen, die mit Rhinozerosfellen, Fischhäuten oder Matten überdeckt waren, je nach der Würde dessen, der darin fuhr.

Schon im grauen Altertum unterschied man eine ganze Reihe verschiedener Gefährte. Es gab fünf, welche nur zum alleinigen Gebrauche des Kaisers dienten, desgleichen fünf für die Kaiserin und ferner fünf für Beamten und das gemeine Volk. Unter den kaiserlichen Wagen gab es goldene, mit Edelsteinen ausgelegte, elfenbeinene, lederne und hölzerne. Die ledernen (d. h. mit Leder überzogenen) dienten zu Kriegszwecken. Die Kaiserin benutzte einen anderen Wagen, je nachdem sie beim Herrscher vorsprach, Maulbeerblätter pflücken ging, den Göttern einen Besuch abstattete. anderswo eine Visite machte oder sich von Eunuchen spazieren fahren ließ. Die Wagen der Beamten hatten verschiedene Ausstaffierung, welche sich nach den Würden der Insassen richtete. Die Sitze waren mit Fellen oder Matten ausgepolstert; als Anstrich wurde Firniß benutzt, bald schwarzer, brauner oder roter. Die Kriegswagen waren mit Waffen ausgespickt. Als Abzeichen der kaiserlichen Wagen thronte über denselben ein ausgepannter Schirm und eine mächtige Fahne diente zur besonderen Zierde.

Besondere Erwähnung verdient noch der Leichenwagen und das Gefährt mit der Magnetnadel. Ersterer war mit einer Art Thronhimmel überdeckt, welcher viele Aehnlichkeit hatte mit der Überdachung unserer Leichenwagen. An den Seiten wurden sechs oder acht fächerartige Schilder befestigt, mit verschiedenen Emblemen

verziert, der Würde des Verstorbenen entsprechend. Diese Wagen durften nur durch Menschenkraft voranbewegt werden. Vorauf ging ein Herold mit einem Fahnenwedel, durch dessen Bewegung er den Wagenziehern die Beschaffenheit des Weges anzeigte, damit sich kein Unfall ereigne.

Die den Weg zeigenden Wagen (tschi-naen-tsch'ä) sollen in ihrer äußeren Form mit dem „Trommelwagen“ (ku tsch'ä) Ähnlichkeit gehabt haben. Eine hölzerne Statue auf demselben zeigte mit dem Finger ständig nach Süden. Kompaß- und Trommelwagen dienten besonders zu Kriegszwecken und bewegten sich dicht nebeneinander an der Spitze des Zuges. Der eine war das Auge der Bewegung, der andere das Ohr. Die Kolonne marschierte nämlich nach bestimmten Schlägen des Tambours, dem seinerseits der Kompaßwagen als Mentor diente.

Im Buche der Lieder wird die Tüchtigkeit der Kriegswagen und der Rosse besungen:

Fest zeigten sich die Kriegswagen,
Man sah sie vorn wie hinten ragen (im Gleichgewicht).
Die Hengstgespanne waren stark,
Stark und geschult für alle Lagen.

Ebendaselbst ist auch die Rede von einem Fürsten Tschou Chi (etwa 1000 J. v. Chr.), der tausend Wagen in den Krieg führte, auf denen Speere und Bogen steckten, geziert mit roten Gürteln und grünen Schnüren.

Im Buche der Riten (Li-ki) fand ich bereits unterschieden zwischen Ein- und Vierspännern. Auf letzterem Gefährte mußten die „Insassen“ stehen; dasselbe scheint besonders zu Repräsentationszwecken gebraucht worden zu sein. Der Einspänner heißt Ruhewagen (ngan-tsch'ä); nur Siebenzigjährige durften ihn benutzen und es sich bequem darin machen.

Zu Zeiten des Konfuzius waren schon Galawagen im Gebrauch, denn der große Lehrer ermahnt seinen getreuen Schüler Jen-Huen, er solle einen Wagen nach dem Muster des Tju benutzen, diese seine einfach aber dauerhaft. (Luin-jü VIII, 5. 11.) Auch wird in dem Luin-jü (V, 10. 16) erzählt, wie sich Konfuzius beim Hinauf- steigen und Sitzen auf dem Wagen benommen habe. „In gerader Haltung ergriff er das Wagenseil; beim Sitzen schaute er nicht nach hinten, sprach auch nicht vorlaut, noch zeigte er irgendwo hin mit dem Finger.“ Der alte Mentius hingegen scheint seiner Zeit recht vornehm aufgetreten zu sein. Denn sein Schüler erlaubt sich die Frage, ob es schicklich sei, mit mehr als zehn Wagen und hundert Mann Gefolge bei Reichsbeamten vorzusprechen und auf deren Kosten zu leben.

Im Buche der Lieder ist meistens von Hengstgespannen die Rede, deren Tiere zu vier angekoppelt waren; die zwei mittleren liefen ein wenig vornauf, „wie im Kranichflug“. Der Reichtum eines Beamten wurde nach der Zahl seiner Wagen geschätzt. Vom Beherrscher im Staate Tsin (gegen 900 n. Chr.) singt der Dichter:

Er hat viele Wagen, die rollen heran,
Hat manch' weißköpfiges Rossegespann.
Und nicht früher sieht man den hohen Herrn,
Es künd' ihn denn ein Verschnittener an.

Die Räder eines Wagens, der richtig gezimmert ist, sollen ein Geräusch machen wie „Trommelschall und Donnerrollen“. Heutzutage noch untersucht der Chinese einen neuen Wagen vor allem auf diese Eigenschaft. „Die Achse ist nach einem vom Kaiser vorgeschriebenen Modell angefertigt“, damit die Wagenspuren im ganzen Reiche die gleichen sind. Mit Bezug darauf sagt ein Sprüchwort: „Daheim wird ein neuer Wagen gemacht, draußen bewegt er sich in den alten Spuren.“

Ein Mann, der nicht zuverlässig ist, wird mit einem Karren ohne Deichsel verglichen, vor den sich weder Ochs noch Pferd spannen läßt. (Luinjü 1. 1. 22.) Fünf Wagen voll Bücher muß einer studiert haben, will er Anspruch machen auf den Ruf eines Gelehrten. Das nämliche Zeichen, welches Fahren oder Fuhrmann bedeutet (jü), hat auch denn Sinn von regieren, den „Staatskarren führen“. Die Minister des Reiches werden mit Wagenrungen verglichen, welche den Zweck haben, die Speichen zu schonen und verhüten sollen, daß der Wagen im Moraste umfalle. Grundlose Wege bedeuten die Schwierigkeiten einer guten Regierung. Aus der Brust eines, der des Staatsdienstes überdrüssig war, singt der Dichter:

Schiebe nicht den großen Wagen
Wirst vom Staub verhüllt nur werden.
Denke nicht der hundert Plagen
Machst dir selber nur Beschwerden. (II. 6. 2.)

Besonders interessant sind allerhand Regeln und Vorschriften, welche in einem klassischen Buche (Li-ki, von Tschou-kung im Jahre 1122 v. Chr. verfaßt) dem Fuhrmann und seinen Wageninsassen gegeben werden. Es heißt darin: „Wenn des Regenten Wagen angespannt wird, soll sich der Fuhrmann mit der Peitsche in der Hand den Pferden gegenüberstellen. Sobald alles in Ordnung ist, gibt er ein Zeichen, schüttelt die Kleider, ergreift die Aufsteigeschnur und kniet auf den Sitz nieder. Vorläufig fährt er nur fünf Schritte weit, gleichsam zur Probe. Dann besteigt der Regent den Wagen, indem der Fuhrmann mit der Rechten ihm die Schnur darreicht,

während die Linke zu den Zügeln greift. Die Bedienung begibt sich dann ehrfurchtsvoll auf die Seite, während der Wagen davonrollt bis zum großen Tore. Dort berührt der Fürst die Hand des Fuhrmannes und gibt dem Diener ein Zeichen. Dieser hat auf dem Wege, wenn die Fahrt durch Dörfer geht, auszusteigen, desgleichen wenn's über Flüsse oder Kanäle geht ... Ein Gast soll nicht ohne weiteres durch das Eingangstor fahren, eine Frau darf im Wagen nicht aufrecht stehen. Hunde und Pferde soll man nicht mit ins Gastzimmer nehmen. Der Fürst soll unterwegs alte Leute grüßen, ebenso wenn er durch ein Dorf fährt. Begegnet ihm ein Würdenträger, hat er auszusteigen; fährt er durch andere Reiche, soll es mit Bedacht geschehen. ... Fährt der Fuhrmann eine Frau, soll er die rechteHand in den Aermel ziehen (damit sie die Insassin nicht zu sehen bekommt!) und nur mit der Linken Zügel und Peitsche halten. Der Regent soll beim Fahren nicht auffällig husten, auf niemanden mit dem Finger zeigen; er soll seine Augen fünf Räderlängen voraus auf den Boden heften, beim Begrüßen aber hat er auf der Pferde Schweif zu sehen (wegen der Verbeugung), auch wende er sich nur höchstens bis zur Wagenachse um (um nicht neugierig zu scheinen). ... Jeder Staatsbeamte hat den kaiserlichen Pferden ein Kompliment zu machen. Wer das Heu derselben mit Füßen tritt, wird mit dem Tode bestraft; desgleichen wer das Alter dieser Tiere verrät (denn falls sie nicht mehr jung genug wären, bedeute das eine Schmach für den Kaiser).

Es erübrigt noch, die Persönlichkeit des Fuhrmannes in Augenschein zu nehmen. Sein Geschäft wurde von jeher als Kunst betrachtet, freilich als keine freie, denn auch er hat nach althergebrachten Regeln sein Gespann zu lenken. Zudem ist Fuhrmann sein ein Ehrenamt und ein Zeichen von Tüchtigkeit. „Befragt über den Sohn des Herzogs sollst du antworten, er kann bereits fahren, wenn er schon erwachsen ist. Ist er aber noch minderjährig, sollst du sagen, er kann noch nicht den Karren führen.“ (Li-ki.)

Als ein Fuhrmannsideal gilt Manlian, von dem Mentius in seinem Buche erzählt. Er verstand es dermaßen, seinen Wagen zu regieren, daß ein schlechter Schütze, auf demselben sitzend, dennoch das Wild erlegte. (Mung-tse III, 2.) Einer, der noch nicht den Wagen fahren kann, gilt als minderjährig, d. h. er ist noch keine zwanzig Jahre alt.

Wer das erste Mal den Namen des berühmten Konfuzius schülers Mentius hört, sollte ihn schier für einen Fuhrmann halten. Mentius, „die Wagenachse, der Gelehrte auf dem Wagenkasten“

(Mang-k'o, tse-jü) heißt er. Die Literaten behaupten, es habe das darin seinen Grund, weil das Schicksal des Weisen viele Aehnlichkeit mit einer Wagenachse gehabt, die vom Rade getrieben wird und nicht minder mit dem Wagenkasten, der über holperige Wege geführt bald hier bald dort gerüttelt und geschüttelt wird.

In bestimmten Zeitabschnitten, meistens wenn ein Weg von dreißig Li zurückgelegt ist, muß der Wagen geschmiert werden. Das ist ein Geschäft, das niemals versäumt werden darf: „Und wenn du des Weges in Eile fährst, hast du doch Zeit zum Wagenschmieren," sang schon vor dreitausend Jahren der chinesische Dichter.

Zum Schluß noch einen flüchtigen Blick auf den Fuhrmann unserer Tage. Jeder Chinareisende hat mit diesem eigenartigen Patron schon Bekanntschaft gemacht. Er trägt nicht seinen ganzen Reichtum bei sich, läßt sich aber von ihm fahren. Wagen und Tiere sind die Erwerbsquelle, aus welcher für ihn und die Seinen der Lebensunterhalt fließt. Sitzt er da auf seinem Wagen, die Peitsche in der Hand, so fühlt er sich wie ein König auf seinem Throne, wenngleich die Untertanen nur zwei schäbige Maulesel sind. Aber auch der Wageninsasse kann nicht immer nach Belieben tun, sondern muß sich in vielen Fällen nach des Fuhrmanns Regeln richten. Dahin gehört z. B. die Einkehr in ein Wirtshaus. Wann das geschehen soll, bestimmt der Fuhrmann, desgleichen wann abends in die Herberge einzukehren ist und wann am Morgen abgefahren wird. Mancher Ausländer hat darob mit seinem Chinesen schon allerhand Streithändel ausgefochten, bis schließlich der Chinese nach dem Grundsatz verfuhr, der Klügere gibt nach. Und daß er diesmal wirklich klüger gewesen, gesteht der Europäer nachher selber ein; denn man hat lange in der Nacht umherirren müssen, um einen Unterschlupf zu finden; und als man ihn gefunden, war weder Futter zu haben für die Tiere noch Lebensmittel für die Reisenden.

Der Kompaß.

Als „Nadel" bezeichnet der Chinese seinen Kompaß auch, aber nicht als Magnetnadel, sondern als die nach Süden zeigende Nadel — 定南針 *ting naen tschin.* Ehe dieselbe als Wegweiser auf den Schiffen gebraucht wurde, stellte man sie in den Dienst der Fuhrleute, wenn selbige weite

Wege zu machen hatten. Jeder, der längere Zeit in China gelebt, wird schon des öftern von seinem Fuhrmann oder Begleiter auf Reisen gehört haben, die Himmelsrichtung sei ihm verloren gegangen: „tiao-lio chiang.“ Um wieder auf die rechte Fährte zu kommen, können ihm weder Sonne noch Mond nützen; er muß meistens seinen „Dusel“ erst verschlafen und wenn er am andern Morgen aufsteht, vermag er sich wieder zu orientieren. In jenen Zeiten nun, wo es noch keine Heerstraßen gab, Städte und Dörfer noch spärlich zerstreut waren, mußte sich der Fuhrmann auf die Himmelsrichtung verlassen um sein Ziel zu erreichen. Der Kompaß war ihm der beste Wegweiser und bei großen Karawanenzügen war der Anführerwagen immer mit einem solchen ausgestattet. Jemanden zum Vorbilde dienen heißt deshalb heutzutage noch: der Vorderwagen sei für den Hinterwagen ein Spiegel (前車為後車鑒).

Was den Ursprung des Kompasses betrifft, so bezeichnet die Legende den Kaiser 黃帝 Huang-ti als den Erfinder. Er soll einstens, als er in einer Rebellion seinem Gegner 蚩尤 Tsche-ju eine Schlacht lieferte, in sehr dichten Nebel gehüllt worden sein. Selbiger war durch magische Künste herbeigeführt worden und das Heer des Kaisers sollte, dadurch in Unordnung gebracht, den rechten Weg verlieren und so dem Feinde in die Hände fallen. Huang-ti stellte an die Spitze seines Heeres den Kompaß-Wagen und entging dadurch der drohenden Gefahr.

Nach anderer Überlieferung wird ein gewisser Herzog Tschou aus dem Zeitalter der Tschou-Dynastie (111—1078 周成王) als Erfinder des Kompasses bezeichnet. Tributäre aus dem Süden Chinas (Annam), welche dem Kaiser weiße Fasanen als Geschenke gebracht hatten, konnten den Rückweg nicht finden. Der Herzog beorderte fünf Kompaß-Wagen, welche die Fremdlinge in der Frist von einem Jahre zurück in ihre Heimat brachten. Während der Wirren zur Zeit der Han-Dynastie soll indeß das Geheimnis der nach Süden zeigenden Wagen abhanden gekommen sein, bis ein Gelehrter, namens 馬鈞涿 *Ma-tjüin-tschuo,* unter der Regierung des Kaisers 明帝 Ming-ti (56—76) dasselbe wieder entdeckte und dem chinesischen Kompaß die heutige Form gab.

Heutzutage benötigen die Fuhrleute keiner Magnetnadel mehr. Haben sie die Richtung verloren, so sind überall genug dienstbare Geister zu finden, deren „Glanz sie leihen“ — 借光 *zie-kuang* — indem sie nach dem rechten Wege fragen. Hier und da findet man in Sänften einen Kompaß angebracht, der aber mehr

als Zierrat dient. Die Sänftenträger sind wegeskundig genug; im Zweifel aber bietet sich allerorts Gelegenheit zu fragen.

Auf Schiffen bediente man sich anfangs nur des „Wasser-Kompasses“, bei dem die Nadel in einer Flüssigkeit schwimmt; die auf einer Spitze vibrierende „trockene Nadel“ soll erst später von Seeräubern in Gebrauch genommen worden sein.

Ungleich mehr als für die Schiffahrt wird heutigen Tages der Kompaß in China als Wegweiser zum Glück benutzt. Fast jedes Dorf hat einen Geomanten, der mit Hülfe seiner „Süd-Nadel“ ganz genau zu sagen weiß, in welchem Erdwinkel das Glück verborgen liegt. Um seiner habhaft zu werden, brauchen nur die Häuser recht gebaut und die Toten am rechten Fleck begraben zu werden. Begreiflicherweise wird da kaum eine Hütte errichtet, es sei denn, man habe sich zuvor vom Erdwahrsager eine gute Stelle bezeichnen lassen. Desgleichen muß er auch für den Toten das letzte Ruheplätzchen ausfindig machen, falls derselbe die Lebenden nicht chicanieren soll.

籮鏡 Luo-tjing „Siebspiegel“ nennt der Geomant sein Instrument, das die runde Form eines Siebes hat. In der Mitte desselben ist eine kleine Höhlung von einem Glas überdeckt, in welcher sich eine winzige Magnetnadel bewegt. Die Scheibe ist in 364 Grade eingeteilt, entprechend den Tagen des Jahres. Der Magnet wird im Gehirn einer Fischart (火頭魚 huo t'ou jü, Feuerkopffisch) „genährt“. Besagter Fisch hat die Eigentümlichkeit sich im Wasser stetig nach Süden zu richten, mag er nun schwimmen oder sich ruhig verhalten. Diese Eigenschaft wird auch dem Eisen mitgeteilt, falls man es längere Zeit in die Gehirne einiger Feuerkopffische niederlegt. So behaupten die Chinesen — was Wahres daran ist, vermag ich nicht zu sagen, da ich selber ein derartiges Experiment noch nicht angestellt habe. Es verhält sich auch damit wohl ähnlich wie mit der Behauptung 蠶子出魚 ts'an tse tsch'u jü: „Aus den Eiern des Seidenspinners entwickeln sich Goldfische.“ Diese Überzeugung ist dermaßen landläufig und festgewurzelt, daß der Chinese selbst dann noch daran glaubt, wann er den Versuch schon öfter vergeblich angestellt hat.



Die Blinden in China.

Am dritten Tage im dritten Monat des chinesischen Jahres wurde dieses Jahr hier in der Nähe von Puoly ein Jahrmarkt abgehalten, und ich wette, der freundliche Leser wird nicht erraten, wem derselbe galt. Da wurden keine Kälber und Kühe feilgeboten, auch fanden sich keine Kaufleute ein, um Geschäfte zu machen, oder ein schaulustiges Publikum, um sich zu amüsieren, sondern es war ein Markt, zu dem nur die Herrenwelt freien Zutritt hatte. Diese „Herren“ heißen im Chinesischen sien schöng (Frühgeborene), wer ihnen aber diesen ihnen von Rechtswegen zukommenden Titel vorenthalten will, nennt sie einfach chia-tse = Blinde. Also, es war ein Markt von Blinden, und zu Hunderten zählten die „Herren“, die sich dort eingefunden. Bekanntlich bilden die Blinden in China eine Gilde für sich, und alljährlich feiern sie irgendwo in einem großen Dorfe der einzelnen Provinzen das Fest ihrer Zusammenkunft, chia-tse chui „Blindenmarkt“ genannt. Jeder Blinde muß eine bestimmte Summe Geldes mitbringen, welche an den Kassenführer abgeliefert wird. Davon werden die Auslagen bestritten, welche der Festtrubel verursacht. Jeder neue Ankömmling hat sich dem Oberhaupte vorzustellen, dem Blinden-Mandarin, der aber gerade so gut nicht sehen kann, wie seine Untertanen. Hat sich irgendeiner im Laufe des Jahres nicht brav aufgeführt, so werden bei dieser Gelegenheit Strafen diktiert und ausgeteilt, die für gewöhnlich in Bambusprügeln bestehen. Freilich sind die prügelnden Schergen auch blind, aber sie sollen trotzdem den rechten Fleck meisterhaft zu treffen wissen. Das Oberhaupt der Blinden richtet dann von einer Empore herunter Worte der Ermahnung an seine Untergebenen: sie sollen niemand belästigen, sie sollen fleißig ihr Geschäft betreiben, sie sollen ihre Kunst nicht zu billig ausüben, u. s. w.

Worin das Geschäft der Blinden besteht, werden wir gleich sehen; die Kunst betrifft das Wahrsagen, und dafür wird alljährlich eine bestimmte Taxe festgesetzt, an die sich jeder halten muß, denn die „Kunst“ darf nicht betteln gehen. Auch wird der nächstjährige Versammlungsort bestimmt, sowie das Datum festgesetzt, wann sich jeder einzufinden hat.

Ist der geschäftliche Teil der Versammlung erledigt, so beginnt der gemütliche. Die Lösung der Magenfrage ist dabei die Hauptsache, und wenn das in befriedigender Weise geschehen ist, fängt man an lustig zu werden. Da beim Essen auch Schnaps verabreicht

wird, ist das nicht mehr allzuschwer. Jeder gibt seine Kunststücke zum besten, und dann finden sich auch draußen genug schaulustige Sehende ein, umsomehr, da kein Eintrittsgeld erhoben wird, denn die Straße und der offene Marktplatz bilden die Vorstellungsräume. Allerdings ist auch ein Theater aufgeschlagen, auf dem nur „gelernte Künstler“ Zutritt haben. Und auch dem religiösen Gefühle wird Rechnung getragen, da ein Altar errichtet ist, auf dem die drei Hauptpatrone der Blinden stehen und von ihrem Schutzbefohlenen mit Kniefall und Weihrauch verehrt werden. Der Hauptgott heißt *Tung-fan-schuo,* und seine zwei Gefährten waren Schüler von ihm, sind also Gottheiten niederen Ranges. *Tung-fan-schuo* ist ein verkappter Heiliger gewesen, der ehemals als gemeiner Bonze auf den Bettel ging. In jener Zeit war es um die Existenz der Blinden noch traurig bestellt, denn das Recht dazu war ihnen vom Kaiser abgesprochen worden, und so mußten denn alle lebend begraben werden. Eine Mutter nun hatte ein Knäblein geboren, das erste nach sechs Töchtern, die ihm vorangingen, aber der Kleine war blind. Trotzdem war er der Mutter Liebling, die das kaiserliche Verbot mißachtend, ihr Kind versteckte und aufzog. Da kommt eines Tages *Tung-fan-schuo* heran und bittet um ein Almosen. Die Frau gibt ihm Brot, das er jedoch nicht nimmt. „Ich suche blinde Kinder auf“, sagt er. Die Mutter erschrickt bei den Worten und glaubt, sie sei verraten. Doch der Bonze tröstet sie. „Sei nur zufrieden“, ermahnt er, „von nun an wird kein blindes Kind mehr sterben. Gib mir deinen Sohn zur Erziehung; ich werde ihm die Geheimnisse der Zukunft entschleiern lehren; dann kann er später als Prophet sein Brot verdienen, und niemand wird mehr sagen, die Blinden seien auf der Welt unnütz.“

So geschah es denn, und der kleine Blinde wurde ein gelehriger Schüler seines Meisters. Der erste, an dem er seine Kunst erprobte, war der Kaiser selbst. Dieser, erstaunt über das Wahrsagetalent des Blinden, gab Befehl, fortan keinen Blinden mehr zu töten. Seit dieser Zeit wird *Tung-fan-schuo* als Schutzpatron und Retter von allen Blinden verehrt und angerufen.

Und nun ist es für die des Augenlichtes entbehrenden „Herren“ nicht mehr sonderlich schwer, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Bei uns heißt es: „Blinder Mann, armer Mann“, was in China nicht ganz zutrifft. Man sieht die Blinden meistens reinlich gekleidet, und sie verursachen bei weitem nicht den abstoßenden Eindruck, den die ungewaschenen, zerlumpten Bettler machen. Wohl aber sind sie im allgemeinen sehr gefürchtet, und anstatt ihnen etwas

in den Weg zu legen, geht der zu allerlei losen Streichen aufgelegte chinesische Bube lieber in einem weiten Bogen um sie herum. Wer mit ihnen anbindet, zieht in der Regel den Kürzeren. „Einen Bettler magst du als Freund erkiesen“, sagt ein chinesisches Sprichwort, „den Blinden aber halte aus deiner Nähe.“ Wer einen dieser „Herren“ beleidigt hat, wird tagelang verflucht, und solches haben die Chinesen mehr auf dem Strich, als eine Tracht Prügel. Recht fatal aber wird die Sache erst, wenn ein Blinder seinem Beleidiger mit einer Eskorte von 50 bis 100 Mann „auf die Bude steigt“ — dann muß er, ob schuldig oder unschuldig, schwere Sühne leisten. Sollte aber ein Bube. der den Blinden geneckt, diesem in die Finger geraten, dann kann er noch von Glück sagen, wenn er nur mit gebläuter Haut, und mit geschundenen Gliedern davonkommt. Mit Vorliebe gebraucht so ein Wüterich seine Zähne als Waffen, oder dem armen Buben werden die Glieder verrenkt. „Hat ein Blinder den Esel ergriffen“, sagt der Volksmund, „so läßt er sich lieber zu Tode schleppen, als daß er den Strick los ließe.“

Die ganze Sippe der Blinden gilt als unbeständig, wetterwendisch, hinterlistig und verschlagen, und für empfangene Wohltaten zeigen sie wenig Dankbarkeit. Während ein Bettler für geringe Liebesbeweise für seinen Wohltäter durch Feuer und Wasser läuft, spielt sich der „große Bruder“ gern als den Herrn auf und verlangt alle möglichen Rücksichten. Überhaupt haben auch in China alle die sogenannten „Gottgezeichneten“ ihre Untugenden: „Der Kahlkopf ist ein Schwätzer; der Blinde geht dreist drauf los; der Einäugige hat einen störrlischen Charakter.“

Jeder Chinese betrachtet es als Lebensberuf, zu heiraten, und deshalb sieht sich auch der Blinde nach einer Lebensgefährtin um. Dafür hat er natürlich ebensowenig die Augen nötig, wie jeder andere, da ja der Heiratsvermittler als Zwischenperson das Suchen und Erwählen besorgt. Für den blinden Mann wird natürlich eine ebenfalls blinde Frau zum ehelichen Gespons erkoren. Das junge Paar geht dann mitsammen auf die Walze. Das Glück wird aber erst voll, wenn ein junger Weltbürger später den Führer machen kann. Schon unzählige Male habe ich blinde Eltern ihres Weges ziehen sehen; hatten sie aber Kinder, so waren diese immer sehend. Zu dem Blindenjahrmarkte wird selbstverständlich auch die „alte Hälfte“ mitgenommen. Der Chinese betrachtet sich selbst als die „bessere Hälfte“, seine Frau aber benennt er ungalant die „alte Hälfte.“ Zur Zeit des Essens sitzen diese „alten Hälften“ von den übrigen Gästen abgesondert an eigenen Tischen. Was nun die

Beschäftigung der viersinnigen „Herren“ angeht, so widmen sie sich entweder der edlen Musik, ziehen als Wahrsager über Land, oder verdienen sich das tägliche Brot mit irgend einem Kleinhandel. Jene aber, die zu all dem nicht tauglich sind, machen es dem Samson nach, d. h. sie drehen die Mühle. Dabei ist nur das Mahlen ihre Aufgabe, das Beuteln tun andere: „Tei muo bu kuen luo.“ Die gewöhnlichsten Dinge, welche die Blinden als Kleinhändler über die Straße tragen, bestehen in Salz und Spielkarten. Salz ist bekanntlich kaiserliches Monopol in China, und es stehen schwere Strafen auf den Schmuggel mit demselben. Die Blinden aber dürfen sich solchen Schmuggel erlauben, da der Mandarin wohl weiß, daß der kleine Betrag, den der Blinde für Salz einnimmt, für seinen großen Beutel von wenig Belang ist. Unser Kleinhändler verkauft wohlweislich nicht nach Gewicht, sondern nach Maß, und seine Hand wacht darüber, daß er nicht betrogen wird. Während die Rechte den Sack festhält, streicht die Linke über den kleinen Pfundbottich, und die dargereichten Geldstücke werden alsogleich im festen Beutel am Leibe verborgen. Das Chinesische Gesetz verbietet das Kartenspiel, und somit ist auch der Verkauf von Spielkarten nicht gestattet. Die Blinden machen auch hier wiederum eine Ausnahme; hat ein Spieler seine Karten verbraucht, so sucht er die Blindenbude auf, wo solche stets in genügender Anzahl vorhanden sind. Was die Musik angeht, so wird dem Blinden außergewöhnliche Feinhörigkeit nachgerühmt, dermaßen, „daß ein von ihnen veranstaltetes Konzert die Götter im Himmel ans Tanzen bringen soll.“

Von allen diesen Beschäftigungen wird aber die Wahrsagekunst zumeist von den „Herren“ bevorzugt, wohl deshalb, weil sie sich am rentabelsten erweist. Natürlich will das Wahrsagen auch erlernt werden, „denn niemand wird als Prophet geboren.“ Zu diesem Zwecke werden blinde Kinder einem Wahrsager in die Lehre gegeben, dem sie gewöhnlich als Wegweiser dienen. Freilich ist der kleine Führer selber blind, weil er aber vorangeht, fällt er zuerst in die Pfütze. Gerade wie anderswo auf der Welt sind die chinesischen Evastöchter in hohem Grade von der Neugierde geplagt und sie möchten gar zu gerne den Schleier der Zukunft gelüftet sehen. Ist der Mann nicht zu Hause, und zieht ein Blinder daher, so wird er sicherlich bei der Frau gute Geschäfte machen. Die Laute, welche er seiner Zymbel entlockt, klingen so vielsagend und geheimnisvoll, und auch das arme Chinesenweib, an der Kornmühle schwitzend, hofft noch auf bessere Tage. Geriebene Frauen stellen bisweilen erst eine Probe an auf die Echtheit des Propheten,

denn es gibt auch „Blinde“, die nur geschäftshalber die Augen zuzwicken, in Wahrheit aber damit sehen können. Es wird daher dem Ankömmling eine Schüssel voll Wasser in den Weg gestellt; geht der „Blinde“ an derselben vorbei, oder schreitet er über sie hinweg, ist es nichts mit seiner Kunst und aus mit seinem Geschäfte, und anstatt sich von ihm die Zukunft enthüllen zu lassen, hetzt man den Hund auf ihn. Stolpert er aber über die Schüssel, dann setzt es freilich einige chinesische Donnerwetter ab, und er verlangt nunmehr zu seinem Prophetenlohn noch neue Strümpfe und Schuhe oder einen Ersatz für seine durchnäßten Pedale. Aber was läßt man es sich nicht alles gern kosten, wenn bereits das Morgenrot einer glücklichen Zukunft zu dämmern beginnt! Arme Seele du! wiederum bist du um eine Handvoll Käsch ärmer geworden, und deine Zukunft bleibt so grau wie vorher.

Einem, der vergeblich Geld und Talent verschleudert, bezeichnet man im chinesischen Sprachgebrauch als einen „Blinden mit der Laterne“; umsonst verbrennt er Docht und Öl. Von einem Schlaumeier, der wenig spricht und viel denkt und sich täppisch benimmt, sagt das Sprichwort: „Der Blinde weiß auswendig, wieviel Klöße er gegessen.“ Lügen werden als „blinde Worte“ bezeichnet (chia chua) und die Phantasie als „Herzensauge“ (sin mu). Als Führer benutzt der einzelne Blinde einen langen Stab, den er „Lichtstütze“ nennt; er selbst gilt in den chinesischen Schriftzeichen als ein Mann, „für den die Sonne untergegangen ist, der Mond sich aber versteckt hat.“ Confuzius soll jedem Blinden der ihm begegnete, ein Zeichen der Hochachtung gegeben haben, und von ihm sollen sie die ehrende Bezeichnung sien-schöng, „Herr“, bekommen haben.

Da es in China verhältnismäßig sehr viele blinde Kinder gibt, werden dem Missionar oft genug solche arme Wesen angeboten. In unserer Missionsstation Puoly haben wir deren nicht weniger als fünfzehn, alt und jung, männlichen und weiblichen Geschlechts. Die alten werden zumeist in der Mühle beschäftigt; die jungen müssen spinnen, Rosenkränze ketten und ihre Lektion lernen. Sie können das um so leichter, da ihr sehender Nebenmann die Lektion laut aus dem Buche vorliest, bezw. herunterschreit.



Schmuckgegenstände.

Finger, Hände und Ohren waren fast bei allen Völkern schon von alters her die Hauptträger der menschlichen Eitelkeit. In einigen Ländern, wo die Füße unbedeckt sind, werden auch diese noch mit in ihren Dienst gezogen und an den Gelenken mit einem oder mehreren Ringen geschmückt. Die Chniesen nun sind im Tragen von Schmuckgegenständen von jeher ziemlich nüchtern gewesen, ähnlich wie im Kleidertragen.

Was zunächst die Ohrringe angeht, so ist wohl keine Frau und kein Mädchen zu finden, das nicht ein Öhr im Ohr hätte, ob aber immer ein Ring darin hängt oder ein sonstiges Gehänge, ist eine andere Frage. Dem Kinde wird schon beizeiten das Ohr durchlöchert, dann nämlich, „wann es noch nicht wehe tut". Die Mutter oder Großmutter nimmt zwei kleine Bohnen (綠豆 lü tou), legt das Ohrläppchen dazwischen und reibt dann eine Zeitlang die Bohnen gegeneinander. Dadurch soll das Blut von der zu durchstechenden Stelle weichen. Tatsache ist denn auch, daß bei der Manipulation kein Tröpfchen Blut vergossen wird; ich habe mich selbst davon überzeugen können. Damit das Loch nicht wieder zuwächst, wird ein seidener Faden hindurchgezogen. Später muß das Kind dann selber sehen, womit es seine Ohrläppchen schmückt. Findet es ein Stück Draht oder einen krummen Nagel, so sind das schon taugliche Dinge dafür. Natürlich tragen in besseren Familien die Mädchen auch in jungen Jahren regelrechte Ohrgehänge von Silber oder gar von Gold. Doch auch das Kind aus armer Familie muß wenigstens einmal im Leben seine Ohren schmücken, wenn es nämlich als junge Braut die Hochzeit feiert. Wenn eben möglich, kaufen die Eltern versilberte Ohrringe; fehlt aber dafür das Geld, so werden solche geliehen von Freunden oder Nachbarn. Im allgemeinen haben die Ohrringe eine große Form und sind primitiv gearbeitet. Da es das ausschließliche Recht des weiblichen Geschlechtes ist, sich die Ohren mit Ringen zu schmücken, so tun es die Männer nur höchst selten, nämlich dann, wann sie einem bösen Dämon weismachen wollen, der junge Weltbürger, der so eben das Licht erblickt, sei ein Mädchen. Es wird ihm deshalb auch ein Mädchenname beigelegt und ein Loch ins Ohr gestochen, und er trägt so lange ein Ringlein darin, bis man ihn seines Lebens sicher glaubt.

Weniger wichtig und heutzutage auch weniger gebräuchlich ist das Tragen von eigentlichen Fingerringen. Eine Mannsperson wird damit überhaupt höchst selten gesehen. In früheren Jahren, als das

Bogenschießen noch recht in Brauch war, bedienten sich die Schützen eines breiten Daumenringes aus Silber, Elfenbein, Schildpatt, Fischbein oder Jade. Derselbe diente zum Straffziehen des Bogens und wurde paen tsche 搬指 genannt. War jemand im Besitze eines recht kostbaren Bogenspanners, dann trug er ihn stets am Finger, aus Furcht, er könne ihm anderswo abhanden kommen. Kostbar wird das Ding meistens durch sein Alter, „wenn die Kraft des Daumens hineingezogen ist“. Auf derartigen Ringen entstehen durch das ständige Tragen bisweilen ähnliche Gebilde, wie wir sie auf alten Pfeifenköpfen aus Meerschaum sehen können. Es ist da erklärlich, daß auch der Bogenschütze a. D. noch seinen Ring bis ins hohe Alter hinüberträgt als Schmuck und als Erinnerung.

Außer dem Bogenspanner tragen die Männer nur mehr „Abstinenzringe“. Es handelt sich dabei um solche Leute, die früher entweder dem Übermaße im Trinken fröhnten, arge Spieler waren oder dem Opiumgenusse huldigten. Wenn nämlich die Vorstellungen und Ermahnungen von seiten der Verwandten nicht mehr fruchten, wenden sich diese an die Freunde des Unverbesserlichen. Diese sollen das letzte Mittel versuchen, damit der Sünder sein Lasterleben aufgebe. Die Freunde lassen einen silbernen Ring schmieden, auf dem zwei Charaktere eingraviert sind: tjä ziu, tjä tu oder tjä ien 戒酒, 戒賭, 戒煙 — Abstinenz vom Wein, Abstinenz vom Spiel oder Abstinenz vom Opium. Dann wird ein Fest veranstaltet, auf welchem der zu bessernde Freund die Hauptpersönlichkeit bildet. Und bekanntlich geht auch bei den Chinesen der Weg zum Herzen über den Magen. Haben sich alle bei Speise und Trank gütlich getan und ist man in gehobener Stimmung, so wird der Abtinenzring hervorgeholt und dem nichts ahnenden Freunde an den Finger gesteckt. Doch er ist jetzt zu allen Opfern bereit: hoch und heilig verspricht er, hinfüro keinen Wein mehr anzurühren, keine Spielhölle mehr zu besuchen, dem Opiumgenuß vollends zu entsagen. Aber man will auch Beweise, daß es ihm Ernst ist mit seinem Versprechen. Er muß sich verpflichten, sobald er seinem Gelübde untreu geworden, alle Freunde zu einer Mahlzeit einzuladen oder eine bestimmte Summe Geld zu zahlen. Mancher wird durch das Mittel geheilt, mancher aber übertritt seine Vorsätze wieder, obschon der Ring an seinem Finger einen beständigen Appell an sein Ehrgefühl und nicht minder an seine Kasse richtet.

Heiratsringe werden nur an der Frauenhand gefunden. Dieselben werden tjä tsche 戒指 oder tjä liu 戒溜 genannt: „Meide

das Hinzeigen“ — „hüte dich vor dem Herumspazieren“. Das weibliche Geschlecht soll immer gesittet sein, und dazu gehört vor allem, daß es seine Augen in Obacht nehme und bescheiden vor sich hinschaue. Wollte eine Frau aber gar mit dem Finger auf etwas oder jemand zeigen, dann würde sie als lose Person gelten. Überhaupt soll sie sich daheim aufhalten, d. h. innerhalb der vier Wände des eigenen Hauses; daran wird sie schon durch ihren Namen erinnert: Tja-Li, Hausfrau (wörtlich: „drinnen im Haus“). Aber auch der Fingerring „Meide das Herumspazieren“ soll sie beständig an ihre Pflicht ermahnen. Begreiflicherweise haben die Fingerringe da weniger den Charakter eines Schmuckgegenstandes als vielmehr eines Erinnerungzeichens.



Waisenmädchen aus Puoly.

Während in Europa die gefürchteten Schwiegermütter meistens nur eingebildete „Hausdrachen“ sind, ist die lao nian (老娘 Schwiegermutter) der Chinesen nicht selten ein solcher in Wirklichkeit. Unzählige arme Frauen haben sie zur Verzweiflung und damit in den Brunnen getrieben. Erst recht übel ist aber die arme Frau daran, wenn die Zeit kommt, wo ihr die Arbeit schwer zu fallen beginnt. Um nun die Schwiegermutter auf ihren Zustand aufmerksam zu machen, wurde in früheren Zeiten an den kleinen Finger ein Ring gesteckt. Nach Verlauf eines Monats wurde der nächstfolgende Finger mit einem Ringe versehen. Die Schwiegermutter sollte dadurch aufmerksam gemacht werden, daß die junger Frau mit mehr Schonung zu behandeln sei und daß sie ihr die Arbeit

erleichtern möge und zwar um so mehr, je zahlreicher die Ringe an ihren Fingern sind. Nach dieser Version soll sich das 戒 tjä: „enthalten“ nicht so sehr auf die Frau beziehen, als vielmehr auf ihre Umgebung. Soweit uns die chinesischen Schwiegermütter bekannt sind, wäre nur zu wünschen, daß auch heutzutage eine derartige Einrichtung noch zu Ehren bestände.

Die Hauptschmuckgegenstände des „schönen Geschlechts“ in China bestehen in der Kopfbedeckung am Hochzeitstage und in der kleinen Fußbekleidung zeitlebenslang. Besagte Kopfbedeckung heißt Fung-kuen, 鳳冠 „Phönixmütze“, und hat Ähnlichkeit mit der Krone, wie sie in früheren Zeiten die chinesischen Kaiser trugen und wie sie heutzutage vielfach noch die Häupter der Götzen schmückt. Vom obern Rande hängen Perlschnüre herunter, welche die Stirne und teilweise auch das Gesicht der Braut verdecken. Für gewöhnlich aber trägt die chinesische Frau nur einen Haarhalter; will sie sich besonders fein machen, so wird eine Blume ins Haar gesteckt. — Jede Dame verfertigt sich selbst die Schuhe. Es ist das auch selbstverständlich; weiß doch jede am besten, wo sie der Schuh am meisten drückt, und für die chinesischen „Lilien“ wäre überhaupt kein einheitlicher Leisten zu finden. Der Schuh bildet denn auch besonders den Hauptgegenstand, an dem die chinesische Frau ihr Künstlertalent erproben kann, wenn sie solches besitzt, zumal in der Kunststickerei. Wenn sie etwas Hervorragendes darin leistet, tut sie sich nicht wenig darauf zu gute. Anders wird es, wenn kleine Kinder die Muttersorgen in Anspruch nehmen. Aber auch für das kleine Baby liefern wieder Kopfbedeckung und Schuhe die vorzüglichsten Verschönerungsmittel. Die Mutter verfertigt beide Dinge selber, und man gebraucht weder Meister Fips noch seinen Kollegen, den Schuhmacher. Verfügt sie über genügende Phantasie, so verwandelt sich der Hut des kleinen Knirpsse nicht selten in einen Löwenkopf, die Schuhe aber tragen am vorderen Ende das Bild der „Mies“. Als gewöhnlicher Schmuck für die Kindermütze wird ein kleiner Spiegel darauf genäht. Ist dem Kinde noch eine „trockene Mutter“ beigegeben, so legt ihm diese alsobald ein silbernes Kettchen um den Hals, das nicht eher abgenommen werden darf, als bis das junge Wesen zur Braut oder zum Bräutigam herangewachsen ist. Tags vor der Heirat wird dann das Kettchen von der „trockenen Mutter“ abgenommen, und die gegenseitigen Beziehungen nehmen hiermit ein Ende. Knaben tragen gelegentlich am Fuße einen silbernen Ring, nicht allein zum Schmucke, sondern auch als Talisman zum Schutze gegen böse Geister.

Mit Monokel oder Kneifer schmückt der vornehme Zopfträger seine Nase nicht: diese Dinge passen nicht für ein Chinesenauge und eine Stumpfnase; aber eine gewaltige Hornbrille mit dunklem Krystall soll die Denkerstirn kennbar machen und zugleich der Visage den gewünschten Schönheitsstempel aufdrücken. Pfeife und Fächer geben, abgesehen vom praktischen Werte, auch noch Gelegenheit, einen Schmuckgegenstand daraus zu machen, und darum fächelt sich mancher Geck ohne daß es ihm heiß ist; er will nur seinen kunstvollen Windflügel bewundern lassen. Und gar mancher Nichtraucher trägt die Pfeife mit sich herum, weil sie viel Geld gekostet hat und in die Augen sticht. Zur Vervollständigung des Schmuckes gehört dann endlich noch ein Bündelchen Miniaturgerätschaften, die meistens aus Silber gearbeitet sind und am obersten Knopfe des Rockes glänzen. Ohrlöffelchen, Zahnstocher, Augenpincette und ein Bartkämmchen sind die gewöhnlichsten Gegenstände dieser Art, welche zwar für den Gebrauch wenig Wert haben, aber zur Ausstaffirung eines chinesischen Gentleman gehören. Wer sich's leisten kann, kauft sich heutzutage eine Taschenuhr, um damit Großtuerei zu treiben, wie es auch wohl anderswo geschieht. Ostentativ wird sie in einem fein gestickten seidenen Säckchen am Gürtel getragen, und fragt man den Besitzer, wie spät es sei, so fühlt er sich geschmeichelt. Wer die Windbeutelei aber voll machen will, schmückt seinen Gurt mit einem Riechsäckchen, das ebenfalls aus kostbarer Seide gestickt ist. Drinnen ist Moschus und allerhand Duftiges eingenäht, das aber für eine europäische Nase durchaus nicht immer angenehm zu riechen ist.



Die Ziegelbrennerei.

Die chinesischen Geschichtsbücher berichten, daß der Mytenkaiser *Schen-Nung* seinem Volke die Bereitung von Ziegelsteinen zuerst gelehrt habe. Zur Zeit des Kaisers *Schao-Kin* soll die Anlage von Ziegelöfen besonders am Laufe der Flüsse gemacht worden sein, und als Material soll man den Flußschlamm verwendet haben. Die Gebrauchsgegenstände aus damaliger Zeit seien deshalb besonders stark, ja sogar unzerbrechlich gewesen. Jedenfalls haben die Chinesen seit vordenklicher Zeit sowohl Ziegelsteine und Dachziegeln, als auch mancherlei Gerätschaf-

ten zu formen und zu brennen verstanden, so daß die Gefäße aus alter Zeit uns heute noch Bewunderung abnötigen.

Was die Herstellung von Backsteinen und Dachziegeln betrifft, so steht diese auch jetzt noch auf äußerst primitiver Anlage. Wo man geeignete Lehmerde findet, wird mitten im Felde der Ofen gebaut. Er bildet ein Tonnengewölbe und wird in der Weise hergestellt, daß man die Füllung des zu erbauenden Ofens zugleich mit der Außenwand emporführt. Als Material gebraucht man große Luftziegel; die unterliegende Füllung dient dem Gewölbe zunächst als Stützpunkt. Wenn dann die Steine gar gebacken sind, können sie ohne irgend welche Gefahr fortgenommen werden, und der Ofen ist fertig. So sind die Chinesen ungemein praktisch und erreichen mit äußerst einfachen Mitteln ohne besondere Auslagen ihr erstrebtes Ziel. Damit recht wenig Wärme nach Außen verloren geht, wird der Ofen mit einer mehrere Fuß dicken Erdschicht überdeckt. Er sieht von weiten wie ein kleiner Hügel aus.

Auf dem Scheitel des Ofens wird eine Fläche hergestellt, die mehrere Meter im Durchmesser hat. Ein bequemer Weg führt von außen in Schlangenwindung hinauf. Ist die Fläche gut geebnet, wird sie einige Zentimeter hoch mit Ofenasche bestreut. Sobald nun die Heizung so weit vorangeschritten ist, daß die Steine durch und durch erglühen, werden die beiden Öffnungen des Ofens (Feuerung und Rauchfang) mit Erde hermetisch abgeschloßen und gut verschmiert. Sofort beginnt dann das Wassertragen. Ein Dutzend Arbeiter müssen stundenlang in Eimern das Naß zum Scheitel des Ofens schleppen, wo es auf die mit Asche bestreute Fläche gegossen wird. Die Asche hat den Zweck, daß sie das Wasser nur ganz allmählich durchsickern läßt. Auf diese Weise wird das Feuer gelöscht, und daher stammt die graue Farbe der chinesischen Ziegel. Als Grund dieses Verfahrens wird meistens angegeben, es sei dem gewöhnlichen Manne verboten, gelbe oder rote Steine zu benutzen. Der eigentliche Grund ist aber der, daß man durch diese Art des Löschens die Steine um vierzehn Tage früher aus dem Ofen tragen kann und nicht auf ein allmähliches Erkalten zu warten braucht. Den Ziegelbrennern liegt nämlich sehr viel daran ihre Zeit gut auszunutzen, da die zum Brennen günstige Zeit nur kurz bemessen ist. Während zwei bis drei Monate im Frühjahre und im Herbst müssen sie sich sputen. Sommer und Winter sind wegen der Witterungsverhältnisse zum Ziegelbrennen nicht geeignet. Tatsache ist freilich, daß für kaiserliche Bauten und Pagoden meistens gelbe oder rote Steine und Dachziegel benutzt werden. Die Farbe besteht aber in einer

Glasur, die eigens aufgetragen wird. Von Natur aus rote oder gelbe Steine backt der Chinese überhaupt nicht.

Ist die Ernte gut gewesen und haben die Getreidekörbe ein behäbiges Aussehen, so gibt es auch Baulustige. Entweder will man massiver bauen lassen, oder die im Sommer baufällig gewordene Wohnung nötigt eine bessere an deren Stelle zu setzen. Oder ein Sprößling will in Bälde eine Lebensgefährtin zu sich nehmen, (d. h. die Eltern wollen es), und da muß für das neue Paar auch ein neues Heim geschaffen werden. Falls nun die Ernte gut ausgefallen ist, baut man solide und gebraucht wenigstens zum Fundamente Backsteine. Andernfalls „behilft man sich". In Erwägung dieser Umstände betreiben die Ziegelbrenner ihr Geschäft. Ist das Feld abgeerntet, so wird ein Ofeninhaber aufgesucht und mit diesem verakkordiert. Will er selbst das Oberhaupt machen, so muß er vorläufig für die Beköstigung der Leute sorgen, während diese die Luftziegel machen und den Ofen in Stand setzen. Ein guter Arbeiter kann am Tage achthundert Luftziegel herstellen, die nach einigen Tagen mauernweise aufgeschichtet und mit dem Brennmaterial überdeckt werden. Dieses besteht aus Hirsen- und Weizenstroh, Sorgho- und Maisstengeln. Am Meisten bevorzugt ist das Weizenstroh; es soll die klangvollsten Steine liefern. Sind so viele Steine getrocknet, daß ein Ofen damit angefüllt werden kann, beginnt das Brennen. Mit dem Herstellen der Luftziegeln fährt man fort, bis der Frost einsetzt. Die Feuerung dauert in der Regel acht Tage lang, der erste Ofen aber muß noch einige Tage länger geheizt werden.

Sind die fertigen Steine herausgetragen, so stellen sich allmählich Käufer ein. Von jedem Zehntauend Steine erhält das Oberhaupt ein Tausend. Zudem werden ihm jetzt die Auslagen für die Beköstigung der Arbeiter vergütet. Stellt sich heraus, daß man nicht auf die Unkosten kommt, weil Kost und Brennmaterial zu teuer geworden sind, so nehmen die Arbeiter nicht selten Reisaus und lassen das „Oberhaupt" in der Patsche sitzen. Überhaupt ist bei der Ziegelbrennerei der Verdienst nicht sonderlich groß; es sind gewöhnlich arme Schlucker die sich damit abgeben. Es gilt als sprichwörtlich, daß das Oberhaupt einer Ziegelbrennerei sich auf Ungemach gefaßt machen muß. „Wer sich Verdrießlichkeiten aufhalsen will, der kaufe ein Kopfkissenland[1]), mache einen Ziegelofen oder er nehme sich eine zweite Frau" sagt ein Sprichwort.

[1]) Kopfkissenland wird ein schmaler Streifen genannt, der der Länge nach zwischen den Ländereien anderer Leute liegt. Diese werden dann beim Pflügen auf diesem Streifen kehrtmachen und die Frucht vertreten.

Falls der Ofeninhaber aber nur die Benutzung des Ofens sowie den Lehm freistellt, woraus die Ziegeln gemacht werden, so kommen für jedem Ofen drei bis fünf Tiao in Auszahlung je nach der Menge Steine, die der Ofen fassen kann. In diesem Falle stellt sich ein anderer als Oberhaupt an die Spitze und nimmt die Beköstigung der Arbeiter in die Hand.

Kleinbauern, die mehr Brennmaterial geerntet haben, als sie verbrauchen, tauschen den Überfluß desselben an Ziegelöfen gegen Steine aus. Zu Hause mag Niemand gerne einen großen Haufen Stroh und Sorghostengel aufbewahren, denn der Chinese sucht sich mit Vorliebe dadurch an seinem Feinde zu rächen, daß er ihm den roten Hahn aufs Dach setzt. Bei der Ziegelbrennerei muß deshalb auch immer während der Nacht Jemand wachen, und man hütet sich ja, das Bettelvolk zu beleidigen. Die Ziegeleien sind daher eine Zufluchtstätte für die Bettler während der Nacht.

Als Schutzheiligen verehren die Ziegelbrenner den Lao-tse. Bevor der erste Ofen angezündet wird, bringt man ihm Opfer und verbrennt Weihrauch und sein Bild hängt irgendwo in einer kleinen Nische. Lao-tse soll nämlich fünf Schüler gehabt haben, von denen einer ein Ziegelbrenner war.

Der Chinesenköter.

Schon Manchen, die einige Zeit in China waren und sich bei Land und Leuten umhergeschaut, werden die schäbigen Hunde geärgert oder vielleicht auch gedauert haben. Ja, wen sollte auch ein so elendes Geschöpf nicht dauern, das da mit eingezogenem Schwanz und scheuem Blicke umherschleicht, meistens dort, wo es am meisten stinkt. Es scheint nur eine Beschäftigung zu kennen, nämlich etwas zu erhaschen oder zu naschen, um seinen Hunger zu stillen. Gute Tage hat die arme Kreatur noch nicht viele gehabt, das sieht man ihr an, und bei ihrem Anblicke kommt einem so recht zum Bewußtsein, wie verschieden das Loos hienieden verteilt ist, selbst bei den Tieren. Wäre der elende Köter neidischer Gedanken fähig, ganz gewiß würde er sie bekommen, wenn er das Loos von manchem Teckel mit dem seinigen vergliche. Jener hat sogar einen Namen, auch scheint er höhere Bildung genossen zu haben, da sein Herr bisweilen englisch mit ihm spricht oder französisch — er muß sich mit dem allgemeinen

„kou“ begnügen, was Hund heißt und Niemand würdigt ihn eines freundlichen Wortes oder Blickes. Nur wenn er als Braten feil geboten oder von seinem harten Herrn selbst verspeist wird, heißt er *„tjuen“*, das allerdings auch Hund bedeutet, aber doch der vornehmen Sprache entnommen ist,

So ein chinesischer Hund ist denn auch taub und stumm gegen alle Liebenswürdigkeiten, und wenn man ihm solche erweisen will, bezieht er sie nicht auf sich. Ruhig hält er seinen Schwanz zwischen den Beinen, die Wedelmuskeln sind bei ihm überhaupt nicht ausgebildet. Bei Tage liegt er an der Straße oder noch öfter mitten darauf, und es ist ihm wenig daran gelegen, ob er überritten oder überfahren wird, denn an dem Leben hängt er durchaus nicht. Während der Nacht allerdings waltet er seiner Geschäfte, er bewacht Haus und Hof und bellt mit, wenn andere Hunde es ihm vormachen. So verdient er die spärlichen Brocken, die von seines Herrn Tische fallen. In der Regel aber fällt nichts herunter, denn Knochen gibt es in den Bauernküchen gewöhnlich nur zu Neujahr, und dann haben die Kinder selbige schon abgenagt, und die Hausfrau hat sie zerschlagen, um das Mark zu bekommen, so daß selbst ein Hundezahn nichts mehr daran zu nagen findet. Er muß sich mit Spülwasser begnügen und Häckselbrot (*„Kang-uo-uo“*), im Übrigen aber ist er auf seine eigene Erfindungsgabe angewiesen, um seinen Lebensunterhalt zu fristen.

Armes Tier Du, — — nein doch nicht, denn je elender und räudiger Du bist, um so mehr hast Du Aussicht, der Träger großer Kostbarkeiten zu sein.

In den chinesischen Apotheken gibt es ein Heilmittel, das unter dem Namen *„kou pao“* bekannt ist. Kou pao heißt Hunde-Kostbarkeit und diese Medizin wird dann in der Tat als Kostbarkeit für schweres Geld bezahlt. Sie wiegt ungefähr Gold auf im Gewichte und soll ein unfehlbares Heilmittel sein gegen Krankheiten, die tief eingewurzelt und schlecht zu heilen sind. Besagte Medizin aber entstammt eben dem Schädel eines Köters, — absichtlich sage ich Köter, denn bei wohlgenährten und schönen Hunden ist sie nicht zu finden — der obendrein noch recht alt sein muß. Erfahrene bewährte Aerzte können es meistens dem Hunde ansehen, ob sich in seinem Kopfe so eine Kostbarkeit ausbildet, und wenn das der Fall ist, suchen sie ihn zu kaufen, sollte er auch hoch im Preise sein.

Um aber die kostbare Medizin zu bekommen, muß noch der rechte Augenblick abgewartet werden. Der Hund muß heulen. Heulen tut aber nicht jeder Hund; die meisten tun es nur dann,

wenn sie Vorgeschichten oder Spukbilder sehen oder Musik hören, und deshalb muß oft lange gewartet werden, bis die ersehnten Laute gehört werden. Sobald der Hund aber zu heulen beginnt, ist der Augenblick gekommen, die wertvolle Medizin in Empfang zu nehmen, und damit hat denn auch die letzte Stunde des armen Köters geschlagen. Während er seine Schnauze in die Luft streckt und recht jämmerlich heult, schleicht sich der bewährte Lebensverlängerungs-Praktikant von hinten heran und schlägt ihn mit einem Knittel in den Nacken. Husch — die Hunde-Kostbarkeit rollt in Gestalt einer roten Kugel dem Tiere aus der Schnauze: das ist die „Kou pao“; der „Kou“ aber stirbt sofort, selbst wenn der Schlag nicht tötlich war, denn er kann ohne die pao nicht mehr leben. —

Also man verachte nicht zu sehr das chinesische Hundevieh, denn es ist bisweilen Inhaber seltener Schätze. Wer aber Zweifel an der Geschichte hat, besuche nur einmal eine chinesische Apotheke und verlange „kou pao“ und lasse sich die Genesis des Wundermittels erzählen; er wird das Nämliche hören, was er hier gelesen — falls der Chinese nicht noch Neues dazu schwindelt.

Das Pferd,

wie es von den Chinesen betrachtet und beschrieben wird.

要受窮，玩活龍

Wer arm werden will, braucht nur mit lebenden Drachen zu spielen. Das ist eine Regel, die jenen zur Beherzigung empfohlen wird, die passionierte Pferdeliebhaber sind und große Summen daran verschwenden, um mit Pferden prahlen zu können. Unter „lebenden Drachen“ wird nämlich ein Pferd verstanden, denn jedes Pferd soll eine halbe Drachennatur haben. Handelt es sich aber um einen Durchgänger, der acht Fuß in der Höhe mißt und in der Zeit von vier und zwanzig Stunden einen Weg von tausend Li zurücklegt, so gilt er als eigentlicher Drache. Daß es solche Drachenpferde gibt, ist natürlich eine Fabel, aber die chinesischen Bauern glauben fest daran.

Vor mir liegt ein Buch betitelt: 相馬經 *(siang-ma-king)* „Betrachtung über das Pferd“. Darin sind viele Belehrungen enthalten, die sich auf die Behandlung der Pferde beziehen und

Unterweisungen, die bei ihrem Kauf zu beobachten sind. Es werden mancherlei Ratschläge darüber unterbreitet wie das Tier in gesunden und kranken Tagen verpflegt werden soll und dergleichen mehr.

Zunächst lernen wir die Eigenschaften kennen, die ein gutes Pferd auszeichnen müssen. Der Verfasser scheint über eine reiche Phantasie verfügt zu haben, und der Leser muß bisweilen die eigene schon etwas anstrengen, will er die richtige Vorstellung von einem rechten und echten Pferde bekommen.

Die Augen sollen wie ein hängender Spiegel sein; erscheint die ganze Gestalt des Menschen darin, so ist das Tier noch jung an Jahren; je älter es wird, um so weniger erblickt man darin vom eigenen Bilde. Kupferbraune Augen werden am meisten bevorzugt; ein Tier mit kleinen Augen ist furchtsam, große Augen sind ein Zeichen von Mut. Der Leib gilt als Festungsmauer, die unten breit, sich nach oben hin verjüngt. Der Rücken stellt den Feldherrn dar, der tapfer im Streite, die schwersten Lasten zu tragen sich nicht scheut. Der Kopf ist wie ein König vom Ganzen; er habe markierte Formen und sei kräftig gebaut. Das Zahnfleisch sei rot und glänzend, die Kniee rund wie Quitten. Ein Füllen, das ohne Haare zur Welt kommt, entwickelt sich zu einem „Drachenpferde“ und läuft in einem Tage tausend Li weit. Tut es aber beim Wasser lassen nach Hundeart, macht es nur die Hälfte des Weges. Die Brust sei breit und voll, die Hüftenknochen dürfen kaum hervorragen, die Beine seien vier Säulen gleich. Beim Laufen dürfen die Füße kaum den Boden berühren und keinen Staub aufwirbeln.

Ein Pferd, das den Kopf hoch trägt, ist kräftig; je weniger Fett im Gesicht hängt, um so mehr Kraft ist in den Beinen. Sind die Ohren klein, so ist auch die Leber klein, und das Tier vermag den Willen seines Herrn zu erraten. Große Ohren werden leicht taub und sind schlecht beweglich. Eine große Nase setzt eine große Lunge voraus, und diese befähigt zu schwerer Arbeit und schnellem Lauf. Auch beim bestgenährten Tiere sollen die Knochen noch sichtbar sein, aber niemals darf es so mager sein, daß man kein Fleisch mehr daran entdecken kann.

Als vorzügliche Pferdefarben gelten schwarz und weiß; ein weißes Tier aber, das schwarze Füße und einen schwarzen Schweif hat, wird am Meisten bevorzugt. Besondere Beachtung verdienen die Haarwirbel. Je nach der Stellnng die sie einnehmen, hat das Tier mehr oder weniger Wert. Mag das Tier sonst in jeder Beziehung einwandsfrei sein, so verliert es ganz bedeutend an Wert, wenn sich auf den vorderen Hüften die Haare zu einem Wirbel vereinen. Dasselbe gilt, wenn die Haarlinien beim Ansatze des

Schweifes einen Wirbel zeigen. Erstere werden 淚旋 *(lei-chun)* „Tränenwirbel" genannt, weil sie bestimmt sind, die Tränen der schwergeprüften Schwiegertochter aufzunehmen, wenn diese ihre Mutter besuchen geht. Eine junge Frau wird deshalb weder Pferd noch Esel besteigen, die mit Tränenwirbeln behaftet sind. Am Kopfe soll der Haarwirbel in Mitte der Stirne sein; stehen zwei dem Steigbügel gegenüber, so bedeutet das Glück für den Reiter.

Beim Laufen ist darauf zu achten, daß der Schweif schlank herunterhängt; ein Renner, der das Schweifende nach Kuhart etwas emporhebt, hat weniger Wert. Noch größer aber ist der Fehler, wenn der Schweif schief gewachsen ist; dann muß durch Stechen in die Haarwurzel nachgeholfen werden. Bleibt das ohne Erfolg, so bindet man einen Backstein an das äußere Ende der Haare und läßt ihn so lange hängen, bis die Krümmung verschwunden ist, und der Schweif ein schneidiges Aussehen bekommen hat.

Begleiten wir unsern Gewärsmann auf den Markt zum Pferdekauf. Zuerst muß man die Mängel kennen, von denen ein gutes Pferd frei sein soll. Es werden deren acht aufgezählt, nämlich: großer Kopf auf kurzem Halse; schwacher Rücken auf dickem Bauche; kleiner Kopf und große Hufe; großer Kopf mit steifen Ohren; langer Hals mit ungelenkigem Rumpfe; spitzer Rücken, weiter Bauch; lange Rippen, kurze Flanken; räudige Haut, eckige Knochen. Von Weitem gesehen macht der Klepper einen großen Eindruck; erst wenn man ihn vor sich sieht, bemerkt man, daß er klein und dürr ist. Bei einem guten Rosse ist das Gegenteil der Fall. Für den Kauf gilt folgende Hauptregel:

Aus der Ferne schau auf die Farbe 遠看一張皮.
Nah bei, nimm die vier Füße in Augenschein 近看四隻蹄.
Große Augen, kleine Ohren, platte Schnautze 眼大耳小嘴頭齊.
Die Vorderfüße sollen stramm gleich zwei Säulen stehn 前腿像兩根棍.
Die Hinterbeine müssen gekrümmt sein wie ein Bogen 後腿像那弓背.
Alle vier zusammen stehen in gerader Linie 四腿兩行.

Das „Siang-ma-tjing" gibt des Weiteren Vorschriften über die Verpflegung des Pferdes. Es liebt einen trockenen Stand, in Feuchtigkeit oder Nässe geht es leicht ein. Man vermeide Reisstroh zu füttern, denn davon wird das Pferd ungelenkig in den Beinen. Dreimal im Tage verabreiche man ihm seine Portion in Wasser, Stroh und Getreide. Im Herbste oder Winter aber ist das Stroh mit Wasser anzufeuchten, während eine einmalige Tränkung am Tage

genügt. Wenn das Tier Wasser genommen hat, soll es eine Zeit lang herumgeführt werden, dadurch werden die Lebensgeister angeregt, und es bleibt flink auf den Beinen.

Es wird eine ganze Reihe Krankheiten aufgezählt, von denen das Pferd befallen werden kann; aber jedesmal sind auch die Mittel vorgesorgt, die zur Heilung dienen. Ein gedörrter Frosch z. B. der mit Alaun zu Pulver zerrieben ist, soll bei wunden Stellen auf dem Rücken mit wunderbarem Erfolge angewendet werden.

Schließlich werden noch einige Aufklärungen über die Verwandbarkeit des Fleisches gegeben, die einen Pferdemetzger intressieren dürften. Die Natur des Pferdefleisches ist herbe. Es soll nur kalt genossen werden. Hat es einen sauren Beigeschmack, so ist es giftig; dasselbe gilt von dem Fleische unter dem Sattel. Weiße Pferde mit schwarzen Kopfe oder schwarzen Füßen dürfen nicht gegessen werden, denn das Fleisch ist schädlich. Der Genuß von Zelterfleisch ist besonders jenen zu empfehlen, die schwach in den Hüften sind. Wer giftiges Pferdefleisch genossen hat, kann durch Schnaps und Essig die schädlichen Wirkungen wieder gut machen.

Soll ein Tier für die Rennbahn abgerichtet werden, muß es zuvor eine Entfettungskur mit durchmachen. In früheren Jahren wo das Militärexamen noch in Ehren bestand, und es viel von dem Pferde abhing, ob der Kandidat einen Rangknopf bekam oder nicht, mußten die Tiere erst tagelang eingedrillt werden. Mancher war selbst zu arm um ein eigenes Pferd zu halten; für solche standen Leihpferde zu Diensten, Ein Übungsritt wurde mit zweihundert Sapeken bezahlt; beim Examen aber kostete der Ritt einen Tiao.

Eine Entfettungskur besteht darin, daß unter das Futter eine Hand voll Teeblätter nebst etwas Alaun gemischt wird. Das Fressen wird nur einmal am Tage verabreicht und zwar gegen Abend. Das Tier wird aber von morgens früh bis gegen Sonnenuntergang herumgeführt und zwar so langsam wie möglich. Dadurch wird es derart ermüdet, daß die Beine allmählich nicht mehr mitwollen. Zur gegebenen Zeit legt es sich sofort nieder und streckt alle Viere von sich. Diese Ruhe tut ihm besonders wohl. Denn es ist eben das Gute solcher Müdigkeit, daß sie nicht lange andauert. In kurzer Zeit wird das Tier wieder munter, und wenn ihm nun das Futter gereicht wird, frißt es wie ein Wehrwolf. Um aber den Appetit noch mehr zu reitzen, wird ein Korb mit Hexel so gehängt, daß derselbe immer auf die Seite weicht, wenn es mit der Schnautze daran will. Je reicher der Schaumabfluß aus dem Maule stattfindet, um so besser für das Tier. Das mit Schaum untermischte Futter soll ihm nicht

gut bekommen. Nachdem dann die Krippe gereinigt ist, beginnt das Futter. Hat es sich sattgefressen und dann wieder geruht, sind am Morgen alle Lebensgeister dermaßen erwacht und frisch, daß das Pferd „dahinsaust wie ein fliegender Drache.“ Nach kurzem Ritt beginnt dann wieder das langsame herumführen bis gegen Abend. Nach Verlauf von drei Tagen ist das Roß gebrauchsfähig: „Das Fett hat sich in Fleisch und Sehnen verwandelt; alle Müdigkeit ist für immer verschwunden; Mut und Ausdauer werden seine stetigen Begleiter sein und Appetit hat es immer mehr als zu stillen ist.

Ein junges Pferd, das nicht parieren will, wird hauptsächlich durch Beißen in die Ohren gezähmt. Und so ein Chinese hat meistens gute Zähne und „giftig“ kann er auch schon werden. Dann werden die Ohren oft gebissen, daß das Blut herunterläuft. Der „Racker“ aber ist dann *t'ing-schuo* (parierend) und folgsam wie ein Lamm.

Eine Stute ist während der Tragezeit gut in Acht zu nehmen, daß sie nicht mit Ochsen an einer Krippe das Futter nimmt, denn in diesem Falle würde das Füllen ein hervorstehendes Unterkiefer bekommen und dadurch bedeutend an Wert verlieren.

Die Pferde der Bauern vom Lande machen in der Regel einen klepperhaften Eindruck. Es sind das bejahrte Stuten, die man an erster Stelle der Mauleselzucht wegen hält. Mit Vorliebe werden alte dafür benutzt weil diese am tragfähigsten sind. 老馬發三家 „Ein altes Pferd macht drei Familien reich,“ gilt als Bauerngrundsatz. So ein Mauleselfüllen ist natürlich eine gute Einnahme nebenbei, denn die Stute muß auf Feld und Hof ihre Arbeiten ebensowohl tun, wie Bruder Ochs oder Esel, die meistens ihre treuen Gefährten sind. Und wenn das junge Füllen in den Flegeljahren des Vergnügens halber mit auf den Acker geht, erfreuen sich alle drei an seinen tollen Sprüngen. Der Bauer aber hat die größte Freude, wenn er das Tier für einen guten Preis verhandelt hat und wo möglich hundert Tiao dafür in die Tasche stecken kann. Und sein Sümmchen wird verhältnismäßig leicht verdient, da die Füllen verkauft werden, wenn sie noch jung an Jahren sind. 只買無牙駒 *Tse mä u ja tjü* gilt da als Regel: „Erwerbe nur ein zahnloses Füllen“ (d. h. eines, das nur Milchzähne hat.) (不買兩牙驢) *pu mä liang ja lü* „Einen Esel mit zwei Zähnen meide zu kaufen.“ Das Zahnen macht die Tiere mager, darum ist besser, sie mit Milchzähnen zu verkaufen. Wenn die Zähne aber einmal ausgewachsen sind, dann verstehen es die Chinesen einen alten Veteranengaul als „jungen Studenten“ zu verschachern. Die Zähne werden mit Feilen bearbeitet wenn sie zu lang sind, und mit kleinen Bohrern macht man

künstliche Kunden (Vertiefungen) hinein. Einige Dosen Arsenik machen das Tier äußerlich blank und drall, und dermaßen sieht ein alter Klepper aus wie ein Junker auf Freiersfüßen. Doch hat die Freude des glücklichen Erwerbers nur kurze Dauer. Bald wird offenbar, was an der alten Haut gelegen ist. Aber der Betrug wird erst bemerkt, wenn es zu spät ist. Begreiflicherweise traut beim Handel keiner den andern und jedermann ist von vornherein der Überzeugung, daß er es mit einem Schelme oder Halunken zu tun hat, vor dem man sich in Acht nehmen muß.

Je nachdem das junge Tier der Mutter voraufgeht oder nachläuft, weiß der Chinese zu beurteilen, ob es bei Tage zur Welt gekommen oder während der Nacht:

„Das Tagesfüllen spaziert vorauf, das Füllen der Nacht geht hinterher“. 明駱在前, 暗駱在後.

Ein echtes Mongolenpferd muß drei Tage fasten können, ohne daß es Schaden leidet oder den Marsch versagt. Die Fastenkur wird meistens vorgenommen, wenn das Tier aus dem Norden in das Innere Chinas geführt wird. Die Fütterung ist dort verschieden. In der Überzeugung nun, daß auch für ein Pferd Hunger der beste Koch ist, wird dem Tiere während der ersten drei Reittage überhaupt kein Futter verabreicht, es muß sich mit Wasser begnügen, das man ihm nach Belieben anbietet. Wenn dann aber noch drei Tage sich die Krippe mit Stroh füllt, schmeckt ihm das weit besser als das Gras der Steppe, und fürderhin verspürt es kein Verlangen mehr darnach. Je besser überhaupt ein Pferd frißt, um so wertvoller ist es. Die Aufnahme des Futters muß schnell von statten gehen, und man sieht es nicht gerne, wenn sich das Tier wählerisch dabei zeigt.

Sicher ist, daß die Chinesen schon seit undenklicher Zeit das Pferd in ihren Dienst gestellt haben. Im Wörterbuch des Kaisers K'ang-chi befinden sich vierhundertzweiundfünfzig Schriftzeichen, die uns das Pferd in allen möglichen Eigenschaften, Altersstufen und Farben vorführen. Es begegnet uns da das mutige Pferd, das zornige Pferd, das Pferd mit weißen Füßen; das eine sehen wir springen, das andere wihern, ein drittes den Kopf tragen. Hat das Tier einen weißen Bauch, einen weißen oder schwarzen Schweif, einen Flecken auf der Stirne oder auf dem Rücken, so findet es eigene Benennung und Bezeichnung u. s. w. Mit dem Begriffe Pferd verbindet man auch den der Schnelligkeit. 馬上 (*Ma-schang*, zu Pferde) heißt: sofort; das Stichwort in Reclammeanoncen heißt 馳名 wodurch bezeichnet wird, daß sich der Ruf von der Güte des angepriesenen Artikels mit der Schnelligkeit eines Pferdes bereits auf

der ganzen Welt verbreitet hat. Einen taleutvollen Knaben nennt man 龍駒 *Lung-tjä* „Drachenfüllen". Als einen (五馬 *Wu-ma*) „Fünf-Pferdigen" wird der Mandarin bezeichnet, und die höchste Gelehrtenakademie in Peking, das *Han-lin-yüan* wird 金馬門 *(Kin-ma-men)* „die Türe mit einem goldenen Pferde" geheißen. Die Beamten in ihren Zeremonienkleidern tragen 馬蹄袖 *(ma-ti-siu)* „Pferdehufärmel, da die Umschlagsenden derselben (Vorderende) die Form von Pferdehufen haben. Über eine lange Toga zieht der Chinese bei feierlichen Gelegenheiten eine 馬褂子 *(ma-kua-tse)* einen „Pferderock," der bis an die Lenden reicht. Was man sich über den Ursprung dieser Kleidungsstücke erzählt, bedeutet heute freilich einen Spott auf die Zopfträger selbst. Ehemals als man die Mongolen aus dem Reiche der Mitte vertrieben und zum Schutze gegen sie eine große Mauer aufgerichtet hatte, wurden die Besiegten behandelt wie das Vieh. Das waren ja keine zivilisierten Menschen, sondern Wilde, gleich den Pferden, die sie ritten. Zum Spotte wurden ihnen denn (ma-kua-tse) „Pferdekleider" angezogen, die den Sattel vorstellen sollten. Die Vorderende an den Ärmeln bedeuten (ma-ti-siu) die Hufe der Rosse, ein roter Haarbusch auf dem Hute sollte an die Pferdemähne erinnern; den Zopf in Mitte des glatt rasierten Schädels bezeichnete man den Pferdeschwanz. Und damit auch der Schmuck nicht fehle wurde eine Perlenschnur, (heutige Mandarinenkette!) um den Hals gelegt, die das Schellenband vorstellen sollte, das die Reitpferde gewöhnlich tragen. Die Besiegten mußten sich das gefallen lassen; die Spottkleidung wurde allmählich Nationalkleidung. Als dann später die Mandschu den Drachenthron zurückeroberten, behielten sie die Kleidung bei ohne sich weiter um die Philosophio derselben zu kümmern.

Das verflixte Chinesisch.

Nicht nur europäische Ohren müssen beim Chinesischspechen gut „gespitzt" werden, wollen sie immer das Richtige hören: auch der Chinese versteht oft genug ganz etwas anderes, als was der Sprechende gemeint hat, und allerhand Mißverständnisse sind gar keine Seltenheit.

Da erscheint eines Tages, so erzählt eine chinesische Fabel, ein Gelehrter, der zeitlebens bei einer Schar Buben Lehrer gewesen war, vor dem Könige der Unterwelt, *Jenwang*. Dieser erkundigte

sich über die Verdienste und Verschuldungen des Mannes. Die „kleinen Teufel“ traten mit seinem Sündenregister vor — das Verzeichnis der Tugenden war dem armen Manne verloren gegangen — und beschuldigten ihn vor allem, daß er während seines Lebens den Schülern so viele falsche Charaktere (Schriftzeichen) beigebracht habe. „Das ist eine recht schwere Sünde“, sprach Jenwang, „dafür mußt du in einen Hund verwandelt werden.“ — „Ach, gnädiger Herr“, flehte der arme Gelehrte, „wenn ich doch einmal zum Hunde verurteilt bin, dann laßt mich wenigstens eine Hündin werden.“ — „Eine Hündin, weshalb denn grade das?“ — „Ach ich möchte gerne eine Hündin werden, denn im Litji (Buch der Ceremonien) steht geschrieben; Ist Reichtum im Anzuge, so schnappt ihn die Hündin fort; naht Ungemach heran, so geht ihm die Hündin aus dem Wege.“ Als Jenwang dieses hörte, schrie er in hellem Zorne: „Deine Dummheit hat keine Grenzen! Selbst in meiner Gegenwart liest du noch die Bücher verkehrt. Für einen Hund bist du viel zu dumm, du würdest niemals richtig bellen; ein stummer Fisch sollst du werden!“ Der arme Sünder wurde dann in Schuppen gekleidet und ins Meer geschickt.

Der Text heißt im Ceremonienbuche: „*Lin tz'e mu kou tei; lin naen mu kou mien.*“ Die Laute mu kou heißen Hündin; die Zeichen aber im Texte, welche auch mu kou gelesen werden, bedeuten sich nicht überstürzen, und dann kommt freilich ein ganz anderer Sinn heraus: „Ist Reichtum im Anzuge, so überstürze dich nicht, ihn fortzuschnappen; naht Ungemach heran, so überstürze dich nicht, ihm aus dem Wege zu gehen.“

Ein Chinese aus dem Süden wollte gern die Mandarinensprache[1]) erlernen. Sein Name war *Mingpei;* da er jedoch nichts weniger als ming-pei (klug) war, nannte ihn jedermann *Hutu*, d. h. dumm. Das gewöhnliche Platt des Landvolkes war für seinen hohlen Kopf nicht gut genug; er wollte gern mit den höheren Kreisen verkehren können, mit Gelehrten und Mandarinen und vor allem der Welt zeigen, daß er mit Fug und Recht seinen Namen trage. Da war es aber nötig, die Gelehrtensprache ordentlich zu verstehen und zu sprechen. Ein kleines Bündel mit wenigen Habseligkeiten war bald geschnürt, die Hauptsache darin waren einige Lot Silber; damit

[1]) Unter Mandarinensprache versteht man hauptsächlich das höhere Chinesisch, wie es in den nördlichen Provinzen und besonders in Peking gesprochen wird. Der Dialekt im südlichen China ist davon vollständig verschieden, und deshalb versteht ein Südchinese den Nordchinesen in der ersten Zeit ebensowenig wie ein Franzose den Engländer.

gedachte Hutu seinen Lehrer, der ihm die Mandarinensprache beibringen werde, zu besolden. Ein Schiff brachte ihn nach wenigen Tagen an einen großen Hafenplatz. Dort war viel Volk versammelt, hauptsächlich Kaufleute und Kulis. Keinem fiel es ein, den „simpelen Südländer“ *(Naenmaentse)* zu beachten, denn Fremde gab es dort alle Tage zu sehen. Hier werde ich schwerlich einen Lehrer finden, dachte Hutu; hier scheint die Weisheit keinen rechten Boden zu haben. Er nahm deshalb sein Bündel auf den Rücken und zog des Weges zu Fuß weiter.

Als er einige Tage marschiert war, kam er in ein kleines Dorf, darin war es still und friedlich. Hier ist Ruhe und Einsamkeit, dachte unser Held, da kann ich ungestört der Weisheit dienen. Eben sah er eine Anzahl Leute aus einem niedrigen Hause kommen, in schmutzigen und zerlumpten Kleidern, während andere von gleichem Aussehen dort einkehrten. Da muß wohl eine Hochschule sein, murmelte Hutu still vor sich hin uud ging ohne weiteres hinein. Der Ort war aber keine Hochschule, sondern eine Kneipe für Kartenspieler und loses Gesindel. „Vorsicht! kein As noch zwei!“ rief ein Spieler in erregtem Tone. Das ist sicher Mandarinendialekt, dachte Hutu, näherte sich den Spielern und flüsterte mit bescheidener Stimme: „Was sprecht ihr denn da?“ — „Fort von hier!“ schrieen ihm die Spieler zu, denn sie merkten wohl, daß er aus fremder Gegend kam. — „Ich habe Silber in meinem Bündel“, sprach Hutu. — „Willst du denn auch mit einsetzen in unser Spiel?“ — „Ich kann nicht spielen, aber ich möchte gern die Mandarinensprache lernen und bin auf der Suche nach einem Lehrer.“ Das ist ja ein dummer Südländer, dachten die Spieler bei sich, den müssen wir einmal etwas leichter machen. „Einen Lehrer suchst du, dann kommst du gerade recht. Du brauchst auch nicht viel Geld auszugeben und große Auslagen zu machen. Wir alle sind Lehrer der Wissenschaft, such dir beliebig einen aus, mache ihm Zuo-j (Manipulation mit den Händen beim Begrüßen) und begrüße ihn. Dann kaufst du einen Krug Wein, läßt eine Schüssel Fleisch herrichten, deinen Lehrer zu bewirten. „Ich“, sprach der Hauptspieler, „verzichte auf eine Mahlzeit mit vier Schüsseln, acht Tellern und einem großen Topfe Fleisch. (Eine Mahlzeit, die einigermaßen etwas sein soll, muß wenigstens acht verschiedene kleine Gerichte in Tellern haben und vier größere Gerichte in Schüsseln.) Ich will dir die Weisheit lehren als Freund und gebe die Versicherung, wenn du in die Heimat zurückkehren wirst, wird niemand so gut die Mandarinensprache verstehen als du.“ Wie sich der Südländer



Eine chinesische Mädchenschule.

so glücklich fühlte, als ihm derartige glänzende Aussichten gemacht wurden! Sogleich ging er auf die Straße, kaufte Schnaps und eine Schüssel voll Fleisch, warf sich vor dem Spieler auf den Boden und begrüßte ihn als seinen Lehrer. Dieser ließ sich Fleisch und Schnaps gut schmecken, während Hutu zur Seite stand und bediente. Der

Schnaps brachte den „Lehrer“ bald in fröhliche Stimmung, und ehe er fertig gegessen, sprach er zu seinem Schüler: „Jetzt, Junge, geht das Lernen los. Was ich dir vorspreche, mußt du schön nachsagen. Sprich: Ich.“ — „Ich“ wiederholte Hutu. — „Sprich: Zum Spaß.“ — „Zum Spaß,“ antwortete wiederum Hutu. — „Jetzt kommt der letzte Vers; gib wohl acht, damit du ihn gut behältst. Sprich: Jawohl.“ — „Jawohl“, wiederholte gehorsamst unser Hutu. „Hast du jetzt alles behalten? Sprich das Ganze einmal zusammen.“ — „Ich — Zum Spaß — Jawohl“ *(Uo nao tschao uöl sché)*. „Recht so; jetzt kannst du mit jedem Mandarine verkehren und in deinem Dorfe den Aeltesten machen. Kehre nun heim, damit deine Weisheit auch anderen zu gute komme.“ Freudestrahlend zahlte Hutu seinem „Lehrer“ die Hälfte des mitgebrachten Silbers, schnürte von neuem sein Bündel und machte sich auf den Heimweg. Kaum konnte er den Augenblick erwarten, wo er die Seinen wiedersehe. Ein günstiger Wind brachte ihn in einigen Tagen über das Meer. Noch hatte er zehn Stunden zu gehen, aber auch diese legte er ohne Rast zurück. Eben war es Mitternacht, als er vor der Türe seines elterlichen Hauses stand. Mit einem Steine, den er vom Wege aufhob, schlug er recht unsanft gegen die Türe: ku-tung, ku-tung! klang es durch die stille Nacht. Die Hunde stimmten ein allgemeines Geheul an, als ob ein Trupp Räuber gekommen sei. Die Mutter hatte zuerst den Lärm vernommen, und sie eilte schleunigst an die Tür. „Wer ist das?“ fragte sie ein wenig schüchtern. „Ich“, antwortete Hutu. (Von hundert Chinesen, welche klopfend an der Türe stehen, wird kein einziger seinen Namen nennen auf die Frage: wer da sei. Alle antworten mit „*Uo*“ (ich). „Wer ist das Ich?“ *(schemuo uo?)* — „Ich.“ — „Nenne deinen Namen.“ *(Sing schemuo?)* — „Ich.“ — (Merkwürdig, daß niemand auf der Welt gern seinen Namen nennt.) „Weshalb klopfst du so schrecklich gegen die Tür?“ — „Zum Spaß“, antwortete er da daußen. Die Mutter verstand das nicht und lugte deshalb durch die Türritze, um den Ruhestörer zu erkennen. Als sie ihren Sohn erblickte, machte sie schleunigst auf, und ihre erste Frage war: „Mein Sohn, bist du wieder da, hast du jetzt die Mandarinensprache erlernt?“ — „Jawohl“, antwortete der gelehrige Sohn. Im Nu war das ganze Haus auf den Beinen. Groß und klein hüpfte vor Freude, alle taten, als ob sie trunken seien. An ein Schlafen war nicht mehr zu denken. Jetzt ging's ans Beratschlagen, wie man den Helden des Tages am besten feiern könne. Es wurde beschlossen, alle Bekannten und Verwandten und alle Nachbarn der „vier Ecken und acht Winkel“

zu einem gemeinschaftlichen Schmause einzuladen, damit sich der Ruf des gelehrten Sohnes recht weit verbreite. Die Eingeladenen freuten sich dann königlich an dem Schmause und noch mehr darüber, daß man jetzt einen „Aeltesten“ im Dorfe habe: jetzt dürfe der Mandarin nur mal getrost kommen, jetzt sei jemand da, der mit ihm reden könne. Die Gelegenheit hierzu sollte sich denn auch bald bieten.

Im Dorfe war ein Mord vorgefallen. Als der Mandarin davon Kunde erhielt, machte er sich sofort auf zur Leichenschau. (Vergl. U. S. 165.) Als er sich nach dem Tatbestand erkundigte und die Umstehenden befragte, verstand aber auch kein einziger ein einziges Wort von allem, was der Beamte gesprochen hatte. „Was seid ihr doch für einfältige Leute! Habt ihr denn niemanden hier im Dorfe, der die Mandarinensprache versteht?“ — „Ja doch“, erwiderte der Vorsteher und ging sofort unsern Hutu suchen. Als dieser angekommen, fragte ihn der Mandarin: „Weißt du, wer diesen Mann hier umgebracht hat?“ — „Ich“, antwortete Hutu. — „Du hast den Mann ermordet? Weshalb hast du das denn getan?“ — „Zum Spaß“, erwiderte Hutu entschlossen, gerade wie er es gelernt hatte. — „Zum Spaß jemanden morden, das nennt man Lustmord *(Chi-scha)*. Dieses Verbrechen wird gemäß den Vorschriften des kaiserlichen Gesetzbuches mit dem Tode durch den Strang bestraft, nach vorhergegangener Kerkerhaft.“ — „Jawohl“, sprach Hutu und glaubte nun was wunders er geleistet habe. Die Gerichtsdiener aber, welche der Manderin mit sich geführt hatte, ergriffen sogleich den armen „Sprachenkenner“, legten ihm die Fesseln an und führten ihn mit sich ins Gefängnis. Der Mandarin berichtete den Vorfall an den Kaiser, welcher die Todesstrafe bestätigte. Als das kaiserliche Schreiben angekommen war, wurde Hutu durch das Westtor[1]) zur Stadt hinausgeführt und dort an einen Galgen gehängt — die „Mandarinensprache“ hatte ihm das eingebracht.

---

[1]) Der Westen gehört zum Jin (Prinzip des Todes, der Finsternis, des Bösen usw.). Die Exekution wird gewöhnlich zu Winteranfang vorgenommen, weil der Winter gleichfalls zum Prinzip des Jin gehört. (Vergl. U. S. 706).





Zweiter Teil.

Erinnerungen aus Peking.

China ist ein großes Land und die Chinesen sind ein zahlreiches Volk. Die Hauptstadt Chinas heißt Peking und als Hauptflüsse werden der Huang-ho und der Jang-tse-kiang genannt.

So viel und vielleicht noch etwas mehr Geographie hat man schon in seiner Jugend gehört „selbst wenn es nur eine Volksschule war die wir besuchten. So ein bischen vergißt man auch nicht leicht mehr, zumal wenn des öftern die Rede von einem Lande gewesen ist und darüber geschrieben wurde, wie es in dem letzten Jahren besonders zur Zeit der Boxer über China der Fall gewesen.

Aber nicht jedem ist es beschieden, je in seinem Leben nach China zu kommen und der Hauptstadt des „himmlischen Reiches" einen Besuch abgestatten. Auch ich hätte mir das in der Jugend nicht träumen lassen. Das es dennoch geschehen, brachten die Umstände, so mit sich. Als Missionar in Süd-Schantung jahrelang tätig, wurde ich von meinem Bischofe beordert für einige Zeit die Stelle eines Militärseelsorgers bei der deutschen Besatzungstruppe in Peking, Lang-fang und Jantzuin zu vertreten. Während meines halbjährigen Aufenthaltes daselbst nun, habe ich mir denn zur gelegenen Zeit die Hauptstadt des Chinesenreiches selber ein wenig angesehen. Allerdings nur oberflächlich und was ich gesehen, ist auch nicht viel. Es gibt in Peking weder eine Tramway noch eine Elektrische oder sonst ein Beförderungsmittel mit dem man schnell vom Flecke kommt. Die Stadt aber ist sehr weitläufig und ehe man am gewünschten Ziele ist, dauert es oft stundenlang.

In Folgenden will ich dem freundlichen Leser meine Pekinger Eindrücke in Form einer losen Plauderei unterbreiten. Vielleicht können ihm dieselben zur Zeit der langen Winterabende etwas Abwechselung verschaffen. Bemerkt muß noch werden, daß seitdem einige Jahre verflossen sind und daß sich die geschilderten Verhältnisse unterdeß in mancher Beziehung wohl verändert haben mögen. Peking steht ja auch stark unter den modernen Einflüssen, die nicht verfehlen selbst dem Stadtgebilde allmählich eine veränderte Physiognomie aufzudrücken. Ich lade zunächst ein zum

Spaziergang auf die Mauer der Hauptstadt des himmlischen Reiches.

Also gleich in höhere Regionen aber vom Himmel doch noch weit genug entfernt. Aber wir haben hier oben den nicht zu unterschätzenden Vorteil Pekings Staub weit unter den Füßen entfernt zu wissen und nur die allerfeinsten Moloküle schwingen sich zu unserer Nase empor.

Nicht doch auf die Mauer, höre ich ein schwaches Gemüt bitten; ich leide an Schwindel und könnte ja herunterfallen. Nur ohne Sorgen und rein gar nichts gefürchtet. Auf der ganzen Welt gibt es wohl keine Umfassungsmauer in derart massiven Verhältnissen, wie sie die Stadtmauer von Peking aufweist. Man kann sich dort, wo die Aufstiege sind (es gibt deren sechszehn), gemütlich in einem Wagen hinauffahren oder in einer Säefte tragen lassen, kann auch hinaufreiten per Esel oder Pferd, gerade wie es beliebt. Nur die Chinesen dürfen sich solches nicht gestatten; ihnen ist es in der Regel nicht einmal erlaubt, still bescheiden zu Fuße eine Stadtmauerpartie um Peking zu machen, da die Mauer zum Schutze der Bürger dienen soll, nicht aber, damit diese ihre Promenade darauf machen. Die Ausländer nun freilich sind anderer Ansicht und ihnen bietet der hohe, luftige Weg ein beliebtes Sanssouci, zumal während der heißen Jahreszeit. Voriges Jahr hatten gar mehrere Italiener eine Kneipe dort aufgeschlagen, die ungemein starken Zuspruch hatte, besonders von den Soldaten, und die Kneipianer sollen gar nicht erbaut gewesen sein, als eines guten Tages von Polizeiwegen mit der Bude aufgeräumt wurde. Die Chinesen sollen sich über den Unfug geärgert haben und die gesitteten Europäer noch mehr. Wer jetzt eine Runde auf der Mauer macht, nimmt sich etwas Proviant mit und eine Flasche Wein oder Bier und in der Regel stellt sich der Appetit schon ein, ehe man die halbe Runde

vollendet. Es bedarf nämlich fünf voller Stunden und wenn man es gemütlich tun will und sich hier und da etwas aufhält, kann man ungefähr auf einen Tag rechnen.

Die Mauer in der Nähe betrachtet, macht einen ernsten trotzigen Eindruck; doch geben ihr die gewaltigen Dimensionen und das grauschwarze Gestein auch ein altehrwürdiges Aussehen. Unwillkürlich denkt man beim Anblick derselben an die Unsume von Zeit, Mühe, Arbeit und Geld, welche da zusammengeschichtet ist. Wie viele Millionen Hände haben sich regen müssen, und wie viele Schweißtropfen mögen nicht die schweren Steine benetzt haben. Und all die Hände haben längst zu arbeiten aufgehört und auch jene sind zu Staub zerfallen, die das imposante Werk ersonnen und ins Dasein gerufen. Es war das an erster Stelle der Kaiser Yung-luo (1406 bis 1437), einer der berühmtesten Monarchen aus der Ming-Dynastie. Er war es auch, welcher aus der südlichen Kaiserresidenz Nan-king seinen Hauptsitz zum Norden nach Pei-king verlegte, während er in Nan-king seinen Sohn als Regent zurückließ. Unter Yung-luo wurde Pei-king zu dem gemacht, was es in seinen Hauptzügen jetzt noch ist. Von ihm rühren auch der Glocken- und Trommelturm her, sowie die bedeutendsten Pagodenanlagen, die wir jetzt noch bewundern.

Das unterste Fundament der Mauer besteht aus einer Mischung von Kalk und Kieselerde, die in einer Mächtigkeit von mehreren Fuß festgestampft ist und eine steinartige Härte erlangt hat. Auf dieser Schicht liegen die gewaltigen Fundamentquadersteine, von denen einzelne Blöcke nicht selten mehrere Meter lang sind. Auf dieser Quarzsteinmauer, die einen Meter hoch sein mag, erhebt sich dann die Mauer aus gebrannten Ziegeln. Dieselben entstammen der Kaiserlichen Brennerei; jeder einzelne wiegt 60 Pferd und ist mit einem Siegel versehen. Außer den Kaiserl. Bauten dürfen selbige für andere Zwecke nicht verwandt werden. Das Material ist von besonderer Güte und Festigkeit und ich konnte bei Gelegenheit einer Mauer-Reparatur beobachten, wie solche Steine aus einer Höhe von 20 Fuß auf den Boden geworfen, heil und unbeschädigt blieben. Es wäre ein interessantes Rechenexempel, zu untersuchen, wie viel Steine zum Baue der Pekinger Mauer verbraucht worden sind; wäre ich lange genug in Peking gewesen und ein Rechenmeister, hätte ich mir sicher die Mühe gemacht, solches herauszufinden. Die Aufeinanderschichtung der Steine ist derart, daß jede Schicht nach oben um einen Fingerbreit nach innen rückt; ein guter Kletterer könnte somit wohl hinaufkrabbeln, falls er nicht das

Gleichgewicht verlöre. Sollen es doch chinesische Diebe verstehen, sich an platter Wand mit Händen und Füßen hinaufzubewegen, ähnlich wie die Fliege an der Wand.[1])

Doch da wird's dem Leser wieder schwindlich, ehe wir überhaupt die Mauer einmal bestiegen; auch habe ich ihm so Mancherlei vorgeplaudert, daß es jetzt die höchste Zeit wird, den Aufmarsch zu wagen. Wir schlendern gemütlich den sanft aufsteigenden breiten Weg hinan. Derselbe ist an der Außenseite mit einer starken Brustwehr versehen, die das Herunterfallen unmöglich machen soll. Oben angelangt, vergeht der Schwindel vollends, denn wir haben da nicht mehr die Empfindung, als befänden wir uns auf einer Mauer, sondern vielmehr auf einer gewaltigen Promenaden-Straße, die mit gebrannten Steinen säuberlich gepflastert ist. Aber auch die Natur hat sich dort eingenistet. Wir finden die ganze Mauer stark mit Strauchwerk bewachsen, dessen Wurzeln sich in die Fugen der Steine eingeklemmt haben. Nur in der Mitte ist ein schmaler Gehweg. Auch an der Außenseite der Mauer haben hier und da Bäume und Sträucher ein Plätzchen gesucht und wo sie ein solches gefunden, ihre lebende Kraft gezeigt. Bisweilen ist das starke Gemäuer in die Höhe gehoben, mächtige Steine haben die Wurzeln zersprengt oder aus den Fugen gedrängt; kleine Bäumchen sind aber allgemach zu starken Bäumen emporgewachsen. Die Chinesen lassen die Natur an solchen Stellen nach Belieben walten und Keiner denkt daran, daß sie das Mauerwerk beschädigt. Wir finden deshalb z. B. auf Pagodendächern ganze „Waldungen“, die selbst monumentale Bauten zum Falle bringen.

Dort, wo die Gesandtschaftsviertel sind, hat man mit der Natur an der Mauer aufgeräumt und oben einen passablen Weg hergestellt. Die Mauer ist so breit, daß drei Gespanne neben einander Platz finden, ja man kann sagen, einem vierten noch ausweichen können. Da ich kein Metermaß bei mir hatte, schritt ich die Breite der Mauer ab und fand, daß dieselbe 25 Schritt beträgt. Alle 117 Schritte sind bastionartige Ausbreiten, die 18 Schritt im Gevierte haben. Die Mauer ist also an diesen Stellen 43 Schritt breit. — Nun kann sich der verehrte Leser ungefähr eine Vorstellung machen von der Größe des Pekinger Promenadenweges: Eine Mauer, die zur ebenen Erde 41 Fuß hoch ist und oben eine Breite von 25 Schritt hat; alle

---

[1]) Die italienischen Bersagliere, erzählt man sich, verstehen es auch, an alten Mauern emporzuklettern, falls Finger- und Zehenspitzen sich nur irgendwo anhaken können, ähnlich wie der Specht am Baume. Die Chinesen haben es also in derartigen Kunststücken noch eine Stufe weiter gebraucht.

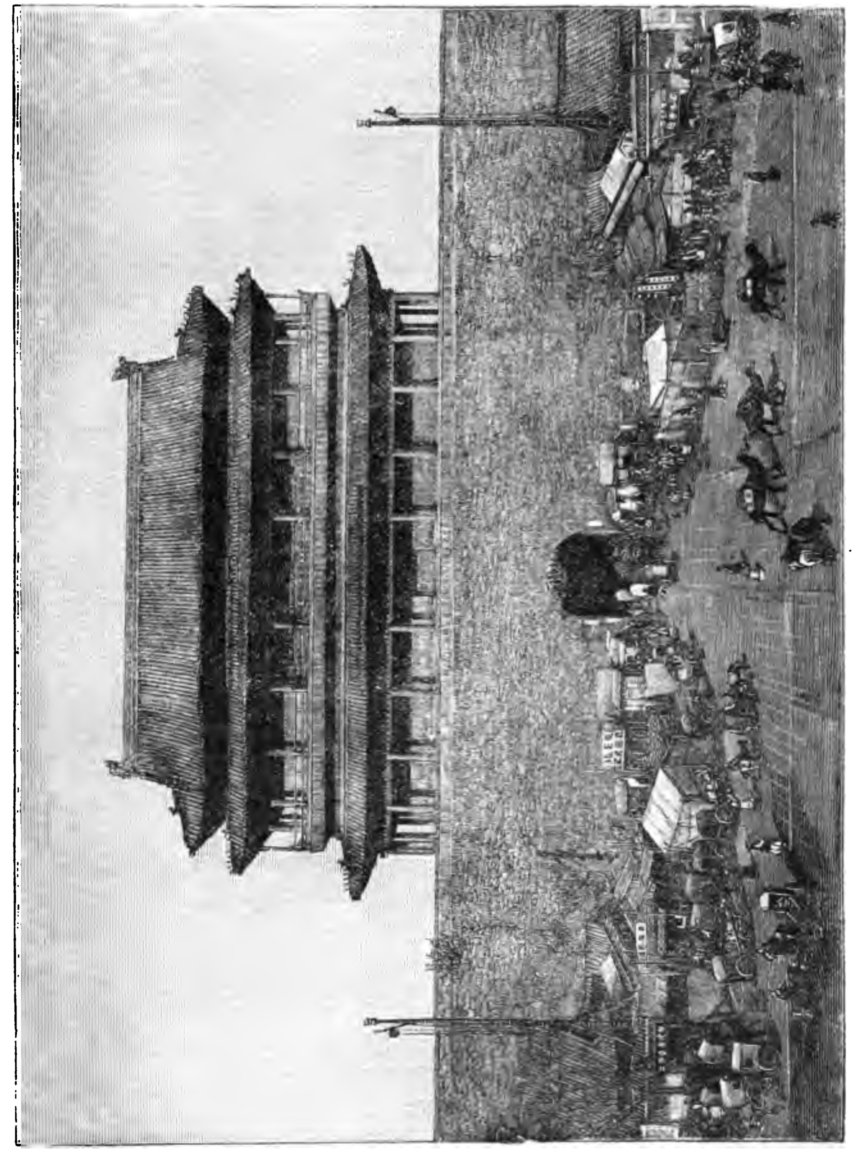
117 Schritt gegliedert von Kanonentürmen; kreneliert von mannshohen Schießscharten; an den vier Ecken gefestigt durch burgartige Ausbauten; belebt durch neun palastartige Tortürme und eine Fläche umschließend, die mehr als vier Stunden im Quadrat hat. Und geradezu überwältigend ist der Ausblick zumal von den südlichen Mauern, wo wir den Aufstieg unternommen. Man glaubt sich da in Mitte zweier Städte versetzt und ist es in der Tat. Rechts haben wir die Tartarenstadt mit den Kaiserlichen Palästen, den vielen Pagoden, den modernen Bauten der Gesandtschaften, den herrlichen Türmen der katholischen Kathedrale. Links liegt die Chinesenstadt und hart an der Mauer hören wir das Dampfroß vorbeischnauben, links nach Tientsin, rechts nach Pao-ting-fu. Das Haupttor der Tartarenstadt (Tsien-men) ist flankiert von zwei Bahnhöfen; einer besorgt den Verkehr zum Osten, der andere zum Westen. Aus der Chinesenstadt bemerken wir als Hauptsehenswürdigkeit in der südlichen Ecke den Himmelstempel emporragen ernst und feierlich, und azurn glänzen seine Dachziegel gleich dem blauen Himmel, den er vorstellt. Auch die Chinesenstadt ist mit einer ähnlichen Mauer umgeben wie die Tartarenstadt, nur ist selbige etwas niedriger; doch wollten wir auch diese in den Bereich unseres Spazierganges ziehen, würden wir an einem Tage nicht fertig werden.

Verfügen wir uns zunächst zur Tsien-men. Auf dem Wege dorthin fällt uns als erste Sehenswürdigkeit der deutsche Gesandtschaftsgarten in die Augen. Wenn in denselben anfangs Mai die vielen Fliedersträucher ihr Aroma ausströmen, vergißt man für einige Zeit, daß man in Peking ist von wegen des ungewöhnlichen Wohlgeruches. Der Garten ist seit der Boxerzeit um ein gutes Stück vergrößert worden. Vor allen anderen Gesandtschaftsgärten hat er den hohen Vorzug, daß man aus demselben direkt auf die Mauer steigen und somit bequem die Gartenpromenade mit der Mauerpromenade verbinden kann. Und hat man sich dort oben an den beiden Städten rechts und links satt gesehen, dann schweift der Blick hinaus in die Ferne zu den Bergen, die Peking in Hufeisenform amphitheatralisch umgeben. Ein herrliches Panorama das, und wenn auch sonst nichts auf der Mauer unseren Blick fesselte, lohnte sich schon der Aufstieg. Nur schade, daß die Berge vielfach von einem Dunstschleier umhüllt sind und ihre Konturen weniger scharf hervortreten. Im Winter aber, wenn die Luft rein und der Himmel wolkenlos ist, erscheint das Gebirge gleich einer Riesenmauer in seinen äußeren Formen und Umrissen klar und deutlich.

Ja das war wahrhaftig ein Platz, geeignet für eine Kaiserstadt als Metropole des „Himmelssohnes.“ Von drei Seiten durch die Natur geschützt, sollte sie auch noch durch Menschenhand gefestigt zu einem Bollwerke gemacht werden, an dem die Feinde vergebens ihre Macht erprobten. Der Gedanke, in einer wohlumfestigten Stadt zur Zeit der Not Schutz und Asyl zu finden, beflügelte den Mut des Volkes und hunderttausende fleißige Hände regten sich jahrelang und schufen ein Werk, das uns heute noch in Bewunderung setzt; Fuscherei und Überarbeiten bei dem Baue gab es da nicht, denn jeder wußte, daß der Schade des Ganzen auch seinen eigenen Schaden bedeute. Überdies galt es ja dem Himmelssohne eine Feste bauen und für den war eben das Beste gut genug.

Gleich an den Gesandtschaftsgarten stößt das deutsche Posthaus, ein stattlicher zweistöckiger Bau. Auf dem Schilde über dem Eingangstor sehen wir den preusischen Adler seine Fänge spreizen. — Und das chinesische Post-Verwaltungsgebäude? Das ist bescheiden in einer alten Pagode untergebracht. Man sieht, das Verkehrswesen liegt in China noch in den Windeln und es wird erst größeren Aufschwung nehmen, wenn die Chinesen gelernt haben, Briefe zu schreiben und die Lust dazu verspüren. Jetzt ist wohl fraglich, ob von 500 Zopfträgern (von den Frauen gar nicht zu reden) auch nur einer die Empfindungen seines Herzens zu Papier bringen kann. Im Übrigen beschäftigt er sich auch nicht viel mit Herzensempfindungen und huldigt dem Grundsatze: Aus den Augen, aus dem Sinn; es sei denn, ein in der Ferne weilender Freund oder Bruder habe vorrätige Batzen und sei geneigt, solche zu verschenken. Dann aber geht er selber hin und holt sie sich, ohne einer postlichen Beihülfe zu benötigen. Die deutsche Post versorgt auch größtenteils den Verkehr für die in Peking weilenden Italiener und Österreicher und hat sich seit ihrem Bestande (drei Jahre) schon gut rentiert.

Dem Postgebäude gegenüber ist in der Stadtmauer ein neuer Durchgang geschaffen zum Bahnhofe Peking-Tientsin. Die alte Riesenmauer wurde von oben bis unten eine Strecke weit bloßgelegt, dabei kam auch ihr Innerstes zum Vorschein. Der Kern besteht aus festgestampfter Erde, aber stellenweise verbindet sich das beiderseitige Mauerwerk der äußeren Umhüllung zu einem Ganzen. Nachdem der tunnelartige Durchgang fertig gestellt, ist die Mauer nach oben wieder in ihrer früheren Form aufgeführt. Peking ist aber um ein neues Tor bereichert worden: die Pforte der Ausländer.



Das große Tor von Peking zwischen der Chinesen und Tatarenstadt.

Gehen wir weiter voran, erblicken wir zur Rechten ein freies Terrain. Es ist das der Exerzier-, Renn- und Spielplatz der Amerikaner, die dort ihre Gesandtschaft und Schutztruppen haben. Finden militärische Übungen statt, dann hat sich an der nördlichen Straße, die nur durch Pallisaden abgesperrt ist, regelmäßig eine Schar Chinesen postiert, welche mit großem Interesse das Treiben der Ausländer betrachtet. Zumal ist das beim Pferderennen der Fall und erst recht, wenn Damen daran teilnehmen. Nur will es den Chinesen nicht praktisch erscheinen, daß die Frauen so „überzwerg“ auf den Pferden sitzen und sie betrachten es als ein halbes Wunder, daß dieselben bei schnellem Reiten nicht herunterfallen. Die chinesischen Damen, zumal junge Frauen, wenn sie „Muttern besuchen gehen“, reiten auch mit Vorliebe ein Tier, in der Regel aber einen Esel, und dann muß der Mann auch gewöhnlich noch den Eselsführer machen. Sie setzen sich aber auf das Tier gerade wie die Männer. Damensättel sind in China unbekannte Dinge.

Dicht beim amerikanischen Anwesen liegt die holländische Gesandtschaft. Dieselbe ist in einem Pagodenhofe untergebracht, und die Götzentempel dienen dem Vertreter der holländischen Nation als Aufenthaltsort; auch die Soldaten haben es sich in den Tempeln wohnlich gemacht, nachdem sie die Götzen auf die Straße gesetzt. Jedenfalls waren mehr Götzen darin als jetzt Soldaten: im Ganzen soll es ein Dutzend sein, bestimmt den Chinesen den nötigen Respekt einzuflößen und den Gesandten zu beschützen. Wenn es darauf ankäme, würde wohl das eine ebenso schwierig sein, wie das andere. Die Hauptsache ist wohl, daß die Holländer auch sagen können: ecce nos: „wir sind da“ — ebenso wie die Spanier, Italiener und Österreicher, die wie man sagt, in China alleweile doch noch bitterwenige Interessen zu vertreten haben. Wenn aber „Wilhelminchen“ mal einen Spaziergang machte da oben auf der Mauer und an dieser Stelle ihre Blicke nach rechts schweifen ließe und dann die rot-weiß-blaue Fahne in den Lüften flattern sähe — dann würde sie zweifelsohne Befehl geben, entweder Holland „standesgemäß“ zu vertreten oder lieber gar nicht. Der ganze Tempelhof ist ein wahres Tohuwabohu von alten Steinen. Ziegeln und allerhand Gerümpel. (Wie ich später erfahren, hat man bereits begonnen, ein eigenes Gesandtschaftsgebäude u. dergl. aufzuführen).

Wir befinden uns jetzt „im Herzen Pekings“. Der Platz, wo wir stehen, war noch vor einigen Jahren überbaut von der Tsien-men (vorderes Eingangstor) auch *Tschöng-gi-men* (wahres Sonnentor) genannt, die von der Chinesenstadt in die Tatarenstadt

führt. Würde uns das gegenüberliegende mit vergoldeten (?) Nägeln beschlagene rote Tor geöffnet, dann ständen wir in wenigen Minuten in Mitte der Mysterien der kaiserlichen Residenz. Doch wird durch dieses Tor keinen gewöhnlichen Sterblichen Eingang gewährt; nur wenn der „Himmelssohn“ selber die Stadt verläßt, knarren die schweren Tore in ihren Angeln um sich allsogleich zu verschließen, wenn der Herrscher wieder heimgekehrt. Ich sah dieselben einmal geöffnet bei Gelegenheit der Frühlingsopfer, als der Kaiser zu den Begräbnisplätzen seiner Ahnen in die westlichen Berge *(si-ling)* gewallfahrtet war. Der alltägliche Verkehr zur verbotenen Stadt bewegt sich durch Nebentüren, die stetig von Soldaten strenge bewacht werden. Vor dem Eingangstore zur Kaiserstadt ist ein großer, mit Pfahlwerk abgetrenntes Karree, „Schachspielbrett“ genannt (chia-tji-paen) und obgleich drei Hauptstraßen auf demselben münden und der direkte Durchgang eine bedeutende Verkehrserleichterung bedeuten würde, darf weder Tier noch Wagen, ja nicht einmal der stille Wanderer gerade ausgehen, sondern muß den freien Platz in weitem Bogen umkreisen. Uns Ausländern kommt das rätselhaft, ja lächerlich vor: der Chinese findet solches selbstverständlich, weil es alleweile immer so gewesen; und als zur Zeit der provisorischen Regierung in Peking die Europäer den Pallisadenzaun bei Seite geschafft und ihren Weg geradeaus genommen, wurde der „Abusus“ sofort eingestellt, als die Chinesen das Regiment wieder in die Hand genommen. Es scheint, der Kaiser will „keinen Lärm vor der Türe haben“ und zu diesem Zwecke ist ein weitläufiger abgesperrter Platz vor die Türe gelegt, der alle Lärmmacher abhalten soll. Nur den Torwächtern und ihren Kindern ist es erlaubt auf dem mächtigen „Kaiserschachbrette“ ihr Spiel zu treiben, freilich mehr als todte Schachfiguren; denn jugendlicher Übermut paßt nicht zum feierlichen Ernste der mystischen Umgebung. Trotzdem wird genug Unruhe die Einsiedlerruhe des Regenten stören: selbst das Rollen der Eisenbahnzüge und das Pfeifen der Lokomotive wird den Himmelssohn und seine Frauen täglich an die abendländische Kultur erinnern und an die Gegenwart der verhaßten Ausländer.

Der Überbau der Tsien-men ist während der Boxerzeit abgebrannt. Es muß das ein grausiges Schauspiel gewesen sein, als der mächtige Bau vom Feuer ergriffen, lichterloh in Flammen stand, gleich einer gewaltigen Fackel, die die Riesenstadt und besonders auch die Stadt des Kaisers im Dunkel der Nacht geisterhaft erhellte. Das verheerende Element fand reichliche Nahrung, denn die Torbauten

sind mit Ausnahme des Daches nur von Tannenholz gezimmert. Und als der hohe Bau in sich zusammenstürzte und Feuergarben und Funken in weitem Umkreis herumflogen, sollen viele Chinesen schmerzerfüllt geweint haben. Der Kaiser auf der Flucht, die Kaiserstadt in Händen der „Barbaren“: da regte sich doch bei vielen so etwas wie Patriotismus. Jetzt ist von der ganzen Herrlichkeit nichts mehr zu sehen außer den Fundamenten der Säulen, worauf der Bau ruhte. Wir zählten sechs Reihen, in jeder Reihe zehn Stück; also ein Wald von sechzig Säulen stützte ehemals den stolzen Riesenbau.

Ein phantasievoller Franzose hat gemeint, Peking von der Mauer aus betrachtet, sehe im Sommer aus, wie eine Riesenschüssel Spinat, bekränzt mit Riesencïern. Darunter verstand er die gelben Dächer der Kaiserstadt, die aus dem Grün vieler Bäume freundlich hervorlugen. In der Tat ist von sonstigen Gebäuden außer den Spitzen einiger Pagoden und den gelben Dächern der verbotenen Stadt nicht viel zu sehen, das die Kronen der Bäume überragte. Macht man in den Straßen Pekings einen Spaziergang, so fallen die Bäume weniger in die Augen, da sie meistens in den inneren Gehöften stehen. So etwas wie Straßenalleen gibt es aber nicht; das ist für das alte Kambolick zu modern und zudem würden die ständig auf den Straßen verkehrenden Esel und Maultiere die Rinde der Pflanzungen bald abgenagt haben. Zur Zeit der provisorischen Regierung säumten die Franzosen in der Nähe der Pei-tang eine ganze Straße zu beiden Seiten mit herrlichen Akazien ein, die sich schon im ersten Jahre prächtig entwickelten. Jetzt sind nur noch verdorrte Strünke übrig, die wie wehklagend ihre entblätterten Zweige in die Lüfte recken. Aber von der Mauer aus betrachtet hat im Sommer die Stadt mehr das Aussehen eines Parkes oder Waldes denn das einer Stadt, und gewährt in dieser Beziehung ein freundlicheres Gesicht als unsere modernen Großstädte mit ihren „Himmelskratzern“ und Fabrikschloten.

Gegen die Abendstunden, wenn die Sonne allmählich hinter den westlichen Bergspitzen verschwindet und der Himmel dieselben gleich einer Riesen-Coullisse im feurigen Rot scharf abhebt, nimmt mancher Europäer in Peking hierher seinen Spaziergang, um sich von den Anstrengungen des Tages zu erholen. Erst recht effectvoll und anziehend wird das Bild, wenn sich nach dem Regen weiße Wolkenschleier um die altersgrauen Häupter der Bergkuppen legen und ein sanfter Wind die vom Staub gereinigte Luft aus der Ferne herüberfächelt. Das Rendezvous der Ausländer ist meistens in der

Nähe der Tsien-men. Um diese Zeit kommen auch die Züge ferne von Tientsin und Pautingfu, und von der Stadtmauer aus kann man mit einem Blick die reisende Welt überschauen und sich vergewissern ob Bekannte darunter sind. Hat der Kaiser aber mal die verbotene Stadt verlassen um im Himmelstempel oder sonst wo Opfer zu bringen, muß er sich's gefallen lassen auch von hier aus als Beschauungsobjekt der Europäer zu dienen, während sich die Chinesen in die vier Wände ihrer Wohnungen einsperren lassen. Wenn der noch im Bau befindliche Schienweg der Lu-Han Eisenbahn, welcher Peking mit Hankou am Jangtse verbinden soll, einmal fertig gestellt sein wird, dürfte dem „Herzen" Pekings noch mehr Blut und Leben von Außen zugeführt werden. Dann wird sich das Riesengerippe der Außenmauer, die jetzt noch so viele leere Flächen umschließt, vielleicht auch immer mehr anfüllen mit Wohnungen und vielleicht auch noch mit — Fabrikschloten. Während unsere Städte Daheim im Allgemeinen zu klein werden und das Leben immer mehr nach außen flutet, sind fast alle chinesischen Städte zu groß geworden, so daß ganze Flächen brach liegen oder höchstens als Gartenfeld benützt werden.

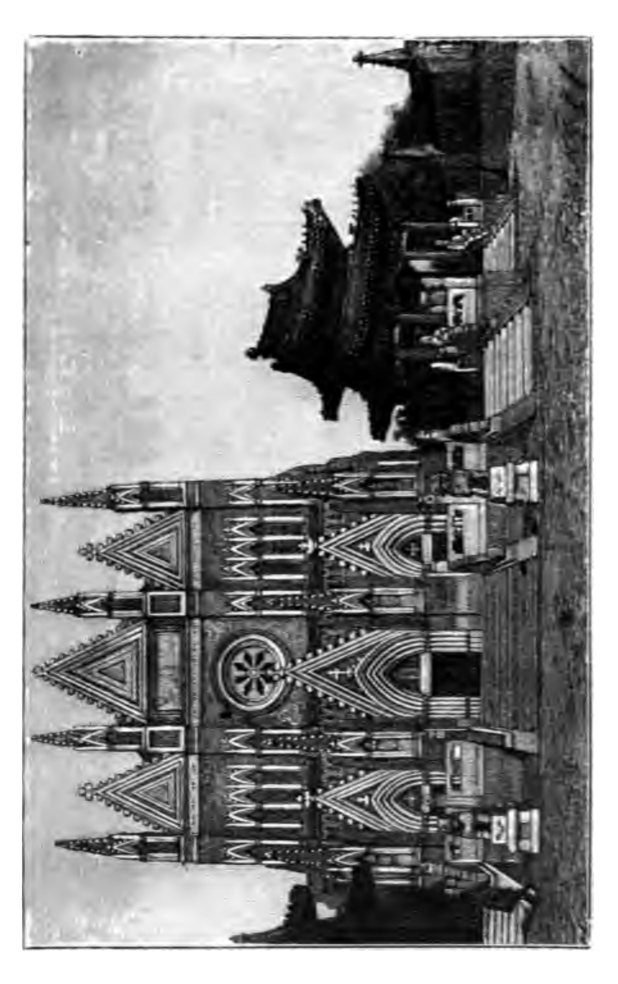
Von der Tsien-men bis zum westlichen Ende der Mauer finden wir den ganzen Weg mit Buschwerk dicht bewachsen. Nur ein schmaler Pfad für Fußgänger ist offen getreten. In unbewachten Augenblicken wagen sich Ziegen und Schafe auf die Mauer um das Blättergrün abzuweiden. Im Herbste aber, wenn an dem Strauchwerke die schleenartigen Beeren reif geworden, werden sie von Kindern abgepflückt und gegessen; wer aber recht viele gesammelt hat, läßt Schnaps daraus brennen.

Beim Passieren des Huen-u-men (Tor des gewaltigen Militärs), welches den letzten Durchgang in der südlichen Stadtmauer bildet, habe ich vergessen, meinen Begleiter auf die Trümmer der Naen-t'ang[1]) aufmerksam zu machen. Dieselbe lag ganz in der Nähe des Huen-u-men und es war für die Boxer ein leichtes, dieselbe von der Stadtmauer aus zu bombardieren. Jetzt sind die Trümmer ziemlich wieder aufgeräumt und aus denselben sind bereits einige Wohnungen für Arbeiter und Katechisten eingerichtet; auch das Gotteshaus soll demnächst in seiner früheren Pracht neu erstehen.

Durcheilen wir die westliche Strecke der Mauer, so springt uns als Hauptbauwerk die Pei-t'ang in die Augen mit den vielen zugehörigen Residenzhäusern. Die Pei-t'ang macht mit ihren zwei gothischen Türmen einen gefälligen Eindruck. Dieselbe liegt mitsamt

[1]) Naen-t'ang = südliche Kirche; Pei-t'ang = nördliche Kirche.

den Missionsanstalten innerhalb der verbotenen Stadt. Grund und Boden wurden im Jahre 1887 vom Kaiser eingetauscht, gegen den früheren Platz nebst Kirche und Residenzgebäude. Das ehemalige Besitztum war ein Geschenk des Kaisers Khang-hi. Da es aber



Peit'ang (Bischöfl. Kathedrale) in Peking.

hart an die kaiserlichen Paläste grenzte, war dem Hof die allzunahe Nachbarschaft der Missionare schon längst unbequem gewesen und seit vielen Jahren suchte man nach einer Gelegenheit, sie zu entfernen, am Liebsten aus dem Bereiche der verbotenen Stadt. Da aber Rom und der Bischof Tagliabue auf solches Ansinnen nicht

eingingen, verstand man sich dazu, der Mission ein anderes Grundstück zu geben, das größer war als das abgetretene, aber noch innerhalb der Kaiserstadt lag. Überdies trug die Regierung alle Baukosten für die neue Ansiedlung. Die alte Kathedrale steht noch äußerlich unverändert; nur sind die Kreuze von den grauen Türmen genommen, welche wie wehmütig auf die heidnische Umgebung des Kaiserhofes herniederschauen. Sollte es der alten Kaisermadam einmal einfallen sich zu bekehren, so könnte die Kathedrale sofort als Privat-Kapelle dienen.

Als höchster Punkt im Stadtgebilde gilt der Pavillon auf dem Kohlenhügel; derselbe ist auf dem Rundgange um die Stadt überall zu sehen. Der Ausblick von hier über die Stadt soll wundervoll schön sein.

In früheren Jahren stand dem besseren Publikum Park und Kohlenhügel zum Besuche offen; daß er später geschlossen wurde, ist das Verdienst eines Ausländers gewesen, der sich dort lümmelhaft betragen hatte. Der Hügel dehnt sich nach Ost und West wellenförmig aus und jede Wellenspitze krönt ein kleiner Pavillon. Er soll einen liegenden Phönix vorstellen mit ausgebreiteten Flügeln.

Das zweite Tor *(Si-tsche-men)* im westlichen Ende der Mauer, führt zum kaiserlichen Sommerpalaste *(Uen-schou-schen,* Berg der zehntausend Jahre) und der ganze Weg dorthin ist mit glatt gemeiselten Quadern belegt. Der Verkehr an diesem Tore ist ziemlich rege und es halten sich dort besonders viele Bettler auf. Da wir von oben heruntersehen, schaut zu uns ein Armer empor; was ist es, was aus seinem Blicke spricht! Flehentliche Bitte um Erbarmen, stumme Verzweiflung, Bitterkeit und Wehe. Der Unglückliche hatte ein halb verfaultes Bein; der Fuß ist schon längst verschwunden und auch das Bein liegt blos; ein Schwarm Fliegen peinigt ihn noch mehr; mit einem schmutzigen Fächer sucht er sich zu wehren. Flüchtige Menschenwogen eilen beständig an ihm vorüber; wer aber beachtet oder würdigt ihn eines Blickes? Wir stehen da ein Weilchen, bemerken aber nicht, daß ihm jemand auch nur eine Sapeke in die dargebotene Hand legte. Wir werfen 50 Sapeken von der Mauer herunter und sie fallen vor ihn auf die zerrissene Matte. Dankbare Blicke begleiten uns noch lange, da wir schon weiter geschritten. Der Arme freut sich königlich über die „königliche Gabe“; soviel hat ihm wohl sein Leben lang noch Niemand geschenkt.

Fällt mir da ein Geschichtchen über einen anderen Bettler ein, das ich selber miterlebt und zur Kurzweil erzählen will, während wir die nördliche Mauerstrecke abschreiten. Im deutschen Militär-

Lazarett war auch abseits eine kleine Unterkunft für kranke Chinesen eingerichtet, die dort vom Militärarzt in Behandlung genommen und unentgeltlich verpflegt wurden. Eines Tages fand man in der Nähe einen Mann liegen, dem die Füße halb erfroren waren und der über alle Maßen erbarmungswürdig aussah. Er flehte um Aufnahme in das Krankenheim. Nicht mehr imstande, selber zu gehen, wurde er hineingetragen und zunächst etwas mit Speise und Trank erquickt. Es tat ihm das notwendig, denn schon seit vielen Tagen hatte er nichts Warmes mehr in den Magen bekommen. Er erzählte dann, daß er hoch vom Norden aus der Mongolei zurückgekehrt sei, wo er einen Bruder habe aufsuchen wollen. Da er denselben nicht gefunden, sei ihm auch das Reisegeld für den Rückweg ausgegangen und er habe sich durch Betteln den Unterhalt erwerben müssen. Hunger und Kälte haben ihm derart zugesetzt, daß er einige Abende nicht mehr imstande gewesen sei, ein Obdach zu erreichen und da er im Freien übernachtet, seien ihm die Füße erfroren.

Der Militärarzt stellte bald fest, daß der eine Fuß zur Hälfte abgenommen werden müßte, falls der Kranke mit dem Leben davon kommen sollte. Und auch dann dauerte es noch mehrere Monate, ehe sich der Bettler so weit erholt hatte, daß er mit Hilfe eines Stockes umhergehen konnte. Doch da begannen auch allmählich die Lebensgeister wieder zu erwachen. Daß er jetzt wieder geheilt, war ihm schon recht, daß er aber an einem Fuße die Zehen verloren, meinte er, sei doch eine Schande, und solche Schande müsse ihm vergütet werden. „Wer ihm die Zehen abgeschnitten, habe auch die Verpflichtung, selbige zu bezahlen; er bestehe darauf, daß der Militärarzt ihm Geld dafür zahle, mit 100 Tiau (ca. 120 Mk). wolle er sich abfinden lassen.“ Als ich von der Sache hörte, suchte ich den wunderlichen Kauz auf, in der Meinung, es müsse wohl ein Mißverständnis vorliegen. Aber nein, auch mir gegenüber kramte er mit seiner sonderbaren Forderung heraus: Die Zehen gehörten ihm und man hätte ihm selbige nicht abschneiden sollen; er wolle sie bezahlt haben. — Die Folge war, daß der undankbare Zopfträger baldigst an die Luft gesetzt wurde. Er wird zweifelsohne noch lange erzählt haben von den ungerechten *Tei-kui-gin* (Deutschen), die ihm die Zehen „gestohlen“ und selbige nicht haben bezahlen wollen.

An den vier Ecken der „Würfelstadt“ sind bastionartige Ausbauten, deren Dach sich gleich einem Pavillon in die Höhe schwingt. Diese Ecktürme sowie die Tore der Stadt bringen Abwechslung und Gliederung in die lange Einförmigkeit der Mauer. Richtet man aus der Ferne einige Zeit seine Augen auf die unzähligen Zinnen,

so fangen selbige allmählich zu tanzen an und das Auge sucht nach einem Ruhepunkte; es findet denselben in den Tor- und Eckbauten, welche durch ihre gewaltige Monumentalität etwas Beruhigendes an sich haben. Die Mauerzinnen nennt der Chinese nü-öl „Mädchen-Knabe“; die einzelne Zinne bildet gleichsam ein Wesen für sich und die chinesische Phantasie betrachtet sie als die „Kinder“ der Mauer.

Während wir auf der nördlichen Mauerstrecke fürbaß schreiten, gesellt sich ein Wächter zu uns und da er sieht, daß wir auch chinesisch plaudern können, will er uns nicht mehr verlassen. Von ihm erhalten wir Aufschluß über die vielen Häuschen, an denen wir bereits vorübergegangen sind, ohne recht zu wissen, was sie bedeuten sollen, noch auch was die schmierigen Gesellen darin machen, die im Vorbeigehen uns beständig anglotzen. „Die Mauer,“ so führt unser Begleiter aus, „hat den Zweck, die Stadt zu beschützen, aber sie selber bedarf auch des Schutzes und wir sind bestimmt, ihr diesen zu gewähren. Unsere Aufgabe ist es zu verhüten, daß niemand ohne Erlaubnis die Mauer besteigt; nur ihr Europäer habt die Vergünstigung, hier einen Spaziergang zu machen. Während der Nacht spähen wir in die Ferne, damit kein Feind die Stadt überrumpelt.“

Im ganzen sind 28 Wachthäuschen in bestimmten Abständen auf der Mauer verteilt und zu jedem Häuschen gehören 11 Soldaten, welche sich gegenseitig im Dienste auswechseln. Dort oben wird gekocht, gebraten, geschmort, Tee getrunken und Schnaps, Opium geraucht und Tabak, Karten gespielt und Schach, mit einem Worte ein wahres Faullenzerleben wird da geführt, und hätte uns unser Begleiter nicht eines Besseren belehrt, ich hätte schier geglaubt, die Kerle hätten keine andere Beschäftigung, als die Mauer zu düngen und den Leuten auf die Köpfe zu spucken.

Doch allen Respekt vor dem chinesischen Nachtwächterdienst. Daheim wurde in der „guten alten Zeit“ ja auch fleißig gewacht und es gehörte mit zur Poesie der Nacht, wenn hoch vom Turm der Wächter um die zwölfte Stunde sein Liedchen sang, gleichsam eine Geisterstimme im Dunkeln und wohl für manchen, der es gehört, war es ein Weckruf, an Gott zu denken und an sein Seelenheil. In China besitzt ungefähr jedes Dorf einen oder mehrere Nachtwächter und ist das Dorf recht groß, hat es oft ein Dutzend. In den Städten patroulliert fast auf jeder Straße einer. Freilich viele Poesie verbreiten diese Wächter nicht um sich; den ihre hölzernen Klepper „klingen“ arg trocken und dürr, und schlagen sie auf den Tam-tam, dann ärgert man sich, daß einem der Schlaf vertrieben wird. Das „Sion des Nordens“ nun marschiert, was Nachtwächterdienst

darf. Ist Pulver in der Nähe, so wittert er es alsobald und macht sich aus dem Staube. Übrigens haben die Chinesen gern einige Krähenfamilien als Nachbarn im Gehöfte, selbst auf die Gefahr hin, daß sie die jungen Küchlein fortholen. Wo die Krähe ihr Heim aufschlägt, da soll es gut sein, Wohlstand und Reichtum sollen das Gefolge bilden. Der Rabe von Peking scheint sich übrigens auch die fortschreitende Kultur zu Nutzen zu machen; des öfteren konnte ich beobachten, wie sich im Winter, da es sehr kalt war, einzelne Raben auf den Rand der Schornsteine setzten, zweifelsohne in der Absicht, sich die Füße zu wärmen, da sie im Sommer den Schornsteinen wohlweislich fernbleiben. Auch scheint der schwarze Geselle in Peking mit mehr Verständnis zu krächzen als anderswo. Bald hört sich der Ton seiner Stimme schmeichelhaft an, bald gebietend oder zornig, es ist als ob er unter dem Einflusse stände von Übermut und Laune.

In der nordöstlichen Ecke der Tatarenstadt hatten die Russen früher eine Gemeinde. Während der Boxerunruhen ist dieselbe zerstört; Häuser der Christen und Wohnungen der Popen wurden verbrannt oder zerstört. Der Ort sieht sehr verwahrlost aus und wehmütig nebenan liegt der Kirchhof, wo die Ermordeten begraben sind. Es müssen viele gewesen sein, denn wir sehen einen ganzen Wald von weißen Kreuzen und es kommt über uns eine Rührung und Heimatsweh, da wir der Armen gedenken, die hier ihr Leben gelassen.

Da wir oben einen Augenblick in Betrachtung weilen, ruft ein kleiner Knirps hao, hao zu uns herauf und steckt dabei den Daumen seiner rechten Hand hervor. Es ist das vielfach die Begrüßungsformel der chinesischen Jungen in Peking geworden, wenn sie in abgelegenen Teilen der Stadt eines Europäers ansichtig werden. Das Jan-kui-tze (europäischer Teufel) hört man fast nirgends mehr, statt dessen wird jetzt ein Kompliment mit hao, hao gemacht. „Gut, Gut“ heißt das zu deutsch und um die Gutheit noch einen Grad höher hinaufzuschrauben, wird der Bas-Finger ausgestreckt. Die Pekinger sollen das von den französischen Soldaten gelernt haben, welche die „Gut-Phrase“ überall und immer anwandten, da sie eben kein anderes Chinesisch verstanden.

In der östlichen Mauerstrecke, südlich vom Tsi-hua-Tor liegt die Estrade zum Betrachten der Bilder (kuan-siang-t'ä) Sternwarte zu deutsch genannt. Jetzt allerdings ist von der ganzen Herrlichkeit nichts weiter mehr zu sehen als die Ausbuchtung der Mauer, auf welcher einst die astronomischen Instrumente aufgestellt waren und die Fundamentsteine, deren feine Ziselierung noch Zeugnis

ablegt, daß hier dermalen eine besondere Sehenswürdigkeit gestanden. Und in der Tat, wenn in früheren Jahren die Tributländer Chinas aus Süd und Norden ihre Gesandten in die kaiserliche Metropole schickten, verließ keiner dieselbe, ohne vorher die drei Hauptsehenswürdigkeiten und Wunderdinge des Nordens betrachtet zu haben. Besagte Weltwunder waren die große Mauer (die zehntausend Li lange Stadt: *uen li tch'öng*), die dreizehn Hügel *(sche-saen-ling)* und die Sternwarte von Peking. Mehr als ein halbes Jahrtausend hatten die ältesten Instrumente hier gestanden (aus der Zeit des Kaisers Kublai 1279) ein Gegenstand der Bewunderung für Ausländer und Chinesen.

Pater Verbiest, der damalige Leiter der Sternwarte, ließ im Jahre 1673 die großen Instrumente durch neue, nach europäischen Prinzipien konstruierte ersetzen, während die alten in einer Halle am Fuße der Terrasse untergebracht wurden. Gewiß hat er nicht geahnt, daß selbige nach einem Vierteljahrhundert noch übers Meer gebracht würden, um anderswo Parade zu machen. Ohne Zweifel bilden die kunstvollen Bronzestücke auch in Berlin und Paris eine alte historische Sehenswürdigkeit, aber nur schade, daß die Art der Erwerbung eine gar zu wenig ehrenvolle ist. Es verschlägt wenig dabei, daß die Gegenstände später von der Kaiserinwitwe zum „Geschenke“ gemacht worden, denn damit wollte sie uns nur ein „Mißgesicht“ ersparen. Mehr Gesicht aber hätte unser Name in den Augen der Chinesen gehabt, wenn das Präsent mit einem deutschen Kout'ou zurückerstattet worden wäre.

Von der Sternwarte-Terasse sieht man in südöstlicher Richtung die Prüfungshallen (Kung-juen) liegen. In Mitte derselben erhebt sich ein mehrstöckiger Turm für die Prüfungs-Kommissäre. Turm und Hallen sind sehr in Verfall geraten; wollte man von ihrem Aussehen auf die chinesische Wissenschaft schließen, wäre es traurig um sie bestellt. Die Armen finden an den Hallen der Examina-Kandidaten einen beliebten Sammelplatz für Brennmaterial. Es scheint, die chnesische Polizei läßt sie ruhig gewähren und es wird gar nicht lange dauern, dann ist von dem ganzen Gebäude-Komplex nichts mehr zu sehen als ein großer Trümmerhaufen. Alles Brennbare wie Sparren, Fenster und Türen ist schon so ziemlich verschwunden.

Ebenso verfallen wie die Prüfungshallen sind die Kaiserlichen Getreidespeicher, welche wir am östlichen Ende der Mauer außerhalb der Stadt gewaren. Man sieht, daß dort hungerige Mäuse und Ratten kaum mehr den nötigen Lebensunterhalt finden werden und die Speicher sich schon längst nicht mehr öffnen für den

Haushalt des Kaisers. Statt daß aber die Regierung solche ausrangierte Gebäude abbrechen ließe, überläßt man sie einfach ihrem eigenen Geschicke, das in gänzlichem Verfalle besteht mit dem Untergange des noch verwendbaren Materials. Reparieren ist in China eine viel weniger beachtete und geübte Kunst als bei uns in Europa. Ein Loch im Dach, das mit wenigen Kellen Kalk wieder verstopft wäre, läßt man offen, ein unbedeutender Schaden im Flußdamm bleibt unbeachtet, einen Riß in Hose oder Kamisol läßt man weiter reißen — bis der Bau in Trümmern liegt, der Fluß die Sperre durchbrochen und das holde Menschenkind aus allen Fugen und Spalten seiner kleidernen Behausung zum Vorschein kommt. Die Chinesen haben ein Sprichwort: „*Tjiuti pu t'jü, sinti pu le*“ „Wenn mit dem Alten nicht aufgeräumt wird, giebts ja nichts Neues.“ Und das Neue hat auch für den Zopfträger seinen Reiz, wenns nur nicht von den Ausländern kommt.

Die chinesische Majestät hat einen weitläufigen Haushalt und die Augen vieler warten auf seine Huld. Da heißt es Brot besorgen für Tausende von Tataren-Soldaten und eine unzählige Dienerschaft und Beamtenschaar und ein ganzes Harem von Weibern. Hoch im Norden reift aber nur schlechtes Getreide, Roggen und Buchweizen; deshalb muß Reis herbeigeschafft werden aus dem Süden, der als die beste Kost gilt. Reis ist das eigentliche Essen und alles Andere, was sonst auf die Tafel kommt, gilt nur als Vor- und Nachtisch. In früheren Jahren war eine eigene Wasserader hergestellt, die den Süden mit dem Norden, die fruchtbaren südlichen Reisprovinzen mit Peking in Verbindung brachte und alljährlich zogen viele Tausende Schiffe hinauf, um dem Kaiser Proviant zu bringen. Aber die beständigen Überschwemmungen zerstörten den Wasserweg bald hier, bald dort und die Reparaturkosten verursachten dem Reiche jedes Jahr viele Auslagen. Deshalb wird nunmehr der Reis auf dem Seewege nach Tientsin geschafft und von dort per Eisenbahn in die Kaiserlichen Speicher, die jetzt nicht mehr in der Nähe des Kanals liegen, sondern innerhalb der Stadt erbaut sind. Der „Fluß zur Beförderung des Getreides“, (jüin liang ho) gemeiniglich Kaiserkanal geheißen, gerät deshalb immer mehr in Verfall und ist für die meiste Zeit im Jahre nur stellenweise befahrbar. Der in den Speichern aufbewahrte Reis ist meistens derart müffig und abgelagert, daß er an das gewöhnliche Volk verkauft wird, jene aber, die ihre bestimmte Portion vom Kaiserlichen Proviantamt geliefert bekommen, kaufen sich für verkauften Reis andere Kost, die ihren verwöhnten Gaumen besser zusagt.

Wie anderswo große Städte und besonders Hauptstädte die größten Gegensätze beherbergen: Proletariat und reiche Philisterhaftigkeit, satte Blasiertheit und nie gesättigten Hunger, so ist es auch in China. Der Bettler in Peking darbt noch mehr als sein Leidensgenosse auf dem Lande und der gewöhnliche Arbeiter verzehrt viel schlechtere Kost als der Bauer auf den Dörfern. Alle Lebensmittel sind bedeutend höher im Preise und in mancher dunklen Gasse ist das Elend ständig zuhause.

Aber da weht uns ja die deutsche Fahne entgegen und sehen wir recht, ist der Fähnrich ein Kuhjunge. Da muß doch untersucht werden, ob es die Kühe sind, die unter dem Schutze der deutschen Flagge das spärliche Mauergrün abweiden, oder ob der Chinesenbube landesverräterische Absichten im Schilde führt und gar in der Kaiserlichen Hauptstadt für das Deutschtum schwärmt. Die Kühe allerdings scheinen aus der Pharaonischen Zeit zu stammen und sehen aus wie die sieben mageren Zeiten, was allerdings nicht zu verwundern ist, denn auf der Bekumer Stadtmauer hätten sie wohl mehr Gras gefunden. Was sie alleweile hier zu weiden bekommen, sind Blätter von Dorngestrüpp, unter dem hier und da ein verkrüppelter Blumenstumpf steht, dem schon hunderte Male das Haupt abgenagt wurde. Auf dem Rot der Fahne sind schwarze chinesische Schriftzeichen gepinselt und da ist zu lesen: „Schlachtvieh der deutschen Besatzungstruppe.“ Als ich dem Kuhjungen mein Befremden darüber äußerte, daß die Kühe gar so mager seien, sagte er, sie sollten erst noch fett gemacht werden; man habe sie erst kürzlich gekauft und es dauere mehrere Monate, bis selbige als schlachtfähig an das deutsche Militär abgeliefert würden. Jetzt sei das Vieh noch Privateigentum, aber es werde ihm die deutsche Fahne vorangetragen, damit es ungenierter weiden könne.

In der südlichen Stadtecke ist ein Platz eingerichtet zum Preisschießen für die Deutschen Pekings, besonders für die Offiziere der dortigen Besatzungstruppe. Das Leben wird mit der Zeit eben eintönig und man sorgt deshalb selbst für etwas Abwechselung. Die Sehenswürdigkeiten in und um Peking sind bald gesehen und dann gibt es nichts mehr zu sehen als das tägliche Einerlei, an das sich der an beständige Abwechslung gewöhnte Ausländer nur schwer gewöhnen kann.

Nicht weit vom Schießplatze liegt ein Totenacker, auf dem die während der Boxerunruhen in Peking gefallenen deutschen Soldaten begraben sind. Auch die Gefallenen der österreichischen und italienischen Heeresabteilung haben hier ein stilles Plätzchen

gefunden. So sind die im Leben Verbundenen auch im Tode noch vereint und harren weit von der Heimat im Schatten der grauen Pekinger Mauer dem Auferstehungsmorgen entgegen. Wahrlich es wird dem Sterblichen an der Wiege nicht gesungen, wo er dereinstens sein Grab finden wird. Glücklich, der in den Vaterarmen Gottes seine ewige Ruhe findet, dann ist es gleichgültig, wo die sterbliche Hülle im kühlen Grabe gebettet liegt.

Doch nun Ade, Freund Leser, unser Rundgang ist beendet; habe Dich ohnehin lange herumgeschleppt und Du wirst gründlich müde sein. Im Glanze der scheidenden Sonne leuchtet die vergoldete Kuppel der russischen Gesandtschaftskirche zu uns herüber und wäre es gerade Sonntag, würde ihr melodisches Geläute uns das Herz noch mehr erweitern. Nicht selten habe ich still gelauscht, wenn durch das Gewirre des Straßenlärms die klaren Glockenstimmen an das Ohr drangen, als wollten sie jedem ein „Sursum corda“ entgegenrufen. Doch die geschäftige Welt kehrt sich wenig daran, die heidnischen Chinesen aber lauschen lieber dem Marktgeschrei und dem Geklingel der Theaterspieler. Die soeben fertiggestellte katholische Gesandtschaftskirche (von Bischof Favier erbaut) zeigt mit ihren zwei schmucken Türmen mahnend zum Himmel hinauf, aber auch ihr Wink wird schlecht verstanden und wenig beachtet. In christlicher Atmosphäre ist es nicht einmal immer leicht, Auge, Herz und Ohr offen zu halten für das, „was oben liegt“ — doppelt, ja hundertfach schwieriger ist es im Heidenlande. Du, Freund Leser, merke Dir den Dichterspruch:

„Daß das Herz dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
Zu den ew'gen Höh'n empor.“ —

Von Puoly nach Peking.

Peking, den 10. Februar 1904.

Als ich vor gut zwei Jahren den Weg von Tientsin nach Puoly machte, mußte ich es auf einem verdeckten Wagen tun, denn an allen Ecken und Enden übten die Boxer und bereiteten sich auf den Gewaltstreich vor, den sie auszuführen gedachten. Sie wollten mit einem Schlage allen Europäern den Kopf abhauen oder sie in das Meer treiben und so das Reich der Mitte von den Ausländern säubern. Ich kam damals in

meinem verdeckten Wagen anstandslos durch; mochte es auch wohl dem einen oder andern Boxer gelüsten, die „Schöne“ in dem Wagen mit einem Blicke zu erspähen, so hatte doch keiner das Vergnügen. Das Gefährt war fest verhangen, und hinter den Vorhang darf kein anständiger Chinese schauen, wenn er ein weibliches Wesen dahinter vermutet.

Jetzt sind die Schascharen, gemeiniglich Boxer genannt, von der Bildfläche verschwunden. Schascharen hätte man die Sippe taufen sollen im Gegensatze zu den Tataren. Der Schlachtruf der letzteren lautete ja bekanntlich „ta-ta“ „schlagt drauf, schlagt drauf“; die Boxer aber schrieen noch ärger: „scha-scha“ „tödtet, tödtet“ die europäischen Teufel. Chinesen und Boxer: die beiden Begriffe meine ich, passen nicht zusammen. Zum Boxen sind die Chinesen viel zu phlegmatisch und vielfach auch nich gelenkig genug. Doch lassen wir die Sektirer heißen, wie sie wollen; die Hauptsache ist, daß sie uns fortan in Ruhe lassen und niemals wieder so tolle Einfälle wie vor zwei Jahren bekommen. Hoffentlich haben sie genug Lehrgeld zahlen müssen und sind ein für alle Mal überzeugt, daß sich die Europäer nicht so leicht hinauswerfen lassen.

Auf der ganzen Reise konnte ich mir einige Soldaten, die mich von Bezirk zu Bezirk eskortieren mußten, nicht vom Halse halten. Man mochte den Mandarinen sagen lassen, es sei nicht notwendig, man wünsche keine Begleitung und wolle kein Aufsehen machen: Alles war umsonst. Die guten Herren sind wirklich besorgt um das Leben der Ausländer, aber meistens nur dann, wenn keine Gefahr vorhanden ist. In den Gegenden, wo s. Z. die Boxer besonders gehaust hatten, schauten die Leute jetzt ganz verwundert auf den Europäer, aber auch kein einziges Mal hörte ich ein Schimpfwort fallen. Die meisten Gaffer sahen ziemlich angstvoll drein, ähnlich dem Schulbuben, wenn er eben welche auf die Finger bekommen.

In Wirtshäusern, besonders in der Nähe von Tientsin, sah man noch an den schwarzen Wänden Fratzen eingeritzt und chinesische Charaktere, die auf die Boxer Bezug hatten. So das „Porträt“ des Tuan-wang, des Tung-Fu-hsiang und anderer Hauptthelden. Auch hatte man versucht, einen europäischen Soldaten an der Wand zu verewigen; daß es ein solcher sein sollte, sah man an den Hosen und dem Hute.

Manche edlen „Schlachtrosse“, die an die Chinesen verkauft wurden, sind jetzt dazu verurtheilt, den chinesischen Wagen zu ziehen. Die Tiere machen einen recht traurigen Eindruck; man

sieht es ihnen deutlich an, daß für sie der Haferkorb hoch hängt. Mit dem Putzen und Kämmen ist es für sie jetzt auch vorbei. Höchstens fährt der Chinese hier und da einmal mit dem Besen über den Rücken des Tieres, und damit ist die Toilette dann für einige Tage abgemacht.

Obwohl ich volle acht Tage reisen mußte und die Reise grade in den La Yüo, den letzten Monat des chinesischen Jahres fiel, wann man nach hiesigen Grundsätzen keine lange Reise machen soll, war das Wetter doch die ganze Zeit vorzüglich. Überhaupt ist der diesjährige Winter ein außergewöhnlich gelinder. Die Chinesen meinen, es käme das daher, weil die Reise des Kaisers grade in den Winter gefallen sei; da müsse der Himmel doch einige Rücksichten nehmen, damit der „Himmelssohn“ unterwegs nicht allzuviel Ungemach zu erdulden habe. Nicht unmöglich ist es aber, daß „das dicke Ende noch nachkommt.“ Wenn es nicht wintert, dann sommert es auch nicht, sagt man bei uns zu Hause. Die Chinesen haben fast denselben Gedanken und kleiden ihn in die Worte: *Ke löng pu löng, pu tsch'öng ngen-tjing:* „Wenn es kalt sein sollte und ist nicht kalt, dann gibt es ein schlechtes Jahr.“ Und sie fügen noch hinzu: *Ke gä-ti pu gä, pu tsch'öng sche-tjä:* „Wenn es warm sein sollte und wird nicht warm, dann geht es mit der Welt zu Ende“, was ja wohl wahr sein mag, wenn sich die Sonne einmal ausgeschienen hat.

Der Handel von Tientsin nach dem Innenlande scheint wieder recht zu blühen. Den ganzen Weg entlang reihte sich fast Karren an Karren mit allerhand ausländischen Waren, besonders aber sah ich viele Petroleumkisten und Baumwollenzeug. Auch begegnete mir manche Heerde Ponies aus der Mongolei. Da werden die Pferde im Innern voraussichtlich wieder billiger; weil im vorigen Jahre keine Zufuhr aus dem Norden kam, waren die Preise sehr in die Höhe gegangen. Aus dem Innenlande hingegen werden viele Ochsen nach dem Norden getrieben; ferner sieht man Karren voll Geflügel und Hasen dorthin fahren. Die Lebensmittel steigen aber desto höher im Preise, je mehr man sich Tientsin nähert.

Wer nach Jahren einmal wieder Peking besuchen kommt, ist nicht wenig erstaunt über die Veränderungen, die er hier vorfindet; unwillkürlich drängt sich ihm der Gedanke auf: Die Chinesen sind vom Regen in die Traufe gekommen. Anstatt daß es ihnen gelungen wäre die Ausländer mit „Stumpf und Stiel“ auszurotten, haben sich diese nur um so fester eingenistet, haben sich in noch größerer Anzahl eingefunden als ehedem. Der Gesandtschaftenkomplex ist

um das Doppelte, ja Vierfache vergrößert. Nicht nur Besitztum des gewöhnlichen Bürgers wurde annektiert, sondern auch kaiserliches und zwar in unmittelbarer Nähe der verbotenen Stadt.

Wie eine Riesenbatterie liegen die fremden Mächte, die eine neben der anderen gruppiert, auf dem Terrain zwischen zwei Hauptstadttoren, der *Hatamen* und der *Chienmen,* und nach Norden haben sie als nächsten Nachbarn — den Kaiser. Der Süden aber ist von der Stadtmauer begrenzt, und diese steht, soweit die ausländischen Besitzungen reichen, unter Bewachung der Deutschen und Amerikaner. Neben der Hatamen haben die Deutschen oben auf der Mauer einen Wachtturm gebaut. Mittels eines eisernen Gittertores kann die Mauer nach Osten hin abgesperrt werden. Von dem Turme aber ist es ein leichtes, den Feind auch aus der Ferne zu erreichen und sich ihn vom Leibe zu halten.

Wo einstens bescheidene Einfassungsmauern standen, erheben sich jetzt vielfach trotzige, mit Gräben umgürtete, festungsartige Türme, und die Mauern sind mit Schießscharten gespickt; es brauchen nur die Kanonen aufgefahren zu werden, und in kurzer Zeit kann der ganze Kaiserpalast in Trümmern liegen. Das Militär der fremden Mächte ist in massiven Kasernen untergebracht, und die Offiziere wohnen in mehrstöckigen, vielfach villenartigen Häusern. Der Kaiser braucht nur den Kohlenhügel zu besteigen, um die fremden Soldaten exerzieren sehen zu können. Lange Reihen Häuserkomplexe sind fortrasiert, weil sie im Wege standen und eventuell militärischen Operationen hinderlich sein konnten.

Das Hauptverbindungstor der Chinesen-, Tataren- und der Verbotenen Stadt, das *Chienmen,* bildet zugleich nach Osten hin die Endstation der Tientsin-Pekinger Bahn; nach Westen aber die Anfangsstation der Peking-Paotingfuer Bahn. An das Pfeifen und Rollen der Eisenbahnen wird man sich in der Verbotenen Stadt schon längst gewöhnt haben; denn die Lokomotiven pfeifen oft und auch laut genug, um es „da drinnen“ mit Leichtigkeit hören zu können. Daß die Bahn so weit in das Herz der Stadt gedrungen, ist auch eine Errungenschaft des Krieges, und ohne denselben hätten die Diplomaten wohl jahrzehnte lang verhandeln können, und auch dann hätte sie die chinesische Regierung wahrscheinlich noch mit einem quod non — *pu ching* — verabschiedet. Man sieht, viel Federlesens ist seiner Zeit beim Baue der Bahn nicht gemacht worden, und man hat einfach dorthin den Weg genommen, wo er am vorteilhaftesten schien. Die Folge war, daß eine ganze Reihe Toter in ihrer Grabesruhe gestört wurden, und daß sie ihre

Stätte haben wechseln müssen. Aber das ging alles so selbstverständlich und friedlich vor sich und machte nicht die geringsten Schwierigkeiten. Die Chinesen suchten sich einige neue Bretterschreine zusammen, darin lasen sie die Gebeine auf, verbrannten Papier und Weihrauch und der Tote wurde anderswo von neuem bestattet. Als der Schienenstrang vor die Mauern der Chinesenstadt kam, wurde einfach eine Bresche hineingebrochen, und auch das kam den Pekinger Bürgern selbstverständlich vor; denn sie begriffen sehr wohl, daß die Bahn weder über die Mauer hinwegsteigen noch darunter herkriechen konnte.

Tatsache aber ist, daß der Zug jedesmal gestopft voll von Chinesen ist, mag er nun von Tientsin kommen oder von Peking abfahren. Zu bequem hat man es freilich den Zopfträgern nicht gemacht; sie fahren nicht eimal so gut wie daheim das liebe Vieh, das wenigstens noch ein Schutzdach über dem Kopfe hat. Es scheint, man betrachtet hierzulande die Chinesen als lebloses Material; denn sie werden auf die nämliche Weise per Bahn dritter Klasse (und selbstverständlich fährt fast jeder dritter Klasse) befördert wie Steine und Sand und dergleichen Dinge. So haben sie freilich den Vorteil, immer frische Luft und freie Aussicht zu genießen, aber dafür müssen sie auch alles Ungemach der Witterung über sich ergehen lassen: Schnee, Regen, Sonnenschein und was sonst aus der Höhe kommt.

Die Zerstörungen, welche der Krieg angerichet, werden immer mehr ausgemerzt; überall wird fleißig gebaut. Tag für Tag kommen Kamelkarawanen herangezogen mit Kalk beladen, und lange Reihen Frachtwagen fahren von morgens früh bis abends spät Ziegelsteine herbei und sonstiges Material. Es bauen der Kaiser und die Gesandtschaften, es bauen die Missionare und die Kaufleute. Der Kaiser läßt einen kleinen Pavillon am Kohlenhügel wieder aus der Asche erstellen, ferner ein nördliches Tor zur verbotenen Stadt, das *Houmen,* welches seiner Zeit die Japaner verbrannt hatten. Die Gesandtschaften ergänzen das, was vom vorigen Jahre zu tun übrig war. Im allgemeinen haben sich alle, wie es scheint, recht wohnlich eingerichtet.

Auch hat die Tatarenstadt ein neues Stadttor bekommen. Das ist jedenfalls ein wichtiges Ereigniß. Fast ein halbes Jahrtausend ist die kaiserliche Metropole mit neun Toren ausgekommen, und es hätten vielleicht nochmals fünfhundert Jahre vorübergehen können, ehe es jemanden eingefallen wäre, in das alte, ehrwürdige Stadtumfüge, einen neuen Durchgang zu brechen. Selbst der

Himmelssohn würde das kaum ohne Skrupel und mancherlei Widerrede haben tun können. Was die Chinesen nicht gewagt, das haben die Ausländer gewagt sonder Skrupel und Bedenken. Heute zählt die Tatarenstadt zehn Tore und zwar ist das neue ein eisernes; denn eisern war ja auch die Faust, welche eine Bresche in die graue Riesenmauer legte.

Der Durchgang ist an der nämlichen Stelle, wo im August 1900 die ersten Befreier eindrangen und der hart bedrängten, tapferen Schar die lang ersehnte Hülfe brachten. Unten geht der mit starken Tannenbohlen überdeckte Kanal, welcher aus der verbotenen Stadt fließt. Das besagt auch die über dem Torbogen angebrachte, etwas prosaisch klingende Inschrift „Watergate" mit der Jahreszahl 1900. Das Tor hat keinen Aufbau und fällt deshalb nach Außen nicht weiter in die Augen.

Der Platz ist gut gewählt: nicht nur wegen des historischen Momentes, sondern auch in Bezug auf die praktische Seite. Hier liegt so ziemlich das Zentrum zu allen Gesandtschaften. Zunächst stoßen das deutsche und amerikanische Gesandschaftsviertel an. Nur wenige Schritte vom Tore entfernt liegt das deutsche Postgebäude, das vielleicht auch wohl die Torschlüssel in Verwahr bekommen dürfte. Die Europäer, die mit der Bahn von Tientsin kommen, sind jetzt nicht mehr gezwungen, den weiten Umweg durch das Chienmen zu machen durch das Gedränge der Chinesen über die ausgetretene, halsbrecherische Straße zwischen der russischen und amerikanischen Gesandtschaft. So kommen sie nicht nur früher nach Hause, sondern verspeisen auch eine Portion weniger Staub.

Wenn sich jetzt Jemand abends verspätet hat und nach Torschluß um Einlaß bittet, wird ihm hoffentlich geöffnet werden, ohne daß er stundenlang zu Warten braucht und womöglich auch dann noch keinen Einlaß erhält, weil er sich nicht genugsam als ehrlicher Bürger ausweisen konnte.

Ob mit dem neuen Tore auch neue Kultur einziehen wird in die alte chinesische Kaiserstadt? Lange genug wurde an dem Tore gebaut: hoffentlich wird es um so fester sein. Hoffentlich wird es nicht nur dem Zahne der Zeit lange Widerstand bieten, sondern auch — den Gelüsten der Chinesen, falls es ihnen einfallen sollte, ihre Hand nach den Schlüsseln auszustrecken. Sonst dürfte es eines Tages heißen: Die Ausländer haben ein Tor gebaut für die Chinesen: der Schlüssel ist in ihren Händen, und dann wäre es wohl bald um die Existenzberechtigung des „Watergate" geschehen.

Eis und Blumen in Peking.

Peking ist die Stadt der vier Jahreszeiten, sagte mir neulich ein befreundeter Mandarin. Aber wie ist denn das zu verstehen? fragte ich ihn. In Peking, antwortete er, sind jahraus jahrein die vier Jahreszeiten vertreten. Dort gibt es beständig Blumen des Frühlings, Früchte des Sommers, Trauben des Herbstes und Eis des Winters.

Und der Mann hatte recht. Was Blumen und Eis angeht, so muß man ihm vollkommen zustimmen, denn diese gehen in Peking niemals aus. Die Früchte des Sommers und die Trauben des Herbstes reichen wohl nicht für das ganze Jahr, aber doch für den weitaus größten Teil. Ende Mai gibt es noch Trauben, frisch wie vom Stock, und Birnen so viel als man haben will, desgleichen mancherlei andere Früchte.

Anderswo freilich kann man auch so etwas haben, z. B. in Berlin und selbst in kleineren europäischen Städten. Aber der Unterschied von der Hauptstadt des Chinesenreiches liegt darin, daß Peking beständig die vier Jahreszeiten innerhalb seiner Mauern birgt, während man in Europa ihre Erzeugnisse vielfach erst importieren muß. Und dann hat es Peking schon jahrhundertelang so gehabt, auch damals schon, als die meisten europäischen Städte noch kaum bestanden oder doch wenig Ahnung davon hatten, wie kalt das Eis im Sommer schmeckt und wie süß die Traube im Mai.

Peking ist ein Eldorado der Blumen. Die meisten, welche von Peking gehört und gelesen, haben freilich den Gesamteindruck, daß Peking ein verstaubtes, schmutziges, übelriechendes Nest ist. Das will ich nicht in Abrede stellen, aber dabei bleibt doch wahr, daß die Reichshauptstadt des blumigen Reiches der Mitte doch auch Blumen in Fülle hat, mehr als eine andere Stadt Chinas. Wer sich davon überzeugen will, mache nur früh morgens, wenn der Tag eben zu grauen beginnt, auf den Blumenmarkt *(Huasche)* einen Spaziergang. Die Pracht, die er sich dort entfalten sieht, wird ihn schier vergessen lassen, daß er in dem schmutzigen Peking ist. Lange Straßen entlang, zu rechts und links ist nichts zu sehen als lauter Blumen in allen möglichen Farben und Formen. Und die sind so — täuschend ähnlich gemacht, daß man beim ersten Anblick meinen sollte, es seien natürliche. Erst wenn man Verkäufer sieht, die nichts als Blätter oder Stengel ausstellen, und andere, die nur Knospen und Blüten anbieten, entdeckt man, daß die

Blumen künstlich sind. Um das sommerliche Bild aber erst recht zu vervollständigen, fehlen auch die schillernden Schmetterlinge nicht aus farbigem Glas, Seide oder Papier.

Auf diesen Markt eilen in aller Frühe, wenn es noch nicht staubt, zärtliche Gatten, die ihrer jungen Frau mit einer herrlichen Blume das Haar schmücken wollen, weil sie heute ihre Schönheit vielleicht besonders zur Schau stellen soll; vorsorgliche Mütter, die ihrer Tochter Brautblumen und Schmetterlinge kaufen wollen für die Hochzeit; zweifelhafte Elemente (und deren gibt es leider Gottes in Peking sehr viel), die keine andere Beschäftigung kennen als sich zu schmücken und zu schminken und mit der Sünde Handel zu treiben. Händler kommen aus der Ferne, um Pekings Flora viele hundert Meilen weit ins Innere zu tragen. Für sie hauptsächlich sind die Blätter, Stengel und Knospen ausgestellt, die sich leicht in größerer Menge verpacken lassen. Zu Hause machen sie fertige Blumen daraus und verkaufen sie für einen drei-, ja sechsfach höheren Preis.

So verschieden die Blumen in Form und Farbe sind, ebenso verschieden ist auch das Material, aus dem der Künstler sie herstellt. Man findet Blumen von feinsten Seidenstoffen, andere sind aus buntem Papier gemacht. Während das Mädchen armer Leute einen gläsernen Schmetterling im Haare trägt, glitzert auf den glänzenden Locken einer Mandarinentocher ein Schmetterling von Gold und Edelstein. Derartige Kostbarkeiten aber, ebenso wie die teuersten Blumen kommen nicht auf den Markt, sondern werden in Geschäften verkauft. Die Anwohner des Blumenmarktes sind fast alle Fabrikanten von Blumen, und sobald der Markt aufgehoben ist, wird die Ware ins Haus getragen. Es geschieht das schon bei Sonnenaufgang, denn um diese Zeit beginnt der Straßenverkehr mit Wagen und Schiebkarren; es erhebt sich der Staub, der den Blumen schadet und ihnen den zarten Schmelz benimmt.

Die Bevölkerung auf dem Lande trägt nur zu Neujahr Blumen, auch dann tun es meistens nur junge Mädchen oder aber verheiratete Frauen. In Peking aber schmückt sich alles damit, was sich weiblich nennt, vom kleinen Backfisch bis zur vergilbten Schachtel: ja auch ihr muß noch im spärlichen oder falschen Haare eine knallrote Pfingstrose glühen. Freilich halten die künstlichen Blumen länger vor als die natürlichen, aber nach einigen Tagen sind doch auch sie verstaubt und müssen durch neue ersetzt werden. Kein Wunder also, daß die Blumenverkäufer in Peking jeden Morgen Geschäfte machen, bisweilen sogar gute. Ist es jemand gelungen, eine Neuheit

zu erfinden (denn auch die Blumenmoden wechseln) und damit Anklang zu erregen, dann ist die Bitte aller eitlen Evastöchter: Bitte, Mann, eine neue Blume! Die Wirkung einer solchen Bitte ist jedenfalls ähnlich so, alswenn anderswo andere bitten: Bitte, Mann, einen neuen Hut.

Aber auch Floras natürliche Kinder gibt es in Peking mehr als in den meisten anderen chinesischen Städten. Selbst ausländische Blumensorten, z. B. Kaktus, Geranien, Veilchen und dergl., haben sich längst eingebürgert. Die Chinesen haben eine rechte Fertigkeit in Behandlung derselben, so daß man fast zu jeder Jahreszeit alle möglichen Blumen haben kann. Im Mai sah ich einen Verkäufer mit blühenden Herbstastern und Georginen. Es stehen den Gärtnern freilich keine Treibhäuser zur Verfügung, sondern sie müssen sich mit ganz einfachen Mitteln behelfen, um im Winter die Kälte fernzuhalten und die notwendige Wärme zu binden. Zum Aufbewahren der Blumen im Winter dienen Erdgräben, die gegen Norden durch eine Mauer oder einen Wall geschützt sind. Bei Tage, wenn die Sonne scheint, werden dieselben geöffnet und warme Strahlen fallen auf die Pflanzen. Während der Nacht werden sie mit Strohmatten sorgfältig zugedeckt. Die Hauptgartenanlagen liegen außerhalb der Stadt, weil das dortige Wasser den Blumen zuträglicher ist; denn auch das Wasser in Peking ist nicht überall frei von Beimischungen, die selbst den Pflanzen weniger bekömmlich sind.

Als Stellvertreter des Winters während der heißen Sommerzeit gibt es in der kaiserlichen Hauptstadt zehn mächtige Eiskeller, welche auf die einzelnen Stadtteile verteilt sind. Vier davon gehören Sr. Majästät, drei dienen zum Gebrauche der Prinzen, das Volk muß sich mit dem Rest begnügen. Einer der kaiserlichen liegt in der verbotenen Stadt, die übrigen sind außerhalb derselben. Aber auch das Eis aus den Kellern des Kaisers und der Prinzen darf an den gemeinen Mann verkauft werden, falls der „Sohn des Himmels“ und seine Prinzen nicht alles benötigen sollten.

Der Eishandel in Peking bildet eine Art Monopol. Neue Keller dürfen ohne kaiserliche Erlaubnis nicht angelegt werden. Diese wird nur selten erteilt, wer sie aber erhält, bekommt ein Dokument *(Lung-P'io)* als Ausweis.

Das aufbewahrte Eis entstammt dem Wasser des „Perlenflusses“ (Jüho) in der verbotenen Stadt, und diesem wird es vom Berge der „zehntausend Lebensjahre“ (Uenschou) zugeleitet, wo der Kaiser seinen Sommersitz hat. Im Winter wird das Wasser gegen Bezahlung

an die kaiserlichen Beamten, welche die Schleusen öffnen, in den Stadtkanal gelassen, wo es gefriert. Tag und Nacht wird dann gearbeitet und in langen Reihen ziehen die Eiskarren, um die Keller zu füllen. Jeder Keller besteht aus zehn Abteilungen; jede Abteilung hat ungefähr zehn Schritt im Geviert. Darin liegt das Eis in zehn Schichten aufeinandergestapelt. Die einzelnen Stücke haben 1—2 Fuß Dicke und bilden ein Quadrat von 2—3 Fuß.

Es läßt sich nichts Einfacheres denken als solch einen Keller, und dennoch hält sich das Eis ganz vortrefflich darin. Für die Anlage wählt man trockene Erdwälle von einigen Metern Höhe. An die Nordseite derselben werden zimmerartige Höhlungen gegraben. Das Eis wird darin aufeinandergeschichtet und dann mit trockener Erde und Sorghostengeln zugedeckt. An den Seiten wird ebenfalls trockene Erde aufgeschüttet und die sogenannte Türe mit Luftziegeln vermauert und zugeschmiert. Damit ist die Anlage fertig. Man hat nur darauf zu achten, daß von oben der Regen und von unten das Grundwasser keinen Zutritt finden. Wird eine Abteilung zum Gebrauch geöffnet, so sucht man die Sonnenstrahlen durch ein Mattendach abzuhalten, im übrigen aber hat Wind und Luft freien Zutritt; ja nicht einmal eine Türe verdeckt den Eingang.

Die große Menge Eis, welche in unmittelbarster Nähe beieinanderliegt, trägt wohl hauptsächlich dazu bei, daß es die oft gewaltige Sommerhitze nicht schneller zum Schmelzen bringt. Auch behaupten die Chinesen, wenn ein neuer Keller angelegt würde, so halte sich in dem ersten Jahre das Eis nicht. Der Boden müsse erst „durch und durch erkalten“ (Han toulio). Wenn das geschehen sei, hätten Sonne und Wärme nicht mehr viel Einfluß und „der Winter im Sommer behaupte sein Recht“.

Eine besondere Art Eiskeller gibt es noch in Peking zum Aufbewahren des Obstes. Darin liegt denn auch das Geheimnis der wunderbaren Erhaltung desselben, so daß man im Sommer noch frisch scheinende Trauben des vergangenen Herbstes essen kann. Das aufzuwahrende Obst wird bei der Ernte sehr forgfältig sortiert und alles nur etwa Schadhafte entfernt. Dann wird es in Körbe, Kisten oder in steinerne Töpfe gelegt und zugedeckt. Besagte Behälter werden auf Eislagen gestellt und bleiben dort so lange stehen, bis man sie gebraucht. Das Obst hält sich auf diese Weise, wenn es gut geht, ein volles Jahr.

Die Ausländer sind in der Regel sowohl Freunde von Eis als auch von Obst. Deshalb machen die Obstverkäufer und Eiskellerbesitzer

in Peking ganz vorzügliche Geschäfte. Dabei sind die Preise verhältnismäßig recht billig. Der Chinese selbst gebraucht das Eis weniger zum Abkühlen der Speisen als vielmehr zum Aufbewahren derselben.[1]) Besonders können Fleisch- und Fischverkäufer ohne Eis keine frische Ware halten. Kühle Getränke trinkt der Zopfträger nicht, weil sie seiner Ansicht nach doch den Durst nicht löschen. Will er aber einmal im Sommer die Freuden des Winters genießen, so nimmt er ein Stück Eis in den Mund und ein Stückchen Zucker dazu. Soll der Genuß aber recht vollkommen sein, so legt er sich eine saftige Traube ins Eis und läßt sie gehörig erkalten. Wenn er dann hoch im Sommer die eisigkalte Traube des Herbstes verkostet, wird ihm lenzwonniglich zu Mute und er denkt: Peking ist doch wirklich die Stadt der vier Jahreszeiten.

Chinesischer Zellenschmelz.

Zur Zeit als die alten Römer Wände und Fußböden ihrer Paläste mit Mosaikarbeiten zierten, haben die Chinesen ihr Tafelgeschirr und allerhand Schmuckgegenstände durch bunten Zellenschmelz (Email cloisonné) verschönert. Beide Künste haben Ähnlichkeit mit einander; sie bilden gleichsam die tättowierende Malerei. Bilder, die sonst Pinsel und Farbe des Malers auf der Oberfläche festhält, fügt und brennt die Mosaik und der chinesische Zellenschmelz „in Fleisch und Blut“. An solchen Gebilden nagt lange vergeblich der Zahn der Zeit, noch auch vermag sie die Sonne zu bleichen.

Wer das erste Mal diese teppigbunten, farbenglänzenden Arbeiten in chinesischem Zellenschmelz sieht, begreift kaum, wie dieselben nur hergestellt sein mögen. Es gehört denn auch die Geduld, Ausdauer und Feinfingerigkeit eines Chinesen dazu, derlei Dinge zu schaffen.

Schon seit Jahrhunderten gab es in Peking Werkstätten, in denen Emailgegenstände angefertigt wurden. Indes kam die Kunst erst während der Mingdynastie, zur Zeit der Regierung des Kaisers *King-t'ae* in Schwung und Blüte. Dieser Kaiser war ein besonderer

[1]) Im *Ta-chiao* (einem Werke, das z. Z. des Konfuzius, vielleicht von ihm selbst verfaßt wurde) ist die Rede von kaiserlichen Beamten, welche für das Zerkleinern des Eises zu sorgen hatten bei Gelegenheit der Ahnenopfer. Das Eis wurde zum Aufbewahren des Fleisches benützt; ein Beweis, daß es schon zu damaliger Zeit eine Art Eiskeller gegeben hat.

Liebhaber derselben, und zu seiner Ehre werden die Emailarbeiten *King-t'ae laen* genannt: cloisonné des Kaisers King-t'ae. Obendrein hat man ihm eine Pagode erbaut, und bringt man ihm Opfer, wenn die Sachen gut ausfallen und das Geschäft flott vorangeht. Auch heute ist es noch ausschließlich Peking, wo die eigentlichen echten Zellenschmelzgegenstände angefertigt werden. Da sich gerade Gelegenheit fand, habe ich mir einigemal die Werkstätten der Arbeiter angesehen; und kann nunmehr bezeugen, daß die Herstellung eine überaus mühsame Arbeit ist.

Zunächst wird die grobe Form der Sachen, welche angefertigt werden sollen, in Rotkupfer oder Bronze zurechtgehämmert. Dann werden die zu emaillierenden Flächen glatt poliert. Hierauf wandern sie in die Werkstätte der Zellenaufleger. Es sind das meistens noch junge Leute, die vor allem gute Augen und sichere Finger haben müssen. Die Zellen bestehen aus drahtartigen Kupfer- oder Messingfäden, die jedoch nicht rund, sondern im Durchschnitt viereckig sind. Im allgemeinen werden die Zellen, bevor sie aufgelegt werden, zuerst fertig gebogen, nach bestimmten Mustern und Vorlagen. Mit Hülfe einer Pinzette und Zange wird dann mit unsäglicher Mühe und Sorgfalt so lange gepaßt, gebogen und verkleinert, bis die gewünschten Arabeskenformen, Drachenmuster oder sonstige Ornamente erscheinen. Um die so aus Draht gebildeten Zellen auf der polierten Fläche vorläufig zu befestigen, gebraucht man eine dicke, klebrige, aus Baumwurzeln gekochte Masse, *Peitsche* genannt. Sind alle Formen angebracht, so wird das Ganze mit feinstem Silberstaub überstreut und dann der Glühhitze ausgesetzt. Der Silberstaub schmilzt, fließt an den Zellen herunter und lötet sie am Untergrund fest. Will man das Muster noch vervielfältigen, so werden die Zellen mit etwas Tusche übertupft, ein weißes Stück Papier wird dagegengedrückt und die ganze Zeichnung steht schwarz auf weiß. Auf diese Weise werden auch leicht etwaige Mängel entdeckt und können noch verbessert werden.

Hierauf beginnt das Füttern der Zellen mit den verschiedenen Emailsorten. Man gebraucht dazu spitze Messerchen und bedient zuerst jene Abteilungen, welche dieselbe Farbe haben sollen. In Porzellanschälchen sind die fein pulverisierten Emailsorten mit Wasser zu einem Brei angemengt. Während die Rechte behutsam das Email in die oft nur einige Millimeter großen Abteilungen träufeln läßt, glättet die Linke mit einem Stäbchen die Oberfläche. Das alles geht mit einer Gelassenheit und vergnüglichen Seelenruhe vor sich, die wir Europäer bewundern, aber nur selten nachahmen können.

Sind alle Zellen angefüllt, so beginnt die zweite Feuerung. Das Email schmilzt und verbindet sich mit den Kupferzellen zu einer festen Masse. Notwendig ist vor allem, daß die Zellen vollständig rein sind, und um dies zu erreichen, werden die Gegenstände vor der Füllung mit den Schmelzfarben in einem aus Aprikosenschalen bestehenden Bade eine Zeit lang gekocht.

Kräftige Hände sind nun bereit, den Gegenstand zunächst mit rauhen Sandsteinen abzuschleifen. Hat das Email einzelne Zellen nicht vollständig ausgefüllt oder sind durch Blasenbildung irgendwo kleine Löchelchen entstanden, so sind sie auszubessern und das „Verbesserte“ muß von neuem ins Feuer wandern „Wenn es einmal keine Art haben will“, so geschieht es schon, daß das „Unverbesserliche“ vier- ja sechsmal seinen Weg ins Feuer nehmen muß ehe es soweit ist, um die letzte Polierung, welche mit Eichenholzkohle vorgenommen wird, zu bekommen, In einem Seifenbade wird der Gegenstand dann noch zu guterletzt mit einer kupfernen Bürste gereinigt, und damit hat der Künstler seine letzte Hand angelegt. Das glänzende Emailstück wird jetzt in feines Papier gewickelt und wandert in die Hände des Verkäufers, der es auf den Markt oder kauflustigen Liebhabern ins Haus bringt.

Die Feuerung der Schmelzöfen wird mit Holzkohlen bewerkstelligt. Dieselben sind in einem korbartigen Drahtgeflechte aufgeschichtet. In der Mitte desselben wird der Emailgegenstand gestellt und die Öffnung mit einer Schüssel verdeckt, auf welche ebenfalls Kohlen brennen. Mit mächtigen Fächern aus Gänsefedern werden jetzt die Kohlen zu möglichst großer Glut gebracht; um zu wissen, ob das Schmelzen des Emails bereits erfolgt ist, wird der Deckel von Zeit zu Zeit beiseite geschoben. Ein Blick des geübten Künstlers genügt, um zu wissen, wann es Zeit ist, das Stück aus dem Feuer zu nehmen.

Die Schmelzfarben selbst werden in scheibenartigen Stücken aus der Provinz Schantung bezogen und zwar aus dem Bezirke Puoschen. Im ganzen gibt es zwölf natürliche Farben. Nur das Pfirsichrot, eine von den Chinesen besonders geschätzte Farbe, wird durch eine Mischung von Goldstaub und anderen Mineralien künstlich hergestellt. Die Emailscheiben werden zunächst in eisernen Mörsern zu feinem Staub zerstoßen und dann beim Gebrauche mit Wasser in den erwähnten Brei verwandelt.

In besseren Geschäften bedient man sich zum Befestigen der Zellen oder zum Vergolden derselben bereits der Galvanoplastik; die Arbeit wird dadurch erleichtert und noch regelmäßiger.

Der Chinese emailliert alle möglichen Gegenstände, von kleinen Döschen, Serviettenringe oder dergleichen bis zum meterhohen Kerzenleuchter oder der noch höheren Blumenvase für den kaiserlichen Palast oder die Gräber seiner verstorbenen Ahnen. Auch findet man derartige wertvolle Kunstgegenstände in berühmten Pagoden, denen sie reiche Gönner zum Geschenke gemacht haben. Als Gebrauchsartikel lieben die Chinesen besonders Wasserpfeifen in Email; dieselben werden massenhaft nach dem Süden (Kanton) verkauft. Gute Abnehmer für den Emailkünstler sind auch die Ausländer. Schon längst hat man herausgefunden, was ihrem Geschmack am meisten zusagt. Zudem arbeitet man auch nach Bestellung und vorgelegten Mustern. Vor einigen Tagen sprach ein Hausierer bei mir vor, der kleinere und größere Kreuzchen in Email verkaufte, selber aber Heide war! Verkehrte Welt: Heiden machen Kreuze für die Christen. Aber es soll auch schon vorgekommen sein, daß Christen in Europa Götzen machen für die Heiden — alles um des lieben Geldes willen.

Zwei Wachttürme.

Im Centrum von Kanbalide, der Hauptstadt des großen Mongolen Kan, Kublei, erhoben sich einstens zwei mächtige Türme. Den einen nannte man Glocken- den anderen Trommelturm. Kanbalide ist verschwunden vom Erdboden, aber nur dem Namen nach. Heute steht fast an der nämlichen Stelle Peking, die jetzige Hauptstadt des Reiches der Mitte. Aber auch jene mächtigen Wachttürme stehen noch, freilich nicht mehr in Mitte der Kaiserstadt, sondern am nördlichen Ende der Tatarenstadt. Doch sind die Türme nicht gerückt, sondern vielmehr ist die Stadt mehr nach Süden verschoben. Es geschah das zur Zeit der Mingdynastie unter der Regierung des Kaisers Yunglao (1437). Noch deutlich sieht man gegen Norden viereinhalb Kilometer von Peking entfernt den sogenannten Mongolenwall, welcher die damalige Nordfront der Kaiserstadt bildete, Yung-lao war es auch, welcher die Stadt mit ihren jetzigen Festungswerken umzog, mit mächtigen Mauern aus großen Ziegelsteinen, flankiert von Kolossalkanonentürmen, besonders an den vier Ecken. Unter seiner Regierung wurden auch die beiden Wachttürme von neuem aufgeführt, da die alten baufällig geworden waren. Als dann zur Zeit der Tsingdynastie dieselben

niederbrannten, war es der Kaiser Kienlung, welcher sie wieder aufbauen ließ, und von da haben sie sich erhalten bis auf den heutigen Tag. Kaum sieht man es ihnen an, daß sie schon so viele Jahre dem Zahn der Zeit getrotzt haben, ihr Aussehen ist verhältnismäßig gut.



Glockenturm in Peking.

Welches aber ist der Zweck dieser massiven Bauten? Es sind Wachttürme, auf denen zur Nachtzeit in bestimmten Zeitabschnitten geläutet resp. getrommelt wird. Auf dem einen (Tschung-lou genannt) hängt eine Riesenglocke aus Bronze, welche zu den größten Glocken von ganz China gehört. Man schätzt sie auf ein Gewicht

von 20 000 Pfund. Wie es die Chinesen seiner Zeit fertig gebracht haben, ein solches Gewicht den Turm hinauf zu bekommen, ist ihnen selber rätselhaft. Ein Turmwächter, welchen ich darum befragte, sagte mir, man habe immer einer Seite der Glocke abwechselnd Erde untergeschoben. So habe sich allmählich ein Berg gebildet, auf dessen Spitze die Glocke gestanden. Nachdem man sie dann am Balken in Mitte des Turmes festgebunden, sei der Berg wieder abgetragen worden. Die Glocke sei auf diese Weise in die Höhe gerückt, ohne daß man sie jemals frei vom Boden habe zu heben brauchen.

Der Turm, welcher eine Höhe von 90 bis 100 Fuß haben mag, besteht aus zwei Stockwerken und ist ganz aus Steinen gebaut. Ja selbst die vorstehenden Dachsparren sind von Steinen, obwohl sie hölzernen verzweifelt ähnlich sehen. Eine steinerne Treppe von 60 und 17 Stufen führt in zwei Abteilungen hinauf. Die Glocke hängt in einem eigens gebauten Gestelle, das mit Eisenblech beschlagen ist Einen Klöppel hat sie ebensowenig wie alle chinesischen Glocken, und deshalb wird sie nicht geläutet sondern geschlagen. Es geschieht dies mit einem massiven Holzklotze, der an beiden Enden mit Stricken aufgehängt, dagegen geschleudert wird. Das ist allerdings keine geringe Arbeit; sechs Mann sind dazu erforderlich, und die müssen sich noch plagen, daß ihnen der Schweiß von der Stirne läuft, erzählte mir ein Wächter. Heiß aber ist es in dieser luftigen Höhe nicht; selbst im Sommer fächelt eine angenehme Kühle von unten nach oben durch einen gitterartigen Boden, und vier gewaltige Fensterbogen in Richtung der vier Himmelsgegenden lassen dem Winde freien Spielraum.

Über die Entstehungsweise der Glocke wissen die Chinesen folgendes Geschichtchen zu erzählen. Als Kaiser Yunglao Befehl gegeben, für den Wachtturm eine Riesenglocke zu gießen, wollte lange Zeit das Werk nicht gelingen. Schon eine ganze Reihe hoher Würdenträger, die mit der Sache beauftragt waren, hatten ihr Leben verwirkt, weil keiner die Glocke fertig brachte. Bald war die Speise nicht gut gemischt, bald reichte sie nicht hin, bald sprang die Form auseinander. Eben hatte der Kaiser einen neuen Minister beauftragt, das schwere Werk zu versuchen. Auch er hatte sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es nun um sein Leben geschehen sei. Der Minister hatte aber eine Tochter, die ihren Vater zärtlich liebte; sie wollte ihn retten und sich selber für ihn opfern. Eben war die Glockenspeise in einer Anzahl Tiegel flüssig, da stürzte sich das Mädchen in einen derselben; durch

ihren Tod glaubte sie die Gunst der Götter zu gewinnen. Der bestürzte Vater sah es, als es zu spät war, die Tochter zu retten. Er wollte sie ergreifen, aber sie war bereits eingetaucht in die glühende Masse, und der Vater ergriff nur mehr den Schuh seines Kindes. Die Glocke gelang diesmal vorzüglich, auch die geringste Unvollkommenheit war nicht daran zu finden. Aber horch! Als man sie das erste Mal schlug, da klang es: chiä, chiä, uoti chiä (Schuh, Schuh, mein Schuh). Das arme Mädchen mußte im Jenseits erscheinen mit nur einem Schuh, und jetzt jammert es, so oft die Glocke geschlagen wird, noch immer nach dem verlorenen.

Ungefähr 150 Schritte in südlicher Richtung vom Glockenturm ist der Trommelturm (Kulou). Derselbe ist etwas niedriger als der Tchunglou, dafür aber um ein Bedeutendes breiter. Es führen drei Gänge hindurch, und er macht überhaupt den Eindruck eines mächtigen Stadttores mit drei Abdachungen. Eine steinerne Treppe von 69 Stufen führt in den gewaltigen Trommelsaal, der einen Flächeninhalt von 49 „Zimmergrößen“ (Tjenfantse) haben soll. Außen um den Trommelsaal führt eine Galerie, welche 72 Schritt in der Länge und 40 Schritt in der Breite hat. Der Unterbau besteht aus massivem Mauerwerke; der Oberbau aber erhebt sich vom Trommelsaal in Holzwerk.

Im Innern liegt eine Riesentrommel, die aber niemals gerührt wird, es sei denn, die Stadt werde von Feinden bedroht. Bei den letzten Unruhen, als die Ausländer auf Peking losrückten, hat man getrommelt aus Leibeskräften. Manche Trommel ist dabei geborsten, und ein klotzäugiger Drache auf der Haupttrommel hat fast alle Schuppen verloren. Eigentlich sollen 24 Trommeln vorhanden sein, in Wirklichkeit aber hat man nur zwei. Am 1. und 15. jeden Monats müßte gewechselt werden, da jede Trommel, wenn sie während eines halben Monats geschlagen worden, für ein Jahr in den Ruhestand zu setzen ist. Heutzutage aber können sich nur zwei Trommeln gegenseitig abwechseln, bis mal wieder bessere Zeiten hereinbrechen.

Das Wächterpersonal für beide Türme besteht aus 120 Mann, die als monatliche Löhnung nur je zwei Lot Silber bekommen. Es ist ihnen deshalb ganz recht, wenn zuweilen ein Ausländer die Türme besucht und besteigt; dann bekommen sie ein kleines Trinkgeld für Türöffnen und Begleitung. Die Wachen werden alle fünf Tage gewechselt. Alle zwei Stunden (Tsch'eschenn) während der Nacht wird sowohl die Glocke geschlagen als auch die Trommel. Aus der Verschiedenheit der Schläge kann man heraushören, wie

weit die Nacht vorangerückt ist. Am 1. und 15. jeden Monates aber wird in drei Abschnitten für längere Zeit getrommelt und geläutet, jedoch nicht ins Unbestimmte, sondern es müssen genau 1200 Schläge sein. Die Art der Schläge ist verschieden, sie sollen das Rauschen des Windes, das Rieseln des Regens, das Rollen des Donners nachbilden.

Als Zeitmesser gebrauchten die Wächter in früheren Zeiten sogenannte Wasseruhren (Tunglouhu). Es waren das vier metallene Gefäße mit kleinen Öffnungen, aus denen Wasser träufelte. Der Stand des Wassers zeigte an, wie weit die Zeit vorgerückt war. Später gebrauchte man Glühstengel, in welche bestimmte Längen eingekerbt waren. Diese Längen entsprachen einer Zeitdauer. Eine Zündschnur, die mit den eingekerbten Stellen des Glühstengels in Verbindung gebracht war, entzündete jedesmal eine Petarde und weckte womöglich die schlafenden Wächter. Heutzutage gebraucht man Uhren, und die Wächter sagen, diese seien noch am bequemsten und einfachsten.

Nach Besichtigung der Türme kommt einem unwillkürlich der Gedanke: Was haben denn eigentlich diese massiven Bauwerke für einen praktischen Wert, welche Zinsen bringen die Millionen ein, die hier verbaut sind? Und da ist schwer eine befriedigende Antwort zu finden. Bricht während der Nacht in der Stadt Feuer aus, so nehmen die Wächter keinerlei Notiz davon und rühren weder Glocke noch Trommel. Daß aber die Stunden ausgeläutet und gar getrommelt werden, will nicht viel bedeuten, denn der Chinese kümmert sich wenig um die Zeit, am allerwenigsten aber während der Nacht. Der Morgen „graut“ ihm doch immer früh genug, denn jeder Morgen bringt neue Sorgen, neue Arbeit. Als Prachtmonumente, welche die Stadt verschönern, kommen die Bauwerke wenig zur Geltung, da das eine zu nahe neben dem andern steht und die Bauart auch gar wenig in die Augen springt. Der große Kaisergedanke, welcher einstens diese Werke schuf, wird je mehr veralten, je mehr die moderne Kultur sich im chinesischen Kaiserreiche ausbreitet; und vielleicht liegt die Zeit nicht mehr fern, wo eine Turmuhr die nämlichen Dienste leisten wird, die jetzt 120 Wächter tun; die dann noch den Vorteil hat, daß sie nicht nur die Zeit ausläutet, sondern auch zeigt und zwar bei Tag und Nacht.



Das „heilige“ Ackerland des Kaisers von China.

Peking, im Juni 1902.

Am 20. März dieses Jahres hat der Kaiser von China wieder seinen Acker bestellt, nachdem dieser ein ganzes Jahr brach gelegen. Im vorigen Jahre „hausten“ ja die Amerikaner im Tempel des Ackerbaues, und auf den kaiserlichen Ländern grasten die Pferde. So etwas war lange nicht mehr dagewesen, und mit Grauen werden hoffentlich die Chinesen noch viele Jahre daran zurückdenken. Jetzt, wo der Friede wieder ins Land gezogen ist, heißt es auch wieder friedlichen Beschäftigungen obliegen, und da ist es Aufgabe des Kaisers, mit gutem Beispiel voranzugehen.

Sollst dir doch einmal das kaiserliche Korn ansehen, dachte ich mir. In 14 Tagen muß es voraussichtlich aufgegangen sein. Auf einem Mongolenpony ritt ich denn zum Tempel des Ackerbaues, in dessen Nähe das heilige Feld liegen soll. Zwei Tore führen hinein; das eine befindet sich am südlichen, das andere am nördlichen Ende der Umfassungsmauer. Ich wählte das nördliche, weil es mir zunächst lag. Die Torwächter fanden es nicht der Mühe wert, sich vom Boden zu erheben, sondern zeigten nur stumm die Richtung, wohin ich weiter reiten sollte.

Doch auf diesem mächtigen Grundstück, das viele Morgen umfaßt, gibt es nicht nur Ackerland zu sehen, sondern einen ganzen Park von Bäumen, eine Reihe von Palästen und Tempeln und eine Wildnis von Gras und Gestrüpp. Lange suchte ich vergebens nach dem heiligen Acker. Endlich traf ich einen Buben, beladen mit einem Bündel Reisig, das er im Parke aufgesucht hatte. Er führte mich zum kaiserlichen Ackerfelde. Doch ich glaubte, der Kleine kenne es selber nicht, oder aber, er wolle mich täuschen, denn was ich da vor mir sah, konnte doch unmöglich das historische Stück Erde vorstellen, das der „Sohn des Himmels“ alljährlich bebaut. Einige Tempelwächter, die jetzt auch herankamen, fragte ich deshalb noch einmal, wo sich denn eigentlich der heilige Acker befinde. Er liegt ja vor dir, antwortete man mir. Aber das sieht ja aus, wie ein Brachfeld; wo ist denn das gesäte Getreide, man entdeckt ja keine Spur davon. — Das ist längst wieder ausgehackt; wir haben hier Gurken gesät und Melonen. — Dürft ihr denn nach Belieben dem Kaiser seinen Acker ruinieren? — Die kaiserliche Saat wächst ja doch nicht, und daß der Kaiser pflügt und sät, geschieht nur des

Beispiels halber. Sehet, da liegen noch einige Furchen, welche die Prinzen gepflügt; urteilt selbst, ob aus der Saat etwas werden kann. —

Etwas abseits von dem Gurkenfelde sah ich einige krumme Furchen gezogen, auf denen hier und da etwas Grünes hervorwuchs: Weizen, Hirse, Sorgho, Bohnen, alles durcheinander. Die Leute hatten recht, daraus konnte nichts Gescheidtes werden.

Den heiligen Äckern nach Norden direkt gegenüber liegt die „Pflügungs-Beaufsichtigungs-Terrasse" *(Kuen-köng-t'e)*. Es ist das eine aus gelben und grünen Ziegeln gemauerte Erhöhung, die ein rechtwinkeliges Viereck bildet und die Größe einer chinesischen Morge haben mag. Von allen Seiten führen steinerne Treppen hinauf, die je neun Stufen zählen. Von dieser Estrade aus beaufsichtigt der Kaiser die Bebauung seines Ackers; daher auch der Name (Kuen = beaufsichtigen, köng = pflügen, t'e = Erhöhung). Ich setzte mich oben auf die Terrasse nieder und ließ mir von einem Tempelwächter den ganzen Hergang der Ackerbau-Ceremonie erzählen. Der Mann behauptete, schon einige dutzend Male dabei gewesen zu sein, wenn der Kaiser sein Feld bestelle oder Opfer bringe — da sollte man glauben, er könne alles ziemlich wissen. Was ich in Folgendem erzähle, ist nur das, was ich selber gesehen und von meinem Chinesen gehört habe.

Wie ich anfangs schon bemerkte, führen von der Hauptstraße her zwei Tore in den Ackerbautempel. Dieselben sind vielleicht einige hundert Schritt von einander entfernt. Das nördliche *(Pei-sui-men)*, welches dem Kaiserpalast zunächst liegt, darf der Monarch nur benutzen, wenn er 60 Jahre alt ist; denn dann erst ist es ihm erlaubt, den kürzeren Weg zu gehen. In seinen „jungen" Jahren aber, d. h. so lange er noch keine sechzig alt ist, muß er einen längeren Weg machen, nämlich durch das Südtor *(Naen-sui-men)*. Auch das soll zur Erbauung der Landleute dienen, die oft weite Wege zu machen haben, ehe sie zu ihrem Acker gelangen. Daß sich der Kaiser zu seinem Acker tragen läßt, und daß deshalb ein längerer Weg für ihn wenig zu bedeuten hat, daran stößt sich niemand, denn dafür ist er eben Kaiser. Die baulichen Anlagen sind in bescheidenem, einfachem Stil gehalten, da die Bauern auch nicht in Palästen wohnen sollen, sondern in Wohnungen, wie sie der Einfachheit des Landlebens entsprechen.

Der Haupttempel heißt *T'ä-sui-tien* und ist dem „Holzsterne" (Jupiter) geweiht. Er hat eine Länge von 72 Fuß und ist zu beiden Seiten von Hallen flankiert. Diese Hallen bestehen aus je sechs Abteilungen; in jeder Abteilung ist ein massiver Altar errichtet,

welche den Altären in unseren Kirchen sehr ähnlich sehen. Auf jedem Altare steht ein tabernakelähnliches Gehäuse. Nach vielem Zureden entschloß sich mein Begleiter endlich, ein Gehäuse zu öffnen. Ich sah darin ein Täfelchen, welches mantelartig mit gelber Seide umhüllt war. Auf dem Täfelchen stand in roten Zeichen geschrieben: „Geistessitz des *T'ä-sui*". Die zwölf Altäre, Tabernakel und Täfelchen sind den zwölf Monaten des Jahres geweiht. In dem Haupttempel aber ist ein mächtiger Altar erbaut mit reichvergoldetem Tabernakel, worin der Geistessitz des Holzsternes verehrt wird. Hier, sowie in den Seitenhallen werden im letzten Monate des chinesischen Jahres die Dankesopfer dargebracht für eine gesegnete Ernte. Dieselben bestehen aus sechs Ochsen, sechs Schafen und sechs Schweinen.

Die Opfertiere werden in einem eigenen „Palaste" *(Ta-scheng-t'ing)* „erlegt", d. h. geschlachtet. Aber es ist nicht gestattet, von schlachten zu sprechen, weil in früheren Zeiten der Landmann nur Wild aß, welches er auf der Jagd erlegte. Ochsen und Schweine müssen von schwarzer Farbe sein, die Schafe aber von weißer. In einem riesigen kupfernen Kessel werden die Tiere mit heißem Wasser gebrüht und dann von dem Innern befreit; es ist verboten, sie zu enthäuten. Nachdem dann die Eingeweide entfernt sind, legt man sie auf große Opfertische, welche in dem Haupttempel und in den Nebenhallen vor den Altären stehen. Auf mannshohen Leuchtern brennen rote Kerzen und erleuchten das mystische Tempeldunkel; es duftet der Weihrauch; ringsumher herrscht geheimnisvolles Schweigen. Im T'ä-sui-tien brennen außerdem noch sechs Riesenlaternen, welche die Form einer Pagode und eine Höhe von drei bis vier Meter haben. Statt des Glases ist rote Gaze angebracht. Nachdem die Opfer eine gute halbe Stunde vor den Altären gestanden haben, werden sie fortgetragen und an die Tempelhüter sowie an das dienstuende Personal verteilt.

Hierauf bekommen die 13 „Seelensitze" neue Umhüllungen. Die alten werden entfernt und in einem eigenen Gehäuse verbrannt.

Die Herbstdankesopfer werden nicht vom Kaiser, sondern von einem Prinzen dargebracht, den der Kaiser eigens dafür bestimmt. Er hat auch zur Zeit des Opfers vor den einzelnen „Seelensitzen" die Anbetungsceremonien (Kao-t'ou) zu machen.

Eine ähnliche Ceremonie des Opferns knüpft sich auch an den Kaiserbesuch im Frühjahr bei Gelegenheit des Ackerpflügens. Nachdem nämlich der Acker bestellt ist, begibt sich der Kaiser mit seinem Gefolge zu dem Altare des Genius für den Ackerbau

(Schen-nung-t'ä). Dieser Altar steht im Freien und hat viele Aehnlichkeit mit der „Pflügungs-Beaufsichtigungs-Estrade“; er liegt westlich nicht weit davon. Auch Größe und Ausdehnung sind beide fast gleich. Nur stehen auf dem Ackerbaualtare acht große Weihrauchgefäße aus polierter Bronze. Zur Zeit des Opfers wird darin Weihrauch verbrannt, den der Kaiser in seinem Palaste eigens bereiten läßt und der anderswo nicht zu haben ist, noch auch für andere Zwecke gebraucht werden darf. Er soll aus wohlriechendem Holze bestehen und überaus köstlich duften. Die Seelentafel des Ackerbaugenius wird aus dem Tempel geholt und in gelber Sänfte zum Altare getragen; dort stellt man sie auf einen Thron. Davor stehen die Tische mit den üblichen Opfern; es brennen viele hundert Kerzen auf hohen, rot lackierten Leuchtern ringsumher, und selbst der Weg, wohin die Prozession zieht, ist mit roten Fackeln eingefaßt. Der Kaiser wirft sich vor der „Seelentafel“ des Ackerbaugenius nieder und berührt dreimal mit der Stirne den Boden.

Zu guterletzt muß ich dem freundlichen Leser noch von der Hauptsache erzählen, nämlich von der Bebauung des heiligen Ackers. — Schon einige Zeit vor Ankunft des Monarchen werden die Ackergeräte in Stand gesetzt, besonders der kaiserliche Pflug, der aber nicht aus Gold besteht, sondern aus gelb lackiertem Holze mit eiserner Schar. Auch die Ochsen werden bei Zeiten herangeführt; es ist Aufgabe des Mandarins von Peking,[1] dieselben zu stellen. Im ganzen sind es 26 Tiere, von denen 24 schwarz, zwei aber gelb sein müssen. Gebraucht werden allerdings nur 13, aber es muß die doppelte Zahl vorhanden sein für den Fall, daß sich ein Tier störrisch benehmen und dadurch der hohe Ernst der Sache auf das Spiel gesetzt würde. Das störrische Tier könnte dann sofort durch einen Ersatz-Ochsen abgelöst werden. Selbstverständlich pflügt der Kaiser nur mit einem gelben Ochsen, aber auch ihm steht ein Ersatz-Ochse zur Verfügung. Haben die Tiere ihre Schuldigkeit getan, d. h. ist der Acker bestellt, können sie zurückkehren in die Alltäglichkeit des Lebens; ja selbst der Kaiserochse wird entlassen ohne irgend welche Auszeichnung und kann seinen früheren Stall wieder aufsuchen.

Dem heiligen Acker gegenüber, in Verbindung mit der „Pflügungs-Bewachungs-Estrade“ liegt ein Palast, welcher drei Abteilungen aufweist. Die mittlere hat einen langen hölzernen Divan, auf den sich der Kaiser nach getaner Arbeit setzen kann, um

[1] Peking als Stadtbezirk heißt Schuin-t'ien, der einen eigenen Mandarin zur Verwaltung hat. Es ist das so eine Art Oberbürgermeister.

auszuruhen und Tee zu trinken. Im ganzen Raum ist weder Stuhl noch Tisch, weil die Landleute im allgemeinen solche auch nicht haben. An der Wand hängt eine schwarze Tafel, auf welcher in goldener Schrift das Beispiel des Kaisers die gebührende Anerkennung findet und in vielen Lobsprüchen gefeiert wird. Rechts und links liegen Räume zum An- und Auskleiden. Der Kaiser legt nämlich, bevor er mit seinen Ochsen aufs Feld zieht, die Monarchentoga ab, vertauscht den Kaiserhut mit einem gewöhnlichen, hängt die Kette schärpenartig um, nimmt eine gelbe Peitsche zur Hand und begibt sich so an die Arbeit. Der Ochse wird von hohen Würdenträgern geführt; wenn die Furchen schief laufen, so ist es ihre Schuld. Hinter dem Pfluge gehen andere Würdenträger her und streuen die Saat ein; geht sie nicht auf, so ist es ihr Vergehen. Eine Säemaschine, wie man sie heutzutage in ganz China gebraucht, kommt nicht in Anwendung: ein Zeichen, daß der Kaiser schon damals seinen Acker bestellte, als man die Säemaschine noch nicht kannte. Der Kaiser beackert im ganzen einen Morgen und drei Ruten *(i mu saen fin)*. Dann kommen drei Prinzen an die Reihe und hierauf neun Würdenträger. Außerdem haben einige ehrwürdige Greiße aus Peking und Umgegend Zutritt, welche eigens vom Bezirksbeamten für diese Gnade empfohlen und zugelassen werden, natürlich gegen gutes Honorar. Dieselben müssen sämtlich dem Ackerbaustande angehören, weiße Bärte haben und über die Sechzig hinaus sein; ihre Zahl beträgt neunzehn. Die Furchen werden immer von Süd nach Norden gezogen, warum, wußte mein Cicerone auch nicht zu sagen. Während Prinzen und Würdenträger pflügen, sitzt der Kaiser auf der Estrade, welche alsdann mit einem gelben Zelte von Seide überspannt ist. Der offizielle Tag für die Feierlichkeit des Ackerpflügens ist immer chinesisch „Mitte Frühling“ (20. März). Dieser Termin muß genau innegehalten werden und „weder Wind noch Wetter ist hinreichender Grund, ihn zu vertagen“ *(Fung-jü sui tschui)*.

Es bleiben uns noch die kaiserlichen Speicher zur Besichtigung übrig. Im ganzen gibt es drei, die von einer besonderen Mauer umschlossen sind. Darin wird das kaiserliche Getreide aufbewahrt, das aber nicht der kaiserliche Acker hervorgebracht hat, sondern, das der Mandarin von Peking alljährlich im letzten chinesischen Monate stellen muß. Es werden dort im ganzen 22 Säcke aufgespeichert, nämlich fünf Sack Weizen, zehn Sack Hirse, ein Sack Bohnen, ein Sack Reis und fünf Sack Süßhirse *(Schu-tse)*. Von diesem Getreide wird die Aussaat genommen, das übrige

kommt den Tempelhütern zu gute. Im ganzen sind 20 Mann angestellt, welche die Gebäude und Anlagen zu bewachen haben. Ihnen steht ein Großmandarin *(Ta-gin)* vor, der bisweilen Revision hält.

Die Amerikaner hatten zur Zeit, als ihr Militär im Ackerbautempel hauste, der Bequemlichkeit halber, einige Breschen in die Umfassungsmauer gelegt. Jetzt ist die Mauer wieder hergestellt. Ihre Pferde haben manchem Baume die Rinde abgenagt — das ist allerdings nicht wieder gut zu machen, die Bäume sind gestorben. Ausheben darf sie natürlich niemand, denn hier ist alles kaiserliches Besitztum und deshalb „heilig“. Die Tempel und Anlagen sowie die Opfergeräte wurden in diesem Frühjahr wieder ausgebessert und das Fehlende wurde ersetzt. Als Grundfarbe, worin das Holzwerk der Gebäude in- und auswendig lackiert ist, dient hellrot; die hervortretenden Linien aber sind vergoldet. Es macht das einen ungemein vornehmen Eindruck.

Mein Chinese, den ich schon längst müde gefragt und der sich nicht genug wundern konnte über die Neugierde des Europäers — mehrere Male fragte er mich, ob wir in Europa vielleicht etwas ähnliches bauen wollten — streckte mir beim Fortgehen die Hand entgegen; nicht zum Abschied, sondern er wollte etwas hineingelegt haben. Es ist das in Peking einmal so Sitte. Fast keine Pagode kann man besuchen, es sei denn, daß man eine Kleinigkeit gibt. Meinem heutigen Führer vermachte ich 30 Cents, und ich tat es gerne, denn ich hatte viel Interessantes gesehen und gehört.

Durch die Straßen Pekings.

Zu einem Spaziergange im Innern Pekings wird der Leser noch viel weniger Lust verspüren als droben auf der hohen Stadtmauer, wobin ich ihn anfangs geführt. Lebt doch Peking in seiner Erinnerung nicht so sehr als Hauptstadt des „himmlischen Reiches“, sondern vielmehr als Augiasstall, der schon Jahrhunderte lang auf seinen Herkules wartet. Allerdings haben sich zur Zeit der Boxer die Ausländer an der Reinigung versucht und auch mit einigem Erfolge, aber all die diesbezüglichen weisen Einrichtungen sind aufgegeben oder eingeschlafen, nachdem die Chinesen das Regiment wieder übernommen haben. Zunächst hatte die provisorische Regierung für allgemeine Aborte gesorgt, die an geeigneten

Stellen angebracht, den Chinesen Gelegenheit bieten sollten, es nicht mehr zu tun wie die Hunde und das liebe Vieh. Die meisten dieser Örtlichkeiten sind längst von der Bildfläche verschwunden, andere werden jetzt als Hühnerstall benutzt oder als Obdach für die Schweine. Nur die weißgetünchten Wände, auf denen in großen chinesischen Zeichen der ehemalige Zweck gepinselt ist, verraten ihre ursprüngliche Bestimmung und bilden die letzten Tätigkeitsspuren des fremden Regimentes. *Hua-gin-tz'e* steht auf diesem: „Abtritt für Leute aus dem Blumenreiche". *Kuen-tz'e* ist auf jenem zu lesen: „Offizielle Bedürfnißstätte". Jetzt herrscht wiederum Freiheit auf allen Wegen und man huldigt wie ehedem der Vätersitte.

Doch voran! Heutzutage kann man ja in Peking leicht und bequem von der Stelle kommen; setzen wir uns in eine Rickscha oder auf Eselsrücken oder in einen „Galawagen" mit Matten säuberlich überdeckt, und lassen uns in Eile vorbeiführen an Stellen, die dem Geruchsinn oder den Augen nicht zusagen. Sich nicht bange machen lassen, ist der erste zu befolgende Grundsatz für jeden, der sich mit besagten chinesischen Beförderungsmitteln transportieren läßt. Die Esel sind störrisch, aber ihr Führer weiß sie schon zu bändigen. Die Rickschas scheinen nur so durch die Luft zu fliegen, so unbändig läuft der Kuli davor. Mit geschicktem Rucke bringt er das gefährdete Rad über die Pfützen hinweg. Geht es im wilden Galopp in den dichtesten Menschenknäuel, zwischen Fuhrwerk, Kameltreiber und Reitervolk, nur keine Besorgnis: mit Schreien und Fluchen und Gestikulieren lösen sich die kritischen Lagen in lauter Wohlwollen auf, ohne daß der besorgte Fremdling einen Arm dabei zerbräche oder eine Beule am Kopfe davontrüge.

Wohin unsere Spazierfahrt machen? Peking ist aus drei Städten zusammengeschachtelt und jede ist groß genug, um einen ganzen Tag zu fesseln. Den größten Reiz für uns bildete allerdings die innere Stadt *(Tze-tsch'öng)*, worin der Kaiser seinen Thron aufgeschlagen hat. Aber schon längst sind dem Ausländer daselbst wieder die Riegel vorgeschoben und die Stadt ist für ihn verboten wie ehedem. Da bleiben uns nur mehr die Tataren-*(Nei-tsch'öng)* und die Chinesenstadt *(Ue-tsch'öng)* übrig. Wählen wir die erste, denn sie bietet das Meiste des Interessanten. Das dreifache Peking ist mit einer Mauer umgeben, nur bildet die südliche Mauer der Tatarenstadt auch zum größten Teil den nördlichen Abschluß der Chinesenstadt.

Pekings Haupttor ist das *Tsien-men*, „die vordere Pforte", auch *Tschöng-jang-men*, „das wahre Sonnentor" genannt. Treten wir durch dasselbe ein, so haben wir bald abzuschwenken nach rechts

oder links, denn vor uns erblicken wir eine mit vergoldeten Nägeln beschlagene Pforte, die zur verbotenen Stadt führt, „die Pforte der unvergleichlichen Klarheit“ *(Ta-tsing-men)*. Wenden wir uns nach rechts. Wir sehen mächtige Bauten in europäischem Stile. Dort lag ehedem das Gesandtschaftsviertel, jetzt ist dasselbe erweitert zu einer internationalen Soldatenkolonie der auswärtigen Mächte, die daselbst ein großes Grundstück in Beschlag genommen und sich häuslich eingerichtet haben: eine vierte Stadt im Pekinger Städte-Trio. Um uns ohne Zahlenangabe die Größe des beschlagnahmten Komplexes bildlich zu veranschaulichen, denken wir uns in der Reichshauptstadt Berlin den Tiergarten, Moabit und Lützow von den Chinesen okkupiert. Ungefähr so viel wird es im Verhältnis sein, was in Peking in den Händen der Ausländer ist, zumal wenn die Besitzungen der Katholiken und Protestanten mit eingerechnet werden. In dieser Ausländerstadt finden wir die deutsche Gesandtschaft; desgleichen die französische, österreichische, englische, russische, amerikanische und japanische. Jede Gesandtschaft hat ihre militärische Besatzung mit den erforderlichen Kasernen, Offizierswohnungen und dergl. Die Holländer haben nur ein Konsulat und ein Dutzend Soldaten; ebenso die Spanier, Belgier und Koreaner; letztere drei Mächte haben keinerlei militärische Besatzung. In diesem internationalen Viertel sieht es denn auch recht ausländisch aus: Kirchen und Kasernen; Postgebäude und Hotels; Verkaufsläden und Warenmagazine; Fabrikschornsteine und Schulen; Plätze zum Pferderennen und Tennisspielen; sorglich gepflegte Gärten und chaussierte Straßen; eine abendländische Welt im Herzen der Hauptstadt des alten Mongolen-Khan Kublai, in nächster Nähe der Geheimnisse der Residenz des „Himmelssohnes“. Eine Durchfahrt genügt; denn was wir vor uns sehen, ist abendländische Kultur, wie wir sie daheim alltäglich zu betrachten Gelegenheit haben.

Auf dieser Durchfahrt bemerken wir gleich linker Hand ein imposantes Gebäude; wozu es dient, besagt uns die Schrift in mächtigen Zügen auf der Front: L’hôpital international. Es werden dort von Vinzentinerinnen die Kranken gepflegt, ohne Rücksicht auf die Nationalität. Dem Hospital gegenüber liegt das amerikanische Anwesen. Die Amerikaner hätten Nonnen und Kranke lieber anderswo gehabt; aber Bischof Favier hat sich nicht daran gestört und gebaut, weil ihm der Platz geeignet schien. Die Amerikaner haben dafür am östlichen Ende der Gesandtschaftsstraße einen amerikanischen Missionar mit mancherlei Gebäulichkeiten gegenüber den französischen Kasernen angesiedelt.

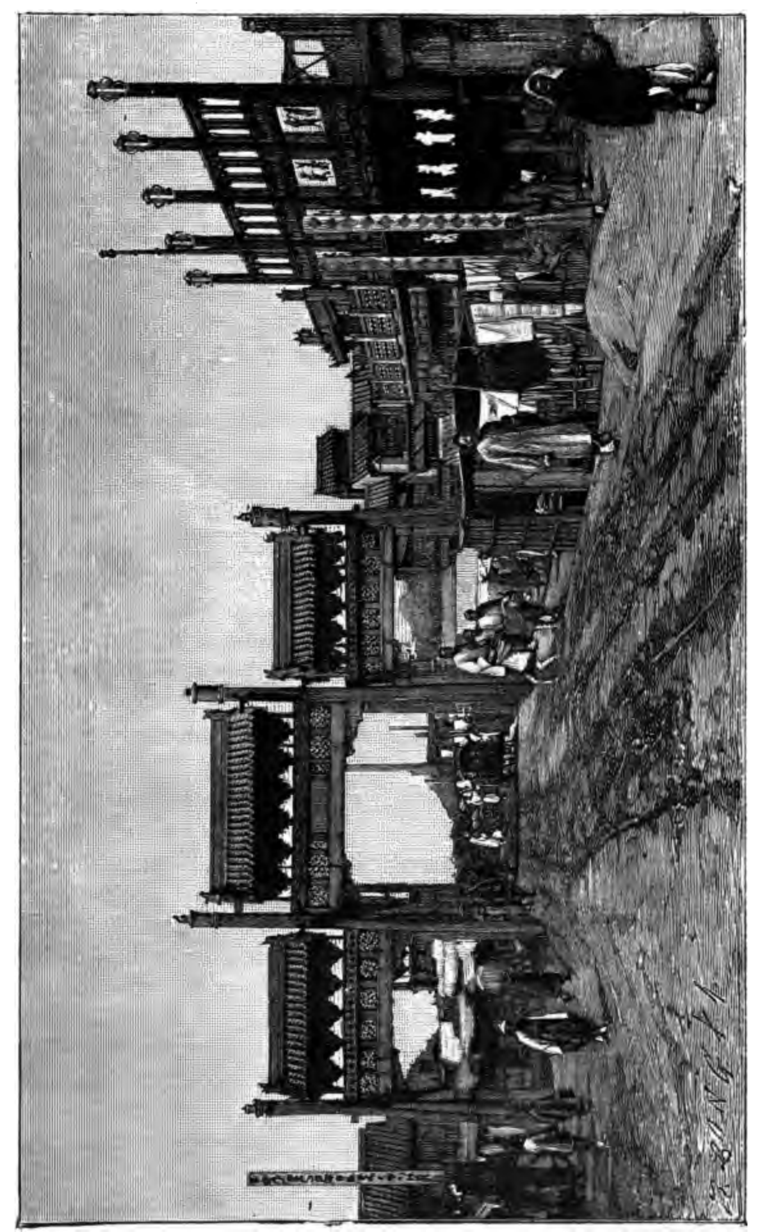
Die Gesandtschaftsstraße mündet in die Hauptstraße, welche von der bekannten Hatamen in gerader Richtung die ganze Chinesenstadt bis zur nördlichen Umwallung durchschneidet. Ein Rennplatz für das deutsche Militär bildet den Abschluß der Ausländerstadt, und ein monumentales Tor, welches die Straße überspannt, erinnert daran, daß man sich vorläufig mit dem Okkupierten zu begnügen gedenkt. Daß der Besitz aber nötigenfalls auch verteidigt werden kann, sieht man auf den ersten Blick. Man erhält dort festungsartige Eindrücke, und auch der Laie begre ift, daß die Schießscharten, Kanonenlöcher und Laufgräben nicht aus ästhetischen Gründen gemacht sind. In unmittbarer Nähe der Hatamen haben die Deutschen oben auf der Stadtmauer ein bastionartiges Gebäude aufgeführt. Wohl ragt das Chinesentor dem deutschen David hoch über den Kopf; aber eine Viertelstunde würde genügen, den protzigen Chinesengoliath zur Strecke zu bringen. Unbarmherzig sind die Chinesenwohnungen die ganze Straße entlang, so weit das Gesandschaftsviertel reicht, abrasiert worden. Da ist dem Feinde jede Gelegenheit genommen, sich heranzuschleichen; er selbst aber wird nicht viele Lust verspüren, sich auf freiem Felde dem Kugelregen der Gegner auszusetzen.

Das Ausländerviertel wird noch jetzt von den Chinesen Tjaomintjan genannt: Straße der Handelsleute. Ehedem wohnte dort viel Krämervolk und wurden daselbst Schaf-, Pferde- und Schweinemärkte abgehalten. Nachdem die ausländischen Truppen Peking von den Boxern gesäubert hatten, suchte jede Nation ihren Besitz zu vergrößern. Es war das einerseits notwendig zur Unterbringung des Militärs und anderseits war der Besitz mancher Gesandtschaft recht beschränkt. „Von der deutschen Gesandtschaft okkupiert“ sah ich damals in großen Lettern auf einige Kalkwände geschrieben. Die Wände sind jetzt eingerissen, die Schrift ist verschwunden, das Terrain aber ist deutscher Besitz geworden bzw. belgischer. Das belgische Konsulat liegt nämlich zwischen den deutschen Kasernen und der deutschen Gesandtschaft, begreiflich genug, daß es selber kein Militär benötigt.

Wir gehen den nämlichen Weg, den am 20. Juni 1900 der deutsche Gesandte machte, um zum *Tsung-li-ya-men* zu gelangen, und befinden uns an der Stelle, wo Frhr. v. Ketteler einer fanatischen Boxerhand zum Opfer fiel. Es erhebt sich jetzt daselbst ein mächtiger Triumphbogen als Sühnedenkmal, der einzige solcher Art in ganz Peking. Es ist das recht auffallend, da man sonst wohl in kleinen Provinzialstädten (z. B. in Kiaotschou) eine ganze Reihe derartiger Monumente antrifft. Das Bauwerk ist in chinesischem Stile

aus weißem Marmor aufgeführt und macht einen recht imposanten Eindruck, wenigstens für die Chinesen. Seine Bedeutung ist in chinesischer, lateinischer und deutscher Sprache darauf gemeißelt: „zum ewigen Gedächtnis. Zum bleibenden Beweise für den Zorn des Kaisers (von China) ob dieser Freveltat“ (sc. Ermordung des deutschen Gesandten). Die Zeit wird lange gebrauchen, die Schrift vom harten Marmor abzuwischen. Hier haben wir auch Gelegenheit, die berühmten Pekinger Straßen in Augenschein zu nehmen. Die Gesandtschaftsstraßen sind, wie gesagt, meistens chaussiert. Die Chinesen aber bestehen bezüglich ihrer eigenen Straßen hartnäkig auf ihrem eigenen Kopfe und „pflastern“ noch heutzutage grade so, wie vor vielen hundert Jahren. Das „Chinesenpflaster“ hat den Vorzug, daß die Wagen, welche darüber herfahren, absolut kein Geräusch machen, noch viel weniger als auf der besten Asphaltstraße. Erst recht ist das der Fall, wenn es lange nicht mehr geregnet hat, und sich die Wagen durch fußdicke Staubwogen zu arbeiten haben. Zwar bemühen sich dann Hunderte von Arbeitern den ganzen Tag hindurch, des Staubes Herr zu werden, indem sie Wasser darauf sprengen, aber es ist vergebliche Mühe.

Über die Straßenpflege Pekings (Tatarenstadt) haben vier Mandarine zu wachen, denen eine Menge Soldaten zu diesem Zwecke zugeteilt ist. Indes ziehen es die Soldaten vor, sich auf die faule Haut zu legen, und statt selber zu arbeiten, dingen sie einige Kuli. Die Ausbesserung besteht darin, daß bei Regenwetter die Pfützen zugeschaufelt werden, zur Zeit der Trockenheit aber der Staub mit Wasser besprengt wird. Alles, was man nicht im Hause haben will, wird auf die Straße geschafft, und davon bildet der Auskehricht den unschuldigsten Bestandteil. So etwas wie Straßenfegen aber gibt es in Peking absolut nicht; was auf die Straße kommt, bleibt darauf liegen, höchstens daß sich die Hunde noch hier und da etwas für ihre hungerigen Magen herausschnopern. Die Straßen sind infolgedessen auch ganz mächtig in die Höhe geschossen und sie werden noch immer höher steigen, wenn nicht mit der Zeit ein Herkules kommt, der sie fegt. Was wir an den Straßen Pekings zu bewundern finden, ist ihre Breite und ihre schneidige Länge. Zwei Hauptstraßen laufen kerzengerade von Süd nach Nord und teilen die Tatarenstadt in drei Parallelen; im mittleren Teile befindet sich die Kaiserstadt. Außer diesen Straßen gibt es noch 4—5 andere Hauptstraßen, welche auch mehr oder weniger parallel von Süden nach Norden führen. Die Zahl der Gassen, welche meistens gradzeilig in die Hauptstraßen von Ost nach West münden, ist sehr



Straße von Peking.

groß; ich zählte auf einer Seite gegen 50. Jede Gasse hat ihren eigenen Namen; vielfach steht derselbe mit einem Markte in Beziehung, der dort gehalten wird. Märkte gibt es nämlich in Peking die Menge und zwar täglich. Man hat Märkte für Fleisch, andere für Früchte, andere für Kohlen, wieder andere für Stricke. Auf diesem Markte werden nur Spatzen verkauft, auf einem anderen nur Pferde und Maulesel, wieder auf einem andern nur künstliche Blumen. Hier ist nichts zu haben als Knoblauch, anderswo nichts wie Gemüse, wieder anderswo nichts wie Getreide. Auf dieser Straße bietet man nur Lampen feil, auf jener nur Silbersachen, auf einer dritten nur Zöpfe und Kämme. Die Bettler haben ihren eigenen Markt, wo nur Lumpen, abgeschlissene Kleider und Schuhe ausgestellt sind, ebenso die Eseltreiber, und wer einen Langohr haben will, muß zum *K'an-lü-sche* (Eselstreibermarkt) schicken. Wer Bedarf hat für Stroh, verfügt sich zum Strohmarkt, wer Kostbarkeiten erstehen will, findet solche auf dem *Tschu-pao-sche,* auf dem Juwelenmarkte. Die vier Hauptstraßen, welche von Ost nach West führen, gehen gleichfalls schnurgerade, aber sie durchschneiden die Tatarenstadt nicht in dieser Richtung, da die Kaiserstadt als Kern in der Mitte liegt. Wer auf einer der Hauptstraßen seine Promenade macht, gebraucht mehr als eine geschlagene Stunde, um von einem Tore zum anderen zu kommen. Dabei muß er noch stramm fürbaß marschieren und darf nicht zu viel nach rechts oder links schauen oder gar auf die Geschichtenerzähler hören, die während der Nachmittagsstunden oft zu Dutzenden in verschiedenen Abständen ein neugieriges und müßiges Publikum zu unterhalten und zuerheitern suchen.

Gleich den Straßen haben auch die Stadttore ihre eigenen Namen. Die Tatarenstadt zählt deren neun, und zwar drei nach Süden, zwei nach Norden und je zwei nach Ost und West. Sämtliche Tore haben einen hufeisenförmigen Vorbau. Anstatt daß die Straße gerade durchführt, biegt sie entweder rechts oder links in den Vorbau ab; nur das „wahre Sonnentor" hat als Haupttor auch einen geraden Durchgang, der aber nur dem Kaiser geöffnet wird. Der tägliche Verkehr bewegt sich auf beiden Seiten; das bedeutet allerdings, viele unnötige Umwege machen, aber der Chinese scheut solches nicht, da er ja Zeit genug hat.

Vor ungefähr Jahresfrist ist noch ein zehntes Tor hinzugekommen, das Tor der Ausländer, ungefähr in der Mitte des Gesandtschaftsviertels. Es durchbricht die südliche Mauer der Tatarenstadt und führt direkt zum Bahnhof. Die Stelle, wo es erbaut ist, hat

einen historischen Hintergrund. Dort krochen die ersten Befreier Pekings durch den Stadtkanal und brachten den Eingeschlossenen Hülfe und Rettung. Das Hauptportal Pekings heißt *Tchöng-jang-men:* „das wahre Sonnentor". Rechts davon ligt im Abstande einer Viertelstunde das Tor „der erhabenen Wissenschaft" *(Tschung-niu-men)* links jenes des „gewaltigen Militärs" *(Huen-u-men).* Der Drachenthron wird somit gleichsam von den zwei Hauptsäulen des Reiches flankiert: der Wissenschaft und dem Schwerte, und zwar ist ersterer der Ehrenplatz (links) angewiesen. Auch die übrigen Tore haben ihre eigenen Namen, meistens sogar zwei, aber über die Erklärung derselben konnte ich bei den Chinesen keine genügende Auskunft finden. Das „wahre Sonnentor" ist zur Zeit der Unruhen verbrannt worden, ebenso auch zwei andere; von einem vierten hat man die Dachziegel heruntergeholt, und da wird es auch bald um seine Existenz geschehen sein. Überhaupt sind alle Tore Pekings mehr oder weniger baufällig; sie aber neu aufzuführen, ist vorläufig noch wohl ein Ding der Unmöglichkeit, denn dazu wären Millionen erforderlich, die der kaiserlichen Kasse aber fehlen. Die Stadttore gehören mit zu den Monumentalbauten Pekings. Sie scheinen auch nur den Hauptzweck zu haben, zu imponieren, denn praktischer Wert ist wenig daran zu finden. Der Eingang führt bescheiden durch einen tunnelartigen Bogen der gewaltigen Umfassungsmauer; oberhalb derselben erhebt sich dann in drei bis vier Stockwerken breit und behäbig und doch imposant der Riesenbau, eine Zufluchtsstätte für Elstern, Krähen und Tauben. Aus den vielen Fensternischen drohen allerdings zahlreiche Kanonenmündungen, aber bei genauerem Zusehen vergeht der Schrecken, den sie einflößen sollen: sie sind nur gemalt.

Führt man jemanden in einer fremden Stadt spazieren, so werden vor allem die Kirchen und Museen besucht; die Park- und Gartenanlagen; das Rathaus und die Theatergebäude, weil solche Bauten der Stadt meistens ihr eigentümliches Gepräge geben und sich aus der gewöhnlichen Bürgerlichkeit besonders hervorheben. Von all derartigem gibt es in Peking aber nicht viel zu sehen. Das interessanteste Museum für uns wäre ohne Zweifel die Residenz des Himmelssohnes, denn dort wird auch jetzt noch mancherlei aufbewahrt, das in jedem Museum einen Ehrenpatz bekäme. In der Kaiserstadt finden wir auch die herrlichsten Garten- und Parkanlagen von alter Kunst und langjähriger Natur wundersam gestaltet. Und schließlich würden wir dort auch Theater finden, welche wir im eigentlichen Peking (Tatarenstadt) vergeblich suchen. In der Chinesenstadt

allerdings waren ehedem zwanzig vorhanden: aber zur Zeit der Boxerbewegung sind manche niedergebrannt und nunmehr noch acht übrig. Wollen die Bürger der Tatarenstadt ins Theater, so gehen sie zur Chinesenstadt.

Was die Gotteshäuser Pekings betrifft, so ist von den vier Hauptkirchen nur mehr die nördliche (Peit'ang) vorhanden; die drei anderen wurden bekanntlich zerstört. Unterdessen ist aber wieder eine zweite erbaut und zwar im Gesandtschaftsviertel, wo sie den Katholiken aller Nationen offen steht. Auch ist der Aufbau der zerstörten Kirchen (Tungt'ang, Sit'ang, Naent'ang) wieder in Angriff genommen. Pagoden gibt es in der Tatarenstadt auch nur wenige; eine der schönsten *(Tschan Taen-ssü)* wurde von den ausländischen Truppen in Trümmer gelegt, weil sie eines der Haupt-Boxernester gewesen war. In die Augen fallend ist besonders eine sogenannte Regenschirmpagode, so geheißen wegen ihrer Spitze, die oben schirmförmig auseinander geht. Die Chinesen nennen sie *Pei-t'a-ssü,* die Pagode des weißen Turmes. Die sonstigen Hauptkultusstätten, vor allem der Himmelstempel, befinden sich in der Chinesenstadt; letzterer ist eines eigenen Besuches wert.

Sagen wir für heute der „Meisterstadt" des himmlischen Reiches Lebewohl. Hauptstadt nennen wir die erste Stadt im Reiche, weil das Landesoberhaupt dort wohnt. Der Chinese betitelt Peking *King-schae-tschöng:* „Meisterstadt", das ist die erste Stadt, oder auch *Schuin-t'ien-fu,* „die dem Himmel Ergebene" — wohl deshalb, weil der Himmelssohn darin wohnt.

Ma-ngan-schen, das Sommerquartier der deutschen Truppen in Peking.

Daß die deutschen Truppen in Peking den besten Platz an der Sonne hatten, ist wohl kaum zu sagen. Im Sommer meint es die Sonne eben zu gut und sendet mehr Wärme als nötig und angenehm ist, die hohen Stadtmauern aber, an die das Soldatenlager grenzte, halten die von Süden kommende Brise zum Teil ab. Den Vorteil bieten allerdings die Mauern, daß sie mit Leichtigkeit erstiegen sind, und daß man ebenso leicht die Kanonen auffahren kann, „wenn mal wieder etwas passieren sollte".

In Anbetracht der Sommerhitze nun war es ein kluger Gedanke, für die Truppen ein kühles Plätzchen zu suchen, wo sie sich von der Hitze und Plage vergangener Tage erholen könnten. Dieses Plätzchen ist in den Bergen gefunden und der Berg, wo es liegt, heißt *Ma-ngan-schen* d. h. Pferde-Sattel-Berg, weil die chinesische Phantasie in seinen Formen einen Pferdesattel erkennt. Ein Kloster liegt dort in mittler Bergeshöhe, anmuthig im Grünen versteckt; sein Name ist *Tjä-tà-ssü.* Ich will heute den freundlichen Leser dorthin spazieren führen, damit er sich wenigstens im Geiste mit unseren Sommerfrischlern erfreuen kann. Und findet er später einmal selbst Zeit und Gelegenheit, persönlich hinzugehen, so ist ihm die Stätte keine fremde mehr.

Wer es sich bequem machen und schnell ankommen will, kann von Peking mit der Eisenbahn bis Tschang-sin-tien fahren. Von dort ist man in drei Stunden mit Leichtigkeit an Ort und Stelle. Wer aber Zeit genug hat und es vorzieht sich die Gegend anzusehen, benutzt am besten ein Pferd und reitet von dem Chien-men zum Tschang-j-men der Chinesenstadt. Dort findet er eine gepflasterte Straße, die allerdings schlecht zu reiten und eintönig zu sehen ist. Eine gute Stunde dauert es, ehe die mächtigen Steinfliesen ihr Ende nehmen, und man hat Zeit genug die Arbeitskraft der Chinesen zu bewundern, die solche Werke geschaffen haben und sich zu ärgern über die heutige Schlotterei, welche sie zerfallen läßt und selbst das nicht ausbessert, was mit leichter Mühe geschehen könnte. Den Schluß der Straße bildet ein massives Steintor mit drei Bogen. „Alle Wege und Pfade laufen hier zusammen“ *(Tjê-tao-t'ung-kui)* lautet der Weisheitsspruch über dem mittleren Bogen in Stein eingemeißelt.

Bald ist dann die Stadt Fei-tschöng erreicht. Weil da drinnen nicht viel zu sehen ist, reitet man am besten an der südlichen Umfassungsmauer vorbei, schwenkt rechts ab, und sieht dann die lange Brücke Lu-kou vor sich. Es ist das jedenfalls eine der berühmtesten Brücken von ganz China, deren Vorgängerin schon seiner Zeit Marco Polo imponiert hat. Jene Brücke freilich, die den venetianischen Reisenden entzückte und die während der Dynastie Tsin erbaut worden war, fiel im Jahre 1668 in Trümmern zusammen. Kaiser Kanghi ließ sie in der jetzigen Gestalt von Neuem aufführen. Die Länge des Bauwerkes beträgt ungefähr 350 Schritt, und zwölf massive Bogen tragen die wuchtigen Steinmassen; die Höhe der mittleren Bogen dürfte sich auf 30 bis 40 Fuß belaufen. Possierlich nehmen sich die 140 Löwen aus, welche an dem steinernen Brückengeländer in regelmäßigen Abständen angebracht sind.

Alle sind guter Dinge und grinsen und lächeln in den verschiedensten Grimassen den Wanderer freundlich an. Das hohe Alter hat ihnen die Jugendfrische genommen, nicht aber den guten Humor.

Jenseits der *Lu-kou-tj'ao* sind die Wege von der Natur geschaffen und nach der Witterung und Jahreszeit sehr verschieden. Zu Zeiten können sogar noch Wagen leidlich bis dicht an den Fuß des Berges durchkommen. Am besten aber läßt man sich seine Sachen, falls man solche mitnehmen will, von Kamelen oder Maultieren tragen. Von ersteren Tieren ist die Strecke fast immer belebt. Kalk und Kohlen sind die Hauptartikel, die sie aus den Bergen schaffen. Will man beim Besuche von Tjä-t'ä-ssü die Kalkbrennereien und die Kohlenbergwerke in Augenschein nehmen, so ist auch dafür gute Gelegenheit geboten. Dicht am Wege sind ganze Reihen Kalköfen und einige Li tiefer ins Gebirge hinein werden Kohlen gegraben.

Der Aufstieg zum Berge geht ziemlich sacht. Man kann die Tiere, falls sie stark genug sind, bis an die Klosterpforte reiten. Nur wird das letzte Stück Weges etwas ungemütlich wegen der Steinstücke, mit denen es kunterbunt belegt ist. Wer da mit dem Pferde ins Fallen käme, könnte Hals und Bein zerbrechen. Noch einige hundert Schritte von der eigentlichen Klosterpforte entfernt, überspannt den Weg eine Art Triumphbogen, auf dem in großer Schrift zu lesen ist, daß der Ort da droben herrlich sei. Von hier aus sieht man ein Stück der Tempelanlagen aus saftigem Grün hervorlugen und gewaltige Akazien breiten ihre Arme über den Weg, kühlen Schatten dem schwitzenden Wanderer spendend. Dieser nimmt seine Kraft neu zusammen und in kurzem Anlauf ist der letzte Aufstieg überwunden. Er steht vor der Klosterpforte, findet sie geöffnet und tritt ein.

Wie balsamisch das da duftet; welche traute Einsamkeit! Hundertjährige Lebensbäume überschatten Tempel und Wege; altersgraue Fichten spannen ihre Zweige schirmartig aus; einige Veteranen bedürfen sogar der Stütze, um sich aufrecht zu halten. Aber wie es nur so ruhig da ist! Kein menschlicher Laut läßt sich hören, kein lebendes Wesen ist zu erspähen. Die Sommerfrischler scheinen sich hier im Klosterfrieden, auch im Stillschweigen zu üben. Wir schreiten weiter und kommen durch ein zweitens und ein drittes Tor. Da erscheint eine dienende Seele, die uns weiter führt. Jetzt begreifen wir auch, warum es so ruhig war. Die Herrn sassen an einem kühlen Plätzchen, beschäftigt, eine wichtige Frage zu lösen, die Magenfrage. Während dessen aber lagen die Mönche im Tempel

der Andacht ob; eben hörte man sie ihre Gebete näseln und die Glocke rühren. Ich wurde sofort angespannt, auch für meinen Teil lösen zu helfen, und die liebevolle Gastfreundschaft der Herrn verhalf mir zu einem unerwartet guten Resultate: Schinken Eier, Pellkartoffeln, Wein, Mineralwasser, aromatische Luft, kühlender Wind: Herz, was verlangst du noch mehr! Die Kühle war so groß. daß ich schließlich zu einem Mantel greifen mußte, um mir keinen „Pips“ zu holen.

Nach dem Essen wird eine Siesta gehalten. Ich schaute mir unterdessen in Begleitung eines kleinen Bonzen die Tempel an, Leider wußte der Kleine auf meine Fragen, die ich in betreff der Götzenbilder und Pagoden an ihn stellte, nur sehr wenig zu antworten. Und als sich nachher noch einige alte Bonzen anschlossen, wohl hoffend, es würde etwas für sie abfallen, kam ich zur Überzeugung, daß sie das Alter auch noch nicht viel weiser gemacht hatte. Sie wissen wenig zu sagen über jene, die sie verehren, und das Ziel, welches sie bei dieser Verehrung im Auge haben.

Das Kloster hat eine sehr lange Vergangenheit hinter sich. In seiner ursprünglichen Gestalt soll es während der Liao-Dynastie (917—1126) von einem Bonzen, Namens *Ta-tjüin* erbaut sein. Derselbe soll dort eine Kanzel (t'ä) errichtet haben, auf welcher er seinen Schülern Vorträge über Fasten und Abstinenz hielt (tjä). Tjä-t'ä-ssü heißt also „das Kloster der Fasten-Kanzel.“ Solche Vorträge werden auch heute noch gehalten, aber nur an einem Tage im Jahre, nämlich am 8. Tage des 4. Monats, chinesischen Datums. Dann versammeln sich alle Hauptäbte der Klöster aus Nah und Fern und pilgern nach Tjä-t'ä-ssü. Der dortige Superior steigt auf die Kanzel und die Pilgeräbte setzen sich um ihn herum, seinen Worten zu lauschen. Tjä-t'ä-ssü wird somit als eine Pflanzstätte echten Klostergeistes betrachtet, aber der jetzige Abt soll durchaus kein besonderer Liebhaber von Fasten und Abstinenz sein. Er soll fast das ganze Jahr in Peking weilen und sich dort gütlich tun. wenn aber die Schüler von Tjä-t'ä-ssü um eine Milderung oder um irgend eine Dispens bitten, soll er sie zur Enthaltsamkeit und Abtötung mahnen, die er selbst nicht übt. Darob sind seine Untergebenen nicht besonders erbaut und deshalb auch nicht gut auf ihn zu sprechen; ja, sie klagen sogar, daß ihnen nicht einmal das zum Leben Notwendige verabreicht würde.

Die ganze Klostergemeinde besteht augenblicklich aus etwa dreißig Personen. Davon liegt ein Teil der Arbeit ob; dieser gehört nicht zur eigentlichen Gemeinde, sondern er besteht aus

gemieteten Knechten und Tagelöhnern. Einen zweiten Teil bilden die Kloster-Novizen, welche nur am ersten und fünfzehnten jeden Monats zu beten haben; während der andern Zeit aber muß der dritte Teil, die eigentlichen Bonzen, für sie mitbeten, und zwar drei Mal am Tage, das erste Mal morgens in aller Frühe. Die Bonzen sind von jeder Arbeit frei; Gebet und Betrachtung (?) sind ihre Obliegenheiten. Die Novizen aber haben kleine Nebenbeschäftigungen zu besorgen: Feldhüten, Beaufsichtigung der Knechte usw.

Die Kanzel der Enthaltsamkeit bildet eine quadratförmige, sich nach oben zu in drei Abstufungen verjüngende Erhöhung von ungefähr drei Meter Höhe. In die Flächen, welche durch jede Abstufung hervortreten, sind kleine Nischen gemeißelt und zwar in der unteren 48, in der mittleren 32 und in der oberen 28. In diesen Nischen stehen fratzenartige Gebilde (viele haben einen Schnabel) welche *Tj-scha-schenn* genannt werden. Was der Name zu bedeuten hat, wußten meine Cicerone auch nicht zu erklären. Einer behauptete, es seien das die Bilder jener Aszeten, welche sich zeitlebens besonders durch Enthaltsamkeit ausgezeichnet und ihre Nahrung nur „schnabelweise“ zu sich genommen hätten. Der ganze Bau ist aus marmorähnlichem Kalkstein aufgeführt und gut erhalten. Auf der Plattform steht ein Buddha *(Sche-tia muo-ni-fuo)* und elf reichverzierte Stühle. Während der jeweilige Prior des Klosters auf dem Hauptsitze Platz nimmt und seinen Vortrag hält, setzen sich die versammelten Pilgeräbte auf die andern Stühle. Für den geistigen Bedarf ist ferner durch eine reichhaltige Bibliothek gesorgt, die in vier Kasten aufgespeichert liegt. Auch in einem andern Haupttempel, der Pagode des *Yüo-sche* (?) Buddha, befinden sich zwei Riesenkasten mit je 160 Schubladen. In jeder Lade sind Bücher aufgestapelt, aber an Auswahl soll es fehlen. Es sind weder apologethische, noch Geschichtswerke vorhanden, sondern nur Gebetbücher *(Ts'an-tjing)*. Die Schüler lernen den Laut der Zeichen, ohne sich über die Bedeutung derselben Rechenschaft geben zu können, das reinste Papageiengeschäft, wozu nur eben ein Chinese fähig ist.

Vor den Bildern der Hauptgottheiten bemerkt man die gewöhnlichen Zieraten: Leuchter, Blumenvasen und Opferschalen mit Früchten. In der Pagode des Yüo-sche Buddha stehen zu beiden Seiten zwei gewaltige „Bambus“ *Tsien-fu-tschu* genannt: Bambus des zehntausendfachen Glückes. Das Holz desselben soll heilbringende Wirkungen haben und für Geld kratzt der Bonze

dem bittenden Pilgrim ein wenig ab. Daher rührt auch wohl das wunderliche Aussehen der Bambus her, der übrigens gar kein Bambus ist, sondern wahrscheinlich Überreste von alten Lebensbäumen darstellt.

Eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten sind die zwei langen Seitenhallen mit den 500 Schülern des Buddha (*Luo-chan*). Da kann man Typen aller möglichen Farben und Gesichtszüge studieren. Der Grundton freilich, der auf fast allen Gesichtern ruht, ist das Vergnügtsein und die stille Wonne. Nur hier und da sieht man ein Denkergesicht, versunken in tiefe Betrachtung. Die Europäer stellen unter diesen Buddha-Schülern auch ihren Kontingent; ja, selbst Schwarze und Halbschwarze gibt es; Söhne Abrahams mit krummen Nasen und Nachkommen Kams mit dunkler Hautfarbe. Über einige wußten meine Begleiter ein wenig zu sagen, die meisten aber waren ihnen unbekannte Größen. Ein Tuo-mei (Apostel Thomas?) der da abseits steht, stamme aus dem Westen, und er sei ein guter Mann gewesen. Ein alter Papa mit großer Beule auf der Stirne habe zeitlebens dem Buddha so oftmals Ko-t'ou gegeben, daß er sich jene Protuberanz an der Stirne „herausgeschlagen" habe *(k'o-tou-k'ao-tsch'u-le)*. Darin sei ein kostbarer Edelstein *(sche-li-ts'ü)* enthalten, der Licht verbreite in der Finsternis, und dem weder Feuer noch Hammer etwas anhaben könnten. Solch ein Edelstein sei die höchste Auszeichnung, welche Buddha verleihe, und ihn zu bekommen die sehnlichste Hoffnung aller, die Buddha Ko-t'ou gäben. — Jenem wunderlichen Menschenkinde da ist aus dem Kopfe noch ein zweiter Kopf hervorgewachsen. Das nenne man *Jang schenn tsch'u schenn*, das Herausgehen aus sich selber, das sich Herausbilden zum Übermenschen (à la Nietzke?), eine furchtbar schwere Arbeit. — Ein Lachkopf dort macht Anstalten sich eine Art Kapuze vom Kopfe zu streifen. Das sei *t'uo-lao-tsch'uen-schao*, das Alte ablegen und das Junge wieder anziehen. Durch fleißige Verehrung des Buddha erwache wieder Jugendfrische und Kraft in Geist und Körper. — Und diesem Wunderkinde hier wächst gar ein Goldkopf aus der Brust: das Bildnis des Buddha. Das sei eine Belohnung für den festen Glauben an Buddha; der Glaube sei Sache des Herzens und an Stelle des Herzens habe diesem da Buddha sein Bild gesetzt. — Eine gute Seele dort hat einen nackten Knirps auf dem Schoße sitzen. Sie habe denselben von der Straße aufgehoben und ihn an Kindesstatt angenommen; zur Belohnung für das gute Werk habe sie Buddha unter die Zahl seiner Schüler gereiht.

Weiter den Berg hinauf finden wir noch einige Tempelanlagen in denen — Eunuchen verehrt werden. Wer sie zu Göttern gemacht hat, darüber wissen die Bonzen nichts zu berichten; sie wissen nur, daß das Kloster der Freigebigkeit der Eunuchen viel zu verdanken hat und sich nun dadurch dankbar bezeigt, daß es eine Reihe vergötterter Eunuchen verehrt und ihnen zu Zeiten Weihrauch brennt.

Noch weiter den Berg hinan steht eine Pagode der *Lao-nä-nä* für die „Großmutter“. Man hat die Alte ziemlich auf die Seite geschoben; um aber doch dem Bedürfnisse frommer Frauen, die hierher kommen und sich Kinder erflehen, einigermaßen gerecht zu werden, durfte sie nicht ganz fehlen.

Einen besonderen Gönner hat das Kloster am Prinzen Kung, der die ganzen Anlagen im sechszehnten Jahre des Kaisers *Kuang-sü* reparieren ließ. Es dauerte drei Jahre, ehe Alles wieder gehörig in Ordnung war. Der Prinz hat dort ein eigenes Palais, das allerdings einfach gebaut ist, worin es sich aber sicherlich angenehm wohnen läßt. Wenn der hohe Gast von Zeit zu Zeit das Kloster mit seinem Besuche beehrt, geben sich natürlich die Mönche alle mögliche Mühe, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen, denn je lieber ihm die Stätte wird, um so besser für die Insassen.

Die Umgegend von Tjä-t'ä-ssü ladet zu Spaziergängen in dicht bewaldete Abhänge, in grün beraste Berghalden ein. Einige Li weit entfernt senkt sich eine Höhle tief ins Gebirge, worin es im Sommer sehr kühl ist. Den Eingang bewacht ein Klausner, zugleich mit der Pagode, welche der Öffnung zur Höhle vorgebaut ist. Wollen wir hineinsteigen, zündet der Klausner zwei Strohfackeln an und geht uns voran, den Weg zu beleuchten. Das ist aber auch notwendig, denn ohne Licht würde man bald auf der Nase liegen oder anderswo. Der Abstieg ist schüssig und glatt; selbst der Klausner nimmt den Besuch sehr ernst, denn je weiter wir vordringen, um so häufiger murmelt er sein *Ngao-mi-t'uo-fuo,* „um den Schutz der Pusa für den gefährlichen Gang zu erflehen“. Inmitten der Höhle steht eine steinerne Platte, auf welcher drei Bilder der Pusa eingemeißelt sind. Der Führer wirft sich dreimal vor derselben nieder, macht seine Komplimente und leuchtet uns dann weiter voran. Je näher wir dem Ende zutappen, um so mehr müssen wir unser Rückgrat beugen, damit nicht der Kopf mit überhängendem Gestein in Konflikt gerate. Zuletzt reicht auch das Bücken nicht mehr aus: auf allen Vieren geht es unter einer den Weg versperrenden Felsenkante her, und wir stehen dann in einer

Rotunde: ein schauerliches Verließ, mitten im Herzen des Berges. Nach oben geht die Höhle schachtartig in die Höhe, wir können jedoch das Ende nicht sehen. Auch der Klausner weiß nicht, wie hoch hier die Höhle empor reicht: das sei nicht zu ermessen, sagt er. Eigentlicher Tropfstein ist nicht zu finden, die Chinesen werden ihn bei Zeiten abgeschlagen haben. Am Boden aber liegen hier und da wunderliche Steingebilde: dieses da stellt einen versteinerten Drachen vor; jenes da einen hockenden Löwen; wieder ein anderes den lauernden Bären. Die chinesische Phantasie ist reich im Erfinden und sie findet auch immer den rechten Namen.. Auf dem Rückwege wurden die Schritte gezählt, und es ergab sich, daß die Höhle gegen 300 Meter tief ins Gebirge geht.

Noch weiter aufwärts von der Höhle führt uns ein Pfad in eine zweite kleinere Höhle, fast am Gipfel des Berges wo sich ebenfalls ein Buddha-Tempelchen befindet. Auch hier wohnt oben in frischer Luft und weltentlegener Einsamkeit ein Klausner. Wer den etwas beschwerlichen Aufstieg nicht scheut, wird durch den wunderbar herrlichen Anblick, der sich ihm von hier aus bietet, reichlich entschädigt. Ist die Luft rein, so übersieht man das mächtig große Peking in seinen ganzen Umrissen und die Berge in weitem Umkreise.

Kommen wir nach unsern Spaziergängen ins Kloster zurück, so empfängt uns stiller Frieden. In trautem Kreise wird unter dem Doppeldache des gestirnten Himmels und grüner Bäume, umsäuselt vom milden Abendwinde, das Essen genommen. Man sitzt noch lange, lange zusammen, denn es ist da draußen zu nett. Und wenn sich endlich der Schlaf einstellt, dann ist er ein gern gesehener Gast; man wirft sich in seine Arme, um am Morgen frisch und neugestärkt zu erwachen. —

Alles in Allem: „Hier ist gut sein“, können unsere braven Musketire auf dem Berg von Tjä-t'ä-ssü bekennen. Hoch oben in den Lüften kreisen Adler und Habichte, in den Felsspalten girren wilde Tauben; auf bunten Blumen wiegen sich seltene Schmetterlinge: da gibt es Beschäftigung für den Waidmann, Erholung für den Blumen- und Schmetterlingsfreund. Goldene Aprikosen mit roten Wangen lachen von zahlreichen Bäumen. Aber so verführerisch sie auch lachen, die Ausflügler gehen kalt an ihnen vorüber, eingedenk des strammen Verbotes, kein Obst zu essen. Nuß- und andere Obstbäume beugen ihre Zweige unter schwerer Last; ein Brunnen mit krystallhellem Wasser bietet dem Durstigen erfrischenden Trunk: *tschen-sche ko sio tj-t'ang:* das ist ja wahrlich ein kleines

Eden. Hoffentlich werden aber unsere Sommerfrischler da oben nicht dermaßen berückt, daß sie beim Weggehen Versuchungen bekommen, in Tjä-t'ä-ssü als Klosterbrüder einzutreten. Dann würde ihnen der Aufenthalt doch bald langweilig werden: „Dii gentium daemonia“ (Ps.). Alle Götter der Heiden sind Dämonen.

Beförderungsmittel in Peking.

Auch ohne Automobil und Elektrische gibt es in Peking mancherlei Gelegenheit vom Fleck zu kommen, und den verschiedenen Wünschen des Publicums ist reichlich Rechnung getragen. Wer viel Zeit hat aber wenig Geld, der setzt sich auf einen breiten Frachtwagen und bleibt so lange darauf hocken, bis der Fuhrmann die Zahl der Fahrgäste als genügend anerkennt und damit losfährt. Diese Karren bewegen sich etwas langsam, aber sie bieten dabei den von einem Chinesen nicht hoch genug anzuschlagenden Vorteil, unterwegs Gesellschaft zu haben, und sich die Zeit mit Plaudern vertreiben zu können. Auch ist es luftig auf dem Karren, der mit einer großen Matte überdeckt ist; alle Neuigkeiten auf der Straße können beobachtet werden und deshalb fehlt es auch niemals bei der Unterhaltung an Stoff.

Wer aber sofort befördert sein will und keine Zeit zu verlieren hat oder das Alleinsein vorzieht, der setzt sich in einen Wagen der besseren Qualität, der *tjao-tsch'ä* heißt, was so viel als Sänfte-Wagen bedeutet. Der Chinese sitzt denn auch überaus sanft darin; er hat im Rückgrade so viele Springfedern, daß sie bei allen Bewegungen des Wagens die entgegengesetzte Richtung nehmen und der Chinesenkopf vor dem Anschlagen an die Karrenumhausung bewahrt bleibt. Der des Ausländers freilich, der meistens auf einem steiferen Rücken sitzt, kommt oft genug mit dem Wagen in unfreundliche Berührung. Wenn's sein muß, finden auf dem Sänftewagen auch zwei Mann Platz und falls es sich um Kinder handelt, gehen sogar drei hinein. Wird eine Schöne darin gefahren, so hat fast regelmäßig eine Alte den Vorsitz, um mit ihrem Rücken die Insassin zu verdecken und die Blicke der Vorübergehenden auf sich zu lenken.

Wer seinen Weg durch enge Gassen zu nehmen hat, abseits der großen Straße, findet Beförderung auf des Esels Rücken. Und während der Graue unverdrossen fürbaß trabt, läuft der Treiber hinterher. Beide passen in der Regel zusammen: beide sehen schäbig

aus, sind voll der Tücke und haben eine schöne Stimme. Als letztes Beförderungsmittel, das aber neueren Datums ist, sind vor allem die Rickschas nicht zu vergessen. Wer sich das erste Mal da auf einem menschenbespannten Gefährte sieht, dem dauert der arme Kerl in der Deichsel und sein Dienst will ihm fast sklavisch dünken. Wenn er aber später Augenzeuge ist, wie sich zwei Rickschazieher um den Besitz eines Insassen fast die Köpfe blutig schlagen, kommt er zur Erkenntnis, daß es auf der ganzen Welt keinen Esel gibt, der so gerne am Karren geht, wie der chinesische Kuli in seinem Wägelchen, und er steigt womöglich hinauf, nur um dem armen Teufel Gelegenheit zu geben, sich einige Cents zu verdienen. Ja, und Mancher muß fast, will er nicht grob werden, nolens volens aufsteigen, wenn ihm der Wagen unter die Füße geschoben wird. „Likscha ju meju“ radebrecht dabei der Chinese aus lauter Zuvorkommenheit, um dem Ausländer nicht nur sein Wägelchen sitz- sondern auch das Chinesisch mundgerecht zu machen. (Anmerkung. Er müßte Rickscha *jao pu jao sagen* d. h. Wünschen Sie eine Rickscha? „Aber das ist eben chinesisch, das nicht jeder versteht. Rickscha ju meju hingegen versteht jeder; es heißt aber: Haben Sie ein Rickscha?“)

In Peking kann man auch die Beobachtung machen, daß die Chinesen mit ihren Rickschas voran kommen wenn die Wege noch so schlecht sind. Allerdings sind zwei Mann erforderlich, ein Zieher und ein Schieber, doch an Leuten ist in China ja immer Überfluß. Der Schieber schiebt nicht nur, sondern er hat auch die Sprünge des Rickscha zu neutralisiren und womöglich ein Rad durch die Luft zu führen, falls der Untergrund zu tief ist.

Sich in Sänften tragen zu lassen ist mit Ausnahme von Hochzeitsfeierlichkeiten nichts für gewöhnliche Sterbliche; dazu gehört Diplomatenwürde oder kaiserliches Geblüt oder eine höhere Anstellung in kaiserlichen Diensten. Deshalb bieten sich auch nirgends Sänftenträger an; wer aber selber keine besitzt und dennoch Recht und Lust hat sich darin tragen zu lassen, kann sich eine in Geschäften mieten.

Seit den Wirren sollen sich die Karren- und Rickschabesitzer in Peking fast um die Hälfte vermehrt haben. Während der Boxerperiode wurden fast alle Karren beschlagnahmt, viele dienten als Barrikaden oder wurden verbrannt. Die jetzigen Karrenbesitzer sollen vielfach alte Boxer sein. Während beim Einrücken der fremden Truppen die ehrenwerten Bürger meistens Reißaus nahmen, warfen die Boxer ihre Fahnen und roten Lappen ins Feuer, zogen

wieder die Kleider unbescholtener Kulis an, setzten ein lammfrommes Gesicht auf und suchten dann nebenbei ihr schäfchen ins Trockene zu bringen. Das soll Manchem meisterhaft gelungen sein, und von seinen Eroberungen soll er sich dann einen Karren angeschafft haben und ein Tier dazu, um als ehrenhafter Fuhrmann fortan ein solides Leben zu führen, resp. bessere Zeiten abzuwarten, um womöglich als Boxer von Neuem sein Glück gegen die fremden Teufel zu versuchen: jedenfalls täte er das lieber als sie jetzt im Karren führen oder ziehen.

Die Eunuchen am Kaiserhofe.

Die Eunuchen sind in ganz China unter dem Namen 老宮 *lao kung* bekannt, was wörtlich „altes Haus“ bedeutet. Sie selber wollen aber nicht so tituliert sein, sondern haben es lieber, wenn man sie 太監 *t'e tjen* „großer Aufseher“ nennt. Und das Zeichen für *kung* (宮: Haus) haben sie in ein anderes *kung* (公) verwandelt, das „Herzog“ bedeutet. Allerdings hört sich „alter Herzog“ weit ehrenvoller an als „altes Haus“, zumal das *kung* 宮 Haus die Genesis der Eunuchen in Erinnerung bringt, die keineswegs eine rühmliche ist.

Es war zur Zeit der Tchou-Dynastie (1122—255), als in China die Eunuchen zuerst auf der Bildfläche erschienen. Ihre Genossen waren Leute, die entweder keine Nase hatten, oder denen die Füße fehlten oder die mit einem Brandmal auf der Stirn gezeichnet einhergingen. Die ganze Gesellschaft bestand nur aus Sträflingen und auch sie selber waren zur Strafe verschnitten worden.[1]) Wer zuerst auf den Gedanken gekommen, derartiges Gesindel in den Dienst des Kaisers zu nehmen, sagt die Geschichte nicht. Jedenfalls bildet die Tatsache ein furchtbares Armutszeugnis und spricht von Mangel an Zucht und Ordnung im eigenen Hause.

Aber die „alten Häuser“ haben sich zu halten, ja unentbehrlich zu machen gewußt. Sie verstanden es sogar, ihre Stellung bald mehr bald weniger zu einer machthabenden zu gestalten und ihren Intriguen sind viele Unschuldige zum Opfer gefallen. Überhaupt

[1]) Der Strafkodex damaliger Zeit zählt fünf verschiedene Strafen auf: 墨 *me:* ein schwarzes Zeichen auf die Stirne brennen; 劓 *i:* die Nase verstümmeln; 剕 *fei:* die Füße abschneiden; 宮 *kung:* Kastration und endlich 大辟 *da pi:* die Todesstrafe.

scheint es, als seien bei den Kastraten die Untugenden der Frau auf den Mann gepfropft und deshalb auch kräftiger entwickelt. Bisweilen standen sie derart auf der Höhe, daß sie auch in Regierungsangelegenheiten ein Wort mitsprechen durften, und daß sie die vertrautesten Ratgeber der kaiserlichen Majestät waren. Deshalb scheiterten auch bisheran alle Versuche die Eunuchen vom Kaiserhof zu entfernen. Wenngleich ihre Stellung heutzutage wohl weniger einflußreich ist, als in früheren Zeiten, so bilden sie dennoch eine recht gefürchtete Macht. Es läßt sich das übrigens auch gar nicht anders erwarten; immer in nächster Nähe der höchsten Gewalten sind sie sicherlich nicht nur stumme Diener, und ein rechtes Wort zur rechten Zeit kann dann weitgehende Wirkungen ausüben.

Es ist deshalb auch jetzt noch gebräuchlich, in wichtigen Prozessen, wenn niemand mehr helfen kann, die Eunuchen um ihre Intervention anzugehen. Wenn sie dieselbe versprechen, lassen sie sich natürlich auch gründlich bezahlen. Das sind dann Neben-Einnahmen, die häufig genug weit größer sind als die Einnahmen von rechtswegen. Viele können sich recht artige Summen auf die Seite legen, die dann nach ihrem Tode meistens den Verwandten zu gute kommen. Aber auch für wohltätige Zwecke haben manche eine milde Hand und es wird ihnen sogar recht viel Almosengeben nachgerühmt. Einige haben es im Gutestun und in der „Heiligkeit“ so weit gebracht, daß sie unter die Zahl der Götter versetzt wurden, und in manchen Pagoden kann man vor ihrem Bilde Weihrauch brennen sehen.

Die meisten Eunuchen rekrutieren sich aus der Provinz Tschili. Es gilt als Behauptung der Geomanten, daß der *Fung-schui* (風 水) dieser Provinz 3000 Verschnittene hervorzubringen berufen sei. Es dürften sich aber gegenwärtig überhaupt kaum 2000 im Dienste befinden. Eltern, die mehrere männliche Sprossen haben, verschenken gerne den einen oder andern Knaben an den Kaiserhof. Notwendig ist nur, daß der Junge ein gelehriges Aussehen hat und gut gewachsen ist. Der „Onkel in der Fremde“ kann dann später die Familie kräftig unterstützen und von seinem Ansehen können die Verwandten auch nur profitieren. Der Kleine muß zuerst einige Monate in die Schule; dort wird er auf seinen Verstand geprüft, denn um Bedienter am kaiserlichen Hof zu werden, muß der Betreffende auch die nötige Grütze im Kopfe haben, damit er seinem Herrn dessen wortlose Wünsche an den Augen ablesen kann. Zeigt sich, daß der Junge Talent besitzt, so schickt ihn sein Lehrer eines guten Tages in das 慎 刑 司 衙 門 *schen ying sü ya men*, wo seiner

Mannheit der Garaus gemacht wird. Der ausführende Beamte heißt 刀兒匠 *tao öl zian:* Handwerker vom Messer. Jetzt kann der Eunuchen-Novize in die Reihen seiner älteren Genossen eintreten. Aber gewöhnlich muß er noch jahrelang lernen, ehe er eine definitive Anstellung erhält.

Der ganze Betrieb ist genau geregelt, und ein eigenes Beamtentum sorgt dafür, daß Alles klappt, besonders auch dafür, daß die Eunuchen unter sich stets in Frieden und Eintracht leben. Sind Streitigkeiten ausgebrochen, so hat das Amt zu entscheiden, auf wessen Seite das Recht ist. Hat sich jemand etwas zu schulden kommen lassen, so wird er bestraft und es stehen dafür Bambus und Kerker zur Verfügung, grade wie bei einem gewöhnlichen Reichsbürger. Sollte ein Eunuch davon laufen, so wird er meistens wieder eingefangen und seine Bestrafung wird um so empfindlicher geahndet, je öfter er dem Drange nach der goldnen Freiheit nachgegeben und Reißaus genommen hat.

Aber nicht nur Kinder werden aufgenommen, sondern auch bejahrte Männer erhalten oft noch Eintritt in die Verbotene Stadt, wo sie dann als Eunuchen-Kuli beschäftigt werden. Mancher Bettler, der sein Leben nicht mehr zu fristen weiß, nimmt zu diesem letzten Existenz-Mittel seine Zuflucht. Er sucht die 東華門 *tung chua men* auf, das östliche Tor zur Verbotenen Stadt, kastriert sich selber (oder bringt sich wenigstens eine Wunde bei) und erhebt ein Jammergeschrei, worauf dem Torwächter Nachricht gegeben wird. Dieser meldet den Fall dem Eunuchen-Tribunal; der Arme wird hineingeholt und verpflegt, und wenn er wieder hergestellt ist, darf er Wasser tragen oder sonstige Arbeiten verrichten, zu denen nur die rohe Kraft erforderlich ist.

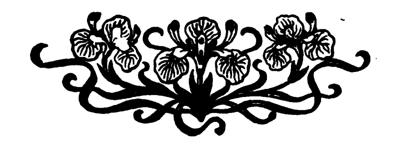
Es gibt noch eine andere Klasse Menschen, die den Eunuchenstand wählen: solche, die sich an einem Feinde rächen wollen. Es sind das Individuen, die bereits alles vergeblich versucht haben ihren Gegner zu vernichten. In den Mauern der Verbotenen Stadt hoffen sie einen Freund zu finden, der bei der höchsten Instanz noch ein gutes Wort einlegen kann, und das wird genügen, das schreiendste Unrecht zur Gerechtigkeitssache zu stempeln.

Aufgabe der Eunuchen am kaiserlichen Hofe ist es „Mädchen für Alles“ zu sein. Wer besondere Neigung hat, die Götter zu verehren, und sich zu etwas Höherem berufen glaubt, versieht den Lamadienst. Wer leichter angelegt ist, findet als Theaterspieler amüsante Beschäftigung, und falls er seine Rolle gut spielt, wird er doppelt bezahlt. An freier Zeit fehlt es nie; doch die wird treulich ausgenützt mit Opiumrauchen, Kartenspielen oder Abrichten eines niedlichen Köters.

Mit der Außenwelt sollen die Eunuchen eigentlich wenig Umgang pflegen; da sie aber die Einkäufe besorgen für den kaiserlichen Haushalt u. dgl., so kommen sie oft genug damit in Berührung. Man munkelt sogar von Fällen, so sich ein Prinz durch Vermittlung seiner Eunuchen eine Geliebte von außen hereinzuschmuggeln wußte, ohne daß jemand eine Ahnung davon gehabt hätte. Jeder der längere Zeit in China geweilt hat, wird schon die „Geschenketrommel“ gesehen haben. Die aufeinandergeschachtelten fünf Abteilungen haben je einen eigenen Boden; wenn aber die Böden herausgeschlagen sind, so ist die Trommel groß genug, daß so ein Menschenkind sich darin verstecken kann. Wenn dann die Träger ehrsam mit rotem Hute bedeckt daherschreiten, so wird jeder glauben, man wolle Geschenke bringen oder gemachte Einkäufe, und die Träger kommen dann unbelästigt überall durch. —

Vierzig Li von Peking entfernt liegt in den Bergen das Sanssouci der Eunuchen. Ist einer alt und dienstunfähig geworden, so wird er dortin geschickt um seine Tage in Ruhe zu beschließen. Befällt aber einen eine plötzliche Krankheit, die gefährlich erscheint, so muß er allsogleich aus der Verbotenen Stadt entfernt werden, denn es würde Unheil bringen, wenn dort ein gewöhnlicher Sterblicher verschiede. Die Schar der Ausrangierten führt ein rechtes Einsiedlerleben, läßt sich's aber wohl sein. Manche, die von ihren Verwandten nicht beständig angepumpt wurden, haben sich ein kleines Vermögen erspart und können es jetzt in Ruhe verzehren. Mancher hat Pagoden auf eigene Kosten erbaut. Mancher, der während seines Lebens Schuld genug auf sein Haupt geladen, will sie vor dem Tode noch sühnen und verbrennt deshalb fleißig Weihrauch und dreht die Gebetmühle.

In der Nähe dieser Pflegestätte für alte und kranke Eunuchen befindet sich auch ihr Begräbnisplatz. Einmal Eunuch geworden, werden sie als aus der Familie geschieden betrachtet und nach ihrem Tode ist Niemand, der sie beweint oder Ahnenopfer für sie bringt.



Pekinger Mohren und Wohltätigkeitseinrichtungen.

Im Staube seines Angesichtes muß der Sterbliche in Peking sein Brod verdienen und davon ist auch der „große Mann“ nicht ausgeschlossen, selbst wenn er sich fahren läßt oder in der Sänfte sitzend, dem erhitzten Gesichte Kühlung zufächelt. Wenn sich dann noch gar die Schweißporen öffnen und über das verstaubte Gesicht die Bächlein rieseln, ist der Mohr vollends fertig. Solche Mohren aber gibt es in Peking die Menge; da sind vor Allen die Köhler zu nennen, welche Tag für Tag damit beschäftigt sind, die steinharten Kohlen aus den Pekinger Bergwerken klein zu klopfen, mit Lehm zu untermischen und daraus eidicke Kugeln zu formen. Dieselben werden an der Sonne getrocknet und kommen dann in den Handel. Die unvermischte Kohle brennt nur sehr schlecht oder es brennt nur die äußere Umhüllung, während das Innere vom Feuer unberührt bleibt. Aufgabe der Kamele ist es das schwarze Erdprodukt in Säcken aus den Bergen zu holen. Treiber und Tiere sehen gemeiniglich aus als entstammen sie dem Innern Afrikas.

Ein mohrenartiges Aussehen haben auch die Straßenverbesserer und Karrenschieber, welche beständig mit dem Staube in Berührung kommen, sich aber höchst selten den Luxus einer Waschung gestatten. Wohl ist für gewöhnlich in Peking kein Wassermangel, ja es gibt sogar öffentliche Badeanstalten, wo man für wenige Sapeken ein warmes Bad nehmen kann, aber mancher wäscht sich nicht, „weil es doch umsonst ist“. Der nächste Augenblick führt ihm wieder eine Menge Staub zu, welcher sich auf der schweißfettigen Haut sofort ablagert. Daß man für so wenig Geld ein Warmbad nehmen kann, hat darin seinen Grund, weil das Wasser nicht nach jedesmaligem Gebrauche gewechselt wird, sondern erst dann, wenn einer, „der sich's leisten kann“, ein Frischbad nehmen will. Ein solcher bekommt reines Wasser, das er natürlich dementsprechend teurer bezahlen muß. Für das ganz gewöhnliche Volk sind Badeanstalten eingerichtet, die jedesmal ein halb Dutzend Gäste fassen können oder noch mehr; in diesen wird das Wasser meistens nur ein oder zweimal im Tage gewechselt.

Sich in einem warmen Bade bisweilen waschen können, bedeutet in Peking schon ein wahres Bedürfnis. Es gibt fromme Personen, die für kurze oder längere Zeit, gemäß dem Grade ihrer

„Gottseligkeit“ Gelegenheit bieten, unentgeltlich die Wohltat einer gründlichen Ganzwaschung mit warmem Wasser zu genießen. Im Sommer wird stellenweise dem durstigen Wanderer umsonst Tee gereicht. An dunklen Winterabenden zündet man auf den Hauptstraßen ein Licht an: alles das geschieht in der Absicht um Gutes zu tun, um sich den Namen eines *ching-schen-ti,* eines „Heiligen“ zu verdienen.

Es fehlt übrigens auch nicht an Wohltätigkeitseinrichtungen in größerem Stile. Dazu gehört vor allem eine Art Garküchen, welche zeitweilig eingerichtet werden und wo jeder Bettler am Mittage eine Portion gekochten Reis bekommt. Haufenweise drängen sich die zerlumpten, halbnackten und verhungerten Gestalten an die Maueröffnung wo der Reis verabreicht wird. Der eine hält eine alte Scherbe in der Hand, und bekommt seinen Teil hineingeschüttet. Ein anderer nimmt seinen Hut und benutzt ihn als Eßgeschirr; ein dritter zieht gar seinen Schuh aus, und auch darin wird das Essen verabreicht. Es ist ein Bild des krassensten Elendes, das uns vor die Augen tritt; da sieht man so recht wie Hunger und Not den Menschen herabwürdigen und erniedrigen kann, daß er sich benimmt wie das unvernünftige Vieh.

Für altersschwache obdachlose Greise und für elternlose Kinder gibt es auch Wohlfahrtseinrichtungen, die von rechtswegen aus der kaiserlichen Kasse Zuschuß erhalten. Das meiste Geld bleibt natürlich in den Händen der habsüchtigen und gewissenlosen Beamten hängen. Sehen wir uns derlei Einrichtungen etwas genauer an, kann uns das Ganze wenig befriedigen. Es ist als ob über Alles der Hauch der Unordnung ausgebreitet sei, und auch in den Werken der Liebe und Barmherzigkeit fühlen wir noch die eisige Kälte des Heidentums. Der Beamte gibt, weil er eben geben muß; er gibt um selber Geld zu bekommen; der Arme empfängt ohne Dank und betrachtet die Gabe als sein Eigentum. Zudem weiß er, daß sie ihm noch verschmälert wird, und wenn auch seine Miene Zufriedenheit heuchelt, ist das Herz doch mit Haß erfüllt.

Als eine Wohlfahrtseinrichtung besonderer Art ist die Pekinger Feuerwehr zu nennen. Die Chinesen sind, was die Behandlung mit Feuer angeht, oft wahre Kinder, nur mit dem Unterschiede, daß ihnen das Glück gewogener ist und sie meistens ohne Gefahr mit dem Feuer spielen können. Wie ist es nur möglich, habe ich mich bisweilen gefragt, wenn ich die Leute mit Petroleumlampen hantieren sah, daß nicht mehr Unglücke vorkommen: *Tjin-schin-men-hu; sio sin töng huo:* „Nimm Acht auf Fenster und Feuer“ schreibt

der Chinese zu Neujahr allerdings über seinen Kochherd oder an die Papierlaterne, aber die theoretische Lehre nimmt er wenig praktisch zu Herzen. Wenn's aber einmal brennt, muß gesehen werden, wie das Feuer gelöscht wird. Nachbaren und Dorfschulzen laufen wohl in hellen Scharen zur Feuerstätte; auch wird viel geschrien und gestikuliert, aber anfassen und löschen ist eine andere Sache.

In größeren Städten nun, z. B. in Peking, haben sich besondere Innungen gebildet, eine Art Feuerwehr: *schui-huo-hui* genannt: Wasser- Feuer-Gesellschaft". Was ihre Betriebsfähigkeit angeht, hatte ich einmal Gelegenheit, selbige in nächster Nähe zu beobachten. Ich teile mit, was ich darüber in meinem Notizbuche unter dem 3. Juni verzeichnet finde.

Die Chinesen in Peking scheinen für Abwechslung sorgen zu wollen, indem sie in die Alltäglichkeit des Lebens etwas Feuer legen. Während gestern bei den Deutschen in der Büchsenmacherei auf unerklärliche Weise Feuer ausbrach und schnell um sich griff, loderten heute im Viertel der österreichischen Gesandtschaft mächtige Flammengarben zum Himmel. Woher das Feuer gekommen, ist jedermann ein Rätsel, da es jedesmal an einer Stelle ausbrach, wo es fast ausgeschlossen scheint, daß dasselbe durch Unvorsichtigkeit entstanden sein konnte. Die Zeit des Großfeuer ist just günstig. Das Wasser wird mit jedem Tage rarer und alles knarrt vor lauter Dürre.

Gerade zu drollig und lächerlich ist es, wie die chinesische Feuerwehr eingreift. Zunächst dauert es einige Stunden bis alle Fahnen und Fähnchen, alles Klapper- und Klingelzeug und der ganze Klimbim zusammengebracht ist, der natürlich die Hauptsache beim Löschen bildet. Wenn dann endlich der „große Mann" erscheint mit rotem Knopf, muß er eskortiert werden von einer Schar minder großer Männer mit weißen, blauen und goldenen Knöpfen und zur Wehr schreiten einige Dutzend Soldaten mit gezückten Schwertern einher. Dann kommt die ganze Reihe Fahnenträger; man sollte schier glauben, es sei eine Prozession im Anzuge. Endlich zu guterletzt erscheinen die Eimer und Spritzen und die Wasserträger. Die Folge dieser Feierlichkeiten ist, daß die verehrten Feuermänner immer zu spät kommen; entweder ist nichts mehr zu löschen oder das Feuer hat dermaßen um sich gegriffen, daß es trotz aller Eimer und Fahnen und Amtsmienen der großen Männer doch nicht mehr zu löschen ist. Freilich wird geschrien und gelärmt, was das Zeug nur hält, zugreifen mag natürlich Niemand.

Die Chinesen verstehen es meisterhaft den roten Hahn aufs Dach zu setzen, ohne daß auch nur jemand eine Ahnung davon hat. Mit Hülfe ihrer Glühstengel, die sie gewöhnlich mit Pulver in Verbindung bringen, können sie es so einrichten, daß der Brand erst stundenlang nachher zum Ausbruch kommt, gerade dann, wenn ihnen der geeignete Moment dafür zu sein scheint, und der Brandstifter weiß Gott wohin sich verkrochen hat, oder vielleicht als harmloser Kuli seine Arbeit tut. Wenn dann die Feuersignale ertönen, springt auch er mit heran und hilft löschen und sagt es sei *„Tienchuo“* „vom Himmel gefallenes Feuer“ zur Strafe für die Europäer.

Was die Entstehung der Feuerwehr-Innungen angeht, so werden dieselben gewöhnlich von einer Anzahl reicher Kaufmannsfirmen oder wohlhabenden Bürgern ins Leben gerufen. Zunächst müssen die nötigen Löschapparate angeschafft werden, als da sind Spritzen (nach Art unserer europäischen Brandspritzen aber viel roher construiert), Eimer (aus Bambusgeflecht mit Ölpapier verdichtet), Fahnen und dergleichen. Die Mannschaften recrutieren sich aus arbeitslosen Kuli, deren Beschäftigung es nunmehr ist, sich auf die faule Haut zu legen, und abzuwarten, wenn Alarm geschlagen wird. Da heißt es, sich schnell auf die Beine machen und zu den Fahnen greifen. Wasser und Spritzen kommen hinterher. Von Einüben der Feuerwehr ist keine Rede; der Gunst des Augenblickes und dem persönlichen Eingreifen wird das Gelingen der Arbeit überlassen. Auch benutzt man keine Feuerleitern und setzt sein Leben nicht durch waghalsiges Klettern aufs Spiel. Der Chinese baut einstöckig, was für die Löscharbeit von besonderem Vorteil ist. Die Besoldung der Feuerwehr beträgt pro Tag ungefähr 15—20 Pf. auf den Mann, deshalb muß sich mancher nach Nebenverdienst umsehen. Eigentlich ist das aber verboten, weil jedermann sofort zur Stelle sein muß, wenn die Feuertrompete ertönt. Eine Innung besteht meistens aus 100—200 Mann unter Leitung eines Anführers, der den Titel eines Klein-Mandarins trägt. Gelegentlich ziert ihn auch eine Pfauenfeder oder ein sonstiges Abzeichen als Belohnung für besonderen Eifer, den er bei seinen Löscharbeiten entwickelt hat. Handelt es sich darum, die eigene Habe zu retten, wird natürlich kräftiger zugegriffen als wenn es sonst wo brennt oder gar erst bei den Ausländern, da würde man wohl am liebsten mit Petroleum löschen.



Etwas über chinesische Nasen und den Pekinger Schnupftabak und Staub.

Bekanntlich ist die Chinesennase von der Natur etwas stiefmütterlich bedient worden und dennoch soll sie beim Menschenkinde von allen Sinnen zuerst ins dasein treten. Das Zeichen für Nase heißt denn auch in übertragener Bedeutung so viel als der Erste. Eine Nase vor den Großvater gestellt heißt Urgroßvater.

Bei Erfindung der Wurzelschriftzeichen ist die Nase allerdings ziemlich ans Ende gekommen und in Folge dessen recht compliziert geworden. Und das Zeichen für Niesen hat gar 19 Striche und heißt *ti* dieweil im Reiche der Mitte *ahti* geprustet wird. Es geschieht das mit einer Vehemenz, die für den nervösen Nebenmenschen eine starke Erschütterung zur Folge hat. Ein Prosit wird nicht gesagt, aber die Chinesen behaupten, daß in der Ferne über ihn gesprochen wird, wenn er niesen muß.

Als künstlicher Nasenkitzel kommen mehrere Sorten Tabak in den Handel, von denen eine als Medizin gebraucht wird. Gegen Augen- und Zahnweh, gegen Halsbeschwerden, Asthma und Verstopfung soll sie besonders wohltätige Wirkung äußern. Dieselbe wird in tiefgrünen kleinen Fläschchen verkauft und im Süden Chinas hergestellt. Die Farbe ist hochrot; wer ein Löffelchen davon in die Nase zieht, glaubt schier, er solle das „Innere der Seele“ ausprusten; das Niesen will gar kein Ende nehmen. In dem Fläschchen ist ein kleines knöchernes Löffelchen beigegeben, welches im Korke steckt und das zu nehmende Maß bestimmen soll. Eine europäische Nase kann sich ruhig mit $^1/_4$ Löffelchen begnügen; der Effekt wird darum nicht minder stark sein, d. h. der Nieseffekt, denn auf Heilung von Schmerzen habe ich wenigstens immer vergeblich gehofft.

In Peking wird ein Schnupftabak hergestellt von solider Natur; derselbe bezweckt vor allem die Nase gegen anderweitige „Wohlgerüche“ zu schützen wie sie auf den Straßen der kaiserlichen Metropole bei Tag und Nacht emporsteigen. Das war von jeher eine Eigentümlichkeit Pekings und so lange es besteht, war die Nase immer die bedauernswerte. Als im Jahre 1643 die Dynastie der Mandschu das Regiment an sich gezogen, konnten sich die kaiserlichen Nasen nur schwerlich an den Chinesengeruch gewöhnen und man sann auf ein Mittel, denselben ein wenig zu neutralisieren. Das Mittel wurde in einer Prise Tabak gefunden und seit der

Zeit ist die Herstellung desselben ein besonderes Vorrecht Pekings geblieben. Die Gewohnheit des Schnupfens allerdings ging allmählich auch in andere Provinzen des Reiches über, wenn auch in beschränkten Maße. Nichts desto weniger sollen alljährlich für viele Tausende Taels Schnupftabak nach dem Süden verkauft werden.

Was die Herstellung desselben betrifft, so werden mit Vorliebe Blätter des Yenfu Tabaks aus der Provinz Schantung dafür benutzt, dessen eigentümliches Aroma ganz besonders zusagt. Nachdem die Blätter sorgfältig von den Stengeln gereinigt sind, kommen sie auf eine Mühle und werden dort zu Staub zerrieben. Der Staub wird durch verschiedene Siebe gesichtet, bis er die Feinheit von gebeuteltem Weizenmehl hat. Bei dieser Beschäftigung müssen sich die Arbeiter beständig Nase und Mund verbinden, da die Luft mit kleinen Tabaksteilchen geschwängert ist, welche fortwährend zum Niesen reizen. Dem Tabakstaube werden dann die Wohlgeruchsessenzen zugesetzt. Worin dieselben bestehn, ist ein Geheimnis, und deshalb ist auch von jeher die Herstellung des Schnupftabaks ausschließliches Vorrecht der Kaiserstadt geblieben, gerade wie echtes l'eau de Cologne nur aus Köln kommt. Die Tabaksdosen ähneln gar wenig unsern europäischen; sie haben das Aussehen von Salbendöschen und sind aus Blech, Zinn oder Silber hergestellt. Nur in Peking ist es Sitte seinen Bekannten eine Prise anzubieten; anderswo im chinesischen Reiche reicht man Freund oder Fremdling die Pfeife zum Gruße.

Noch freigebiger als die Bürger Pekings teilen die Straßen der „Meisterstadt“ beständig Prisen aus in Gestalt des weltbekannten Pekinger Staubes; und der dringt nicht nur in die Nase ein, sondern überallhin, wo er eine Öffnung findet. An seiner Zubereitung haben Jahrhunderte gearbeitet, seine Zusammensetzung aber ist erst recht ein Geheimnis. Wollte ihn der Chemiker in die einzelnen Bestandteile zerlegen, ich glaube schier die ganze Leiter der verschiedenen Elemente würde dabei vertreten sein.

Was macht jener Staubbrödel dort abseits der Straße? Er scheint in der Tat chemische Untersuchungen anzustellen. Unverdrossen läßt er in einem wannenartigen Geflechte aus Weidenruten den Staub von einer Seite zur andern gleiten, bis nur mehr schwere Teilchen vorhanden sind. Arbeitete der Mann im Sande am Fluß, würde man glauben, er sei auf der Goldsuche. Im Pekinger Staube sucht er zwar kein Gold, aber er sucht anderes Material darin, Eisen Kupfer und — Silber. Letzteres zu finden ist allerdings eine große Seltenheit, aber Eisen findet er darin um so reichlicher; dasselbe

rührt meistens von den Karren her, welche durch das beständige Rütteln und Stolpern auf den holperigen Straßen bald hier bald dort einen Nagel verlieren, der dann im Staube verschwindet, bis ihn die findige Hand des Suchers wieder ans Tageslicht fördert. Es sollen sich auf diese Weise mehrere Dutzend Arbeiter beschäftigen und ernähren, indem sie bald auf dieser bald auf jener Straße den Staub ausstöbern und das gefundene Metall dann bei einem Krämer verkaufen. Raben, Hunde und Schweine sind auch auf beständiger Suche im Pekinger Staube und er kommt nicht eher zur Ruhe, bis ihn ein Windeshauch mit sich führt, weit hinweg über die alte Mauer wo er auf Äcker und Gärten sich lagert, und dort seinen öconomischen Wert der Saat und dem Gemüse zu Gute kommen läßt.

Theaterspiel.

So etwas wie Theaterbrände gibt es in China nicht und deshalb darf uns der freundliche Leser auch ruhig ins Theater begleiten ohne dabei sein Leben zu riskieren. Wohl haben die Chinesen schon Theater gespielt als die alten Germanen noch mit den Bären spielten. Aber wie so manches Andere, ist auch das Theater von jeher in den Kinderschuhen stecken geblieben und hat auch heute noch keine weitere Bedeutung, als daß es ein Belustigungsmittel für große Kinder bildet. Selbst die Theater in den Großstädten sind nicht viel anderes als „Kasperle“ im größerem Stile.

In einer Kaiserstadt wie Peking nun darf es natürlich nicht an Abwechslung fehlen. Freilich gibt es keine Volksbelustigungen, wie sie in abendländischen Ländern geboten werden; aber sich etwas amüsieren und lustig sein, will doch auch zeitweise der schmutzige Kuli und der Rickschazieher; im Theater ist dazu Gelegenheit geboten. Das Entree ist leicht bezahlt, denn es kostet nicht viel. Will aber ein Ausländer der Aufführung beiwohnen, muß er einen Dollar zahlen, wofür ihm dann ein „Logensitz“ angeboten wird. Eine wackelige Treppe führt hinauf, und will man sich am Geländer festhalten, fühlt man, daß es mitwackelt. Zum Glück ist die Empore nicht allzuhoch und falls es ein Krach geben sollte, würde man auf die Baumwollenrücken der im Parterre dicht gedrängten Menge nicht allzu unsanft niederfallen. Wie es wogt, summt und brummt, und welche Luft uns erst aus diesem Menschengewühle entgegenströmt!

Fast jedermann raucht und wer einen Augenblick damit aufhört tut es nur, um Tee zu trinken oder einen Imbiß zu nehmen. Allerhand wird da geboten: kuhwarme butterlinde Reisplättchen, knusperige Melonenkerne, goldene Apfelsienen, verzuckerte Wallnußkerne,



Auf der Theaterbühne.

und was sonst die Jahreszeit bringt. Wer seine eigene Pfeife vergessen hat, braucht nur dem Kellner zu winken, der allsogleich herbeieilt und ihm ein langes Rohr in den Mund schiebt. Bequemeres läßt sich gar nicht denken; denn Stopfen und Anzünden besorgt der dienstbeflissene Kellner. Ist die Pfeife ausgeraucht, wird ein Käsch bezahlt und das Rohr wandert zum Munde eines

gesehen, wie es die Schauspieler in Peking konnten. Die Bewegungen sind geradezu affenhurtig und katzengeschmeidig. Von einer Höhe springen, dreimal Kopfüberschlagen und dann wieder auf den Füßen stehen, gilt durchaus nicht als Musterleistung. Beim „Vermöbeln“ kommt es darauf an, wer am geschicktesten und längsten seinem Gegenpart die Stange halten kann. Zum Glücke sind alle Waffen, die dabei in Anwendung kommen aus Holz, das mit Gold- oder Silberpapier verklebt ist.

Auf einer größeren Bühne sind im Durchschnitt mehr als hundert Mann beschäftigt. Theatergebäude und Garderrobe gehören meistens einem Privatunternehmer an, dem die Bande gut Zinsen zahlen muß. In früheren Zeiten bestanden die Kostüme aus bunten Seidenstoffe; heutzutage gebraucht man vielfach geblümtes Kattun *(jang-bu)*, das sich in der Ferne nicht minder hübsch ausnimmt, aber bedeutend billiger im Werte ist. Den Zuwachs der Truppe liefern junge Buben; dieselben müssen ein frisches Aussehen haben, in ihren Bewegungen behende sein und über ein gutes Gedächtnis verfügen. Bei schlechter Saison werden die Lehrlinge morgens in aller Frühe draußen vor die Stadt geführt, damit sie im Freien bei frischer Luft ihre Stimmorgane üben; denn ein echter chinesischer Schauspieler muß drei Tage lang in den höchsten Tönen kreischen können, ohne daß er heißer wird. Kinder aus besseren Familien werden niemals zu Theaterspielen hergegeben, denn so gerne der Chinese dem Theater beiwohnt, so verhaßt sind doch die Spieler selber. Es soll das darin seinen Grund haben, weil sie auch die Rollen von Frauen geben, überhaupt der Lüge und Verstellung dienen; etwas zu sein vorgeben, was sie in Wirklichkeit nicht sind. Eine solche Auslegung spricht ja sehr für das Aufrichtigkeitsgefühl der Chinesen; es fehlt aber auch nicht an anderen Auslegungen. Während drei Generationen ist es sogar einem Theaterspieler verboten, an den literarischen Prüfungen teilzunehmen.

Fürs „Hoftheater“ ist uns der Zutritt nicht gestattet. Der Kaiser hat nämlich seine eigene Spielerbande, die sich aus Eunuchen zusammensetzt. Plagt den Herrscher oder seine Frauen Langeweile, muß die Truppe antreten; spielt sie gut, d. h. vertreibt sie die Langeweile, bekommt sie eine Extra-Belohnung. Außer dem Hoftheater dürfen in der Mandschustadt überhaupt keine Vorstellungen stattfinden. Alle Theater befinden sich in der Chinesenstadt; früher zählte man gegen 20, aber zur Zeit der Boxerunruhen gingen viele zu Grunde. Jetzt gibt es im ganzen nach acht Bühnen, die fast täglich geöffnet und auch in der Regel gut besetzt sind.

Umherziehende Theatertruppen sorgen für die Belustigung des Volkes auf dem Lande. Will man dort spielen, tut man es in der Regel unter freiem Himmel auf einer improvisierten Bühne aus Bänken und Brettern oder auf einer Esterade, die eigens zum Theaterspielen manchen Pagoden gegenüber erbaut ist. Denn das Spielen gilt den Chinesen auch als ein religiöser Akt, an dem nicht nur die Sterblichen ihr Vergnügen haben, sondern wodurch selbst die Götter aufgeheitert werden. Deshalb wird nicht selten ein Gelübde gemacht irgend einem Götzen mehrere Tage hindurch Vorstellungen geben zu wollen, wenn er in einem besonderen Anliegen zu Hülfe eile. Zumal ist das Theatergelöbnis ein beliebtes Mittel zu Erflehung des Regens bei anhaltender Dürre. Der Götze bekommt den Ehrensitz, von wo aus er dem Spiele „bequem zusehen kann." Auch bei Gelegenheit von Jahrmärkten werden regelmäßig Theatervorstellungen gegeben. Das zieht viel Volk herbei und kann dem Handel auch zum Vorteil sein.

In den Pagoden Pekings.

„In Peking gilt der Bonze.
Außerhalb Peking der Mandarin."
(Sprichwort)

Wenn St. Paulus mit uns die Runde machte durch die Kaiserstadt im Reiche der Mitte, könnte er beim Anblick der vielen Pagoden, die uns an allen Ecken und Enden in allen möglichen Größen und Formen unter die Augen treten, auch zu den Zopfträgern sprechen wie dereinstens zu den Athenern: „Ihr Männer, ich sehe, daß ihr in allen Stücken sehr die Götter fürchtet." Seine Götter fürchten tut nun der Chinese wohl, zumal die Frauen; denn „weder Geistern noch Teufeln ist zu trauen, und deshalb hält sie sich — so philosophiert der hausbackene Confucius weiter — der Weise weit vom Leibe." In einer Christenstadt sind jedenfalls nicht mehr Kirchen und Kapellen zu finden, als es in Peking Kultstätten gibt zu Ehren der Götter, deren Zahl eine unendliche ist. Der Chinese operiert gerne in runden Zahlen, (Decimalberechnungen kannte er schon seit unvordenklicher Zeit); darum kommt es ihm oft beim Zählen auf einige Hundert mehr oder weniger nicht an. Wir brauchen ihm daher nicht aufs Wort zu glauben, wenn er behauptet, die kaiserliche Metropole

umschließe $^1/_2$ Zehntausend *(baen uen)* Götzentempel. Zwar ist auf jeder Straße der Andacht Rechnung getragen, aber oft sind es auch nur Mauernischen in denen ein schwarzberäucherter Götze ein Heim gefunden. Sein Aussehen gleicht den Kameraden auf dem Lande oder in andern Städten, und tagtäglich haben wir bei Reisen Gelegenheit, uns von ihnen anglotzen zu lassen. Aber Peking besitzt noch eine ganze Reihe Pagoden die ihr eigenes Gepräge haben; einige derselben zu besuchen, sei der Zweck unseres heutigen Ausfluges.

Zunächst befinden sich im Vorhofe des großen Stadttores *(tsien men),* welches die Chinesenstadt mit der Tatarenstadt verbindet, rechts und links zwei Pagödchen, klein von Aussehen aber wichtig in ihrem Zwecke. Sie dienen nämlich dem kaiserlichen Herrscher zur Verrichtung seiner Andacht, wenn er die Stadt verläßt oder dorthin wieder zurückkehrt. Ein Tempelchen ist der sanften Göttin *Pussa* geweiht, während in der andern der strenge Kriegsgott *Kuen-jü* Wohnung genommen. Man sieht dem Ganzen an, daß die kaiserliche Huld hier freigebig waltet; die paar Aufseherbonzen sind sauber gekleidet, haben ein feistes Aussehen und wohnen in üppig ausstaffierten Zimmern. Überhaupt verdanken wohl die bedeutensten Pagoden Pekings ihr Entstehen dem Kaiser oder der Gunst seiner Frauen. So z. B. auch die große Lamapagode *Yung-huo-kung* „Das Kloster der friedlichen Behausung“, welches in der nordöstlichen Ecke der Tatarenstadt liegt. Gelegentlich eines Rundganges auf der Stadtmauer hatten wir schon einmal Gelegenheit von oben herab einen Überblick auf den Pagoden-Komplex zu tun; begnügen wir uns deshalb mit einem kurzen Besuche im Innern.

Wer im Süden der Tatarenstadt einen Rickscha nimmt und dem Kuli nach Norden zeigt, merkt dieser sofort wohin es gehen soll. *Schan lama mio* „zum Kloster der Lama“ grinst er mit freundlicher Miene und auf ein Kopfnicken unserseits macht er sich im Galopp auf die Lappen. An der Klosterpforte angelangt, finden wir sie offen; geschlossen ist sie wohl nur während der Nacht, denn tagsüber bewegt sich ein fast beständiger Verkehr mit der Außenwelt. Kein Tag geht vorüber, an dem nicht einige Dutzend Gäste kämen, nicht der Andacht halber, sondern der Neugierde wegen: *Yung-huo-kung* ist ein berühmtes Kloster, hat wenigstens einen berühmten Namen und nebst den Ausländern statten ihm auch viele Chinesen ihren Besuch ab. Ein „Klosterbruder“ empfängt uns nicht, aber wir werden von einem ganzen Rudel Cicceroni umdrängt, die

alle mit uns gehen wollen und ehe die Frage entschieden ist, wem die Ehre der Begleitung zu teil wird, haben sich schon einige in den Haaren d. h. an den Zöpfen. Jeder will etwas erobern; diesmal erringt der Schwächere den Sieg: wir nehmen einen Jungen mit, der wenig Lärm gemacht und sich bescheidener benommen hat als seine Kameraden.

Zunächst fällt uns ein reichverzierter Triumphbogen *(pei-lou)* in die Augen, der den Weg zum Kloster überspannt. *Fu ien tjin scha* ist darauf zu lesen: „Überströmende Glückseligkeit, gleich dem goldenen Sande.“ Eben denken wir über denn Sinn der Schrift nach, als schon einige Bonzen herangeschlichen kommen, die uns mit freundlichem Kopfnicken begrüßen. Sie wollen uns sofort weiter führen, aber wir möchten zuerst gerne hören, von welcher Glückseligkeit die Rede ist, und wo der Goldsand zu finden sei. Doch die armen Schlucker wissen nur zu sagen, daß die Inschrift eine gute Bedeutung habe, aber nicht leicht zu erklären sei. Mit ähnlicher „Erklärung“ muß sich der Wissensdurstige ja meistens zufrieden geben, wenn er in chinesischen Tempeln die Schriftgelehrten angeht, seiner Unwissenheit ein Licht aufzustecken. Die jungen Buben sind größtenteils mit in den Klosterhof gelaufen und sie machen sich wenig daraus, als die Lamas ihnen die Pforte zeigen. Ein Naseweis will den Gescheidten spielen und mit verschmitztem Lächeln meint er „*Fu ien* sind Mäuse, die Salz gefressen.“ Die chinesische Zoologie behauptet, daß Mäuse, sobald sie eine genügende Porzion Salz verzehrt haben, in Fledermäuse verwandelt werden: *fu* Maus *ien* Salz, dann macht er Kehrt und die andern Buben laufen unter vielem Gelächter mit ihm zum Tor hinaus.

Für etwas anderes scheinen unsere Begleiter besseres Verständnis zu haben und sich mehr zu interessieren als für die chinesischen Zeichen und deren Erklärung. Sie versuchen auf alle mögliche Weise mit dem Fremdling ein Geschäftchen anzufangen, indem sie aus den geheimen Taschen ihrer weiten Gewandung bald einen Rosenkranz hervorziehen, den sie zum Verkauf anbieten, bald ein kleines Götzenbild oder sonstige Nippsachen, die wegen ihres hohen Alters in besonderem Werte stehen sollen. Die Rosenkranzperlen sind von Opferasche geknetet aus den Glühstengeln, die vor dem Hauptbilde des Buddha verbrannt wurden. Durch ein besonderes Bindemittel sollen dieselben holzhärte erlangt haben, und ein Zusatz wohlriechender Essenzen macht die Rosenkränze duftend und „reizt zur Andacht“. Die kleinen Götzenfigürchen sind aus Bronze oder Kupfer hergestellt und werden selbige nur unter vier Augen aus

den tiefsten Taschen hervorgeholt. Im Innern der Hauptpagode steht vor dem Bilde des General-Götzen oft eine ganze Reihe Liligut-Gottheiten. Es sind Votivgeschenke frommer Personen. Dieselben haben meistens ein hohes Alter und auch nicht selten einigen künstlerischen Wert. In den letzten Jahren, besonders seit der Boxerunruhen haben die guten Lama erfahren, daß die Ausländer an dem kleinen Götzenkrame ein besonders Interesse finden. Fast jeder der die Pagode besucht, erkundigt sich, ob dieses oder jenes Göttchen nicht käuflich sei, was von den Bonzen natürlich mit Entrüstung verneint wird. In der Stille aber machen sie sich die Erfahrung zu nutzen. Sie wollen dem „frommen Sinne“ der Ausländer entgegenkommen und deshalb verschwinden die kleinen Götzen immer mehr vom Plane. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die Bonzen der einen Pagode die Götzen einer andern Pagode unvermerkt auf die Seite bringen; ein Abnehmer dafür ist leicht gefunden. Das ist so eine Art Nebenverdienst und -Beschäftigung der Bonzen. Wenn der hölzerne Fisch geschlagen wird, müssen sie zum Gebete erscheinen, über die andere Zeit aber können sie nach Belieben verfügen. Obwohl ihre Zahl im Verhältnis zu früher bedeutend vermindert ist, scheinen sie doch keine besondersflotten Tage zu verleben. Ihr Aussehen ist vernachlässigt und ungewaschen; die Kleider sind abgeschlissen und glänzen vor Schmutz. Tritt man in einen neuen Vorhof (deren es im ganzen sechs gibt) und beschaut sich eine andere Pagode, kommen uns sofort wiederum einige alte Nußknackergesichter entgegen und strecken bettelnd ihre Hand aus. Die Klosterkost muß wohl ziemlich dürftig sein und das ist jedenfalls der Hauptgrund nebenbei einige Käsch zu erwerben, um sich auf der Straße etwas *tien sin* (Erfrischung) zu kaufen. Mit der klösterlichen Disciplin und der „Klausur“ zumal scheint es überhaupt nicht sonderlich bestellt zu sein. Die Bonzen gehen ein und aus nach Belieben; es begegnet uns auf der Rückfahrt wohl ein Dutzend. Der eine schäkert mit einem Jungen herum; ein anderer kaut Radis; ein dritter knuspert Erdnüsse.

Neben der chinesischen Sprache verstehen die Lama auch die Tibetanische; reden sie miteinander, so unterhalten sie sich in dieser. Auch die Inschriften auf den Denk- und Votivtafeln in und außerhalb des Klosters sind alle in beiden Sprachen abgefaßt. Die Klosterbewohner werden von den Chinesen bald *Ho schan* bald *Lama* genannt; der Sinn bedeutet gleich viel; alle sind Anhänger des Buddhismus. Aus den Zeiten der kaiserlichen Huld, als Kienlung die Stätte dem Kulte des Buddha übergab und 3000 Lama

aus dem Norden nach Peking berief, stammen auch wohl die herrlichen Emailvasen, welche über ein Meter hoch sind, und einen bedeutenden Wert haben. Jedenfalls bilden sie die Hauptkostbarkeiten im Klosterschatze, und werden deshalb von den Buddhamönchen sorgfältig bewahrt. Zur Zeit der Boxerunruhen sollen dieselben in der Erde vergraben gewesen sein. Um solche Geschenke zu machen, fehlen heute dem Kaiser die nötigen Mittel und auch das erforderliche Interesse. Er besucht allerdings jährlich einmal das Kloster nämlich im Mittsommer (*chia tschi*=21 Juni) und verrichtet dort seine Andacht.

Vor vielen Götzenbildern sehen wir Früchte aufgestellt; vor einigen stehen auch Gefäße mit klarem Wasser. „Das sind aber wohlfeile Opfergaben“ erlaubte ich meinem Begleiter gegenüber zu bemerken. „Billig aber **rein**“ entgegnete er. Es gibt auf der Welt nichts das reiner wäre als das Wasser, deshalb haben auch die Götter ein Wohlgefallen daran; es ist ja zumal eine Göttergabe, da es vom Himmel kommt. Unter den vielen Lämpchen, die auf den Opferaltären brennen, finden wir auch solche, die mit **Butter** unterhalten werden. Dieselbe wird aus der Mandschurei bezogen. Dort gibt es mehr Weide als Ackerland und die Bevölkerung genießt im Gegensatz zu der chinesischen auch Butter und Milch. Auch in Peking ist Butter zu kaufen, die aber aussieht wie Wagenschmiere; kostet ein Europäer davon, darf er sich gefaßt machen, heiser zu werden so ranzig ist sie.

Die Hauptsehenswürdigkeit des Lamaklosters ist der „lebende Buddha“; doch ist er nur selten sichtbar und dann noch nicht für jedermann. Auch uns war es nicht vergönnt zum „Gewaltigen“ die Hälse emporrecken zu dürfen; er sei schon einige Tage unpäßlich, wurde uns bedeutet, und dann werde überhaupt niemand zugelassen. Wir mußten uns deshalb mit dem Besuche seines hölzernen Kameraden begnügen und der bietet die zweite Hauptsehenswürdigkeit im „Kloster der friedlichen Behausung.“ Es ist das ein mächtiges Buddhabild, welches die respektable Höhe von $27\frac{1}{2}$ Meter hat. Der Koloß soll aus einem Baume geschnitzelt sein; allerdings war das kein gewöhnlicher Waldbewohner, sondern ein *schin-schu*, ein „Geisterbaum“, der im Süden gewachsen und dann „auf wunderbare Weise“ nach Peking gekommen ist. Die große Zehe am rechten Fuß der Statue hat fromme Andacht im Laufe der Zeit fast ganz abgeküßt. Vor dem Bilde brennt die *tse ken ming he töng:* „Die Meereslampe (die große Lampe) des beständigen Lichtes;“ auch sie wird mit Butter unterhalten.

Eine andere Lamapagode befindet sich in der nordwestlichen Ecke der Tatarenstadt, nicht sehr weit von der *Peit'ang* (katholische Mission) entfernt. Zur Zeit der provisorischen Regierung der fremden Mächte war dort das französische Militär teilweise einquartiert. Die Tempelräume wurden als Wohn- und Schlafstätten notdürftig eingerichtet; wo gerade die Götzen im Wege standen, setzte man sie ins Freie. Noch heute liegt dem Eingange gegenüber die Figur eines feisten Buddha aus Eisen; „*Miluofuo*“ ist sein Name, und er gilt als ein besonderer Liebling der Epikuräer. Den Oberkörper entblößt, hält er beide Hände auf dem drallen Schmierbauche gefalten und lächelt holdselig ins Leben als sähe er den Himmel voll der Geigen hängen. „Aber ist Miluofuo nicht gram ob der unglimpflichen Behandlung, die ihm die Europäer haben widerfahren lassen“, frug ich meinen Begleiter. „Ein Buddha wird niemals gram, sondern er muß alle Unbilden in Geduld zu ertragen wissen, andernfalls ist er eben kein echter Buddha.“ „Aber weshalb stellt ihr das Bild nicht auf seinen alten Platz zurück und laßt es da draußen liegen in Regen und Sonnenschein?“ „Miluofuo hat hier draußen sein wollen, sonst hätten ihn die Europäer gar nicht von der Stelle gebracht“, war die Antwort des Lama.

Die Pagode ist bekannnt unter dem Namen *Pei-t'a-ssü*: „Tempel des weißen Turmes“. In den Parkanlagen der Kaiserstadt ist ein ähnlicher Bau, welcher *siao-pei-t'a-ssü* genannt wird; „Kleiner Tempel des weißen Turmes“. Die Europäer nennen gewöhnlich den Bau Schirmpagode, weil die Spitze derselben schirmförmig auseinanderstrahlt. Die Konstruktion ist einem Bonzengrabmal nicht unähnlich. Und in der Tat soll darin ein Buddha zur Ruhe gebettet sein; was für einer wußten mir die Buddhaschüler nicht zu sagen. Außerdem seien „unzählich viele“ Gebetbücher mit in das Grabmal vermauert worden. Für den Fall nämlich, daß die Bibliothek in dem Lamakloster ein Raub der Flamme würde, müßte dieser Vorrat aushelfen. Die größte Kostbarkeit aber im Grabmal sei ein Edelstein, der im Leibe des Buddha gewachsen sei. Wie sich nämlich auf dem Körper eines gewöhnlichen Sterblichen Ungeziefer einniste, bringe der Leib des Buddha „Kostbarkeiten“ *(scheli)* zu Tage, ähnlich der Perle im Innern einer Muschel. Eine nähere Beschreibung der *scheli* konnte mir mein Gewährsmann trotz vielen Herumfragens wiederum nicht geben. Einige Meter hoch vom Boden führt uns um den Turm ein Gang, eingefaßt von Steinbalustraden. Es sind dort 189 Laternen aufgehängt, welche zu Neujahr und an besonderen Festlichkeiten angezündet werden. Sollen sie aber

brennen, muß völlige Windstille sein, denn längst ist das Glas der Laternen verschwunden. Nur wenige Bonzen sind Tempelhüter; auch hier tritt uns Verfall und Unordnung entgegen, die Tage des Glanzes sind dahin. Viele Götzenbilder sind von den Soldaten zertrümmert worden, andere gestohlen und verkauft. In früheren Zeiten, erzählte mir ein alter Bonze, sei hier das „ständige Gebet“ eingerichtet gewesen. Bei Tag und Nacht habe ein Bonze den Rosenkranz betend um den Turm die Runde gemacht. Nach jeder Runde mußte er Buddha durch ein Kou-t'ou begrüßen. Die Steinfliesen, womit der Gang belegt ist, sind denn auch sehr abgeschlissen und ausgehöhlt. Wie viele hunderttausendmal mag der arme Bonze nicht schon seinen Gang gemacht haben und wie viel mal ist nicht schon der Rosenkranz durch seine Finger geglitten, den er betete zu Ehren der toten Götzen am Grabe eines Toten!

Ungefähr 1/2 Stunde außerhalb der Stadt liegt in nördlicher Richtung eine Pagode, die in ihrem Äußeren einige Aehnlichkeit hat mit dem weißen Tempelturm; sie ist bekannt unter dem Namen *Huang-ssü:* „gelbe Pagode“. Auch hier reden nur mehr Trümmerhaufen und stützbedürftige Pagoden von den glorreichen Tagen der Vergangenheit und dem Verfalle alles Irdischen. Lange müssen wir warten, ehe sich ein zerlumpter schmutzstarrender Bonze dazu bequemt, das Tor zu öffnen. Man sieht, die Ausländer sind den Klosterinsassen ein Dorn im Auge. Zur Zeit der Unruhen sympatisierten die Bonzen mit den Boxern und als dann später die Japaner hierher kamen und „Hausuntersuchung“ hielten, fand man Boxerfahnen und eine Anzahl Waffen versteckt. Sofort ging es mit blanker Waffe gegen die Mönche los; gegen 100 wurden hingemordet, nur einige retteten sich durch die Flucht. Die Japaner haben dann auch ihren Ingrimm an den Götzenbildern ausgelassen; auch ihnen wurden größtenteils die Köpfe abgeschlagen. Jetzt macht der monumentale Bau aus weißem Marmor einen recht traurigen Anblick. Früher war das Leben des Buddha auf dem Stein in erhabener Arbeit eingemeißelt und wie man jetzt noch sieht, recht kunst- und geschmackvoll. Die Spitze des Turmes ist mit einer vergoldeten metallenen Haube bedeckt; ehemals endete sie in einen birnförmigen goldenen Knauf. Der soll aber schon vor vielen Jahren bei Nacht und Nebel verschwunden sein unter Mitwirkung einiger Bonzen. Auch dafür wurde das Kloster hart gezüchtigt, und die der Tat verdächtigen mußten ihren Frevel mit dem Leben büßen. Die gelbe Pagode soll in früheren Zeiten noch eine besondere Bedeutung als Götzenfabrik gehabt haben, indem hier zahlreiche

kupferne Buddhas angefertigt wurden. Nebenbei wurden auch Glokken gegossen und sonstige Gebrauchsgegenstände für den Teufelskult.

Am Grabe halten dunkle Cypressen die Totenwacht: Cypressen sind es auch, welche der Chinese im Pagodengehöft seinen leblosen Götzen pflanzt. Der Baum macht auf uns einen traurig melangolischen Eindruck. So oft wir die Tempel verlassen, glauben wir es in den Zweigen wie leise Klage flüstern zu hören über die Verblendung der armen Heiden. Bei manchen Pagoden treffen wir Bäume, die viele Jahrhunderte alt sind. Sie haben die Tempel überdauert so wie die Götzen, welche darin wohnten. Während Wind und Wetter beide zu Ruinen machten, haben sie den zähen Baum nur gekräftigt. Später wurde dann die Pagode von neuem erbaut und ein neues Götzenbild wurde darin aufgestellt. Doch auch das zweite Mal sah der Baum alles in Staub versinken, während er selbst noch kräftig dasteht und lautere Klage führt in den dichten Zweigen. Die knorrige Eiche galt den alten Germanen als Götterbaum; Griechen und Römer aber hatten sie dem Jupiter geweiht. Wodan mußte dem Gotte der Christen weichen; die Eiche aber grünt fort; ihre Zweige und Blätter schmücken die Straßen, wenn am Fronleichnamsfeste der Heiland seinen Triumphzug hält. Und zu Falle gebracht, liefert der Baum Material zu Altäre, Kanzel und Kirchenbänke und dient auch im Tode noch dem Schöpfer, unbewußt Buße tuend für die Sünden seiner Väter. Möchten doch auch für dich, du ernste Zypresse bald die Tage der Erlösung heranbrechen und möge es durch deine Zweige rauschen wie Freudengesang, weil du im Schatten eines Gotteshauses gepflanzt bist; gerne wirst du ewig grüne Zweige opfern zu Guirlanden, zum Schmucke der Altäre und als Palmen, um alljährlich von neuem den Triumphzug des Erlösers zu verherrlichen.

Das waren die Gedanken, welche mich bewegten, als ich die Cypressen alle durchschreitend, die gelbe Pagode verließ und mein japanisches Gefährte bestieg, um einem andern Tempel den Besuch zu machen. Es galt die „große Glocke Pagode“ *(ta-Tschung-ssü)* aufzusuchen, eine der Hauptsehenswürdigkeiten Pekings. In anderen Pagoden sind die Götzenbilder die Hauptsache, und die Glocken dienen nur zum Kulte der Ersteren. In der „großen Glocke Pagode“ aber ist kein Götzenbild zu finden, die Glocke selbst bildet den Gegenstand der Verehrung. Verwunderung allerdings muß ihr auch der Europäer zollen, wenn er von einem freundlichen Bonzen begleitet, des Riesen-Kolosses ansichtig wird. Stumm hängt sie da in der finstern Pagodenhalle schon einige Jahrhunderte lang. Die

Glocke ist älter als der jetzige Kaiserthron, denn sie stammt aus der *Ming*-Dynastie und wurde vom Kaiser *Yung-luo* angefertigt. Das muß überhaupt ein gewaltiger Herrscher gewesen sein; hat er doch auch Peking mit einer Riesenmauer umgeben und die beiden Wachttürme bauen lassen, den Trommel und den Glockenturm. Es heißt, der Kaiser habe anfangs ein Dutzend solcher Glocken in Arbeit gegeben, es sei aber nur eine einzige gelungen. Und man muß in der Tat das Werk als gelungen betrachten, ja als ein Meisterstück. Man glaubt anfangs die Glocke stehe auf dem Boden, da der Rand mit dem Pagodenboden gleich hoch ist. Es hat das darin seinen Grund, weil der gewaltige Koloß nicht wohl angehängt werden konnte. Der Glockenstul wurde deshalb über der auf platter Erde stehenden Glocke zusammengezimmert, und als er fertig war, grub man den Boden rund um den Rand weg. So kann man jetzt unter demselben in das Innere kriechen, was jedoch, wie der Bonze mein, nicht ohne Gefahr sei; denn würden „die Balken brechen", wäre man unter 55 000 Kilogramm begraben und es könnte allerdings gute Weile haben, ehe man wieder ans Tageslicht befördert würde. Freilich den Erstickungstod braucht man gerade nicht zu fürchten. In dem obern Rande nämlich hat auch diese Glocke, wie es bei den chinesischen überall der Fall ist, einige Löcher, aus denen der Schall entweichen soll. Es sind das „die Nasenlöcher", während die untere Öffnung „Glockenmund" genannt wird. Den Klöppel bezeichnet der Chinese in seiner Auffassung consequent als die „Zunge", obschon er niemals im Innern der Glocke hängt, sondern von außen angeschlagen wird.

Rund um die Glocke ist eine Veranda gebaut, um auch von oben das Wunderding betrachten zu können. Der Bonze wirft durch die „Nasenlöcher" einige Sapeken in das Innere der Glocke und ermahnt den Besucher, ein Gleiches zu tun. Dazu gehört aber Fertigkeit und man kann vielleicht zehn Sapeken werfen, ehe nur eine ins richtige Loch fällt. Doch jede Sapeke, die ihren Weg durch den Glockenleib genommen, wird eine heilbringende sein, indem der „Segen" von 30 000 Gebetszeichen darüber strömt und deshalb wird eine Opfersapeke dem frommen Pilger 30 000fachen Reingewinn bringen. Was Wunder, wenn das abergläubische Volk an den Schwindel glaubt und nicht nur einen, sondern eine Menge Sapeken durch die Löcher und noch mehr daneben wirft. Reich werden und großen Gewinn machen, möchte ja gern jeder Chinese. Wenn dann die andächtige Seele den Raum verlassen hat, besorgen die Bonzen das Einsammeln der Sapeken und fürchten sich auch nicht mehr, daß „die Balken brechen".

Die Zeichen, womit der Glockenmantel von Innen und Außen übersät ist, bilden eine Art buddhistischer Litanei *(hua-ien-tjng)*. Sobald nun die Glocke gerührt wird, „betet sie,“ und das Gebet hat die nämliche Kraft als ob 30 000 Bonzen ihre Stimmen erschallen ließen. Leider darf sie nur für den Himmelssohn beten, d. h. der Kaiser allein hat das Recht, die Glocke läuten zu lassen, und auch das geschieht nur in seltenen Fällen. Meistens dann, wenn große Trockenheit das Land heimsucht oder feindliche Scharen gegen Peking losziehen. Zur Zeit der Boxerunruhen, als die ausländischen Truppen auf den Kaiserpalast losmarschierten, wurde die Glocke allerdings auch geläutet aber es war ein Trauergeläute und galt dem fliehenden Kaiser.

Der Bronceguß ist ungemein sauber ausgeführt und auch die Schriftzeichen sind akkurat wie geschrieben. Die äußere Glockenform indes macht einen plumpen Eindruck und ist am Rande nicht tulpenartig ausgebogen, wie wir es bei unsern Glocken zu sehen gewohnt sind. Der Querbalken an dem die Glocke hängt ist ebenfalls von Bronce und mit fein ciselierten Drachenverzierungen überkleidet; desgleichen sind die Henkel kunstvoll zu zwei Drachen verarbeitet. Auf einer besonderen Metallplatte, die außen an der Glocke befestigt ist, sieht man die Dynastie und den Namen des Kaisers verzeichnet, unter dessen Regierung das Werk vollendet wurde. Die Pagode selber ist um einige Hundert Jahre jünger aber recht reparaturbedürftig. Die Treppe zur Empore wackelt beim Auf- und Absteigen und der Bonze mahnt, uns festzuhalten.

Noch einmal betrachten wir die seltene Sehenswürdigkeit von unten. Wie ein Riesengebetbuch steht uns die Glocke gegenüber; mißt sie doch 6 Meter Höhe und 4 Meter in der Breite; der Mantel aber hat einen Durchmesser von 8 Centimeter. Wie schon bemerkt beträgt das Gewicht gegen 55 000 Kilogramm, während die Kölner Kaiserglocke nur 26 250 Kg. schwer ist. „Ein Glück“, flüstert der Bonze mit findigem Lächeln „daß die Glocke so groß und schwer ist“. „Wie so denn“ frage ich ihn. „Wäre sie leicht gewesen und gut zum Tranzportieren, hätten die Ausländer sie sicher nach Europa geschleppt und Peking wäre um ein Wunderding ärmer geworden, wir aber hätten unser Brod verloren. Wir waren allerdings mit den Ausländern immer gut Freund und gar manchen haben wir hier in den heißen Julitagen gastliche Aufnahme bereitet“. Als Beweis dafür führte er mich ins Fremdenzimmer und zeigte mir eine Reihe Geschenke, die ihm Ausländer gemacht.

In den Wintertagen wallfahrt das gläubige Volk nach *Ta tschung ssü*, wirft Sapeken durch die Glockenlöcher und bittet um Reichtum und Glück. Dann aber reift der Bonzen Korn und oft werden sie stille bei sich denken, was sie mir nur leise ins Ohr geflüstert: „Ein Glück, daß die Glocke so groß und schwer ist“.

Ich begebe mich zur Stadt zurück. So oft das Volk bemerkt, daß man zu einer Pagode fährt oder von dort zurückkehrt, drängen sich alle Augenblicke Bettler an einem heran und halten dem Wallfahrer brennende Glühstengel unter die Nase. Man soll sich damit die Pfeife anzünden; wer dann das Bedürfnis fühlt sich eine zu rauchen, nimmt den Glühstengel zur Hand und wirft dem Bettler dafür eine Sapeke auf den Boden. Dieser Glühstengel besteht aus dem nämlichen Material wie der chinesische „Weihrauch“ nämlich aus fein gemahlenem Holze von Ulmenbäumen, das dann in Stengel von verschiedener Dicke und Größe geformt wird. Solcher „Fidibus“ brennt längere Zeit, ist also zum Pfeifen anmachen wohl praktisch; der Geruch allerdings sagt unserer Nase weniger zu, zumal wenn die ganze Luft davon voll ist, wie man es in den Pagoden meistens antrifft. Die Götzenbilder haben in Folge des beständigen Räucherns auch ein verräuchertes Aussehen, manche sind sogar ganz schwarz geworden, als entstammten sie dem Mohrenlande.

Als Sehenswürdigheit ersten Ranges war mir früher schon die *Tung jü,* die östliche Unterhölle angepriesen worden; ich mache deshalb dorthin meinen Weg. Ein wahres Teufels Tohuwabohu allerdings eröffnet sich daselbst dem erstaunten Besucher. Unzählige, möchte ich sagen, Götzenfiguren in allen möglichen Farben, Physiognomien, Stellungen und Geschäften sind hier vertreten. Auch ist es nicht nur eine einzige Pagode, sondern vielmehr ein großes Gehöft, welches von drei Seiten mit Hallen umbaut wurde; von denen jede einzelne von der anderen wiederum getrennt ist. Das Ganze macht wohl den Eindruck einer echten Götzen-Kolonie, und hier ist im Großen zu schauen, was die Pagoden auf dem Lande und selbst in den Städten nur im Auszuge bieten. Alle erdenklichen Strafen, womit die Richter der Unterwelt den armen Sünder peinigen lassen, sind hier plastisch vorgeführt; desgleichen sehen wir sie die Guten belohnen, indem ihnen alle möglichen Aemter und Würden je nach Verdienst verliehen werden.

Am besten fundiert ist jene Halle, wo die Herren Mandarine ihre Anstellung verschrieben bekommen. Es reiht sich an die Wände eine Votivtafel an die andere; auf jeder wird dem Götzen gedankt für Amtshut und Siegel, die er hier erfleht und später

dann glücklich bekommen hat. An zweiter Stelle ist das Kinder verteilungs-Ressort gut ausstaffiert und mit Votivgegenständen reichlich bescheert. Es scheint nach Babies ist immer rege Nachfrage aber auch der Vorrat ist nicht minder groß. Man gewahrt zwei Riesenteufel, von denen jeder einen gewaltigen Sack trägt, angefüllt mit käsegroßen Knirpsen; die obersten stecken den Kopf aus dem Sacke hervor und gucken vergnügt ins Leben. Auch auf Gesimsen und in den Nischen der Wände ist das kleine Volk reichlich vertreten.

Als die dritte best besuchte und beschenkte Abteilung fand ich die *Tch'ang schou jü* d. i. jene „Hölle“, wo langes Leben verteilt wird. Man sieht der Chinese möchte wohl gerne recht alt werden, zumal wenn er gut zu essen und zu trinken hat und die Enkel für ihn arbeiten. Achtzig, ja neunzigjährige Altväter hatten hier viele Votivtafeln aufgehängt und baten den *Jen-wang* (Gott der Unterwelt) noch einige Jahrzehnte im irdischen Dasein weilen zu- dürfen.

In der Kaufleute Abteilung, wo nämlich der Beruf zum Kaufmanne verliehen wird, waren besonders viele verschiedene Menschentypen auffallend. Ich fand dort Judengesichter, die einem Rafaele alle Ehre gemacht hätten. Es scheint somit, daß der schachernde Jude schon bei Zeiten seinen Weg nach China gefunden hat und er lebt auch jetzt noch im Andenken der Kaufmannsschaft fort. Natürlich ist die ganze Götzen-Gallerie nur aus Lehm geformt und dann mit Farbe bestrichen. Eine Riesenrechenmaschine, die über dem Eingange zu jeder Abteilung an der Wand hängt, gemahnt uns daran, daß hier strenge Gerechtigkeit gehandhabt wird. Im innern Hofe sind viele Platten aufgerichtet und dort ist in den Stein gemeißelt was in den Pagodenhallen auf den Votivtafeln geschrieben steht. Alte Cypressen und Fichten breiten ihr Schirmdach darüber aus; die meisten sind älter als die Pagode und wenn selbige nicht bald einer gründlichen Restauration unterzogen wird, ist ihr Zusammenfall nicht mehr ferne.

Auf dem Rückwage kommen wir an einem Trümmerfelde vorbei. Hier befand sich noch vor einigen Jahren eine der bekanntesten Pagoden Pekings, berühmt wegen eines weiblichen Buddhabildes, über das die Sage Wunderdinge zu berichten weiß. Das Bild stand dermaßen in Ehren, daß sich auch der Kaiser davor in den Staub niederwarf, so oft er die Pagode besuchte. Selbiges soll aus dem Süden stammen, gegen 3000 Jahre alt sein und schon in verschiedenen Pagoden Verehrung gefunden haben, bis es

endlich im 60. Regierungsjahre des Kaisers Khanhi in einer Lamaserei Pekings seine definitive Unterkunft fand. Dasselbe besteht aus Rottannenholz *(Tschang t'aen)* und von ihm hatte auch die Pagode ihren Namen erhalten „Rottanne Pagode“ *Tchang t'aen ssü).* Das Kloster, geehrt durch die Übergabe des kostbaren „Heiligtums“, wurde dann auch von der kaiserlichen Huld reichlichst bescheert. Die vielen Bruchstücke von Marmorplatten und fein gearbeiteten Marmorsäulen legen Zeugnis ab von der Pracht, die hier ehemals geglänzt. Da das Kloster in nächster Nähe der *Peit'ang* lag, haben sich die Mönche s. Z. verleiten lassen, daselbst den Boxern einen Unterschlupf zu bieten. Höchstwahrscheinlich haben sie auch mit denselben gegen die bischöfliche Residenz gekämpft. Hier hauste der schlimmste Feind für die arg Bedrängten während der Schrekkenstage im Sommer des Jahres 1900. Als Peking dann von den ausländischen Truppen entsetzt wurde, ereilte das Kloster und seine Bewohner die Nemesis. Die französischen Truppen haben alles dem Erdboden gleichgemacht; die prachtvollen Pagoden bilden nur mehr ein Trümmerhaufen. Wo das „Wunderbild“ geblieben, weiß niemand zu sagen; wahrscheinlich hat es auch seinen Untergang gefunden.

Eine andere Pagode, mehrere Stunden von Peking entfernt, soll schon vor vielen Jahren nicht nur dem Erdboden gleich gemacht, sondern gar in ein Ackerfeld ungewandelt worden sein. Es hausten dort Bonzen, die eine Herberge etabliert hatten. Selbige fand vielen Zuspruch, da eine große Straße dicht daran vorbei führte. Den Bonzen war es aber nicht so sehr um Verpflegung der Gäste zu tun, als vielmehr um Beraubung derselben. Glaubten sie einen guten Fang machen zu können, wurde der nichts ahnende Reiche in das „bessere Zimmer“ *(schang fang)* geführt um darin zu verschwinden, und auch seine Begleitung wurde niedergemacht. Endlich kam die Regierung auf das gottlose Treiben der „gottseligen“ Klosterbewohner. Die Untersuchung ergab, daß viele Hunderte Unglückliche hier meuchlings ermordet und beraubt worden waren. Sämtliche Bonzen wurden dann draußen auf dem Felde lebendig begraben, d. h. so, daß der Kopf bis zur Nase noch aus dem Boden steckte, dann wurde eine eiserne Egge mit spitzen Zähnen darübergezogen, eine allerdings furchtbar grausame aber doch gerechte Strafe. Wenn übrigens nur die Mauern der Bonzenklöster reden könnten: sie würden den Buddha-Schwärmern und -Lobesrednern erzählen von Affenliebe und Schonung gegen die unvernünftige Kreatur, selbst wenn es nur Ungeziefer ist oder eine Ameise — von

Hartherzigkeit, Haß und Rachsucht gegen die Mitmenschen, von schwarzen Plänen die hier geschmiedet wurden und von vielen andern Verbrechen, deren stumme Zeugen sie sein mußten.

Das Haupttheiligtum in Peking.

Der Kaiser von China gilt in den Augen des Volkes als der „Himmelssohn“ *(t'ien tse)*, und als solchem steht ihm das alleinige Recht zu dem Himmel zu opfern. Während das Reich mit unzähligen Pagoden überschwemmt ist, die allen möglichen Gottheiten geweiht sind, gibt es aber nur einen Himmelstempel und zwar in der Hauptstadt des Reiches. Es ist meines Wissens über diese alte ehrwürdige Opferstätte noch verhältnismäßig wenig geschrieben worden; hauptsächlich wohl deshalb, weil es in früheren Jahren den Fremden nur in seltenen Fällen und nie ohne höhere Empfehlung möglich war, dieselbe flüchtig zu besichtigen. Heute kann man gegen ein angemessenes Trinkgeld im Tempel und dem gewaltigen Haine, der allein einen Durchmessr von $1^1/_2$ Kilometer hat, ganz nach Belieben spazieren gehen. Ich will in Folgendem dem freundlichen Leser mitteilen, was ich bei Gelegenheit eines Besuches selber gesehen und in Betreff des Opferritus von den Tempelwärtern erfragen konnte.

„Himmelstempel!“ Schon der Name deutet auf etwas Hohes, Erhabenes, Gottverwandtes; und in der Tat ist das Bauwerk von den Fetischhütten der Neger so weit verschieden, wie die Kultur und Hautfarbe des schwarzen Mannes im Gegensatze steht zu der des gelben. Übrigens ist die Bezeichnung Himmelstempel nicht ganz correkt, denn die eigentliche Opferstätte ist nicht der Tempel, als vielmehr der im Freien liegende Altar, wie auch die Chinesen nur von einem *t'ien t'ä* „Himmels-Altar“ sprechen. Der Opferhain umfaßt eine Menge Gebäude, von denen der Himmelstempel allerdings alle überragt und dorthin richtet der Besucher zunächst seine Schritte.

Treten wir durch die westliche Eingangspforte in den Tempelhain, so umfängt uns geheimnisvolles Schweigen. Hier ist das Krämerleben und Geräusch der Straße verbannt; von allen Bewohnern Pekings ist es wohl kaum dem tausendsten Teil jemals vergönnt gewesen, durch diese Pforte einzutreten. Hundertjährige Akazien und Lebensbäume neigen sich über die breite, gut gepflasterte Straße. Die Bäume sollen in der Jugend aus lauter Ehrfurcht

vor der Kaiserlichen Majestät das Haupt verneigt haben und fortan in dieser Stellung verblieben sein. So erklärt wenigstens mein Begleiter das etwas schiefe Unterhängen der Zweige zum Wege hin. Wohin das Auge auch blicken mag, sieht es nichts als Bäume, Sträucher und Grün. Man glaubt sich fast in einen europäischen Wald versetzt. Doch die wunderliche Form mancher Bäume erinnert uns daran, daß solche nur in China wachsen. Da sehen wir „Kreisel-Tannen“ deren Stamm spiralförmig nach oben strebt; „Drachen-Cypressen“, die „um sich selbst gewunden Tier- und Pflanzenreich gemeinsam zum Ausdruck bringen“. Sind wir eine Strecke weiter gegangen, erblicken wir den Tempel ausdrucksvoll und majestätisch aus den Bäume-Dickicht in die Lüfte ragen. Tempel und Altar sind durch eine *via triumphalis* mit einander verbunden, liegen aber wohl zwei li von einander entfernt. In Mitte des Weges befindet sich ein kleiner Tempel, eine Abbildung des Himmelstempels, der als eine Art „Sakristei“ dient. Dort werden nämlich die Opfergeräte, die *pä-ui* „Seelensitz-Tafeln“ und sonstige Kostbarkeiten aufbewahrt. Derselbe heißt *Huang tjung jü:* „Kleines Abbild des Alles überragenden Himmels.“ Läßt man von hier aus seine Augen nach rechts und links streifen und überblickt das Ganze, so muß man gestehen, daß eine derartige Anlage nur ein großer Geist erdacht haben kann. Der Himmelstempel liegt auf einer künstlichen, mit Marmor überkleideten hügelartigen Terrasse und auch die via triumphalis geht nicht zur ebenen Erde sondern führt in einer Höhe von neun Stufen zum Altare und ist zu beiden Seiten aufgemauert. Die Terrasse aber, auf welcher sich der Himmelstempel erhebt, hat eine Höhe von 27 Stufen und verjüngt sich nach jeder neunten Stufe. Von allen vier Himmelsgegenden führt ein Anstieg hinan und zwar von Süden und Norden ein dreiteiliger, von Osten und Westen aber nur ein einfacher. Der einzelne Anstieg ist zu beiden Seiten mit Balustraden von Marmor eingefaßt. Die Verjüngung nach je neun Stufen bildet ein Weg, der im Kreise um den Tempel läuft, welcher ebenfalls mit einem Marmorgeländer eingefaßt ist. Die zwei Hauptanstiege von Süden und Norden über die sich nur die kaiserliche Sänfte bewegen darf, sind nicht wie die andern in Stufen abgeteilt, sondern sanft aufsteigend. Das Pflaster besteht aus drei mächtigen Marmorplatten. Auf der ersten sind Berge, Wasser und Wolken eingemeißelt; auf der zweiten ein Paar Riesen-Phönixe *(Fung huang)*; auf der dritten endlich ein Paar Drachen *(Lung huang)*. Somit schreitet der „Sohn der Himmels“ auf Wolken, Bergen und dem Rükken von Phönixen und Drachen empor zum Heiligtum des Himmels.

Zwischen dem von Marmorbalustraden eingefaßten und abgeteilten Wege wächst unbehindert die liebe Natur. Ich traf dort das nämliche Grün, Kräuter- und Stäucherwerk wie ich es auf den Bergen *Mung-jins* gesehen hatte. Doch das Auge findet keine Zeit der Umgebung viele Blicke zu gönnen; wie gebannt ruht es auf dem gewaltigen Tempel, dessen eigentümliche Schönheit sich immer mehr entfaltet, je näher wir ihm kommen: „Rund ist der Himmel, deshalb ist auch sein Tempel rund“, im Gegensatze zum Tempel der Erde, der ein Viereck darstellt „weil die Erde ein Quadrat bildet“. Das tiefblauglänzende Dach hat drei Abstufungen und endet in einem birnartigen Knauf. Überhaupt finden wir die Dreizahl in der Anlage des Tempels und seiner Umgebung immer wiederkehren. Vier mächtige, mit herrlichen Goldarabesken reich verzierte Säulen, die sich nach oben in acht kleinere verzweigen, tragen das Mitteldach. Das Gesimse wird von 24 Säulen unterstützt. (4 und 8 und 24 = 36, das ist 12 mal 3). Die rot lakierten Türen sind mit neun Reihen vergoldeter Nägel beschlagen, in jeder Reihe aber zählen wir wiederum neun. Die Dreizahl soll Bezug haben auf die drei Majestäten, denen der Kaiser hier opfert, nämlich dem *T'ien-huang, Ti-huang* und *Gin-huang:* „dem Himmelskaiser, dem Erdenkaiser und dem Menschenkaiser.“ Wer unter diesen drei Kaisern verstanden wird, darüber sind sich die Ausleger nicht einig. Das Volk betrachtet den Himmelskaiser als den Herrscher, der den Himmel zu regieren hat (Sonne, Mond und Sterne). Dem Erdenkaiser untersteht die Welt mit allem was darin und drauf ist, nur die Menschen sind von seiner Herrschaft ausgeschlossen. Diese unterstehen nämlich dem *Gin-huang,* dem Menschenkaiser. Konfuzius bezeichnet drei mytologische Persönlichkeiten als jenes Kaiser-Triumvirat und zwar soll *Fu-hi* der erste, *Schin-nung* der zweite und *Huang-dj* der dritte sein. In einer chinesischen Kaiser-Chronologie heißt es *T'ien-huang* sei eine Brüder-Familie gewesen von dreizehn Kaisern, von denen jeder achtzehntausend Jahre gelebt habe. Dann sei eine andere Brüder-Familie gefolgt, ebenfalls von dreizehn Köpfen und auch ihr sei eine Lebensdauer von achtzehntausend Jahren beschieden gewesen. Hierauf endlich sei *Tj-huang* gefolgt, eine Brüderfamilie von neun Mann, deren jeder 45 600 Jahre auf der Erde gehaust habe. Unter der Regierung des „Himmelskaisers“ habe man angefangen nach Jahren und Tagen zu zählen. Die „Erdkaiserherrschaft“ habe den Cyclus von 60 Jahre eingeführt, das Jahr in 12 Monate und 24 Festabschnitten und den Tag in 12 Doppelstunden *(schitschin)* geteilt, ähnlich dem Kronos oder Saturnus der Griechen und

Römer. *Gin-huang* endlich habe sich mit dem Gesetze des Anstandes und der Gerechtigkeit befaßt und habe das Heiraten eingeführt. Ehedem lebte man wild. *Vor* dieser drei Kaiserzeit wird ein *Paen-ku* genannt, der Himmel und Erde, Sonne und Mond, Berge und Flüsse reguliert und in die rechten Bahnen gelenkt haben soll und dem ein Lebensalter von achtzehntausend Jahren beschieden gewesen sei. Vor ihm war so eine Art Thohuwabohu. Merkwürdigerweise wird seiner beim Kaiseropfer nicht gedacht, wohl aber findet man Pagoden, die zu Ehren des *Paen-ku* erbaut sind. Er wird darin halb nackt dargestellt, wild von Aussehen, cyklopen-grauenhaft. Übrigens wird sich der chinesische Kaiser bei seinen Opfern nicht viel Bedenken darüber machen, *wem* er opfert und wer die drei Majestäten sind, vor denen er im Staube liegt. Verkehrt ist es somit auch zu glauben, der Kaiser opfere im Himmelstempel dem Himmel, und wenn man darin einen Anklang finden will an die Urreligion. Mir will es vielmehr scheinen, daß der Himmelstempel und -Altar dem Kulte der „höchsten Herrscher" bestimmt sei, zu denen sich der Kaiser als *T'ien-tse* in nächster Beziehung glaubt und das Recht dazu für sich allein beansprucht. Dahin scheinen auch die Tafeln der Ahnen des Kaisers zu deuten, die bei Gelegenheit der Opfer sowohl im Tempel (auf einer mäßigen Erhöhung), als auch in der Nähe des Himmels-Altars aufgestellt werden, und denen der Kaiser gleichfalls seine Kaut'ous macht und opfert.

Betrachten wir nun ein wenig den Himmelstempel selbst. Derselbe ist in seiner jetzigen Gestalt neueren Datums, eigentlich, was innere Ausschmückung angeht, noch nicht ganz vollendet. Der frühere Tempel wurde im Jahre 1889 vom Blitze getroffen und eingeäschert. Lange dauerte es, ehe man das notwendige Material fand, um den Bau neu aufzuführen, denn dazu war eine besondere Holzart vorgeschrieben, deren Herbeischaffung äußerst viele Mühe machte. In der Tat besteht das ganze Gebäude fast ausschließlich aus kostbarem Pinien-Holz. Steinmaterial ist ungefähr gar nicht daran verwendet. Die Anlage soll dem Reiche 20—30 Millionen gekostet haben, was eigentlich unmöglich scheint, es sei denn, der weitaus größte Teil des Geldes wäre in die Taschen der Mandarine gewandert. Der Durchmesser des Tempels beträgt zur ebenen Erde 70 Fuß. Das Holzwerk ist von Außen und Innen in den kostbarsten Farben gefirnist. Besonders effectvoll nimmt sich die Vergoldung auf hochrotem Untergrunde ab. Die Decke erstrahlt in hellgrünen und blauen Farben, eingefaßt in reicher Vergoldung.

Da, wie gesagt, der ganze Tempel aus Holzwerk besteht, konnten Wände und Türen durch kostbare Schnitzereien wunderbar belebt werden, desgleichen die Decke, deren Mittelpunkt ein großes Drachenmedaillon bildet. Motive allerdings, sowohl für Schnitzereien als Malereien, sind durchgängig die nämlichen, wie man sie fast in jeder Pagode findet: nämlich Medaillons mit haraldischen Drachenmeänder-Zeichnungen, Blumen und Phönixe. Übrigens erinnert der Linienschmuck wie ihn die Chinesen schon viele hundert Jahre lang auf Fenstern und Türen anbringen, lebhaft an den „Jugendstil“ unserer modernen Kunst. Im Innern des Tempels erhebt sich nach Norden eine Art Thron; auf denselben wird die Tafel des Himmels gestellt, vor welcher der Kaiser seine Verehrung macht. Dieselbe ist nach Art der Ahnentafeln angefertigt nur in größerem Formate und von äußerst kostbarem Material. Auf demselben sind die Worte zu lesen; *Huang t'ien schang tj:* „Erhabener Himmel, höchster Herrscher.“ Um den Altar läuft ein blaues Gitterwerk, in dem nur der mittlere Weg freien Zutritt öffnet, aber auch dieser ist an beiden Seiten mit einem Geländer eingefaßt, welches mit goldenen Flammen verziert ist. Zu beiden Seiten des Altares ist eine kleine Erhöhung; dort werden die Ahnentafeln der regierenden Dynastie aufgestellt, wenn der Kaiser den Tempel betritt. Übrigens hat *Kuangsü* den neuen Tempel noch niemals besucht; die Opfer wurden bisheran auf dem Altare im Freien dargebracht. Der Boden ist mit glatt geschliffenen Steinen rossettenartig gepflastert; der mittlere ist ein „Blumenstein“ und soll besonderen Wert haben.

Dreimal im Jahre besucht der Kaiser das Himmelsheiligtum, nämlich zum Beginne des Winters, im ersten Monat des neuen Jahres und das dritte Mal endlich zu Anfang des Frühlings. Der erste Besuch heißt *tjiao t'ien* „dem Himmel Rechenschaft ablegen“. Bei dieser Gelegenheit werden einem Ochsen alle Todesurteile, die der Kaiser im Laufe des Jahres unterzeichnet hat, aufgebunden; hierauf wird das Tier mitsamt den Urteilen in einem von grünen Ziegeln gemauerten Ofen verbrannt. Das Opfer des Stiers soll die etwaigen Fehlgriffe des Kaisers, welche er sich im Laufe des Jahres hat zu schulden kommen lassen, entsühnen, und ihm die Huld des Himmels von neuem erwerben. Der zweite Besuch heißt *tao sin:* „Übergabe des Neuen“. Der Kaiser wird bei dieser Gelegenheit wieder vom Himmel beauftragt, das Volk für das kommende Jahr zu regieren. Der dritte Besuch endlich wird *ta jü* genannt: „Bitte um Regen“. Der Monarch hat nämlich an erster Stelle für die Wohlfahrt seiner Untertanen zu sorgen; als ackerbautreibendes

Volk aber hängt sein Wohl und Wehe hauptsächlich von einer günstigen Witterung ab. Falls Dürre einsetzt oder Überschwemmungen hereinbrechen, betrachtet es der Kaiser als seine Schuld; „er hat am Frühlingsanfang nicht gut gebetet". Nur bei der ersten Cermonie des *tjao t'ien* besucht der Kaiser den Himmelstempel; die zwei andern Male werden die Opfer auf dem *t'ien t'ä* dargebracht.

Was nun die Opfer betrifft, so bestehen dieselben aus zwölf schwarzen Ochsen, vier Schweinen, vier Schafen, zwei Hirschen und sieben Hasen. Die Hasen sollen die Stellen der Pferde vertreten, die beim Opfer keine Verwendung mehr finden. Die Tiere werden zunächst in den Schlacht-Palast geführt *(ta schöng t'ing)*, welcher in nordöstlicher Richtung vom Himmelstempel ziemlich weit entfernt liegt. Beim Schlachten ist besonders darauf zu achten, daß das Opfertier die Augen nicht schließt, denn es muß „sehend" auf den Opferaltar gelegt werden; andernfalls hätte der Himmel kein Wohlgefallen daran. Vom Schlachtpalast führt ein langer überdachter Weg in verschiedenen Biegungen zunächst zum „Reinigungs-Palaste", wo die Tiere ausgeweidet und gewaschen werden. Von hier trägt man sie zum Küchenpalast *(pio schöng hu)* wo sie in Riesentöpfen **ungeteilt** gekocht werden. Nach vorschriftsmäßiger Zurichtung können sie dann in feierlicher Prozession durch den langen überdachten Gang zum Himmelstempel getragen werden. Den ganzen Weg entlang singen Bonzen litaneiartige Gebete, während der Kaiser in neun bestimmten Zwischenräumen sich auf den Boden zu werfen hat und bei jedem *Kau-t'ou* dreimal das Haupt zur Erde neigen muß. Für einen so hohen Herrn ist der Opferritus somit schon mit mancherlei Anstrengung verbunden. Besagter Gang ist nach einer Seite offen und zählt 72 Abteilungen *(tjen)*, jede Abteilung soll in Beziehung stehen zu den 36 Säulen, welche den Himmelstempel stützen. Ein ganzer Apparat Gegenstände ist für die Opferfeierlichkeit und Prozession notwendig. Dieselben werden in zwei eigens für diesen Zweck hergerichteten Gebäuden, dem „Ost- und West-Palaste" *(tung-Ku si-Ku)* aufbewahrt. Natürlich benutzt der Kaiser bei der Opferhandlung eine besondere kostbare Kleidung. Dieselbe wird unter einem gelb seidenen Zelte, das auf einer Ausbuchtung der via triumphalis nach Osten hin aufgeschlagen ist, angelegt. Das Zelt wird *Köng j ling* genannt: „Palast der Kleiderwechslung".

Wenden wir nun zum Abschiede noch einmal unsern Blick empor zum Himmelstempel. Fast glauben wir einen gigantischen stummen Opferpriester in reicher Gewandung vor uns zu sehen,

den Cermonienhute mit goldenem Riesenknopfe auf dem Haupte. Und sein Gesicht stellt eine mächtige, reich vergoldete Tafel vor, auf der wir die Zeichen lesen *t'ji nien tien:* „Gebetstempel (um ein glückliches) Jahr.“ Der Anblick wirkt feierlich erhabend; doch der Gedanke, daß die Herrscher des Riesenreiches schon Jahrhunderte lang hier geopfert[1]), aber nicht dem höchsten Wesen; gefleht, nicht recht wissend zu wem; Sühne geleistet, ohne entsündigt zu werden, dieser Gelanke weckt Traurigkeit in uns und Wehmut.

Schreiten wir jetzt auf der via triumphalis weiter nach Norden zum t'ient'ä, dem „Himmelsaltare“. Trägt ein Altar im Freien schon überhaupt den Charakter des Erhabenen an sich, so wird dieser Eindruck noch mehr erhöht, wenn man einen Altar in weißem Marmor vor sich sieht, umgeben von 42 Triumphbogen, glänzend in den Strahlen der Sonne und von solch gewaltigen Dimensionen, wie er sonst seinesgleichen wohl nirgends auf der Welt hat. Dazu paßt fürwahr als bestes Gewölbe der azurblaue Himmel und als Staffage die dunkelgrünen Gipfel hundertjähriger Cypressen, durch deren Wipfel es geheimnisvoll säuselt wie Opfergesang. Es naht als „Hohepriester“ der „Sohn des Himmels“ und schreitet mit prächtigem Gefolge langsam über die via triumphalis. Er läßt sich nieder unter einem gelb seidenen Gezelte, das an einer Seite des Altares aufgeschlagen ist. Sein Antlitz ist nach Süden gewendet, während die Opfertiere auf langen Tischen, die Augen weit geöffnet in peinlicher Ordnung dastehn, und die dienstbeflissenen Bonzen ihres Amtes walten. Jetzt wird die Tafel des Himmels auf einem mit schwerem Damast bedeckten Throne herbeigeschafft; der Kaiser erhebt sich von seinem Sitze und neigt gegen Norden gewendet dreimal ehrfurchtsvoll sein Haupt zur Erde. Die nämliche Ceremonie wiederholt er in drei verschiedenen Pausen. In acht gewaltigen eisernen Opferschalen, die auf der östlichen Seite im Halbkreise um den Altar stehen und mehr als einen Meter im Durchmesser haben, werden dann zu Ehren der acht Ahnen des Kaisers auf dem Drachenthron drei Rollen fünffarbiger Seide verbrannt. Während der Nacht leuchten an drei Riesenstangen *(saen-kuan-ken),* die in südwestlicher Richtung am Altare aufgepflanzt sind, drei mächtige Laternen zu Ehren der drei Myten-Kaiser. Besagte Stangen haben die dicke von Mastbäumen großer Schiffe. Als dieselben z. Z. neu gefirnist wurden, waren sie von allen Seiten derart eingerüstet, als ob es gelte einen Kirchturm zu bauen, und mehr als ein halbes Jahr dauerte die Arbeit.

---

[1]) Der erste war *Yung-lao,* ein Kaiser der Ming Dynastie.

Nach Beendigung der Opferceremonie verfügt sich der Kaiser mit seinem Gefolge zum Palaste im Opferhaine. Die kaiserliche Residenz ist nämlich vom Himmelstempel, welcher bekanntlich in der Chinesenstadt liegt, wohl eine halbe Stunde weit entfernt. Am Vorabende des Opfertages begibt sich der Kaiser unter großem Gepränge von einigen Tausend Soldaten escortiert zum Haine. Er muß die Opferhandlung morgens in aller Frühe nüchtern verrichten; Abends zuvor aber speist er im Palaste des Tempelhains. Zu diesem Zwecke geht auch eine Anzahl Köche mit. Ich zählte über fünfzig Feuerungen, die aus Luftziegeln im Freien aufgemauert waren. Ebenso sah ich ganze Reihen heizbarer Schlafstätten *(k'an)* aus Luftziegeln draußen aufgemauert. Auch das kaiserliche Bett ist ein k'an und wird von außen geheizt. Übrigens ist der Palast in ziemlich bescheidenen Verhältnissen gehalten; zum Wohnen dient ein einzimmeriges und einstöckiges Gebäude. Dasselbe ist kellerartig überwölbt. Dem Eingange gegenüber steht ein Thronsessel aus Ulmenholz, dessen Lehne mit herrlich geschnitzten Landschafts- und Genreszenen geziert ist. Zu beiden Seiten des Thrones sind Fächer aus Pfauenfedern befestigt; den Sitz überdeckt ein Polster aus gelber Seide. Außer einem niedlichen Teetischchen ist fast kein Möbel vorhanden. Hinter dem Thron steht eine dreiteilige Schirmwand aus kostbarem Holze, gleichfalls belebt durch wundervolle Schnitzereien. Die Wände sind kahl; nur über dem Throne hängt eine vom Kaiser *Kien-lung* eigenhändig geschriebene Tafel, auf welcher zu lesen ist: *Tjin go jo t'ien:* „In Ehrfurcht dem mächtigen Himmel gehorchend". Vor dem Palaste erhebt sich eine Esterade deren zwei Ecken mit pagodenartigen kleinen Häuschen flankiert sind. Eines dient zum Verbrennen von Weihrauch; und in das andere wird z. Z. des kaiserlichen Besuches eine knabengroße, metallne Figur gestellt, *tung gin* genannt, die einen vergötterten Pagen des Kaisers vorstellen soll. Die Schirmwand verdeckt nach Westen hin eine Türe, durch die man in einen zweiten ebenso einfachen Palast gelangt, der dem Kaiser als Schlafgemach dient. Kein gewöhnlicher Sterblicher darf dahin seinen Fuß setzen. Die Türen sind mit gelben Papierstreifen im Pluszeichen (X) überklebt und versiegelt. Vor dem Palaste erblickt man rechts und links vom Eingange zwei mächtige eiserne Wasserbehälter, die sich zu Kneipianerzwecken vortrefflich eignen würden. Das Wasser darin soll dem Kaiser für Reinigungszwecke dienen. Endlich fällt uns noch ein niedriger, massiver Glockenturm in die Augen. Auf meine Frage was derselbe zu bedeuten habe, erklärte man mir, die Glocke würde geschlagen, sobald der Kaiser zum Himmelstempel

oder -Altare aufbreche, damit dort bei der Ankunft Seiner Majestät alles rechtzeitig in Ordnung sei; jede Unordnung werde strengstens bestraft. Die ganze Palastanlage ist mit einem doppelten Wassergraben umgeben, in dem aber meistens das Wasser fehlt. Ebenso tragen zwei Umfassungsmauern mit bei zur Sicherheit des kaiserlichen Herrschers. Die äußerste Umfassungsmauer bildet nach **Aussen** hin eine überdachte Säulengallerie, worin sich die Leibwache des Kaisers lagert; dieselbe ist geschützt gegen die Unbilden der Witterung, hat aber keinerlei Zugang in die **inneren** Höfe der Paläste.

Dem drei höchsten Herrschern opfert der Herrscher des gewaltigen Chinesenreiches dreimal im Jahre im Laufe dreier Monate. Die übrige Zeit ist der Tempel einsam und verlassen, weil es sonst keinem Sterblichen erlaubt ist, dort seine Andacht zu verrichten. Jetzt allerdings, da die Ausländer freien Zutritt haben, geht kaum ein Tag vorüber, der keine Besucher brächte, und immer mehr lichtet sich das geheimnisvolle Dunkel, das ihn bisheran umhüllte. Und der moderne Eliaswagen, welcher unbarmherzig die Umfassungsmauer der Chinesenstadt durchschnitten und hart am Tempelhain vorbeieilt, hat schon längst das tiefe Schweigen gestört, welches bisheran Tempel und Hain umfangen hielt.

Pekinger Tagebuch.

Peking, 24. Februar 1902.

Waren das glückliche Zeiten für die christliche Religion, als der Franziskanerpater Johannes von Monte Corvino dem Palaste des großen Khan gegenüber wohnte, und der Kaiser aus seinen Gemächern die Psalmen singenden Knaben mit Wohlgefallen anhörte. Seit der Zeit sind sechshundert Jahre verflossen, und man sollte glauben, daß sei Zeit genug gewesen, um das große Chinesenreich für den Glauben zu gewinnen. Aber *maen-maen-ti* heißt die Devise der Chinesen, auch beim Christwerden: Eile mit Weile. Selbst die glorreichen Zeiten eines Pater Ricci und Adam Schall waren nur vorübergehend. Seit Jahrhunderten hat kein Herrscher des himmlischen Reiches den Missionaren den Ein- und Zutritt in seinen Palast mehr erlaubt. Wohl waren die Lazaristen-Patres immer die nächsten Nachbaren der kaiserlichen Herrlichkeit, aber ein gegenseitiges *„Le-uang“*, wie die Chinesen sagen, ein Kommen und Gehen gab es nicht.

Recht bedeutsam scheint es daher für die christliche Religion zu sein, daß der chinesische Kaiser und die Kaiserinwitwe den Bischof Favier, sowie dessen Coadjutor Msgr. Jardin gestern zu sich einladen ließen. Die Herren ließen sich das natürlich nicht zweimal sagen und wurden dann mit großen Pomp in der verbotenen Stadt empfangen. Dort erhielten sie Privat-Audienz, wobei außer dem Kaiser und der Kaiserinwitwe nur der Prinz Ching gegenwärtig war. Worüber gesprochen wurde, scheint noch Geheimnis zu sein; jedenfalls sind aber die beiden Bischöfe mit der Audienz sehr zufrieden. Das Wort führte die Kaiserinwitwe, der Kaiser beobachtete Stillschweigen; nur soll er hier und da freundlich zugenickt haben. Die alte Dame aber habe hoch und heilig versichert, es sollten nie mehr derartige Boxerunruhen vorkommen, die Aufrechthaltung des Friedens werde ihr erstes und ernstetes Bestreben sein. —

In dem Speise- und Erholungsaale der Lazaristen duftet und blüht es gegenwärtig, als ob voller Frühling dort eingezogen sei. Und das ist er denn auch in Gestalt einer ganzen Reihe kostbarer Blumen in nicht minder kostbaren Töpfen. Sie sind das Geschenk des kaiserlichen Obereunuchen Li. Als s. Z. die verbündeten Truppen Peking genommen hatten, nahte für die kaiserlichen Kammerdamen eine schwere Zeit heran, und die meisten flohen in die Berge. Dort war es natürlich nicht so gemütlich, wie daheim; da hieß es, Entbehrungen durchmachen und Buße tun. Als nun schließlich durch Vermittlung des Bischofs Favier die Sache dermaßen geregelt wurde, daß die Damen wieder nach Peking zurückkehren konnten, ohne daß ihnen Leid geschah und Unehre angetan wurde, war Niemand glücklicher und dankbarer, als sie und der verantwortliche Li. Diese Dankbarkeit hat der Obereunuche nun in blühenden und duftenden Blumen offenbart, gewiß ein passendes Neujahrsgeschenk in Bezug auf die kaiserlichen Schönheiten, die der Sturm nicht entblättert und geknickt hat.

Peking, 12. März 1902.

„Papa weshalb feierst denn nicht öfter Geburtstag im Jahre“, meinte der schlaue Willi, da er sich eben die Namenstagstorte schmecken ließ. „Nur zufrieden Willi, die Mama ist noch da und der Onkel, und die feiern alle noch Geburtstag“, tröstete der Papa den Kleinen. — Unsere Soldaten aus den verschiedenen Bundesstaaten hier in Peking bilden auch eine „Staatsfamilie“ und da ist denn auch jedesmal eine Freude, wenn ein Geburtstag gefeiert

werden kann. Ist das Leben in China ja doch einförmig und eintönig genug, und andere Abwechslungen als die man sich selbst bereitet, gibt es nicht.

Nachdem im Januar der Geburtstag Seiner Majestät des deutschen Kaisers gefeiert war, kam im Februar der Geburtstag des Königs von Würtemberg an die Reihe, und gestern war das alte Klubgebäude gedrängt voll zur Feier des Geburtstages des Prinzregenten Luitpolt von Bayern. Nicht nur Deutsche waren es, die sich dort eingefunden, sondern es waren auch verschiedene andere Nationen vertreten, und selbst Japaner und Chinesen fehlten nicht. Alle wollten den Aufführungen beiwohnen, welche unsere Soldaten machten. Die haben denn auch ihr Bestmöglichstes geleistet sowohl in Gesang und Musik, als in allerhand Vorstellungen. Ein mehrstimmiger Gesangchor trug einige Stücke vor, die jedenfalls auch für musikalische Ohren einen Hochgenuß bildeten. Auf der Bühne war ein Turnreck errichtet, an dem eine Reihe kräftiger junger Leute ihre exakten Übungen machten, die ihnen viel verdientes Händeklatschen und Bravorufe einbrachten. Besonderes Vergnügen erweckte ein Schnellzeichner, der in fabelhafter Geschwindigkeit mit einem Stücke Kreide allerhand Bilder auf der Tafel hervorzauberte, vom Schulbuben angefangen bis zum Fürsten Bismark; daß es dessen Konterfei sein sollte, erkannte man sofort, selbst wenn es der Künstler nicht gesagt hätte. Auch verstand er es, aus ein und demselben Bilde sich einen Musketir, Gefreiten, Sergeanten und Leutnant herausmausern zu lassen, indem sich der Umfang immer mehr erweiterte, der Bart größere Dimensionen annahm und die Abzeichen sich mehrten. Das Bild des Prinzregenten von Bayern bildete den Abschluß.

Nachdem der Gesangchor durch die zu Herzen sprechenden Melodien des deutschen Bundesliedes die Gemüter in feierliche Stimmung versetzt, brachten die schmetternden Töne des Armeemarsches 113 Begeisterung und Leben in die Versammlung. Im Nu versetzte uns dann die Bühne auf afrikanischen Boden mit tropischer Fauna und Flora. Aber auch die Neger kamen bald zum Vorschein mit glänzenden Ringen in Nasen und Ohren. Die zwei tapferen „Sachsen“ mußten sich wacker mit den schwarzen Kerlen herumbalgen, um nicht von ihnen verspeist zu werden; aber „sie fürchteten sich nicht“. Ehemaliger Unteroffizier Kutschke hatte sich allerdings eine schwarze Hälfte angefreundet, Lula genannt, die aber wohl am liebsten ihren Geliebten als Braten aufgegessen hätte. Daß es nicht so weit kam, konnte der untreue Kutschke

seiner treuen Karoline verdanken, die ihm sogar bis nach Kamerun gefolgt war. Und daran hatte sie wohl getan, denn auch die schwarze Lula hatte schon längst einen Mann gehabt und jeder kam nun wieder an sein rechtmäßiges Eigentum. — Beim Anblick der Kameruner Schutztruppe wird wohl mancher Musketir gedacht haben: „Ne in Peking ist's doch noch scheener, als neben diesen schwarzen Deibels im heeßen Afrika stehen zu müssen.“

In No. 5 trat ein musikalischer Clown auf. Zwei Spekulanten hatten in weiser Berechnung der Lage leere Flaschen zu einer musikalischen Tonleiter aufgehängt, denen sie mit wundervollem Geschick allerhand Lieder entklimperten. Ein angenehmes Geschäft muß das aber doch nicht sein, und viele Sporteln wirft es jedenfalls auch nicht ab. Glücklicher, wer die vollen Flaschen leeren kann und selbst dabei die Lieder singt. Jedenfalls ist Niemanden anzuraten, in Anbetracht der vielen leeren Flaschen, die in Peking, und anderswo noch mehr, der Füllung harren, als gläserner Musikant sein Brot zu verdienen.

Das humoristische Turnen muß wohl nicht ganz mit rechten Dingen hergegangen sein. Da wurden Übungen aufgeführt, die selbst über das Können der Affen hinausgehen. Oder sollten die drei Kapriolenmacher gar leibhaftige Affen gewesen sein? Jedenfalls sahen sie solchen täuschend ähnlich.

„Onkel Braune mit der Posaune“ ist ein wahres Genie in seinem Fach, und er weiß nicht nur mit der Posaune, sondern auch mit seiner alten Baßgeige zu hantieren. Am Besten stand dem Künstler aber die verfrorne Schnapsnase, die mehr Natur gewesen zu sein scheint, während sich der künstliche Vorder-Pegasus zum größten Vergnügen der ganzen Gesellschaft als Fälschung entpuppte.

Das säuberliche Frauenzimmer in der „Gerichtssitzung“ hatte sich bald die Sympathie Aller erworben, und selbst der strenge Wächter des Gesetzes blinzelte heimlich zu ihr hinüber.

Doktor Eisenbart vollführte in Schattenbildern seine Wunderkünste. Da wurden dem armen Kranken ein Dutzend leere Konservenbüchsen, lebendes Geflügel, eine Rolle Stricke und dergleichen Dinge aus dem Magen genommen — und die Körperverhältnisse waren mit einem Male wieder in normalem Zustande. — Ein anderes Schattenbild zeigte einen Nachtfalter, der schon einige Male unter dem Fenster seiner Geliebten ein Ständchen gebracht; auch hatte er sich dabei das eine oder andere Mal einen Kuß erschnappt. Eines guten Abends aber war ihm das Glück weniger hold. Da er wieder sehnsüchtig unter dem Fenster stand und nach oben

wedelte, überschüttete ihn der Großpapa — nicht mit Wohlwollen, sondern mit Wohl — gerüchen, und die Glückseligkeit hatte ein jähes Ende.

Der große Zapfenstreich, von der Bataillonsmusik und den Spielleuten veranstaltet, bildete einen würdigen Abschluß der Feier. Jedermann war befriedigt und ging mit dem Bewußtsein nach Hause, einen schönen Abend verlebt zu haben. Für dieses Jahr sind nun die Geburtstagsfeierlichkeiten zu Ende. Finis coronat opus, hat der Veranstalter der gesterigen Festlichkeit wohl gedacht. Er hat denn auch vollauf den Beweis geliefert, daß bestes Können und energisches Wollen sehr viel zu leisten vermögen, mögen die Mittel auch beschränkt, und die Zeit knapp bemessen sein.

Peking, 21. März 1902.

Habe es mir gedacht: Venenum in cauda. Kommt da der Frühlingsanfang, der 21. März, heran und macht einen ganz gewaltigen weißen Strich durch all die grünen Hoffnungspläne der Ausflügler und Bauunternehmer. Schneit es da vom Himmel herunter mit einem Eifer, als ob es gelte, die Welt zu begraben. Das wäre ein nettes Weihnachtswetter gewesen und hätte einen das Fest noch heimatlicher feiern lassen; denn China im Schnee sieht der Heimat doch weit ähnlicher, als China im Klee.

Die Chinesen feierten Frühlingsanfang bereits vor anderthalb Monaten und damals war es auch Frühlingswetter; vor einem halben Monat wurde „Aufwachen der Insekten“ gefeiert *(King-tse)* und einige Fliegen haben sich denn in der Tat auch schon aus ihrem Verstecke hervorgewagt. Gestern war „Mitte Frühling“ (Tsch'un-fin) und der behängt nun die schon knospenden Bäume schwer mit weißen Schneeblüten.

Gebaut wurde in der letzten Zeit mit allen Kräften. Dem Froste wurde getrotzt, indem man eine gute Portion Salzwasser unter den Mörtel mengte und das Mauerwerk während der Nacht mit Matten behing. Heute wohnt Ruhe unter allen Gipfeln; unsere Kulis schlafen in süßem Frieden und sammeln Kräfte für den morgigen Tag, wenn's besser Wetter wird. Wo man einen Ofen hat, setzt man sich dahinter und betrachtet die Schneeflocken, die vor den Fenstern herumtanzen, und kann elegische Betrachtungen anstellen, falls Zeit und Lust dazu vorhanden sind.

Verstummt ist heute auch das freche Krächzen der Raben und das Schnalzen der Elstern, die in den letzten Wochen ebenfalls

eine gewaltige Bautätigkeit entwickelt hatten. Aber wohl kein Heim wird gegründet, ohne daß es nicht zu Streitigkeiten käme um das rechtmäßige Besitztum oder um die „bessere Hälfte“. Heute machen sie sich das wenige Futter streitig, das sie mit vieler Mühe unter dem Schnee hervorkratzen.

Langsam gravitätisch schreitet da durch die verschneiten Straßen noch eine Karawane Kamele, schwer mit Kalk beladen. Mit jedem Schritt mehrt sich ihre Last; ein ganzer Hügel von Schnee hat sich auf ihrem Rücken abgelagert. Aber unverdrossen folgt das eine Tier dem andern und das erste dem Führer. In Peking fange ich an zu begreifen, daß sich der Araber auch in sein Kamel verlieben kann. Es sind das so recht die Trappisten der Tierwelt. Schweigsam, immer gesammelt, arbeitsam, geduldig, arm in Nahrung und Kleidung, dienen sie ihrem Herrn.

Peking, den 30. April 1902.

Also der Kaiser und die Kaiserinwitwe haben trotz Gegenvorstellung des Prinzen Ching doch die kostspielige Reise zu den Ahnengräbern unternommen. Und sie haben sich dort länger aufgehalten, als anfangs im Reiseprogramm vorgesehen zu sein scheint. Gestern nachmittag gegen drei Uhr zogen die Majestäten endlich durch das Chien-men wieder in den Palast ein. Schon morgens um neun Uhr hatten sich Schaulustige auf der Mauer eingefunden, und ihre Anzahl wuchs mit jeder Stunde. Chinesen aber, welche sich unter dieselben schmuggeln wollten, wurden von wachehaltenden Soldaten unbarmherzig hinuntergetrieben, falls sie sich nicht als Diener von Ausländern legitimieren konnten.

Daß so eine Kaiserreise riesig viel Geld kostet, begreift jeder, der die langen Reihen von Wagen und Packträgern zählt, die dem Zuge vorangehen und nachfolgen. Schon um neun Uhr kamen die ersten Wagen heran und nachmittags um vier Uhr waren die letzten noch nicht eingezogen. Jedenfalls waren mehr als vier- oder fünfhundert schwere Karren zu zählen, beladen mit Proviant, Möbeln, Zelten, Töpfen und allem Möglichen, was unterwegs nicht zu finden ist. Ja, es scheint fast, als wenn der Kaiser sich auch seinen Blumengarten nachtragen ließ. Künstliche und natürliche Blumen wurden von Kulis in langen Reihen zurückgebracht. Alle möglichen Nippsachen, Blumenvasen, Uhren und dergleichen Dinge schleppten viele Träger schwer beladen daher. Doch ihr verstaubtes, mit Schweiß überronnenes Gesicht wurde von einem roten Hute überschattet,

und das war Ehre genug und versüßte die Arbeit. Die meisten hatten überdies noch einen gelben Lappen als Fahne irgendwo befestigt: an den Wagen sah man solche Fahnen in der Regel dem Maultiere über dem Rücken (will ich sagen) flattern, und bezeichneten damit den Wagen und die Last als kaiserliches Eigentum. Freilich sahen die Frachtwagen und auch die elenden Karrentiere nichts weniger als kaiserlich aus.

Der Zug bot ein ungeordnetes Durcheinander: Frachtwagen, Packträger, Salonwagen, Sänftenträger, Reiter, alles folgte in buntem Aufeinander. Die Salonwagen haben eigene Farbe und Form. Das Gelb ist just so wie die Farbe unserer Postwagen in Deutschland. Was die Konstruktion aber angeht, so sind die Räder nicht in der Mitte des Wagenkastens angebracht, sondern am äußern Ende, was für den Insassen angenehm, für das Tier aber weniger bequem sein dürfte. Nun, eine solche Bequemlichkeit darf sich in China übrigens auch nur der Kaiser erlauben oder seine Frauen, die wohl in den gelben Wagen fahren mochten.

Mancher von den Europäern hatte sich längst hungrig gesehen, und hätte sich da oben auf der Mauer eine kleine Kantine etabliert, so würde sie heute sicher glänzende Geschäfte gemacht habe. Ich glaube, bei einer späteren Gelegenheit wird man es sich zu Nutzen machen. Als nun gegen halb drei Uhr die Kavallerie unter Musik durch die Tore zog, suchte sich jedermann einen geeigneten Platz zu ergattern, um den „Himmelssohn“ wenigstens einmal im Leben von Angesicht zu sehen. Das Fatale dabei war nur, daß man so recht nicht wußte, in welcher Pagode er seine Andacht verrichten werde. Eine Pagode liegt rechts vom Wege, die andere links, beide aber waren vorbereitet, und die Wege dorthin waren mit gelbem Sand bestreut. Auch die Bonzen schienen im Zweifel darüber zu sein, welchem Gott heute die Ehre des kaiserlichen Besuches zu Teil werden sollte, dem Kriegsgotte Kuendi links oder der Göttin Pussa rechts.

Als dann die Kavallerie vorbeigeritten — gegen hundert australische Pferde und eine Anzahl Ponies — kam die Infanterie herangezogen in drei verschiedenen Abteilungen, jede zu ungefähr fünfhundert Mann. Die Kerls marschierten gar nicht so übel; daß einige die Beine etwas krumm hielten, mußte man ihnen verzeihen, denn sie waren jedenfalls müde. Endlich ließ sich denn eine gelbe Sänfte erblicken, und richtig, sie wurde nach links getragen direkt vor die Pagode des Kriegsgottes. Nachdem sie niedergesetzt und ein wenig nach vorne aufgekippt war, stieg der Kaiser heraus und

ging behenden Schrittes in die Pagode. Was er dort machte, konnte man natürlich nicht von oben sehen. Lange blieb er nicht darin, und wie er gekommen, stieg er auch wieder in die Sänfte, ohne sich umzusehen oder den Europäern oben auf der Mauer einen Blick zu gönnen.

Wie sich die Zeiten ändern! Wo sich einstens die gewaltigen Tortürme der Chinesen erhoben, gehen jetzt die Ausländer spazieren und sehen, wie von einem Amphitheater, auf den Innentorhof hinunter. Das Schauspiel ist der „Himmelssohn" und die chinesische Virago, die noch vor wenigen Jahren kein ungeweihter schauen durfte.

Als die Kaisersänfte fortgetragen war, erschien bald darauf die zweite Sänfte; darin mußte die Kaiserinwitwe sitzen. Mancher glaubte, die Kaiserin werde doch sicher der sanften Göttin Pussa einen Besuch machen und eilte schnell auf die andere Seite der Mauer. Aber er wurde getäuscht; auch diese Sänfte wurde zur Pagode des Kriegsgottes getragen und dort niedergesetzt. Der Deckel dieser Sänfte war mit Pfauenfedern reich verziert, während über der Kaisersänfte nur ein maskenartiges Seidengewebe hing. Im Gegensatz zum Kaiser entstieg die Kaiserinwitwe ihrem Tragstuhle, ohne daß dieser gekippt wurde.

Mit der Andacht hatte es die alte Dame — die übrigens gar nicht so alt ist und aussieht — vor der Hand noch nicht so eilig. Sie schaute sich erst einmal ganz gemütlich die Ausländer an, die auf der Mauer lehnten. Diese hingegen hefteten ihre Blicke auf die hohe Frau, die so liebenswürdig war, ihnen recht viele Muße hierfür zu schenken. Dann ging sie in den Tempel. Als sie nach einer Weile aus demselben heraustrat, begann das gegenseitige Angucken von Neuem. Mancher Fremdling war verlegen, wie er der Kaiserin einen Ausdruck der Höflichkeit bezeugen sollte und zog ehrfurchtsvoll seinen Hut. Für den Moment war es feierlich stille, und die hohe Dame ging in ihrer Freundlichkeit so weit, einige Worte hinauf zu sprechen, freundlich zu nicken und zu winken. Wie es schien, galt das Nicken und Winken hauptsächlich den anwesenden Damen.

Hierauf ging es wieder in die Sänfte hinein und weiter hinter die Doppelmauern der verbotenen Stadt. Die Glücklichen, die den rechten Platz gewählt hatten, waren vollauf befriedigt. Sie hatten den Sohn des Himmels gesehen, die Kaiserinwitwe mit Muße betrachtet und waren erfreut über das bezeigte Wohlwollen. Obwohl nun ja dem gnädigen Kopfnicken alle Achtung zu schenken und

dasselbe hoch genug zu schätzen ist, meine ich doch, daß man sich darob nicht allzu sehr entzücken lassen darf. Wir wünschen nur das Wohlwollen, das die hohe Dame in ihrem Äußern den Ausländern gegenüber bekundet, auch in ihr Herz hinein. Wenn es schon darin ist, dann um so besser.

Peking, den 15. Mai. 1902.

„Num quid confitebitur tibi pulvis?“ Soll der Staub dich denn preisen? Hier in Peking hätte der Psalmist so fragen können, ohne an seinen eigenen Staub zu denken. Statt der Lerchen erhebt sich hier der Staub zum Himmel und zwar in einer Mächtigkeit, daß er bisweilen die Sonne verdunkelt und den Tag zur Nacht umwandelt. Gestern nachmittag um drei Uhr wenigstens haben wohl die meisten, die im Zimmer zu tun hatten, Lampen angezündet, denn ohne diese konnte man nicht mehr arbeiten. Viele Chinesen bekamen heillosen Schrecken und meinten, der Drache durchziehe die Luft. Um seinen Zorn zu besänftigen, eilten sie zur Pagode und verbrannten Weihrauch. Eine Christenfamilie, die ich zufällig besuchte, fand ich auf den Knieen liegend und gemeinschaftlich betend. Von den dienenden Boys baten einige, nach Hause gehen zu dürfen, um die Mutter zu trösten oder den Vater zu suchen. Nach Verlauf von einer Stunde klärte sich der Himmel wieder auf. Ein kleines Gewitter, das eingesetzt hatte, spendete etwas Regen, der die Luft vom Staube reinigte.

Heute früh um neun Uhr war in der französischen Kathedrale feierlicher Seelengottesdienst für die in Westindien Verunglückten. Außer fünf Bischöfen und einer Anzahl Priester nahmen auch die Vertreter fast sämtlicher Nationen daran Teil; das große Gotteshaus war bis auf den letzten Platz von Chinesen gefüllt. Während ein älterer Pater die Requiems-Messe zelebrierte, hielt Bischof Favier vor einer mächtigen Tuba, welche mitten in der Kirche aufgestellt war, das feierliche Libera.

Peking, 4. Aug. 1902.

Bekanntlich sind zur Zeit der Wirren in Peking die vier Hauptkirchen daselbst sämtlich zerstört worden, mit Ausnahme der Pei-t'ang (Nordkirche, Kathedrale), welch letztere aber auch arg beschädigt wurde. Indes ist dieselbe sofort nach dem Einzuge der fremden Truppen wieder hergestellt worden; die beiden Türme aber

wurden noch um ein bedeutendes höher aufgeführt, als sie früher gewesen. Allmählich fängt man jetzt auch an, die anderen Kirchen wieder aufzubauen. Zunächst werden einige Wohnungen für den bauleitenden Priester und seine Leute errichtet, und ein Lokal dient zugleich als vorläufige Kirche. — Bei den Aufräumungsarbeiten in der Ostkirche (Tung-t'ang) wurden kürzlich auch zwei Brunnen, die vollständig verschüttet waren, gereinigt. Alles Mögliche hatten die Boxer hineingeworfen, zumeist schwere Ornamentsteine und Stücke einer zertrümmerten Kommunionbank aus Marmor. Unter diesem Schutt wurden aus einem Brunen fünf, aus dem anderen sechs Leichen hervorgeholt, welche noch verhältnismäßig gut erhalten waren. Die Armen, haben jedenfalls ein schnelles Ende gefunden. Abgesehen von dem Brunnenwasser mußte ein Stein von oben, der ihren Kopf traf, genügen, um den sofortigen Tod herbeizuführen. Im ganzen sind in der Ostkirche gegen 400 Menschen ums Leben gekommen, eine Anzahl Waisenkinder und Christen aus der Umgegend; ferner vier einheimische Schwestern und ein französischer Priester namens Garriques. Wenn die hohen Trümmermassen der zerstörten Kirche aufgeräumt werden, kommen ohne Zweifel noch viele Leichen zum Vorschein, die unter denselben verschüttet sind. Von der Kirche stehen nur mehr die äußeren Fundamente. Die Postamente der Säulen haben die Boxer bis tief in den Boden aufgewühlt. Man vermutete wohl Silber darunter oder — Kinderaugen (aus denen nach Boxerbehauptung die Missionare Arznei machen sollten).

Peking, 10. Febr. 1903.

Das Gesandtschaftsviertel ist um ein neues Gebäude vermehrt worden. Diesmal ist es ein kirchliches. Ein schmuckes Gotteshaus in gotischem Stil erhebt sich dem belgischen Konsulate gegenüber, ungefähr in der Mitte der Gesandtschaftsstraße. Zwei reich verzierte Türme schmücken die Front; das Langschiff ist allerdings ziemlich eintönig und schmucklos gehalten. Das Mauerwerk ist aus kaiserlichen Ziegeln aufgeführt; diese Ziegel übertreffen die gewöhnlichen um das zehnfache an Gewicht und sind auch eigens fest gebrannt. Säulen und Gewölbe der Kirche sind aus Holz aufgeführt, wie es auch bei der bischöflichen Kathedrale (Peit'ang) der Fall ist. Abgesehen von der mangelnden Festigkeit macht eine solche Bauart auch keinen monumentalen Eindruck; eine Feuersbrunst aber kann in derartigen Kirchen in wenigen Stunden die größten Verheerungen

anrichten. Baumeister der Kirche war der greise Bischof Msgr. Favier, der auch die Peit'ang Kathedrale erbaut und dieselbe nach den Boxerunruhen hat wieder herstellen lassen. Fast täglich kam der alte Herr in einem chinesischen Karren, bespannt mit einem trefflichen Maultier, von seiner dreiviertel Stunden entfernten Residenz auf den Bauplatz gefahren, traf Anordnungen, gab seine Anweisungen und fuhr dann zur Peit'ang zurück.

Die neue Kirche ist ausschließlich für die Ausländer bestimmt, besonders auch für das katholische Militär. Der Gottesdienst für unsere deutschen Truppen, deren Lager in unmittelbarer Nähe der Kirche sich befindet, wird voraussichtlich dort ebenfalls stattfinden. Zu wünschen wäre nur, daß die französichen Soldaten im Kirchenbesuche mit einem besseren Beispiel vorangingen, als es bisheran geschehen ist. Der Drill bei unseren deutschen Truppen zeigt sich nich nur im Dienste als kaiserlicher Soldat, sondern auch im Dienste, den der Soldat seinem höchsten Feldherrn, dem allmächtigen Gott gegenüber schuldig ist. Unsere Truppen werden zum pflichtmäßigen Gottesdienste beordert. Die Franzosen aber stellen es in das Belieben des einzelnen, ob er an Sonn- und Festtagen dem Gottesdienste beiwohnen will oder nicht. Infolge davon ist der offizielle Gottesdienst so gut wie von Truppen leer.

Von Peking nach Puoly.

Das soll aber ein glorreicher Einzug werden, dachte ich mir nicht ohne Hochgefühl, als ich von Peking fuhr, in Begleitung einer chinesischen „Staatskarosse“[1]), die ich für das halbe Geld gekauft, und einen großen Gaul, den ich noch in letzter Stunde im Preise von 35 Dollar erstanden hatte. Doch *mu-tsä-gin, tch'öng-tsä-t'ien:* „Der Mensch macht seine Pläne, das Gelingen hängt vom Himmel ab.“ Die Nemesis meines stolzen Hochgefühls sollte nicht lange ausbleiben. Meine liebe „Alice“, die hochbeinige Stute hatte trotz ihres gräflichen Namens elende Tage verlebt bei ihrem früheren Herrn, davon gaben die hervorstehenden Hüftenknochen und die durchschimmernden Rippen ein beredtes Zeugnis. Aber sie sollte es bei mir besser haben; war

---

[1]) In Peking ist im Allgemeinen alles teurer als bei uns in Schantung. Nur die Pekinger-Wägen *(T'jao-tsche)* sind bedeutend billiger. Da ich eines solchen für die Mission bedurfte, benutzte ich die Gelegenheit, dort einen zu kaufen.

sie doch noch sehr jung, erst neun Jahre alt, hatte man mir gesagt, und da läßt sich in Kürze das fehlende Fleisch und Fett anfüttern. Zu meinem größten Leidwesen aber mußte ich erfahren, daß Alice bereits eine recht alte Schachtel sei, mit der ich in Schantung wahrlich keinen Staat mehr machen konnte. Es schien mir somit das Beste, sie bei Zeiten zu verschachern, nicht einem Juden, sondern einem Chinesen, der mir 38 Dollar darfür zahlte. Ich war wieder im Besitze meines Geldes, den Profit von drei Dollar aber hatte mir das Tier bereits an Futter verfressen. Wieder stand ich da allein mit meinem Karren, hegte aber noch immer die stille Hoffnung mit der Zeit auch das notwendige Gespann zu bekommen.

In der Tat sah ich mich nach wenigen Tagen im Besitze eines herrlichen Pferdes, das mir freilich nichts gekostet, aber — auch nicht gehörte. Es war ein Geschenk des Herrn Generals an den Bischof von Anzer. Aber ich wollte doch die Freude haben damit einen feierlichen Einzug zu halten in Puoly. Zudem konnte ich für billiges Geld ein starkes Maultier bekommen; (Unser Bruder Öconom hatte schon längst Verlangen nach solchem) das sollte das Gespann bilden vor meinem „Staatswagen“. Alles war klug durchdacht und fein berechnet nur *t'ien pu gung:* „Der Himmel wollte es anders haben“. Schon öfter waren in den letzten Tagen Regengüsse niedergegangen und noch immer machte der Himmel kein freundliches Gesicht. Tags vorher als ich eben aufbrechen wollte, erhielt ich Nachricht, daß die Wege umpassierbar seien, an ein Durchkommen mit dem Karren sei nicht zu denken.

Also „es wäre so schön gewesen“, aber es hatte nicht sollen sein. Ich mußte mich für eine Barke entscheiden um auf derselben meine Reise zu Wasser zu machen von *Tientsin* nach *Lintsing.* Von dort hatte ich dann noch einen Landweg von 14 Stunden, der unter günstigen Verhältnissen in einem Tage zurückgelegt werden konnte. Schon war ein Schiff gemietet zum Transport der Waren, die ich für unsere Waisenhäuser gekauft hatte. Als alles verladen war, wurde dann auch der Wagen hinaufgezogen; die Räder mußten ins Innere des Schiffes verladen werden, der Wagenkasten aber paradierte auf dem Vordersteven, während am Ruder die deutsche Flagge wehte. Ich selber mußte zwischen Kisten und Kasten mir ein Plätzchen suchen, mein nächster Nachbar waren die Wagenräder.

Meinen Mafu schickte ich auf dem Landwege fort. Ihm hatte es das Schicksal zugedacht seinen Einzug zu halten auf dem europäischen Pferde, daß er nach Puoly zu bringen den Auftrag bekam.

Der Sicherheit halber ließ ich noch einen anderen Chinesen mitgehen, der ein Maultier führte, das anfangs bestimmt war, meinen Wagen zu ziehen. Hoch und heilig hatte ich ihm auf die Seele gebunden die Tiere unterwegs gut zu pflegen und sie wohlbehalten in die Mission zu führen. Mein Boy und ich stiegen dann auf das Schiff; er hockte im Wagenkasten, ich saß auf einer Glaskiste, und weil man sich nicht füglich den ganzen Tag fixieren kann, hieß ich ihm mir den Rücken zuzuwenden. Ehe ich dem Leser verrate wie lange ich da gesessen, will ich ihn zunächst auf das Schiff zur Besichtigung führen, damit er sich den Genuß vorstellen kann, wenn so eine Fahrt recht lange dauert.

Unser Schiff ist ein „Dreibretter-Kasten“ (*Saen-pan* drei Bretter) wie alle Chinesenschiffe, genau gearbeitet nach dem Typus, den die Zopfträger schon vor vielen hundert Jahren kannten. Es dient zum Warentransport und deshalb fehlen denn auch alle Bequemlichkeitseinrichtungen, wie man sie wohl auf Hausbooten trifft, ja selbst ein Stuhl oder Tisch ist nicht zu finden. Als der Kapitän mich einlud sein „Heim zu besichtigen, pries er es als ein Ausbund von Reinlichkeit und zeigte dabei auf die mit buntem Papier verklebten Fensterlöcher. Daß das Schiff aber wimmelte von einer Unzahl Kakerlaken, Wanzen und sonstigem Kleinvieh, davon sagte er wohlweißlich nichts. Zum Glück blieben mir die Wanzen ferne, die Schaben aber benagen alles Eßbare, was sie in der Nacht erhaschen können. Interessanter als das Schiff sind seine Mannschaften. Der Kapitän ist eine sehnige Gestalt mit Boxergesicht und seinerzeit auch zweifelsohne ein solcher gewesen. Er leugnet das freilich entschieden ab, obwohl ihm zur Zeit der Wirren das Haus verbrannt worden sei. Jetzt freilich lebt er ganz seinem Geschäfte und man muß gestehen, daß er kein Fremdling darin ist. Man braucht ihn nur auf seinem dreibeinigen Stuhle sitzen zu sehen, wie er die eine Hand am Steuer hält, und mit der andern das Segel schwenkt oder die Treckleine ordnet. Das Ende dieser Leine, deren Kraftpunkt oben am Maste liegt, ist am Steuerarm befestigt und kann leicht verlängert oder verkürzt werden, je nachdem die Umstände es erfordern. Seine bessere Hälfte führt unser Kapitän nicht bei sich im Gegensatze zu den meisten andern Schiffern, denen die Frau das Essen machen muß. Aber seine zwei Söhne bilden ein Teil der Besatzung; der ältere ist ein stämmiger Bursche, der jüngere aber erst ein Knirps von neun Jahren der noch im Adamskostüm herumläuft. Aber er kann schon sprechen und arbeiten wie ein Alter und macht seinem kleinen Namen *luo-höl* „Altes-Kind“ alle Ehre. Kürzlich, als ich mich auf

den Rand des Schiffes setzte und meine Füße auf eine anliegende Barke stützte, bat er mich entsetzt, ich solle doch schnell aufstehen und anderswo Platz nehmen. Auf zwei Schiffen halb sitzen verderbe den Handel *(luo-liao-mä-mä;)* das Glück falle alsdann ins Wasser. Endlich sind noch zwei Kuli vom Kapitän angagiert, die als Zieher fungieren, sich aber auf die faule Haut legen, wenn günstiger Wind bläst. Wir sollten den eigentlich alle Tage haben, sonst hat es seine Richtigkeit nicht mit dem Motto, das unser Schiff trägt; *zou tung, schöng fung:* „Sobald die Anker gelichtet, weht günstiger Wind.“

Als ich mit meinem Boy eingestiegen, wurden denn auch sofort die Anker gelöst, und stromaufwärts gings durch einen Wald von Schiffen und Kähnen in allen möglichen Formen und Größen. Da durchzukommen war bisweilen keine Kleinigkeit, und wir waren froh, als wir am andern Morgen freie Bahn hatten. Die Schiffer pfiffen und schrieen den Wind herbei, aber er blieb aus, und die Zieher waren gezwungen, sich flott ins Zeug zu legen.

Der Abend des zweiten Tages brachte uns ein wenig Abwechslung. Es war der 15. im 7. chinesischen Monate. An diesem Tage werden den Seelen der im Wasser ertrunkenen Opfer gebracht. Ein großes Schiff, festlich beleuchtet, fuhr auf dem Flusse umher. Eine Anzahl Frauen sangen Gebete zu Ehren Buddhas, und am kreuzförmig aufgerichteten Mastbaume waren bunte Laternen aufgehängt. Hinter diesem Schiff fuhr noch ein kleiner Kahn, worin einige junge Leute beschäftigt waren, winzige Laternen und ausgehöhlte Wassermelonen, worin ein Docht brannte, alle zehn Schritte weit auf das Wasser zu setzen, damit die irrenden Seelen den rechten Weg zur Unterwelt fänden.

Der Morgen des dritten Tages hob an mit günstigem Winde. Leicht glitt das Fahrzeug über die Wasserfläche, und wir legten an diesem Tage mehr zurück, als in den zwei vorhergehenden zusammen. Die Matrosen aber machten ihrem Namen (Mottenschläfer) alle Ehre. Den ganzen Tag lang pflegten sie dem dolce far niente, um Kraft zu sammeln wenn es wieder an die Leine ging. Diese Zeit sollte nur zu bald kommen. Am anderen Tage wandte sich der Wind nach Süden und verblieb dort hartnäckig bis ungefähr zu Ende der Reise. Alles Flöten konnte ihn nicht mehr günstig stimmen. Nur der Kanal führte ihn zeitweilig hinter die Segel, wenn er nämlich eine Schwenkung machte in entgegengesetzter Richtung. Solche Biegungen gibt es allerdings eine ganze Anzahl. Die Länge des Kanals beträgt deshalb stellenweise das dreifache des Landweges;

einmal zählte ich nur 30 Schritt Abstand von der Wasserfläche, die wir soeben passiert waren. Schade um das viele Land, das der Kanal durch seinen Schnörkelweg fortgenommen, äußerte ich einem Chinesen gegenüber. Zudem müssen die Schiffe den doppelten und dreifachen Weg machen. Der Chinese belehrte mich des Besseren. Der Kanal ist so angelegt, sagte er, damit er im Stande ist, die oft plötzlich eintretenden Wassermassen aufzunehmen. In einem verkürzten Bette müßte das Wasser über die Ufer treten und würde dann die Ernte meilenweit vernichten.

Als wir einige Tage gefahren waren, sollte ich erfahren, daß der Chinese Recht gehabt. Das Wasser stieg in wenigen Stunden um 2—3 Meter höher, verschlang die an den Ufern von armen Anwohnern bestellte Saat, und drohte stellenweise sich einen Weg in die Felder zu erbrechen. Besonders gefährdet sind die Knieende im Laufe des Kanals, wo das Wasser beständig an den Ufern nagt und unaufhaltsam Erde fortschwemmt. Man hat deshalb an solchen Stellen vielfach eine Art Bassin angebracht, d. h. ein weiteres Stück Land, wohl mehrere Morgen groß, ist ausgehoben, und von der Erde sind Wälle um dasselbe errichtet, sowie eine Art Reserve-Erdhaufen, um Material zu haben, wenn das Wasser über die Ufer treten sollte. Diese Reservoirs können natürlich eine große Menge Wasser aufnehmen, und man läßt sie voll laufen, wenn ein Dammdurchbruch zu befürchten ist.

Zum widrigen Winde gesellte sich jetzt auch noch die reißende Flut des Stromes. An ein Bugsieren des Schiffes war kaum mehr zu denken, und es war stellenweise fast unmöglich von der Stelle zu kommen. Um das Elend voll zu machen, setzte auch noch während zwei Tagen Regen ein, und wenns regnet ist bekanntlich der Chinese nur schwer aus seiner Behausung zu bringen. Unsere Mottenschläfer schliefen den Schlaf der Gerechten, während der Regen herniederrieselte. Gerne hätten sie der süßen Ruhe noch länger gepflegt; aber als der Regen am zweiten Tage etwas nachließ, wurden sie aus ihren Luken getrommelt und ans Seil gespannt. Eine angenehme Arbeit war es freilich nicht, nur mit dünner Hose bekleidet, auf dem Kopfe ein großes Ricinusblatt als Schutzdach, mit durchweichten Schuhen auf dem lockeren und glatten Ufer zu tappen. Doch als ich den Leuten einige Pfund Schnaps versprach, legten sie sich mit neuem Mute ins Seil und immer weiter ging es im Kampfe gegen Wind und Regen und die reißende Flut. Aber nur schneckenartig langsam bewegte sich das Schiff voran. Ehe wir eine Haltstelle erreicht, überraschte uns die Dunkelheit mitten

im freien Felde. Die Zieher weigerten sich weiter zu gehen; sie könnten, sagten sie, keinen Fuß fassen auf dem nassen Boden, noch auch den Pfad erspähen. Fast wären sich Kapitän und Mannschaft in die Haare geraten, nur meine Dazwischenkunft und das Versprechen eines guten Trinkgeldes hielt die Leute auseinander, und brachte sie wieder an die Arbeit. Es war stockfinstere Nacht; noch öfters wurde Miene gemacht zum Halten; der Kapitän aber brachte dann immer wieder von neuem in Erinnerung, sie sollten doch bedenken, daß es keinen Dünger da sei, den sie auf dem Schiffe führen (dann könne er ja unbesorgt auf dem Felde übernachten), sondern ein Europäer. Und wenn da etwas passieren sollte, hätte er die Verantwortung.

Als wir endlich einen Ankerplatz erreicht hatten, bekamen die Leute ihren wohlverdienten Schnaps, der sie erwärmte und alle Müdigkeit vergessen ließ.

Am anderen Morgen war wolkenloser Himmel; der Wind aber blies uns mit hartnäckiger Beständigkeit entgegen. Allmählich fing das Leben auf dem Schiffe doch ungemein langweilig zu werden an. Öfters stieg ich ans Ufer, um mit den Landleuten ein wenig zu plaudern.

Meinen Kasten konnte ich ruhig fahren lassen. Selbst wenn selbiger einen weiten Vorsprung gewonnen hatte, war er bald wieder eingeholt, da ich die vielen Flußkrümmungen auf direktem Wege abschnitt. Dem Gelde zu Liebe sah ich gestern einen Bauern, dem bei der Überfahrt über den Fluß ein Ochs hineingefallen war, dem Tiere nachspringen, um es zu retten. Der Ochs arbeitete sich, allerdings mit vieler Anstrengung, durch die starke Flut und gelangte glücklich ans Ufer. Nicht so der Chinese, der ihn retten wollte. Auch er hielt sich lange Zeit über Wasser; aber die Flut riß ihn immer weiter stromabwärts, und ehe er ans Ufer gelangen konnte, versank er im nassen Grabe.

Die Ernte am Kanal entlang ist sehr verschieden. Der Unterschied ist hauptsächlich durch das frühe oder spätere Eintreffen des Sommerregens bedingt. Stellenweise haben auch die Raupen besonders der Hirsenernte arg zugesetzt. Man sucht die Tiere zu fangen und bedient sich dazu blecherner Wannen, welche von einem Kinde durch die Furchen gezogen werden, während Frauen oder ältere Leute hinterhergehen und die Halme zu beiden Seiten über der Wanne mit einem leisen Schlage abschütteln. Die Raupen fallen in die Wanne und werden am Ende der Furche zertreten, oder in Löcher geschüttet und vergraben. Auch sah ich, wie man eine Anzahl schwarzer Käfer in diesen Löchern hielt, welche die Raupen mit großem Appetite verzehrten.

Die männliche Bevölkerung ist hauptsächlich beschäftigt Bohnen zu behackten und Sorgho zu entblättern. Die Blätter, welche den Maisblättern ähnlich sind, bilden getrocknet ein vorzügliches Tierfutter besonders für die Ochsen und haben heuartigen Geruch. Alle Leute mit denen man zusammentrifft, erkundigen sich, wie es mit der Cholera im Norden stehe. Die Epidemie hat den ganzen Fluß entlang viele Opfer gefordert. Fast kein einziges Dorf wurde passiert in dem nicht Totenmusik gemacht worden wäre.

Kein Schiff geht vorüber, das sich nicht beim *Laupa* (Kapitän) nach den Verhältnissen in *Tien-tsien* erkundigte. Die erste Frage ist natürlich immer, ob die Ausländer dort noch das Regiment führten. Auf das erfolgte Nein folgt dann stets (falls man mich nicht sieht) ein Ausruf der Freude. Die zweite Frage betrifft den Schiffszoll. Und wenn sie dann erfahren müssen, daß nunmehr auch unter dem chinesischen Regimente die Schiffe samt und sonders einen Gewerbeschein *(tyuen)* zu bezahlen haben (was früher nicht der Fall war), erfolgt ein Ausruf der Enttäuschung. Die Schiffsleute sind im allgemeinen, wenigstens soweit ich hinter den Brettern in unbewachten Augenblicken aus ihren gegenseitigen Gesprächen entnehmen konnte, dem Ausländer nicht besonders hold gesinnt. Es sind daran offenbar die neuen Abgaben schuld, welche die „*Yang-gin*", wie sie glauben, zuerst erfunden und ihnen aufgebürdet haben. Der Chinese ist so lange lieb Kind als seine Käsch verschont bleiben; geht es diesen aber ans Leben, fühlt er sich im eigenen Leben getroffen, und er wird störrisch und ungemütlich.

Die Jugend ergötzt sich vielfach am glitzerigen Ufer und macht Rutschpartien, indem sie sich auf der schiefen Ebene heruntergleiten läßt mit einem jedesmaligen Plumps ins Wasser, was den Bengeln ein Mordsvergnügen zu machen scheint. Die Hosen zerreißen sie sich nicht dabei, da sie keine andere tragen als jene, die ihnen die Natur zugeschneidert hat, und die sind ebenso schnell gewaschen als geflickt. Deshalb lassen sie die alten Großväter, die oben am Ufer im Schatten der Weiden sitzen, auch ruhig gewehren und erinnern sich vielleicht vergangener Zeiten, wo sie's auch so getan. Alles paßt übrigens zusammen: gelbes Wasser, gelbes Ufer, gelbe Chinesenknirpse.

An einsamen Stellen des Ufers sonnen sich Schildkröten am Ufer und fliehen eilig ins nasse Element zurück, wenn ein Schiff herannaht. Auch ihnen hat die Natur eine Chinesenhaut zubedacht. Kein Chinese aber mach „mit ihnen in Verwandtschaft stehen;" das von jemanden behaupten, hieße ihn arg fluchen und dann wäre seine

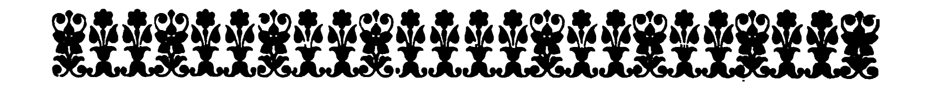
Geduld zu Ende. Vermutlich wird auch die Geduld des verehrten Lesers bald zu Ende sein. Meine war es schon längst trotz langjähriger Übung, doch die Hauptprobe sollte noch kommen: venenum in fine.

Wir sollten heute in *Lintsing* eintreffen, dem Ziele der Flußreise. Ende gut alles gut, dachte ich, denn der Wind war uns schon in der Frühe freundlich gestimmt und er blies kräftig genug um das Schiff trotz der reißenden Gegenflut auch ohne Zieher schnell über das Wasser zu schieben. Das war natürlich eine Wonne für die Schiffsleute, denn heute konnten sie sich ausruhen von den Anstrengungen der vorhergehenden Tage und vergnügt schmunzelte der *Laopa* im Gedanken daran, daß er heute den Rest seine Sporteln werde einstreichen können, nebst Trinkgeld. Doch die Freude war noch verfrüht. Als sich die Mottenschläfer gemütlich auf dem Schiffe ausgestreckt hatten und einige Zeit in Morpheus Armen ruhten, der Kapitän aber am Steuer saß und nickte, kam mit einem Male ein Wirbelwind heran, packte in das weite Segel, ein Ruck und Mast und Segel lagen auf der Seite. Das Schiff wurde dabei derart auf die Kante gedrückt, daß an einer Seite das Wasser hineinströmte. Ein Schrei des Entsetzens weckte die Schläfer auf und mit katzenartiger Gewandtheit war jeder an seinem Posten. Mit knapper Not gelang es, das Schiff vor dem völligen Umschlagen zu bewahren, aber eine Anzahl Kisten standen im Wasser. Es blieb nichts anderes übrig als uns **stromabwärts** treiben zu lassen zur nächsten Haltstelle. Dort wurde Mast und Segel wieder ausgebessert, die nassen Kisten ausgepackt und in die Sonne gestellt. Am folgenden Tage war alles wieder so weit in Ordnung, daß wir die Weiterreise antreten konnten, doch gelang es auch heute noch nicht unser Ziel zu erreichen.

Endlich tagte der 3. September; es nahte die Stunde unserer Erlösung. Siebenzehn Tage lang hatte die Fahrt gedauert. Wir langten gegen Mittag in Lintsing an. Am Flußufer aber erwarteten mich schon Boten aus *Puoly* und der getreue Max. So nämlich hatte ich das für den Bischof geschenkte Pferd getauft (weil ich seinen früheren Namen nicht ermitteln konnte) in Erinnerung an den verehrten Herrn M. M. und der in Peking verlebten Tage. Noch am nämlichen Abende machte ich einen Ritt von sechs Stunden und legte den Rest des Weges (80 li) in der Frühe des folgenden Tages zurück. Gegen Mittag gelangte ich in Puoly an, begrüßt von Waisenkindern, Greisen und Christen. Geschah mein Einzug auch nicht im „Staatswagen“, so war er nichtsdestoweniger ein

freudenreicher, und selbst der Max schien sich zu freuen, als er sich von der großen Menge heiterer Gesichter umringt sah. Ihm allerdings wurde noch mehr Bewunderung zu teil als mir selber, denn mich, den Europäer hatte man früher schon oft genug gesehen nicht aber ein europäisches Pferd. Also, sagte man sich, ist es doch eine Märe gewesen mit dem *mu-ma* (hölzernen Pferde) an die man bisheran geglaubt, und welche die Träger der abgeschlissenen Riesen-Hufeisen gewesen sein sollen, welche die chinesischen Kleinschmiede verarbeiten.





Dritter Teil.

Aus dem Missionsleben.

Geächtet und vertrieben.

Tsingtau, 18. Juli 1900.

Freudeerfüllten Herzens begrüßte ich im Spätherbst vorigen Jahres nach zweijähriger Trennung China wieder, das Land meiner Wünsche und Hoffnungen. Den Wind, welcher uns auf dem Meere so scharf aus dem Osten entgegenblies, betrachtete ich als Heimatswind. Gern ertrug ich es, als ich die Reise von Tientsin nach Puoly in einem verdeckten Wagen machen mußte, um nicht erkannt zu werden; denn noch schlugen die letzten Wellen der Empörung und der Verfolgung, welche die Helden „vom großen Messer“ angezettelt hatten. Überall auf dem Wege sprach man von nichts andrem als von den Sektierern und ihrem Werke. Indes kam ich als „kranke Frau“ oder als „junge Braut“ in meinem verhängten Wagen glücklich durch. Wohl dauerten die acht Tage der Fahrt gar lange, aber die freudige Hoffnung, in Bälde unter meinen lieben Pflegebefohlenen zu weilen, ließ mich alles Ungemach vergessen.

In Puoly angelangt, war meine erste Tätigkeit, zu trösten, zu ermutigen, zu helfen so viel in meinen Kräften stand. Die Ruhe war leidlich hergestellt, und die Christen atmeten erleichtert auf. Zudem lebten sie der Hoffnung, wieder in den Besitz ihrer geraubten Güter zu gelangen. Sie hofften wochen-, monatelang; fast war ein Jahr verflossen, aber noch immer hofften sie vergebens. Endlich kam Mitte Juni vom hochw. P. Provikar die freudige Nachricht, es sei den Christen voller Schadenersatz zugesichert; die Flüchtlinge

könnten in ihre Heimat zurückkehren; der Vicekönig habe das Beste versprochen; in kurzer Zeit werde er einen Abgesandten *(Ui-juen)* schicken und den armen Christen sollte zu ihrem Rechte verholfen werden. Am 17. Juni d. J. ließ mir P. Petry durch einen Boten die Nachricht überbringen, es sei ein Abgesandter des Vicekönigs nach Z'aufu (wozu das Dekanat Puoly politisch gehört) gekommen; ich möchte dorthin gehen und mit ihm verhandeln. Frühmorgens am anderen Tage machte ich mich auf den Weg. Nach zweitägiger angestrengter Reise gelangte ich am dritten Tage dort an. Aber welche Enttäuschung! Bereits war der Abgesandte des Vicekönigs telegraphisch abberufen. In Peking sei Revolution ausgebrochen, die Verhandlungen könnten jetzt nicht geführt werden. So waren mit einem Schlage die besten Hoffnungen unserer Christen wiederum vernichtet. In Begleitung des P. Petry begab ich mich zum Militärkommandanten Liung, welcher sich der Mission gegenüber immer sehr wohlwollend bewiesen hatte, um von ihm näheren Aufschluß zu erfahren. Dieser hohe Mandarin, welcher s. Z. in Begleitung von Li-Hung-Dschang in Europa gewesen war, grüßte uns nach europäischer Weise und drückte uns warm die Hand; seine Augen aber verrieten, daß er etwas Besonderes auf dem Herzen habe. Anstatt sich denn auch in den üblichen leeren chinesischen Redensarten zu bewegen, nahm er ein soeben eingelaufenes Schreiben des Vicekönigs aus Tsinanfu zur Hand und legte es mir vor. Durch dieses Schreiben wurden sämtliche Mandarine beauftragt, die Europäer aus ihren Bezirken zu entfernen und sie unter militärischem Schutze zur nächsten Hafenstation bringen zu lassen. „Auch eueres Bleibens ist nicht mehr hier“, bedeutete uns der Kommandant; „wir können für euere Sicherheit nicht mehr aufkommen. Ich werde euch einige Soldaten mitgeben, damit ihr unbehelligt abziehen könnt.“

Wir wußten genug; unser Herz war voll, und wir hatten gar keine Lust mehr, den uns dargereichten Süßwein zu kosten. In unsere Wohnung heimgekehrt, fanden wir ein Telegramm des hochw. P. Provikar Freinademetz aus Tsining: „Wegen Rebellion schutzlos erklärt. Schnell das Notwendigste ordnen und hierher kommen.“

Es brannte mir unter den Fußsohlen; im Fluge wäre ich gern nach Puoly geeilt, aber trotz der großen Eile dauerte die Reise dennoch zwei Tage. Als ich abends spät ankam, fand ich die Residenz in der größten Aufregung. Der gute Bruder Ulrich weinte fast vor Freude, als er mich wiedersah. Während meiner Abwesenheit war ein Brief des P. Provikars eingetroffen, worin er uns von der bedenklichen Sachlage Mitteilung machte, es aber jedem

freistellte, zu bleiben oder zu gehen. Kurz darauf wurde durch ein Telegramm „dieser Brief als ungültig erklärt, alle Europäer müßten sich schnell entfernen und in Sicherheit bringen“. Alle Europäer müssen sich schnell entfernen: welch ein Befehl! Wenn je in meinem Leben, so ist mir damals das Opfer des Gehorsams schwer gefallen. Ich konnte mich gar nicht mit dem Gedanken vertraut machen, Puoly zu verlassen; verlassen die vielen hülflosen Waisenkinder, die todesmüden Greise; verlassen die weinenden Christen; verlassen die Gräber der verstorbenen Mitbrüder; verlassen die Stätte so vieler Arbeiten und Mühen, so viele Neuchristen, die sich schon so oft wacker gehalten im harten Kampfe; verlassen das Werk, an dem so viele Vorgänger unter Mühe und Tränen gearbeitet; verlassen die Wiege der Mission und sie vielleicht nie mehr wiedersehen! — Keinen Augenblick konnte ich während der langen Nacht schlafen; ich glaubte einen Kampf auf Leben und Tod durchkämpfen zu müssen. Wohl erinnerte ich mich der Worte: „Besser ist Gehorsam als Opfer“, aber erst als ich dem Heiland vor dem Altare mein Leid geklagt, konnte ich mich in etwa wieder fassen.

Am folgenden Tage mußten in aller Eile die notwendigsten Anordnungen gemacht und die Vorbereitungen zur Abreise getroffen werden. Der P. Provikar hatte vier chinesische Priester geschickt, die in der Residenz weilen sollten, um sich im Augenblicke der größten Gefahr verkleidet zu retten. Wir erwarteten auch noch den P. Volpert, der sich in einem Nachbarbezirke aufhielt und mit uns entfliehen sollte. Gegen Mittag langte er an.

Furchtbar waren die Nachtstunden vorübergegangen, der Tag war nicht minder schrecklich. Hier weinten Christen, dort rangen Greise ihre Hände, bald klammerten sich die Waisenkinder an die Kleider des Missionars: wo man stand oder ging, sah man nichts als herzzerreißende Scenen. Dennoch mochten die guten Christen den Missionar nicht direkt bitten, er solle bei ihnen bleiben, weil sie für sein Leben fürchteten. Wie ein Lichtstrahl schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Geh' nach Tsining, unterbreite dem Provikar die Sachlage und bitte ihn, dich zurückkehren zu lassen. — „Tröstet euch“, ermahnte ich deshalb alle, „wir gehen nur bis nach Tsining, kommen aber, wenn eben möglich, bald zurück“. Dieser Trost war wie das milde Abendrot beim Abschied der untergehenden Sonne. Auch diese Nacht wurde nicht geschlafen; die Christen mußten nach Hause heimkehren; die Bewohner der Residenz aber waren nicht aus unserer Umgebung zu entfernen. Kurz nach Mitternacht lasen wir die h. Messe; dann wurde ein kleiner

Imbis genommen, und fort ging es, die unseren Herzen so traute Stätte zu verlassen. Ein Glück, daß die noch dunkle Nacht das traurige Abschiedsbild mitleidsvoll verhüllte.

Auf vieles Bitten hin hatten sich die Soldaten, welche mich aus Z'au-fu begleitet, dazu verstanden, mit uns bis nach Tsining zu gehen. Die Reise dorthin verlief noch verhältnismäßig günstig. Die Heiden sahen unsere Militärbedeckung und wußten, daß wir noch nicht ganz schutzlos seien. Eine halbe Tagereise von Tsining entfernt, kam uns ein Bote entgegen, den der Herr P. Provikar geschickt. Er bat uns dringend, uns doch ja nicht in die Stadt zu begeben, weil die Durchreise zu gefährlich sei. Da standen wir denn ratlos mitten auf dem Felde, ohne zu wissen wohin. Die Soldaten erklärten bündig, uns nicht weiter als bis nach Tsining begleiten zu dürfen; ohne Bedeckung aber zu reisen, wäre diesmal eben so viel gewesen, als sich in den sicheren Tod zu begeben. Solche Lagen im Leben sind furchtbar, besonders wenn man das Leben anderer noch zu verantworten hat. Als wir unschlüssig einige Stunden weiter geeilt waren, traf uns ein zweiter Bote aus Tsining mit einem Briefe des Provikars: „Pax Christi. Diesen Abend die Lage noch ungefährlich; kommt deshalb über Tsining!" Auf den Knieen hätte ich dem lieben Gott für diese Kunde danken mögen. Schnell ging es in die Stadt hinein; wohl sahen wir drohende Blicke, niemand aber wagte es, Hand an uns zu legen.

In der Residenz trafen wir den Herrn Provikar mit drei anderen Patres und einem Laienbruder. Es wurde nun beratschlagt, was am besten zu tun sei. Eben war ein Telegramm aus Tschifu vom deutschen Konsul (Hrn. Dr. Lenz) eingelaufen, worin er uns dringend ersuchte, uns möglichst schnell in Sicherheit zu begeben. Auch waren Nachrichten eingetroffen, daß „der deutsche Gesandte in Peking mit allen dortigen Europäern massakriert seien, daß die Jesuiten und Franziskaner ihre großen Residenzen nicht mehr hätten halten können, daß bereits mehrere Missionare ermordet seien und die Mandarine mancherorts die Missionare mit Gewalt hinausgetrieben hätten". Sollen wir uns opfern, um die Christen, die beim Priester aushalten werden, ohne sich zu verbergen, noch sicher in den Tod zu bringen, oder sollen wir uns zu erhalten suchen, um für die Christen noch mehr wirken zu können? Die Mehrzahl der Missionare war dafür, uns vorläufig nach Tsingtau zu begeben. Dorthin war bereits Tags zuvor eine Karawane von 14 Missionaren abgereist. Nur mit schwerem, schwerem Herzen entschloß sich der Herr P. Provikar dazu. Er hatte immer vorgehabt, mich aus Puoly

wegzulocken (und das war ihm ja gelungen vi sanctæ obedientiæ, vermittels des gelobten Gehorsams), um dann selber dorthin zu gehen und sich zu opfern. „Aber weshalb soll ich mich denn nicht opfern? ... Ich bin doch schon halb tot“, meinte der fromme Mann, „und muß so wie so bald sterben. An meinem Leben ist nichts mehr gelegen, während Sie noch lange für den lieben Gott arbeiten können“. Da indes alle Patres den Herrn Provikar dringend baten, doch von seinem Plane abzulassen, weil ja die zurückgebliebenen chinesischen Priester zur Zeit der Not ihren Landsleuten beistehen könnten, entschloß er sich endlich, mitzugehen. Abends spät kam auch noch ein Jesuitenpater (P. Höffel) zu uns, der, aus der Nachbarmission vertrieben, nirgends mehr einen Ausweg gefunden hatte; zwei seiner Mitbrüder waren einige Tage zuvor von den Sektierern ermordet worden.

Sehr früh morgens verließ der traurige Zug die Tore der Residenz. Man mußte den Hrn. P. Provikar förmlich hinausschieben, denn noch immar wankte er in seinem Entschlusse. Als wir ungefähr zwei Stunden weit von Tsining entfernt waren, wurde Halt gemacht. Hr. P. Provikar ließ mich zu sich rufen. Soll ich's verraten, was mir sein edles Priesterherz offenbarte? Nun der Leser wird es schon erraten haben: Sterben als Opfer für die Mission, das war sein sehnlichster Wunsch, und deshalb, so beteuerte er, könne er den Seelenfrieden nicht finden, wenn er, als Oberer der Mission, nicht in der Mission verbliebe. Das sich mehrere Missionare hinopferten, könne und dürfe er nicht erlauben, denn er sei für das Leben aller verantwortlich. Was sollte ich antworten? Ich nahm mit den anderen Mitbrüdern Rücksprache; schließlich meinten alle, man dürfe sich nicht länger dem Verlangen des heldenmütigen Mannes widersetzen. Wir knieten nieder und baten mit Tränen in den Augen um seinen Segen und empfahlen uns seinem frommen Gebete. Sobald Bruder Ulrich den Entschluß des Hrn. Provikars vernommen, lebte auch der seine mit erneuter Heftigkeit auf. Er wollte den P. Provikar beschützen, er wollte sich mit ihm opfern. Als ich in Z'aufu gewesen, hatte der Bruder geglaubt, ich werde sofort von dorther nach Tsining reisen, ohne zuvor nach Puoly heimzukehren. In einem Briefe, den er an mich abgeschickt hatte, bat und beschwor er mich, ihm die Erlaubnis zu erwirken, in Puoly verbleiben zu dürfen, dort wolle er sterben. Nunmehr wurde auch seiner Bitte willfahrt. Mit einem „Auf Wiedersehen im Himmel“! verabschiedeten wir uns, und die beiden kehrten um.

Von Jenfu kamen uns zehn Soldaten entgegen, welche der Mandarin (Taotä) zu unserem Schutze bestellt hatte. Schon am

ersten Abend hatten sie unseren Leuten gegenüber verlauten lassen, sie seien bestellt, nicht um die Europäer zu beschützen, sondern nur des „Gesichtes“ halber mitgeschickt; sollte Gefahr im Anzuge sein, würden sie die fremden Teufel im Stich lassen. In einem Dorfe, wo man sich nach ihrer Sendung erkundigte, streuten sie unter das Volk, sie brächten die Ausländer an die Grenze, wo sie geköpft werden sollten, gleich den vielen Tausenden, die bereits in Peking und Tientsin gefallen seien.

Die Reise von Tsining nach Tsingtau dauerte volle zwölf Tage. Glücklich wurde sie beendet, Gott sei Dank, aber nie in meinem Leben werde ich diesen Schmerzensweg vergessen. Keinerlei Gefahren blieben uns erspart: Gefahren zu Lande und zu Wasser, Gefahren von Blitz und Ungewitter, Gefahren von Räubern und Christenfeinden; unter allen möglichen Leiden hatten wir zu dulden: Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Angst und Bangen. Besonders beschwerlich gestaltete sich der Rest der Reise, welchen wir auf einer elenden Schiffsbarke von Tsingkou nach Tsingtau an der Ostküste durch das chinesische Meer zu machen hatten. Fünf Tage mußten wir auf der Barke aushalten, bei Tag und Nacht unter freiem Himmel, beschienen von der heißen Julisonne, ohne weiteres Obdach als unseren Schirm (und jeder hatte nicht mal einen). Der Schirm bildete auch das einzige Obdach bei den Gewittern, die täglich niedergingen und unsere Habseligkeiten bis auf den letzten Faden durchnäßten. Das kleine Schiff hatte Ölkuchen als Ladung, welche durch die Feuchtigkeit in Verwesung übergegangen waren und einen entsetzlichen Geruch um sich verbreiteten. Bei einem starken Gewitter schlug der Blitz mit furchtbarem Knalle neben uns ins Meer; die Schiffsleute machten verzweifelte Gesichter und mochten wohl die Europäer verfluchen, die sie in solche Gefahr gebracht. Eines Abends konnten wir wegen starken Sturmes nicht anlegen; im offenen Meere mußte Anker geworfen werden, der nach vielen vergeblichen Mühen endlich faßte. Das Schiff schaukelte wie eine Nußschale auf den sturmbewegten Wogen, wir mußten uns förmlich anbinden, um nicht heruntergespült zu werden. Als der Sturm etwas nachgelassen, wurde unsere Barke von vielen kleinen Fahrzeugen umkreist, in denen finstere Gesellen saßen, die wir sofort als Seeräuber erkannten. Schnell griffen wir zu unseren Waffen und zeigten den Kerlen das blanke Ende; allmählich zogen sie ab. Zum Glück waren einige muntere Naturen unter uns, denen der gute Humor niemals ausging und die ein fröhliches Liedchen sangen, wenn es anders nicht mehr gehen wollte. Die

Schiffsleute konnten uns nichts besseres bieten als Reis und Bohnen in Wasser gekocht, welche uns aber mit der Zeit derart verleidet wurden, daß mancher es vorzog, Hunger zu leiden, als daran seinen Hunger zu stillen.

Endlich, endlich tauchten die Spitzen der Berge von Tsingtau in der Ferne auf. Zum Glück blies noch zu guterletzt ein günstiger Wind, der die Fahrt beschleunigte. Schon glaubten wir nach einer Stunde unsere Mitbrüder begrüßen zu können, als sich unerwartet der Wind änderte und das Schiff nicht mehr vom Flecke kam. Nur angestrengtes Rudern konnte es vor dem Zurücktreiben bewahren; alles mögliche wurde versucht, um es weiterzubringen, aber umsonst; auch gaben wir allerlei Signale, um in der Bucht die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken, aber vergebens. Die Nacht kam herangezogen, im Hafen erglänzten die Lichter — so nahe dem Ziele und doch konnten wir es nicht erreichen. Den Schiffsleuten wurde ein gutes Trinkgeld versprochen, wir selber griffen mit in die Ruder: ja es half, das Schiff kam ein wenig weiter. Kurz vor Mitternacht klopften wir an die Pforte der Missionsstation und konnten unsere dortigen Mitbrüder begrüßen.

Von Tsingtau nach Kiautschou.

Kaumi, 2. Jan. 1901.

Also im alten Jahre sollten wir doch das Ende unseres Exils erleben. Es war Sylvestertag, als ich mit Bruder Rudolf ein Schifflein bestieg, das uns noch vor Sonnenuntergang über die Bucht nach Kiautschou bringen sollte. Adieu Tsingtau! Du hast uns während der Zeit unserer Verbannung gastliche Aufnahme bereitet; habe Dank dafür.

Es war ein herrlicher Tag, ein klarer Sonnentag nach dreitägigem Regen- und Schneewetter. Die hohen Zacken des Laogebirges stachen mit ihren schneeigen Firnen scharf ab gegen das blaue Firmament. Zur Linken lagen die Höhen des Perlgebirges, einer riesigen Totenbahre gleich, bedeckt mit gewaltigem Leichentuche. Ringsumher war es totenstill, das Meer glatt wie ein Spiegel, und das leichte Fahrzeug schoß pfeilschnell über die blaue Fläche. Eine solche Fahrt ist ein wahrer Hochgenuß: unten das Meer mit seinen Geheimnissen, in der Ferne silbern schimmernde Gebirge, am Himmel die milde Wintersonne, drinnen im Herzen das Frohgefühl

zu wissen, daß es hinausgeht auf die alte Stätte der Arbeit. Wie sich der Kaufmann freuen mag, wenn er mit reichen Schätzen beladen über das Meer segelt zu den lieben Seinen! Sollte sich der Missionar nicht freuen, wenn er heimkehren darf zu seinen verlassenen Schäflein, denen sein Herz gehört!

Wer sollte es glauben, daß die Bucht, jetzt so friedlich schlummernd, sich zu Zeiten erheben könnte, als peitsche sie ein wilder Dämon. Unerwartet und unvermerkt mit wahrer Windeseile setzt der rauhe Nord ein und läßt dem fahrenden Schiffe bisweilen gar keine Zeit mehr, seine Segel zu legen. Das Fahrzeug schlägt um, und mancher, der sein halbes Leben auf dem Wasser zugebracht, findet dann sein Grab darin. Überhaupt ist das Wetter in Tsingtau so unbeständig, wie ich es anderswo in China kaum getroffen habe. Nicht selten lächelt am frühen Morgen die Sonne hinter den Bergen herauf und wünscht guten Tag, aber plötzlich ist sie hinter schwarzen Wolkenbergen oder hinter dem chinesischen „Grauhimmel" verborgen, und alle Herrlichkeit des Tages ist dahin.

Eine sehr angenehme Beigabe auf dieser schönen, anregenden Fahrt war, daß wir ein Stück greifbare Erinnerung aus der Heimat mit uns führten, ein Stück westfälischen Schinken. Im allgemeinen kann sich ein Missionar hier, so weit von der Heimat entfernt, derartige lukullische Genüsse nicht gönnen — ein Pfund westfälischen Schinken kostet in Tsingtau 2,20 M. — und er tut es nur dann, wenn ihm der Zufall oder vielmehr eine gute Seele so etwas zugestellt hat. Das wird dann aufgehoben für die Zeit der Not, für Reisen und dergleichen, wenn außer gekochtem Wasser sonst nichts zu haben ist. Ist das doch ein duftiges Stück Fleisch, dieser westfälische Schinken: paßt ganz zu den knorrigen Eichen und den harten Köpfen in meiner Heimat. Zum westfälischen Schinken gehört eigentlich der westfälische Pumpernickel, und auch diesen kann man in Deutschchina kaufen, wohlverschlossen in Blechdosen. Freilich kommt er nicht aus Westfalen, sondern aus Berlin, ist also eigentlich Berliner Pumpernickel. Was auch ihn weniger empfehlenswert macht, ist wiederum der hohe Preis: eine Dose (ein Pfund) kostet 70 Cents, also mehr als eine Mark. Da wäre zu bedauern, wer ihn als tägliches Brot genießen müßte.

Schon neigte sich die Sonne dem Untergange zu, als wir die Ningpaofahrzeuge passierten, eine Reihe mächtiger Kauffahrteischiffe, die aus dem Süden, aus der Nähe von Schanghai, alljährlich einige Mal in die Kiautschoubucht kommen, um den Handel ins Innere zu vermitteln. Als Ausfuhr nehmen sie meistens Reis, Papier,

Zucker, Bambus und sonstige südländische Produkte mit, während sie für die Rückfahrt Erdnüsse, Bohnenöl, Kohl, Birnen, Nüsse, trockene Gottesbirnen und andere Früchte Schantungs verladen. Wo die Bucht seicht zu werden beginnt, bleiben sie vor Anker liegen. Kleine Schiffe vermitteln den Handel so weit hinauf, als der Fluß fahrbar ist; dann muß der Schiebkarren eintreten.

„Voran, voran!“ mahnten wir unsere Schiffer, Vater und Sohn, die sich am Ruder abwechselten; „denn es wird dunkel.“ „Morgen, morgen kommen wir an,“ trösteten sie uns. „Nein nicht morgen, sondern heute müssen wir ankommen; denn wir haben Eile.“ „Aber die Eile bringt uns auch nicht weiter; die Flut ist am abziehen, es geht gegen den Strom, und bald liegen wir auf dem Trockenen. Das gescheiteste wäre, Anker zu werfen und so lange zu warten, bis die Flut zurückkäme und uns weiter den Fluß hinauftrüge.“ Als die Schlauberger dann wirklich Anstalten machten, ihre Anker zu lösen, mußten wir noch energischer mit ihnen reden. Schon hatten uns mehrere Fahrzeuge überholt und schossen an uns vorüber. „Weiter voran,“ befahlen wir; „so lange andere Wasser haben zum Rudern, habt ihr es auch.“ Als wir endlich aufs Trockene gekommen, hieß es Geduld haben und sich ins Unvermeidliche und den kalten Schiffskasten fügen. Zum Glück dauerte es nicht sehr lange, da begann das Wasser wieder zu steigen, und unter vielem Schreien ging es durch den Schlamm langsam weiter. In den chinesischen Flußmündungen ist meistens ein Drängen und Schieben wie bei uns auf der Kirmeß vor einer Schaubude. Es ist nur ein Schaukeln nach rechts und links; aber man kommt nicht voran. Wer es dann eilig hat, nimmt am besten ein Schlafpulver und macht die Augen zu und sucht sich über das Unvermeidliche hinwegzutäuschen. Jedermann bringt das freilich nicht fertig, und auch uns wollte der Schlaf nicht kommen trotz vorgerückter Nachtstunde. Die Füße aber schliefen schon seit langem von allem Liegen und Hocken, und die Kälte wurde mit jedem Augenblick empfindlicher.

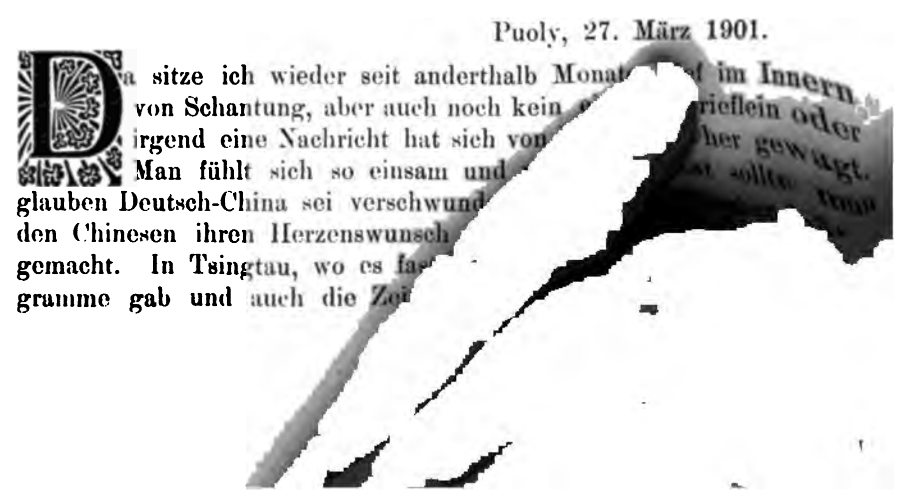
„Springen wir vom Schiffe aufs Ufer und versuchen es auf dem Trockenen,“ meinte der Bruder. „Ja, wenns nur trockenen wäre; da durch den Schlamm zu waten beim Dunkel der Nacht scheint mir auch kein Plan zu sein. Doch ich wills versuchen. Bleiben Sie auf dem Schiffe; ich werde ins Dorf vorauseilen und mich nach einer Herberge umsehen. Hier zu schlafen ist doch nicht möglich, man würde ja zum Eiszapfen frieren.“ Ich schloß mich einigen Chinesen an, die gleichfalls aus ihren Schiffen gestiegen, und tappte

vorsichtig über die halbgefrorene Eiskruste, über Schlamm und Morast voran. Die Chinesen kamen leichtfüßig hinüber, ich hingegen sank einige Male ein, nicht bis an den Hals, aber doch weit genug, um erst nach ordentlichen Anstrengungen wieder herauszukommen. Endlich gelangten wir in das elende Chinesendorf *Mat'ou*. Die Chinesen, denen ich gefolgt war, sahen sich nach einer Herberge um, und ich bat sie, auch mir eine anzuweisen. „Es ist überhaupt nur eine Herberge hier für bessere Leute, und das ist eben diese, wo wir anklopfen," antworteten sie. Es war schon oft angeklopft, auch hatte man von innen Laute vernommen, die Türe wurde aber noch immer nicht losgemacht. „Nun mal endlich aufgemacht!" schrie der Anführer. „Es wartet draußen ein europäischer Meister, der bei dir übernachten will." Gleich darauf wurde die Türe losgeriegelt, und wir konnten ins Chinesenhotel einziehen. Im „Vorzimmer" hing eine halbe Sau; daneben lag ein Chinese und schlief. Der Wirt, der uns Einlaß gewährt, war ein alter Mann mit weißen Haaren und hohlen Wangen. Die Kleider hatte er noch lose um die Schultern hängen, um sie gleich wieder als Oberbett beim Niederlegen sich aufzulegen. Der da rechts bei der toten Sau schlief, kümmerte sich wenig oder gar nicht um die angekommenen Gäste, sondern schnarchte in einer Weise, daß man hätte glauben sollen, die Sau habe ihm geholfen. „Aber, guter Mann, Anstalten gemacht und geholfen, daß wir einen Raum zum Schlafen bekommen." „Alles ist besetzt," erwiderte er trocken, „ich wüßte wahrhaftig nicht, wo ich Euch hinlegen wollte; kommt selbst und überzeugt Euch." Er führte mich dann in sein „Gastzimmer". Aber da lagen nicht nur die Betten voll von Leuten, sondern auch am Boden lagen die Gäste herum wie die Schafe. Es waren meistens Karrenschieber und Eselstreiber, die nun bei Nacht einen ähnlichen Lärm vollführten, wie es ihre Gefährten bei Tage zu tun pflegen. Nein, dann lieber aufs Schiff zurück, dachte ich, als hier am Boden zu liegen, wo das Schlafen doch eine Unmöglichkeit ist. „Ich sehe, Ihr habt absolut keinen Platz, aber könnt Ihr mir anderswo kein Obdach verschaffen?" „Am besten geht Ihr in das deutsche Hotel," sagte der Wirt; „da gibt es europäisches Essen und Trinken, und Platz wird man auch noch wohl haben." „Das hättet Ihr auch gleich sagen können," antwortete ich ihm. „Seid denn so gut und laßt mich dort hinführen." Ein Führer war sofort zur Stelle, und so ging es denn weiter durch Dunkel und Morast.

Als wir einige Zeit herumgetappt waren, wurde Halt gemacht vor einem Chinesenhause, besonders erkenntlich gemacht durch eine

lange Fahnenstange, die vor demselben **aufgepflanzt war. „Hier** ist das europäische Hotel, hier klopfet an," **sagte mein Begleiter.** „Herein!" wurde von Innen gerufen. Wahrhaftig, **dachte ich, das** klingt ja deutsch wie daheim. Ich trat in ein niedliches **Stübchen;** in der einen Ecke desselben brannte ein Ofen, in der **anderen stand** ein Christbaum. Der Wirt und ein Gast, beide Deutsche, **saßen** beim Ofen und knackten Nüsse. Eine angenehme Wärme **umfing** meine frostkalten Glieder. Rechts stand das Buffet **mit Flaschen** aller Größe und Gattung und dem verschiedensten Inhalte. **„Grüß** Gott! Noch ein Gast zur späten Abendstunde; ist **aber kein Chinese,** sondern ein Landsmann." „Leider haben wir nur **zwei Stübchen** und zwei Betten," antwortete der Wirt, „und **gerade heute sind** zwei Gäste gekommen. Also ist eigentlich kein **Platz mehr übrig;** aber wenn Sie sich behelfen, werde ich schon **Rat schaffen." Der** Wirt schaffte Rat, nicht nur für mich, sondern **auch für den Bruder,** der unterdessen auch vom Schiffe gestiegen **und mir nachgefolgt** war. Als wir etwas gegessen und getrunken, fanden wir **Unterkunft** in einem Chinesenzimmer; die Betten waren halb **europäisch, halb** chinesisch. Müde, wie wir waren, sanken wir bald **in Morpheus** Arme. Am anderen Morgen brachte mich ein Eselein **nach Kiau**tschou, wo ich die anderen Missionare noch **traf, die eben im Begriffe** standen, ihre Weiterreise ins Innere anzutreten. **Der Weg ist lang** und die Tage sind kurz, zudem ist tiefer Schnee **gefallen, welcher** die Wege stellenweise vollständig unpassierbar **macht. Da wird es** an mancherlei Abenteuern nicht fehlen, und wenn **alle wieder glücklich** in ihre Bezirke gelangt sind, können wir getrost **Deo gratias sagen.**

Erste Stimmungsbilder nach den Boxerunruhen.



Puoly, 27. März 1901.

Da sitze ich wieder seit anderthalb Mona[illegible] im Innern von Schantung, aber auch noch kein [illegible] rieflein oder irgend eine Nachricht hat sich von [illegible] her gewagt. Man fühlt sich so einsam und [illegible] sollte [illegible] glauben Deutsch-China sei verschwund[illegible] den Chinesen ihren Herzenswunsch [illegible] gemacht. In Tsingtau, wo es fa[illegible] gramme gab und auch die Zei[illegible]

Besuch machten, fühlte man sich fast wie daheim. Hier muß man wieder „von Gerüchten leben“, und die sind meistens nicht sehr erbaulich; oder man macht sich seine eigenen Kalkulationen und die fallen auch in der Regel nicht sehr erfreulich aus. Es ist eine Atmosphäre wie vor Ausbruch eines gewaltigen Orkans, und man will oft meinen, unter den Füßen glühe vulkanischer Boden. Solche Gefühle entspringen natürlich hauptsächlich von all den „schrecklichen Dingen, die da noch kommen werden“, welche die Chinesen aber mit einer Gewißheit erzählen, als hätten sie Prophetengeist. Vor drei bis vier Wochen war es mit den Gerüchten noch viel schlimmer, als nämlich die Boxer über den Mandarin von Tung-schang-fu hergefallen waren, und ihm den Garaus gemacht hatten. (Tung-schang-fu ist 50 Li von hier entfernt). Da glaubten sie wieder Herr der Lage zu sein. Als aber eine energische Hetze auf sie gemacht worden ist, haben sie Fersengeld gegeben. Die Frau des ermordeten Mandarinen soll noch Leichenwache bei dem im Yamen aufgestellten Sarge ihres verstorbenen Gatten halten und soll sich nicht eher zufrieden geben wollen als bis 300 Boxerköpfe zu ihren Füßen liegen.

Auf den Märkten werden vielfach Bilder feilgeboten, auf denen die Kämpfe der Europäer mit den Chinesen in bunten Farben gemalt sind. Besonders werden die „Schlachten“ von Tientsin und Paotingfu dargestellt. Wer Sieger war, kann sich der Leser leicht denken, natürlich wieder die Chinesen. Und sie sahen auf den Bildern so wild und schreckenerregend hinter den laufenden Europäern drein, daß man schier glauben sollte, es gäbe unter den Chinesen nur Helden. Ob das Volk auch an den Schwindel glaubt! Warum nicht gar! Was man wünscht, das glaubt man gern. Eine eigentliche Niederlage der Chinesen ist den Zopfträgern überhaupt unverständlich.

Die Mandarine sind im allgemeinen geschmeidig und geben gute Worte. Einer aber, der diese Herrn etwas genauer kennt, fühlt bald heraus, daß es ihnen gar so ernst nicht damit gemeint ist. Mir will indes scheinen, als hätten die Mandarine und Gelehrten aus den Wirrnissen der letzten Zeit wenigstens das gelernt, daß sie allmälig anfangen müssen, sich mehr für das „Europäische“ zu interessieren; wenigstens erkennen sie jetzt die Europäer als eine Macht an, mit der man doch eventuell zu rechnen hat. Ist ihr Wissen in Geographie und dgl. auch meistens sehr stümperhaft, so wissen sie nun doch vielfach schon, daß China sehr groß und Rußland auch nicht grade klein ist; daß Deutschland tapfere Soldaten

hat, und daß Japan etwas näher bei China liegt, als Europa. Das überlegene, selbstbewußte Lächeln indes, das bisweilen ihren Mund umspielt, wenn sie sich nach europäischen Verhältnissen erkundigen und ihre ausländische Wissenschaft zum besten geben, zeigt genugsam, daß sie die Gleichberechtigung der Barbaren des Westens im Rate der Weisen im Reiche der Mitte doch noch stark in Zweifel ziehen.

Wir fragen uns oft, was die Zukunft wohl bringen mag? Die Ansichten sind verschieden. Der Ansicht ist aber jeder, daß die Zukunft noch viel heikler werden wird, wenn das Militär der europäischen Mächte abzieht, bevor die Chinesen gründlich gedemütigt sind. Denn sie sind sich wohl bewußt, daß es nicht so leicht wieder zu einem zweiten Feldzuge gegen sie kommen wird. Ein zweites Mal dürfte aber an ein so verhältnismäßig leichtes Entrinnen der meisten Europäer aus dem Innern in die Hafenstädte wohl nicht mehr zu denken sein. Die Chinesen sind oft unberechenbar; vielleicht geht es besser, als mancher denkt; vielleicht wird es auch schlimmer, als die Mehrzahl erwartet. Das „Parati estote“ dürfte aber wohl jeder Europäer im Innern von China die ersten Jahre nicht vergessen und auch darüber hinaus noch nicht.

Das Frühjahr hebt wieder an, wie im vorigen Jahre: Wind und Staub und nichts wie Staub. Wenn nach der neuesten Regentheorie der Staub mit dem Regen so eng zusammenhängt, wo bleibt dann aber in China der Regen; Alle Fingerlang erhebt sich ein Staub, der die Sonne verfinstert und den Tag zur Nacht macht; ist aber der Wind vorbei, ist auch bald der Staub verflogen; der Regen aber bleibt aus. Die Aussichten auf eine gesegnete Weizenernte sind im Allgemeinen recht günstig. Der kalte Nord nimmt aber die jungen Sprossen unter dem Schnee, welcher dieses Jahr ausnahmsweise reichlich gefallen ist, arg mit. Allenthalben verlangt man wieder nach Regen. Im Frühjahr aber bleibt er besonders gerne aus; *„Tsch'uin jü sian-sü ju“*, sagen die Chinesen, d. h. der Frühlingsregen ist gleich dem Öl (so rar und kostbar). Sollte es wieder zur Mißernte kommen, dann werden die hungernden Chinesen trotz aller Friedensbeschlüsse doch keinen Frieden halten: Parati estote!

Yangku (Stadt), 12. April 1901.

Bin gestern hier in die Stadt gekommen, um die Angelegenheiten der Kirche und der Christen mit dem Mandarin in Ordung zu bringen. Von allen unseren Christen in Süd-Schantung sind

nämlich die Christen aus dem Bezirk Yangku (wozu auch Puoly gehört) bisher am schlechtesten fortgekommen, was die Besorgung ihrer Angelegenheiten betrifft. Während in den meisten anderen Bezirken so ziemlich wieder Ordnung hergestellt ist, und den Beraubten auch eine mehr oder weniger entsprechende Endschädigung zu teil wurde, harren die armen Christen von Yangku vergebens darauf, und die meisten nagen am Hungertuche und wohnen so zu sagen unter dem freien Himmel, da ihre Häuser größtenteils zerstört wurden. Daß ihnen bisher keinerlei Gerechtigkeit widerfahren, daran ist Niemand Schuld als der hiesige Mandarin. P. Provinzial hat s. Z. viel mit ihm unterhandelt und der gute Pater bot seine ganze Beredungskunst auf, um ihn einigermaßen für die Sachen der Christen zu gewinnen, aber umsonst. Selbst als später ein Abgesandter des Gonverneurs geschickt wurde, der die Verhandlungen leiten sollte, konnte noch nichts erreicht werden, da ihn der Mandarin zeitig genug mit vielem Gelde bestochen hatte. Der Mandarin aber suchte sich das „Wohlgefallen“ seines Vorgesetzten zu erkaufen, indem er mehr Steuern aufbrachte als Vorschrift war und die Kasse desselben mit Silbergeschenken füllte. Nichtsdestoweniger hat er ob aller Ungerechtigkeit, die er sich beim Volke zu Schulden kommen ließ, seinem Posten entsagen müssen. Bei Nacht und Nebel mußte er unter Soldatenbedeckung abziehen, denn das Volk wollte ihm an den Kragen. Und jetzt der Nachfolger! — Er rühmt sich ein Freund der Europäer zu sein und die Verhältnisse der Ausländer aus dem ff zu verstehen: Tatsache ist, daß er den europäischen Weinen freundlich zuspricht, überhaupt den westländischen Comfort hochschätzt — ein Freund der Christen aber ist er mit Nichten und auch wohl kein Freund der Europäer, mag er dieses auch zehnmal in einem Atemzuge beteuern. Äußerlich freilich tut er den Missionaren gegenüber sehr zuvorkommend und beobachtet peinlich genau die Etikette, erheben aber die Christen ihre Rechtsansprüche, dann hat er allerhand Einwände und Entschuldigungen. Jetzt soll ein zweiter Abgesandter des Vicekönigs kommen, und ich erwarte ihn seit gestern. Die Christen leben der Hoffnung und ich noch mehr; aber meine Haupthoffnung habe ich auf den hl. Joseph gesetzt; wenn Er nicht hilft und zwar mit starker Hand, dann ist auch jetzt noch wenig Aussicht vorhanden, daß die Angelegenheiten zu einem günstigen Resultat geführt werden. Wir haben dem hl. Joseph versprochen, Sein Schutz-Fest in besonderer Weise festlich zu begeben, wenn Er uns helfend Seine Vaterhand reiche — ich hoffe auf Ihn auch diesmal und bin überzeugt, daß

Er uns nicht im Stiche läßt. Ja was sollte aber auch aus den armen Christen werden, wenn ihnen keine Hilfe geschähe. Manche sind fast am Rande der Verzweiflung und wenn sie die Gnade nicht gehalten, hätten sie überhaupt nicht so viel ertragen und leiden können. Dazu kommt das halbe Hungerjahr von 1900 und die schlechten Aussichten für das kommende Jahr. Nein, so eine Witterung, wie sie uns der heurige Frühling gebracht, habe ich trotz aller abnormalen Zustände selbst in China noch nie erlebt. Aber auch kein Tropfen Regen ist in diesem Frühjahr gefallen: nichts wie Staub und Wind, Wind und Staub, und das geht in einem fort, Tag für Tag. Mancherorts haben sich förmliche Staubhügel gebildet, ähnlich wie bei uns daheim, wenn im Winter der Wind den Schnee zusammenfegt. Die Hohlwege sind geebnet, viele Felder sind zu Niederungen ausgehöhlt. Die Wintersaat ist indes verschwunden und wo noch Einiges stehen geblieben, hat sich eine oft fußdicke Sandschicht darauf gelegt. Daß die Sonne vollständig verfinstert war, und daß man bei Tage das Licht anzünden mußte, ist öfter als einmal vorgekommen. Vor wenigen Tagen, als aber der kalte Norden mit voller Gewalt loslegte und wahre Sandmauern vor sich her trieb, sind viele Leute, die sich auf den Feldern oder auf den Wegen befanden, im Staube erstickt. Kein Wölkchen verirrt sich mehr an den blauen Himmel; man sollte schier glauben, Eliaszeiten seien angebrochen. Seit ich von Europa heimgekehrt, habe ich in Puoly keinen Regen mehr erlebt, daß es mir fast schwer wird, mir auch nur einen regelrechten Landregen vorzustellen. — Was der liebe Gott doch eigentlich mit China und den armen Chinesen vorhat? Seine Strafrute folgt Schlag auf Schlag. Schon jetzt beginnen sich Räuberbanden zu bilden und das hungerleidende Volk schließt sich ihnen an. Falls es in diesem Jahre zu einer eigentlichen Mißernte kommt, ist eine allgemeine Revolution in hiesiger Gegend unausbleiblich. Aus der Nachbar-Provinz Tschely, wo im verflossenen Jahre die Ernte vollständig mißraten, sterben die Leute zu Tausenden des Hungertodes. Tagtäglich kann man Auswanderer vorbeiziehen sehen, die der heimatlichen Scholle, die für sie ein Ort des Schreckens geworden, entflohen sind, um anderswo ihr Leben zu retten. Wahre Jammergestalten sind es, denen der Tod seine Knochenhand bereits in den Nacken gelegt hat. Beim Anblick eines solchen Elendes müssen alle Gefühle der Rührung und des Mitleides erstarren: Der Missionar sieht sich einem Strome gegenüber, dessen Lauf er nicht hemmen kann. Wie oft habe ich das Herz einer armen Mutter brechen müssen (und auch das Herz des

Missionars war dabei zum Zerbrechen voll!), die mir ihren weinenden Säugling vor die Füße legte, mit der Bitte, ihn zu ernähren. Wie oft mußte ich die Türe verriegeln, um einen jammernden Vater abzuhalten, der sein Kleines, dem die Mutter gestorben, „dem Priester schenken“ wollte, um es vor dem Hungertode zu retten. — —

„So lange noch Kinder wachsen, wächst auch noch Brot“, hat ein gelehrter und frommer Mann gesprochen (P. Kreiten) und er hat recht geredet, wird jeder sagen, der es hört. Aber dennoch sollte man hier in China bisweilen an der Richtigkeit seines Ausspruches zweifeln, wenn man nämlich die Unmassen von Kindern sieht, die obdachlos und brotlos und nicht selten auch elternlos herumirren oder -liegen. Wer soll ihnen denn Brot brechen oder läßt der himmlische Vater keines für sie wachsen? Ganz gewiß doch! Er, der für die Spatzen sorgt, sollte sich der Kleinen nicht annehmen, die Seine Lieblinge sind! Der fromme Tobias belehrt uns, wer Brot unter sie austeilen soll: „Hast du viel, so gib auch viel, hast du wenig, so gib auch von dem Wenigen mit freudigem Herzen.“ Für Manchen ist eine Mark viel, für Manchen aber bedeutet eine Mark ein Weniges. Viele halten es in ihrem Leben gerne mit der Witwe im Evangelium, indem sie den Heller der Armen zahlen. Dabei gleicht aber nur ihre Gabe jener der Witwe: ihre Gesinnung ist eine ganz andere. Sie könnten auch das Opfer der Reichen bringen, vor unserm Herrgott aber belieben sie gerne arm zu scheinen, weil sie sich von ihrem Reichtum nicht gut trennen können. —

Puoly, 10. Mai 1901.

Dieser Tage ist hier ein erquickender Regen gefallen, eigentlich der erste, den ich seit beinahe zwei Jahren in Puoly gesehen habe. Es hat fast drei Tage geregnet und drei Nächte dazu. Ein ganz milder Landregen war es, der Zeit genug fand, in das dürstende, ausgetrocknete Erdreich einzusickern. Dem Himmel sei gedankt! Nach einer solchen Trockenheit freut man sich mit der lechzenden Natur und ist entzückter, als wenn Wein oder Bier vom Himmel geträufelt wäre. Dieser Regen nützt uns vorläufig mehr als alle Friedensverhandlungen und Vorschläge der Diplomaten und besänftigt zu allermeist die aufgeregten Gemüter. Fällt die Weizenernte in hiesiger Gegend auch spärlich aus, so können doch die Leute für die Herbsternte anbauen, und die ist ja die Hauptsache. Hoffentlich hat sich jetzt auch der Wind ausgeblasen. Gestern war

chinesischer Sommeranfang und da hat sich kein Lüftchen gemuckst. Wenn aber an diesem Tage Windstille ist, dann hält sich der Wind für den ganzen Sommer kaduk, sagen die Chinesen. „Zu Sommeranfang ist der Wind erstorben; ist er nicht erstorben, dann bläst er noch vierzig Tage lang“, lautet ein Sprichwort, und die chinesischen Sprichwörter sind meistens nicht ganz ohne. — Die Furie des Krieges scheint allmählich in der Ferne zu verschwinden. Das Volk spricht hier kaum mehr vom Kriege. Wozu auch gar; Geld hat er ihm noch wenig gekostet oder gar keins, und ein gefallener Sohn oder Bräutigam ist nur in seltenen Fällen zu beklagen. „Was sollen die paar gefallenen Söldlinge aus dem Norden oder Süden gegen die Millionen, die sich noch ihres Daseins erfreuen!“ Tatsache ist, daß ich in hiesiger Gegend noch keinen Chinesen habe klagen hören, der seinen Sohn vermißt, weil er im Kriege gefallen. Und was den „Sohn des Himmels“ (den Kaiser) angeht, so mag er ruhig in der Ferne weilen, den gewöhnlichen Mann kümmert dies herzlich wenig. Er muß sich durchschlagen und sehen, wie er fertig wird; mag der Himmelssohn es auch so machen, wenn ihm sonst keine Macht zu gebote steht. Auch ist es dem chinesischen Staatsbürger höchst gleichgültig, ob der Kaiser in Peking oder in Singanfu oder anderswo weilt; des Kaisers holdes Antlitz darf sein sterbliches Auge ja doch nicht schauen, und Steuern muß er entrichten, einerlei ob der Drachenthron im Norden aufgeschlagen ist oder im Süden. Auch die Boxer sind so ziemlich von der Bildfläche verschwunden. Da sind ja in der letzten Zeit so viele Strafen angedroht und durch Maueranschläge bekannt gegeben, daß es ihnen ordentlich in die Knochen gefahren sein muß. Freilich wissen die Sektenbrüder sehr wohl, daß es längst nicht so schlimm gemeint ist, als es da auf dem Papier steht und daß auch in China die Suppe nicht so heiß gegessen wird, als sie die „europäischen Teufel“ auftischen. Mit der Bestrafung der Übeltäter wird es denn auch keineswegs so eilig und ernst genommen, als mancher wohl erwarten mochte. Wohl muß der eine oder andere seinen Kopf lassen, dafür werden aber Tausende schuldlos erfunden oder man läßt sie in Ruhe. Die chinesische Justiz scheint sich bei Bestrafung der Boxer nach dem mittelalterlichen Grundsatze zu richten: Wer einen straft, straft hundert. „Wie sollten wir,“ erklärte mir neulich ein Mandarin, „all das unschuldige Volk zur Rechenschaft ziehen können, da damals die Spitzen der Regierung (der Mandarin spielte auf den berüchtigten Yühien, Vicekönig von Schantung, an) selber die Boxer beschützten und ihnen gewogen waren? Wer

selber nicht mittat, mußte wenigstens irre werden.“ Der Gedanke ist ja wohl wahr, aber es handelt sich nur darum, ob bei einem zu milden Vorgehen die Zukunft gesichert bleibt. Wer sich den trügerischen Illusionen hingeben wollte, müßte die Chinesen nicht kennen.

Puoly, den 11. Juli 1901.

Gestern Abend donnerte und blitzte es hier ganz gewaltig, aber der lang ersehnte Regen blieb aus. Die Chinesen sagten: „*Tien kuan chui ta lei, pu chui chia jü*“: „Der Himmel hat nur Donner, aber keinen Regen.“ Heute hat indessen der Himmel bewiesen, daß er auch noch Regen hat, denn Regen ist gefallen, der lang ersehnte und viel erflehte, zwar nicht in Strömen, aber doch genug für die dürstenden Fluren. Jetzt kann die Spätsaat bestellt werden (Bohnen, Mais, Buchweizen) und die bestellten Saaten (Sorgho, Hirse), die dem Vertrocknen sehr nahe waren, können neubelebt aufatmen. Jetzt wächst es wirklich, „daß man's hört“. Jeden Morgen ist der Sorgho um fast eine Fingerlänge höher geschossen. Gott sei Dank! Die Aussichten für eine wenigstens ziemlich gute Herbsternte sind jetzt gesichert. „*Uen tjin tjin, mä-pu-lio na-jan chao jü*“, sagen hocherfreut die Bauern: „Für zehntausend Pfund Gold ist solch ein herrlicher Regen nicht zu kaufen.“ So ein Regen belebt nicht nur die Felder, er besänftigt auch, wenigstens einigermaßen, die aufgeregten Gemüter und nützt uns vorläufig mehr als alle Friedensverhandlungen und -Versicherungen.

„Der Himmel kann nur donnern hat aber keinen Regen“, diesen Ausspruch gebrauchen die Chinesen auch in figürlichem Sinne; wenn Jemand nämlich zu drohen versteht, aber seinen Drohungen keinen Nachdruck zu geben vermag. Oder wenn sie Donner und Regen aus dem Spiel lassen, sagen sie wohl: Der Mann spricht große Worte und gebraucht kleine Käsch (*Mu-gin schuo ta chua, sche sio ts'ien)* das heißt: er ist ein Großsprecher und macht nur die Leute bange.

Die Chinesen haben vor den Europäern und besonders vor den europäischen Soldaten gewaltigen Respekt gehabt und mancher hatte auch wohl schon geglaubt, sein letztes Stündlein habe geschlagen und „die Dynastie der großen Klarheit“ sei dem Untergange geweiht. Jetzt ist es aber anders geworden. Gewiß die Soldaten, die Deutschen sind tapfer und schießen vorzüglich, aber — China ist groß und der Chinesen Beine sind flink. Was wir nicht mit Waffengewalt erringen konnten, das haben wir mit vielen Versprechen

und guten Worten erreicht. *„Hou-le tsä schuo"*. Kommt Zeit kommt Rat. Die Europäer haben tüchtig gedonnert und uns bange gemacht: der Regen ging leidlich vorüber.

Wir Missionare müssen wohl froh sein, wenn uns die Chinesen nicht allzu bald den Hals umdrehen oder gar die Haut abziehen, und wir werden es uns schon gerne gefallen lassen, wenn sie uns nur schief angucken. Aber Schade ist es, daß man im vorigen Jahre um diese Zeit nicht die Erfahrungen hatte, die man jetzt gesammelt hat, dann wäre der Feldzug vielleicht anders ausgefallen und es wären andere Resultate erzielt worden. Die Chinesen sind uns diesmal einmal wieder zu schlau gewesen und — es wird vielleicht noch nicht das letzte Mal gewesen sein.

Ob es in der Zukunft ruhig bleiben wird, hängt teils davon ab, ob der Kaiser seine Residenz nach Peking zurückverlegt. Die Kaiserin-Witwe hat bereits bei den Gräbern ihrer Ahnen auch für sich ein Mausoleum errichten lassen, das viele Millionen gekostet hat: das wäre wohl ein Grund, mit dem man die alte Dame bewegen könnte, das verlassene Heim wieder aufzusuchen. Wenn sie aber an die gefahrdrohende Stellung der Europäer in Peking denkt, mag es ihr wohl schwül ums Herz werden: *„Tsien u lu, hou u tschuang"* „Vorwärts kein Weg, rückwärts keine Stätte — da ist schwer ein Entschluß zu fassen.

Aber auch für den Fall, daß es die chinesische Regierung mit dem Frieden aufrichtig meint und nach Peking zurückkehrt, werden noch Jahre vergehen, ehe die Gemüter der Zopfmänner vollständig wieder beruhigt sind. Die Überreste der Boxer aber — und die dürften gar nicht so klein sein — werden es noch oft genug versuchen, die Fahne der Empörung von Neuem zu erheben und falls sie ihnen dann nicht sofort entrissen wird, kann sich das Boxer-Drama immer wieder von neuem aufspielen. Wir werden in nächster Zeit noch oft genug von Sengen, Morden und dergleichen hören. Was aber nach dreißig oder fünfzig Jahren sein wird, ehe die Kriegsentschädigung vollständig eingelöst ist, wer vermöchte das zu sagen. Die Schwarzseher sagen: Nach dreißig bis fünfzig Jahren holen sich die Chinesen ihre Kriegsentschädigung von den Europäern zurück. Wer die Dinge aber ohne schwarze Brille betrachtet, wird sich sagen müssen: dreißig bis fünfzig Jahre ist eine lange Zeit, lang genug, um allerlei Überraschungen zu bringen.

Doch wozu sich mit der Zukunft beschäftigen in banger Sorge. Jeder Tag hat genug der Plage und die Gegenwart macht uns vollauf zu schaffen.

Puoly, den 3. Oktober 1901.

Die meisten Menschenkinder haben es nicht gerne, wenn sie während der Nacht *im Schlaf gestört* werden. Läßt doch mancher selbst den Freund vergeblich klopfen, wenn er gar zu spät an die Türe kommt. Und in China muß man mit dem Türöffnen im Dunklen erst recht vorsichtig sein, denn gewöhnlich sind es keine Freunde, die spät um Einlaß bitten.

Eben hatte ich mich gestern Abend zur Ruhe gelegt, als es an der großen Pforte rappelte. Ich hörte, wie der Pförtner bereits mit dem Klopfenden unterhandelte und keine Lust mehr hatte, ihm zu öffnen. Draußen bellten die Hunde, als ob Räuber im Anzuge wären, und das viele Schießen ringsumher schien auch nicht für die Katz zu sein. Schnell war ich auf den Beinen und fragte zum Fenster hinaus, was da denn los sei. „Der Kopf eines Geköpften", rief mir der Pförtner zu. „Eben sind Leute aus dem Mandarinate gekommen und führen das *Haupt des Li-gu-le* mit sich." — „Laß die Leute zum Wirtshaus gehen, sagte ich; in so später Nachtstunde wird die Türe nicht mehr geöffnet." Die Sache schien mir ein wenig verdächtig. Ich fürchtete, anstatt des toten Räuberhauptes könnten am Ende lebende Räuber zum Tore hereinschlüpfen; weise Vorsicht ist bei den Chinesen immer am Platze.

Heute morgen ist denn nun aber doch das leibhaftige Haupt des Li-gu-le in die Residenz gebracht worden. Gestern Abend spät wurde es dem armen Sünder vom Rumpfe getrennt, und da der Mandarin wohl fürchtete, der Geist des Li-gu-le könne ihm während der Nacht Lärm machen, ließ er das Sünderhaupt noch während der Nacht an den Ort seiner Untaten bringen.

Li-gu-le war nämlich einer der Hauptheiden, die im vorigen Jahre mit einigen Tausenden Boxern die hiesige Residenz drei Tage und drei Nächte lang bombardierten. Als sich die Zeiten geändert hatten, fahndete der Mandarin lange vergeblich auf ihn. Nur durch List gelang es schließlich den Schergen des Mandarins, des Übeltäters habhaft zu werden. Als Li-gu-le seine Untaten eingestanden und auch eine Reihe Mitgenossen angegeben hatte, hat der Mandarin kurzen Prozeß mit ihm gemacht. Das hätte der arme Mensch vor einem Jahre, als er mit unzähligen Gesinnungsgenossen die hiesige Residenz zu erstürmen suchte, wohl nicht gedacht, daß hier so bald sein Haupt aufgehängt werden solle, zum abschreckenden Beispiel für andere. Wir haben jedoch von dem Aufhängen Abstand genommen, und die Büttel mit dem Haupte des armen Sünders heimgeschickt. Unserthalben mögen es die Verwandten wieder an

den Rumpf nähen, damit der Geköpfte im Jenseits nicht kopflos vor dem Jen-wang, (Richter in der Unterwelt zu erscheinen braucht.

Im Übrigen haben es hier die Herrn Mandarine in Bestrafung der Schuldigen nicht so eilig und sind, wo eben möglich, bestrebt, Milde vor Recht ergehen zu lassen. Wer sich „kaduk" hält und sein Leben nicht durch fortgesetzte Räubereien verwirkt, hat nicht viel zu fürchten. Unser Mandarin Siä scheint überhaupt gerne den Ruf eines „milden Herrschers" ernten zu wollen und glaubt seine „braven Kinder" mit guten Worten regieren zu können. Wenn er seine Pappenheimer besser kännte, würde er ganz gewiß andere Saiten aufziehen. Die Folgen seiner Großmutterwirtschaft machen sich denn auch mit jedem Tage mehr bemerkbar. Die Wege sind unsicher, da es überall von Räubern wimmelt; Verkehr und Handel stockt; Einbrüche während der Nacht und Räubereien bei Tage sind an der Tagesordnung. Es ist schon eine wahre Kunst, die Briefboten nach Tsining und anderen Städten unbehelligt durchzubringen. Schon zweimal wurde mir eine ganze Sendung Briefe geraubt. Der Vorgänger des Herrn Siä, der „alte Je" (wild), machte seinem Namen alle Ehre, denn er war ein wahrer Schrecken aller Bösen. Hätte er nicht allzusehr nach dem Fette der Guten gegeizt, wäre er gar kein so übler Mann gewesen. Die Räuber hatten damals saure Gurkenzeit, aber dafür stahl Herr Je selbst die „Groschen" aus den Taschen seiner Untergebenen; ob gerecht oder ungerecht, darüber machte er sich wenig Sorgen. Deshalb hat er sich auch einem Räuber gleich bei Nacht und Nebel davon gemacht, seine „Schäfchen" aber brachte er glücklich ins Trockne.

Armes Chinesenvolk! geschoren mußt du werden. Verschone die Wölfe, dann beißen dich die Hunde.

Puoly, den 6. November 1901.

Jetzt, wo der Friede ins Land gezogen, fangen die Leute allmählich an, den Krieg zu fühlen. Aber das ist ja ein wahres „Heidengeld", das uns die weißen Teufel aus den Rippen schneiden wollen: muß das doch eine hungerige Bande sein!" Wenn die Leute bisweilen so denken und sprechen, kann man es ihnen nicht sehr verargen. Sie haben die Boxer nicht aufgefordert Unheil über das Land und den „Himmelssohn" zu bringen, und „mitgeholfen" haben sie nur da, wo die Hoffnung blinkte, etwas zu erhaschen. Die Boxer aber haben sich nun aus dem Staube gemacht, und der gemeine Mann kann die Lasten tragen. Wenn das noch Lasten

wären, die der Krieg wirklich verursacht hat! Unter dem Titel Kriegsentschädigungen sucht man aber dem Volke auf alle mögliche Weise Geld abzuzwicken. Den Herrn Mandarinen ist damit wieder einmal gute Gelegenheit geboten, ihr Schäflein ins Trockne zu bringen. Das meiste Geld bleibt natürlich, wie gewöhnlich, in den Taschen der Väter des Volkes hängen. Und dabei können sie doch nichts dafür, daß die Ausländer so exorbitante Forderungen gestellt haben. Auf allen Klaviaturen wird herumgetappt, um das Volk zu täuschen und dabei trocken zu melken. Alle erdenklichen Steuern will man auflegen und versucht es bald hiermit, bald damit. Neulich war gar die Rede davon fortan müsse für jedes eierlegende Huhn Steuer bezahlt werden. Da könnten sich ja wahrlich noch einem Miquel neue Gesichtspunkte zur Verbesserung der Finanzen erschließen! Auch spricht man von Marktsteuern, Kopfsteuern, Haussteuern und Salzsteuern. Die Kopfsteuer wäre wohl das beste Mittel, um endlich einmal zu erfahren, wie viele Zopfträger es denn eigentlich im „himmlischen Reiche“ gibt. Die Salzsteuer besteht aber bereits mancherorts. Schon suchten mich wiederholt Deputationen aus den Dörfern eines Nachbarbezirkes auf, um sich Rat zu holen, wie sie sich das entsetzlich viele Salz, daß ihnen der Mandarin *zum Essen und zum Bezahlen* auf den Hals schickte, vom Leibe halten können. Die armen Leute sind vielfach wirklich zu bedauern; manche konnten sich früher den „Luxus“ des Saltzgebrauches nicht erlauben, da sie nicht einmal Geld hatten, Brod zu kaufen. Andere kauften für den halben Preis „kleines Salz“ *(sio-ien)*. Jetzt soll Jedermann, einerlei ob arm oder reich, in bestimmter Zeit ein bestimmtes Quantum, Salz essen und wenn er das nicht tut, wird ihm mit dem Bambus „Raison beigebracht“. — Alles das sind Dinge, die noch vorläufig über den Horizont der Bauern hinausgehen. Wenn sie jedoch einmal begriffen haben, um was es sich handelt, dann werden sie's genug haben, nicht nur das Salz, sondern noch manches Andere. Der Chinese duckt sich so lange, wie nur eben möglich; wenn es aber einmal zu arg wird, dann bekommt auch er es „satt“. Es läge im allgemeinen Interesse, zu verhüten, daß ihnen der Appetit nicht verdorben würde.

Unsere Bauern hier vom platten Lande haben auch nicht die leiseste Ahnung von der Sühnemission, die Prinz Ch'un nach Deutschland vollführte. Wie sollten die guten Leute auch so etwas erfahren. Die Herren Mandarine beobachten wohlweislich silentium trictissimum, ebenso die Gelehrten, die von dem Vorgange etwas wissen. Zeitungen aber, die aus nah und fern Neuigkeiten verkünden, werden

vom gewöhnlichen Mann nicht gehalten, da er sie doch nicht lesen kann. Was das Volk wissen soll, kommt schon zu seiner Kenntnis, auch ohne Zeitungen und Telegraphendienst. Wenn z. B. ein europäischer Prinz dem Kaiser Kuang-hsü einen Sühnebesuch abgestattet hätte, dann würden es die Spatzen von jedem Dache herunterschreien und man würde von den Ketten erzählen, mit denen der arme Prinz gefesselt gewesen sei und den unzählichen Kou-t'ous, die er vor der chinesischen Majestät habe machen müssen.

Puoly, 17. Dez. 1901.

Seit Jahren soll es nicht mehr so kalt gewesen sein, wie im heurigen Winter. So weit das Auge reicht, ist Alles mit fußtiefem Schnee bedeckt und seine Region soll sich meilenweit erstrecken. Die Leute sind darob sehr erfreut, besonders jene, deren Äcker mit Weizen bestellt sind. Unter der Schneehülle steht die Saat gut, geschützt gegen Frost und Kälte; auch kann das Vieh die Sprossen nicht mehr abweiden. Im Winter bilden Weizenfelder gemeiniglich die Wiesen für Kühe und Kälber, Ochs und Esel, Schafe und Ziegen. Einige Bauern wollen freilich nichts davon wissen, indem sie behaupten durch das Abweiden werde die Saat beschädigt. Dann tun sich meistens einige Dörfer zusammen und lassen Theater spielen. „Laen tsing chi" heißt ein solches Theater: „Verhindern (abzuweiden) das Grüne", nämlich den Weizen, denn anderes Grün ist im Winter bei uns hier auf den Feldern nicht zu finden. Theaterspielen ist bei den Chinesen das beste Mittel, eine Sache bekannt zu machen, denn um einem Theater beiwohnen zu können, pilgert man gerne aus weiter Ferne herbei. Auf roten Zetteln steht an den Ecken angeschlagen, welche Strafe jene zu erwarten haben, deren Vieh auf den Feldern angetroffen wird. Für ein großes Stück (Kuh, Pferd oder Esel) ist meistens ein Tio zu zahlen, für ein kleines (Ziege, Schaf) die Hälfte. Dann heißt es, sich in Acht nehmen, aber die Nächte sind oft dunkel genug, um sich nicht attrapieren zu lassen, während das Vieh auch im Dunkeln weiden kann. Sollte es aber eingefangen werden, dann hat es sich natürlich „losgerissen" oder „die Stalltüre war nicht gut geschlossen".



Nur Mut! immer weiter!

Puoly, 15. Febr. 1901.

Wie freudig pochte das Herz des Missionars, als die Kunde kam: „Zurück ins Innere!“ Zurück in den alten Wirkungskreis, zurück zu den verlassenen Schäflein, von denen ihn die Gewalt getrennt hat. Mancher hatte kaum zu glauben gewagt, daß „die Zeit der Erlösung“ so schnell herannahen werde. — Zurück also in die Heimat, mag der kalte Nord auch noch so stürmen und die Schneeflocken ihre Reigen tanzen. Die Witterung tat denn auch ihr Möglichstes, um die Reise zu einer wahren Bußfahrt zu machen. *„Liu la pu tsch'u möl“* sagen die Chinesen, d. h. „im sechsten und zwölften Monate soll man nicht auf Reisen gehen.“ Im sechsten nicht wegen Hitze, Regen und Überschwemmung, im zwölften nicht wegen Schnee, Frost und Kälte. Die Vorsehung wollte es aber, daß beide Fahrten, sowohl nach Tsingtau als von dort wieder zurück, gerade in den sechsten und zwölften chinesischen Monat fielen. So verschieden die Witterung war bei Flucht und Rückkehr, ebenso verschieden waren auch die Gefühle in der Brust des Missionars. Damals Trauer, Bangigkeit um die verlassenen Christen: jetzt freudiges Hoffen, neuer Mut, erstarktes Gottvertrauen.

Ja jetzt heißt es schaffen, arbeiten mit erneuter Kraft, heißt es tätig sein, um das Zerstreute zu sammeln, das Zerstörte aufzubauen; jetzt heißt es das gebeugte Rohr kräftig zu stützen, den glimmenden Docht zu neuer Glut anzufachen. Zu alledem bedarf der Missionar neuen Mut und der — Gott sei Dank — fehlt ihm nicht. Nur fürchte ich, lieber Freund Leser, daß bei Dir in den letzten Monaten der Mut ein wenig gesunken, Dein Interesse für die Mission ein wenig erkaltet ist, besonders für die chinesische. Vielleicht hast Du bei Dir gedacht oder gar gesprochen, es ist ja doch Alles umsonst. Die Chinesen sind ein gar zu barbarisches und hinterlistiges Volk. Was die Missionare heute unter vielen Mühen und Arbeiten aufbauen, das wird nach wenigen Jahren doch wieder in Trümmer geschlagen und alles Arbeiten ist umsonst; und auch meine Sparpfennige, die ich für die Mission geopfert habe, sind in einen durchlöcherten Sack gelegt. — Aber nur langsam, mein lieber Freund, so arg ist es nun doch nicht. Vor Allem, und das merke Dir für immer — der liebe Gott hat keinen durchlöcherten Sack. Dein Verdienst, und wäre es auch nur ein Pfennigsverdienst,

ist in goldenem Schreine aufgehoben und dazu hat es der liebe Gott noch gebucht mit unauslöschbaren Lettern. Das Verdienst beim lieben Gott, und das ist ja die Hauptsache — geht Dir niemals verloren, mag es in China auch noch so darunter und darüber gehen. Dann ferner: Glaube nicht, es sei bei uns nichts mehr vorhanden als Trümmer und Ruinen. Unsere Hauptresidenzen mit ihren Anstalten sind unversehrt geblieben und auch sonst noch mehrere Kirchen und Gebetshäuser. Was aber zerstört ist, wird die Regierung wenigstens einigermaßen ersetzen. Und dann — und das ist wieder die Hauptsache — das geistige Gottesgebäude in den Herzen unserer Christen ist nicht zerstört worden. Fast alle haben treu und unerschrocken an ihrem hl. Glauben festgehalten. Hab und Gut hat man ihnen geraubt, nicht aber den wahren Glauben. Ja es scheint, als sei bei Manchem das Glaubenslicht durch den Sturm zu noch größerer Glut angefacht worden.

Also nur Mut, mein lieber Leser und nicht verzagt. Ich meine, Du müßtest eigentlich den Missionar aufmuntern, damit er nicht kleinmütig werde auf seiner verantwortungsvollen Laufbahn, und jetzt muß der Missionar gar Dir noch Mut zusprechen. Doch vielleicht bedarfst Du eines solchen Zuspruches auch nicht, da Du Dir selber Mut einzuflößen verstehst und die Ereignisse hienieden immer vom richtigen Standpunkte aus betrachtest, vom Standpunkte des *Glaubens*. „Was der Herr tut, ist wohlgetan — Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten — Wen Gott lieb hat, den züchtigt er“. — Solche und andere Wahrheiten sind Deine Wahlsprüche und Du klammerst Dich daran empor. Es sind das auch die Trostsprüche des Missionars. Er weiß, daß man ihm Alles rauben kann, Gesundheit und Leben, nicht aber — die Krone; daß man ihm Alles nehmen und zerstören kann, nicht aber — das Verdienst.

Es ist ja menschlich und das begreift der Missionar sehr wohl, daß es dem Herzen wehe tut, wenn wir die Arbeiten unserer Hände, die Ersparnisse unseres Fleißes gleichsam mit einem Schlage vernichtet sehen. Aber soll uns das entmutigen! Zähle die Millionen, die auf dem Meeresboden vergraben liegen, über welche die Wogen des Oceans hinwegrauschen, die keine menschliche Hand herauszuheben im Stande ist. Und diese Millionen werden alle Jahre vermehrt durch Schiffe, die ihren Untergang finden und ins nasse Grab hinabsinken mit allen Schätzen, welche sie enthalten. „Doch traurig,“ denkst Du. — „Ja wohl,“ aber Du denkst nicht: Man solle die Schifffahrt doch einstellen, dann gingen auch keine Schiffe mehr zu grunde.“ — Wie das Herz des Landmannes blutet, wenn er seine

Saat vom Wetter zerschlagen am Boden liegen sieht. Wie viel Arbeit und Schweiß hat es ihn gekostet, ehe er sie so weit gebracht; jetzt sind seine Hoffnungen zerstört. „Doch traurig,“ denkst Du. — „Ja wohl“ — aber Du denkst nicht: „Der Landmann sollte doch das Land nicht mehr bestellen, dann könnte ihm der Hagel auch seine Saat nicht vernichten.“ Wie oft muß der Winzer vergeblich düngen, pflügen, hacken, schneiden: seine Reben bringen ihm keine Trauben. Aber überläßt er deshalb den Weinberg seinem Schicksal? Nein, er hofft immer von neuem, und im Frühlinge pflegt er mit neuen Hoffnungen seine Reben. — So in der Natur; ähnlich ist es auf geistigem Gebiete. Glaube nur, lieber Leser, auch in Europa hat es nicht immer so „glatt“ abgegangen. Die Martyrer-Akten liefern dafür ein beredtes Zeugnis. Unsere herrlichen Dome und Gotteshäuser sind vielfach erbaut auf zerstörten Kapellen, auf Boden, der mit Martyrerblut getränkt wurde.

Darum nicht verzagt und sollte es gar noch ärger werden wie im verflossenen Jahre. Fahre fort Dich zu interressieren für das hohe Werk der Glaubensverbreitung. Fahre fort zu beten, zu opfern, unbekümmert um das, was noch kommen mag:

„Nur stille liebes Herz,
Und laß den Stern der Hoffnung, der uns blinket,
Mit frohem Mut und klug entgegensteuern.“



Maria Helferin der Christen!

In der Residenz Puoly im Speisezimmer hängt eine Tabelle, worauf Folgendes zu lesen ist:

Gelöbnis.

Ich Gefertigter gelobte feierlich im Angesichte der ganzen Gemeinde Puoly und von nahezu 1000 Flüchtlingen, das Fest Maria Auxilium Christianorum (Monat Mai) fünf Jahre lang feierlich mit 13stündigem Gebete (Expositio Stmi. Sacramenti) begehen zu wollen, wenn die Residenz Puoly bei der großen Verfolgung unversehrt bleibt.

Puoly, den 8. Juli 1900.

Jos. Freinademetz,
Provicar.

Gestern nun feierten wir das Fest „Maria Hülfe der Christen“ und zwar so feierlich als möglich. Zwar bot der Garten wenig Blumen — diese Frühlingskinder wollen bei uns so recht nicht gedeihen in dem versalzenen Boden — und auch die Flur war öde und grau, denn die Sonne hatte Alles ausgetrocknet. So mußten denn künstliche Blumen und viele Kerzen helfen, um das „Wunderbild“ der lieben Gottesmutter würdig zu zieren. Die Christen waren recht mit Feldarbeit beschäftigt, aber jeder opferte doch freudig und gerne einige Stunden, um sie in stiller Andacht zu verbringen vor dem Allerheiligsten. Oben auf dem Altare stand das Bild der Gottesmutter und manches tränenfeuchte Auge richtete seine Dankesblicke zur Gebenedeiten empor. Sie, die mächtige Schutzfrau der Christenheit, hat in hart bedrängter Zeit die Gebete der Flehenden gnädiglich erhört und hat ihren mütterlichen Schutzmantel über Residenz und Gemeinde Puoly ausgebreitet. Hätte uns Maria nicht beschützt und zwar in so auffallender, wunderbarer Weise, dann wäre die Wiegenstätte der Mission in Süd-Schantung ohne Zweifel dem Erdboden gleich gemacht und mit ihr zugleich die ganze Christengemeinde ruiniert worden. Zur Erbauung aller frommen Kinder Mariens — wozu der freundliche Leser hoffentlich auch gehört — sei der Vorgang hier kurz erzählt:

Bekanntlich kehrte der hochw. Herr P. Provicar Freinademetz mit Bruder Ulrich auf der Flucht nach Tsingtau gleich am ersten Tage wieder in das Innere der Mission zurück, weil sich der hochw. Herr Pater nicht von der Heerde trennen konnte, für die er damals als Vertreter des Bischofs die Verantwortung hatte. Der gute Bruder Ulrich aber wollte den Provikar gerne begleiten, da er hoffte, als Martyrer zu sterben, weshalb ihm denn auch seine Bitte, mit umzukehren, gewährt wurde. In Puoly angelangt, fanden sie die ganze Residenz in größter Aufregung. Viele Christen glaubten der Übermacht der Boxer gegenüber doch nicht Stand halten zu können und waren eben im Begriffe, die Residenz zu verlassen, um sich zu heidnischen Verwandten zu flüchten. Aber kaum waren sie einige Stunden weit fortgezogen, als Boxer über die Flüchtlinge herfielen, sie sämtlicher Habe beraubten und einen Christen totschlugen. Schleunigst kehrten die Armen wieder um nach Puoly; man sah ein, daß Fluchtversuche unmöglich waren. Sich verteidigen bis aufs Blut und dann sterben für den lieben Gott, das war nun die Parole Aller. Die noch nicht getauften Katechumenen wurden schnell vorbereitet und dann getauft; alle anderen Christen beichteten, kommunizierten und bereiteten sich auf den Tod vor.

Täglich aber erschienen an der großen Pforte Häscher des Mandarinen, der in immer strengeren Befehlen Räumung der Residenz verlangte. Zu guterletzt setzte er einen Termin fest, bis wann sämtliche Christen die Residenz zu verlassen hätten, widrigenfalls er mit seinen Soldaten im Vereine mit den Boxern die Residenz angreifen und zerstören werde. Daß noch zwei Europäer darin seien, davon hatte der Mandarin keine Ahnung, sonst hätte er zweifelsohne schon längst losgeschlagen. Der hochw. Herr Provicar überlegte nun mit den anwesenden chinesischen Priestern und den Christenvorstehern, was am besten zu tun sei. Alle waren der Meinung, die Residenz müsse der Übermacht des Feindes unterliegen. P. Provikar und Br. Ulrich möchten auf verdeckten Wagen fliehen, da für sie bei einem Überfalle überhaupt nicht an Rettung gedacht werden könne. Die Christen aber wollten sich zur Wehr setzen so lange es möglich sei. Noch immer schwankte P. Provikar in seinem Entschlusse, der Abschied von den Christen schien ihm unmöglich. Nur der Umstand, daß die Christen *gegen die Soldaten* des Mandarinen kämpfen wollten, wozu er seine Einwilligung nicht geben zu dürfen glaubte, brachten ihn zur Überzeugung, daß es wohl das beste sei, dem allgemeinen Drängen nachzugeben und zu fliehen. In Betreff der Waisenkinder hatte man schon einige Tage zuvor die nötigen Vorkehrungen getroffen und sie bei guten Christen unterzubringen gesucht resp. die größeren zu ihren Verwandten geschickt.

In nächtlicher Stille verließen die beiden Flüchtlinge die Residenz — der gute Bruder das zweite Mal — und gelangten nach einer 7tägigen Reise auf verdeckten Schiebkarren bei größter Sommerhitze glücklich in die cirka 80 Stunden entfernte Residenz Wangtschuang an. Die Strapazen der Flucht, die Gefahren bei Tage und Nacht könnten am besten die beiden Flüchtlinge selber schildern, wenn ihnen die Bescheidenheit nicht den Mund schlösse; nur bei Gelegenheit erfährt man das eine oder andere davon.

Nach Abzug der Europäer wurden Aufregung und Unordnung in der Residenz mit jedem Augenblicke größer. Ein Teil der Christen wollte gleichfalls flüchten, ein anderer Teil zog es vor, zu bleiben. Jene, welche fliehen wollten, suchten sich von dem Gute der Residenz (Kleider etc.) das anzueignen, was ihnen gut schien. („Wenn die Residenz zerstört wird, fällt doch Alles in die Hände der Feinde“, sagten sie sich.) Es hätte nicht viel gefehlt, dann wäre unter den Christen selber Streit und Meuterei entstanden, und der lauernde Feind hätte um so leichteres Spiel gehabt. Doch,

was war das! Es läuteten ja die Glocken und in der Kirche hörte man nichts wie Weinen und Schluchzen. Alles stürzte ins Gotteshaus: „Liebe Gottesmutter, hilf uns“, flehte der eine. „Liebe Gottesmutter, errette uns“, betete der andere. Das Bild der Himmelskönigin, eine mittelgroße Figur, welche die Gottesmutter mit gefalteten Händen in betender Stellung darstellt, war der Brennpunkt, auf den alle Augen gerichtet waren — *ihren Augen entquollen Tränen: Maria weinte.* — — —

Wer hat das Bild weinen sehen? Alle, die in der Kirche versammelt waren, freilich *lauter Chinesen.* Ob ihre eigenen Augen, die von Tränen überliefen, auch in den Augen des Bildes Tränen zu sehen glaubten, ob also das Geschehene auf Täuschung beruhte — das wage ich nicht zu entscheiden. Tatsache aber ist, daß von diesem Augenblicke an alle Christen *eines Herzens und eines Sinnes* waren, und daß Niemand mehr den Gedanken hegte, die Residenz zu verlassen. Die liebe Gottesmutter wird uns schützen, so rief der eine dem anderen zu; nur mutig gekämpft. Und wie mutig die Christen gekämpft und wie gnädig die Himmelskönigin die Christen und die Residenz beschützt hat, das hat die Folge bewiesen. Zu drei verschiedenen Malen suchten die Boxer in einer Übermacht von vielen Tausenden die Residenz anzugreifen, aber jedesmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Rebellen sollen zu Haufen gefallen sein, auf Seiten der Christen aber war *kein einziger Toter.*

Sobald die Kunde von diesen wunderbaren Vorgängen nach Wang-tschuang kam, beschlossen die beiden Flüchtlinge, P. Provicar und Bruder Ulrich sofort wieder nach Puoly heimzukehren. Schon am andern Tage begaben sie sich in aller Frühe auf den Weg. Und auch die Heimreise verlief glücklich, obwohl die Gefahren noch größer waren, als das erste Mal.

Seit dieser Zeit ist das Bild der hehren Gottesmutter Gegenstand allgemeiner Verehrung für die Christen von Puoly und der Umgegend. Schon Mancher will in allerlei Nöten Hilfe und Trost erfahren haben. Ich führe nur ein Beispiel an aus nächster Nähe und von gestern.

Ein Kind in unserem Waisenhause, ein Mädchen von 8 Jahren war vor Jahresfrist blind geworden. Auch wurde sein Allgemeinbefinden mit jedem Tage schlechter; jeder, der das Kind sah, glaubte, es müsse sterben. Als nun das Fest der lieben Gottesmutter herannahte, ermahnte die Vorsteherin des Waisenhauses das Kind, es solle einmal die liebe Gottesmutter recht vertrauensvoll und andächtig anflehen; die sei gut und mächtig, die könne es noch

gesund und sehend machen. Ein anderes Kind führte die kleine Blinde in die Kirche. Dort kniete sie vor dem Bilde nieder und betete: „Liebe Gottesmutter, ich bin eine arme Waise, habe sonst Niemanden, der mir Mutter ist. Sei Du meine Mutter hilf, daß ich sehend werde; ich will auch immer fromm und brav sein und Dich niemals beleidigen.“ Als das Kind so gebetet, sprach es zu dem anderen Mädchen, das neben ihm kniete: „Ich kann sehen!“ Ohne Führung ging es dann in das Waisenhaus und überraschte auch die Vorsteherin mit dem freudigen Rufe: „Ich kann sehen!“ —

Zu dem Vorfalle kann ich Folgendes konstatieren: 1. Daß das Kind vorher wirklich nicht sehen konnte, und 2. daß es nunmehr sieht. Ob es durch ein Wunder das Augenlicht zurück erhalten, will und kann ich nicht entscheiden. Weshalb übrigens sollte die liebe Gottesmutter nur ihren bedrängten Kindern in Europa wunderbar zu Hilfe kommen und nicht auch den armen Chinesen, wenn sie es verdienen! —

Maria, Hilfe der Christen, bleibe uns auch in Zukunft eine gute Mutter: beschütze gnädiglich Puoly und die ganze Mission!

Zwei Tage Aufenthalt.

Der Regen rieselt hernieder, und vom Dache plätschert es schon seit gestern. Viele Tropfen vereinigen sich mit den Pfützen da unten ohne Aufsehen und Geräusch, nur dieser oder jener klatscht auf die Fläche und schlägt eine Blase. Aber nicht lange glänzt das luftige Gebilde der nächste Tropfen zerschlägt ihn: Tropfen und Blasen sind verschwunden. Im Leben hienieden geht es ähnlich so. Es ziehen die Menschenkinder über die Bildfläche; der eine oder andere macht von sich reden, man nennt seinen Namen, und die Zeitungen feiern ihn. Aber es dauert nicht gar lange, dann kommt der Tod heran, und den er faßt, muß folgen. Die Zeitungen bringen die Todesanzeige, einen Nekrolog, und damit ist er vorläufig abgetan. Wird er länger genannt und spricht man noch nach Jahren von ihm, war es kein gewöhnliches Alltagskind mehr..... Aber auch der Tropfen Wasser, welcher still und unbemerkt sich mit dem Elemente da unten verbindet, hat gerade so gut seinen Zweck erfüllt wie jener, der klatscht und eine Blase schlägt. Wie so mancher verdient gelobt und gefeiert zu werden, — aber unbeachtet zieht er vorüber, und doch hat er nicht

[illegible] die Folgen [illegible] guten Werke [illegible] [illegible] Kinder [illegible]

[illegible] Tagen [illegible] in [illegible] „Hotel" [illegible] die Wege [illegible] sind und der jetzige Regen sie völlig unpassierbar macht. Da hat man alleweil Zeit, [illegible] Betrachtungen anzustellen und dem Regen nachzuschauen. [illegible] Tagen habe ich eine [illegible], die unsere Ammo- [illegible] Wie oft dachte ich [illegible] waren gerade [illegible] Wenn ich dann aber einen armen Chinesen [illegible] und [illegible] im Wasser und Schlamm [illegible] wieder da. Ich selber aber mußte die Bambusstange machen [illegible] und mich hielt [illegible] das Schwer- gewicht des Wagens [illegible] war es einige Mal [illegible] und hätte der Schlamm [illegible] dazu gekommen. [illegible] wenngleich meine [illegible] da das Wasser oft [illegible] über den Trag- [illegible] Kanten [illegible] und die Ammoniumfahrer kamen [illegible]

[illegible] allen Grund zufrieden [illegible] bis jetzt noch kein [illegible] Trockenen. Mein [illegible] mit ihm meine [illegible] Ecken und Enden [illegible] Zimmer [illegible] die Sonne schützen [illegible] Abneigung gegen gründ- [illegible] Loch in den Kleidern sein [illegible] Augenblicksreparaturen [illegible] gründlichen, bis [illegible] Tabakspfeife [illegible] ganz und gar in die Ge- [illegible] bekehren wollen. [illegible] „Wenn das Dach leckt, schiebt man [illegible] Mann [illegible] verklebt man ihn [illegible] Frau [illegible] verschwenderisch [illegible] Mann." Das ist Sprichwort, und darnach han- [illegible] ist nämlich auch [illegible] Hauptgrund der Frau, und zu bedauern ist der Mann.

dessen Ehehälfte keinen Zuckerverkäufer über die Straße gehen läßt, ohne zu verkosten, ob seine Sachen auch gut sind. Putzmacherinnen gibt sie allerdings nichts zu verdienen, da sie sich selbst den Putz macht, was bekanntlich ein leichtes ist, da die Mode nicht wechselt.

Beim Nachbar nebenan wird geflucht und Gift und Galle verschenkt in den gröbsten Ausdrücken. Ich fürchte jeden Augenblick, einer der Streitenden mache Ernst mit seiner Drohung und spalte seinem Gegner das Haupt oder tue Dinge an ihm, die noch schlimmer sind. Und doch sind es Brüder, die da streiten und sich gegenseitig verwünschen. Man will die Erbschaft teilen; das ist immer eine heikle Sache. *Tsing kuen naen tuen tja-u-sche,* sagt der Mandarin, wenn ihm ein Erbschaftsprozeß unterbreitet wird: „Häusliche Angelegenheiten gerecht zu entscheiden, ist selbst einem klugen Mandarin kaum möglich.“

Während der Regen einige Augenblicke aussetzt, spricht ein alter Chinese vor, der sich als „Dorfgröße“ präsentiert. Er hält mich anfangs für den verstorbenen Bischof von Anzer, den er schon oft gesehen und gesprochen habe, und er ist nicht wenig bestürzt, als ich ihm mitteile, der Bischof weile nicht mehr unter den Lebenden. Eingehend erkundigt er sich, wann und wo der „Friedensbischof“ (*ngan* = Friede, phonetisch = Anzer) gestorben sei. Er weiß so viel zu erzählen, wie der Bischof immer so gut und herablassend gewesen und ihn behandelt habe als einen lieben Freund. „Weißt du auch,“ fragte ich den Alten, „wo dein Freund jetzt weilt?“ „O, der ist sicher auf einen wonnigen Platz gekommen, irgendwohin, wo es gut ist. Der hat ja sein Lebtag nur Gutes getan, und wer Gutes tut, wird belohnt.“ „Möchtest du nach deinem Tode nicht mal gern deinen Freund sehen und auch an den wonnigen Ort kommen?“ „O wie gern; aber das wird nicht möglich sein.“ „Gewiß ist das möglich, aber du mußt den nämlichen Weg gehen, den der Bischof gewandelt und den er dir sicher schon gezeigt hat.“ „Ich verstehe nicht, was das für ein Weg ist.“ „Das ist der Weg der wahren Lehre; du mußt Christ werden und dich aufrichtig bekehren. Tust du das, dann darfst du hoffen, nach deinem Tode auch dorthin zu kommen, wo es gut ist, und du wirst dann auch deinen Freund wiederfinden.“ „Ja wenn das möglich wäre, wollte ich ja gern Christ werden; ich meinte immer, das habe keine Eile; aber ich bin jetzt doch schon alt, und es ist vielleicht gut, bald Ernst damit zu machen.“

Noch lange unterhielt ich mich mit meinem Besucher. Gute Worte und Versprechungen hat er genug gegeben, ob es ihm aber

ernst damit ist, muß die Zukunft zeigen. Nur schade, daß die Chinesen so gern nach dem Munde reden! Im Herzen denken sie oft ganz anders, und die Enttäuschung hinterher wirkt nicht selten wie ein kalter Wasserstrahl.

Ein gewaltiges Dröhnen während der Nacht läßt mich emporfahren. Nicht weit von der Herberge entfernt ist eine Hauswand eingefallen. Die Fundamente waren vom Regen durchweicht, und da dieselben aus Luftziegeln bestanden, gaben sie nach. Zum Glück war das Dach noch eigens durch Holzsäulen gestützt, sonst würden die Einwohner unter den Trümmern begraben liegen. Jetzt sind sie mit dem Schrecken davongekommen, nur ein Schweinchen, das in der Nähe der eingefallenen Mauer lag, hat sein Leben lassen müssen. Die Kinder scheinen darüber ganz untröstlich zu sein; sie stehen da im Regen neben dem Tiere und weinen bittere Tränen.

Eben kommt mir eine Arme in den Sinn, die ich gestern auf dem Damm des gelben Flusses gesehen habe. Ihre Behausung bestand aus einigen Fetzen Strohmatte, welche durch Sorghostengel zu einem Dache vereinigt waren. Darunter lag sie auf etwas Streu gebettet, ein Kochtopf stand draußen; darin machte sie sich das Essen. Doch hatte sie schon seit drei Tagen kein Feuer mehr angelegt, weil sie malariakrank daniederlag und niemand da war, der ihr einen Dienst erwiesen hätte. Ihr Mund murmelte nur mehr leise Worte des Schmerzes; aber in den großen Augen spiegelte sich das ganze Bild einer schmerzdurchwühlten Seele. Nicht nur war ihr Heim von den Fluten des Huangho weggespült nebst Hab und Gut — ihr Liebstes, der einzige Sohn, hatte auch sein Leben dabei gelassen, und dieser Schmerz war es, der besonders stark an ihrem Herzen nagte.

Mein Entschluß ist gefaßt. Auch wenn das Wetter sich nicht aufklärt, geht es morgen weiter, da übermorgen Sonntag ist. Hier in dieser elenden Wohnung ist es unmöglich, die h. Messe zu feiern. Auch fühle ich schon das Malariafieber herannahen. Dem nassen Zimmerboden entsteigen alle möglichen Dünste, und die lauwarme Temperatur erzeugt Krankheitsstoffe.

Lan-uo nennen die Chinesen Untiefen auf den Wegen, die das Wasser sich gegraben. Man kann dieselben gewöhnlich nicht entdecken, da Wege und Felder während der Regenperiode nur mehr einem See gleichen. Lan-uo heißt „Wellenhöhle“, kann aber auch „Wolfshöhle“ bedeuten.[1]) Wenn nun der Karren in so eine

[1]) In Slawonien wird eine Pfütze, die mit einer Luftblase leicht berührt ist, auch „Wolf“ genannt.

Wellenhöhle gerät, schlägt er fast regelmäßig um, und dann bleibt einem kaum mehr ein Faden trocken am Leibe und von den Habseligkeiten im Wagen. Deshalb haben die Fuhrleute vor den Lan-uo im Wasser die nämliche Scheu wie vor den Lan-uo in den Bergen: wer hineinstürzt, kann von Glück sprechen, wenn er mit heiler Haut herauskommt. Mein Fuhrmann versteht sich recht wohl auf die Kunst des Wagenlenkens, aber dennoch gerieten wir einmal in eine Wellenhöhle. Von außen und innen in einer übelen Verfassung, langten wir endlich in Tätja an. Prompt setzte dann das Fieber ein und führte das geplagte Menschenkind zuerst in die Regionen des ewigen Eises und dann zum Aequator nach Afrika; drei Dosen Chinin brachten es zurück in die gemäßigte Zone und stellten das Gleichgewicht wieder her.

Auf der Reise nach Tjüfu.

Wenn nicht Dürre im Lande ist, dann brechen mit Gewalt die Wasser ein; wenn das Land aber weder an Dürre noch an Überschwemmung leidet, dann wütet sicher die Revolution. *(Pu han tsiu jen; pu jen tsiu han; pu jen pu han, tsiu luen.* Sprüchwörtliche Redeweise.) Der so sprach, war ein chinesischer Altvater, dem des Lebens Mühsale schon manche Furche auf die Stirne gedrückt und die spärlichen Haare völlig gebleicht hatten. Er saß auf einem Flußdamme im Kreise seiner Familie und der wenigen Habseligkeiten, die man aus dem zusammenbrechenden Hause gerettet hatte. Es waren mit ungestüm die Fluten des Kaiserkanals hereingebrochen, da die Wälle dem Andrange des Wassers keinen genügenden Widerstand zu bieten vermochten. Die gelben Fluten wälzten sich durch den Dammbruch in die Felder; in wenigen Stunden sah das Auge, soweit es reichte, nichts als Wasser; die üppigen Saaten waren vernichtet, nur der Sorgho streckte hier und da seinen schwarzen Aehrenbüschel aus dem Wasser empor. Wie ich aber auf den Damm gekommen zu den Unglücklichen, das soll der freundliche Leser sogleich erfahren.

Pechvogel, wie ich gewöhnlich auf Reisen bin, sollte ich auch auf dem diesjährigen „Sommerausfluge“ das Pech haben. Meinen Herrn Konfrater, P. T., dem ich den Begleiter zu machen hatte, machte ich sogleich auf die fatale Eigenschaft aufmerksam. Er

meinte dann, ob ich vielleicht am 13. April geboren sei. Nein doch nicht am 13. April, aber am 3. „Na“ sagte er, „dann war es um zwei Tage zu spät.“

Unser Reiseziel hatte dem Heiligtume des „heiligen Mannes“ gegolten, des Konfuzius, seinem Grabe nämlich und seinem Tempel in der Stadt Tjüfu. Mein Konfrater war weit im Süden Chinas tätig, und da ihn einmal das Schicksal nach Schantung geführt, mochte er nicht gerne die Gelegenheit versäumen und wollte alles „Sehenswerte mitnehmen“. Als gründlichen Forscher in den klassischen Schriften des Konfuzius mußte ihn natürlich auch der klassische Boden besonders interessieren. Auch in China gilt es: Je weiter vom Heiligtum, um so größer das Verlangen danach. Jeder studierte Südchinese fühlt sich glücklich, wenn er einmal das Land des „heiligen Mannes“ betreten darf, während zahllose Chinesen, die kaum eine Stunde von Tjüfu entfernt sind, kaum je im Leben das Heiligtum des Konfuzius und sein Grab besuchen gehen.

Als wir dann alles Sehenswerte genug besehen und bewundert hatten — der eine mehr, der andere weniger: jeder gemäß seiner äußeren oder inneren Disposition — wollte mein Konfrater auch noch gerne den Tempel des Mentius aufsuchen, in der Stadt Tschouhien. Da die Reise bisheran so glatt verlaufen, meinte er, mein Geburtstag, der 3. April, sei wohl ein Sonntag gewesen.

Der Weg von Tjü-fu nach Tschou-hien beträgt 50 bis 60 Li. Die Tour war miserabel genug; der Wagen ging meistens bis an die Achse durch Schlamm und aufgeweichte Erde. Daß er nicht stecken blieb, war Ehrensache der vier kräftigen Maulesel, die sich um so mehr anstrengten, je näher wir dem Ziele kamen. Am Mittag war dasselbe erreicht, und während die Tiere ihr verdientes Futter bekamen, besuchten wir die Pagode. Mentius, der „Heilige zweiter Kategorie“, (ja-scheng) ist als solcher gut erkenntlich. Alles ist in weit bescheidenern Verhältnissen gebaut und angeordnet im Vergleich zur Pagode des Konfuzius, des „Heiligen sondergleichen“. Nur die Bäume machen keinen Unterschied zwischen den beiden Heiligen. Mir wollte es fast scheinen, als ob die Bäume in dem Mentius-Hain noch kräftiger und größer seien, als bei den Tempelanlagen des Konfuzius.

Die „Herrlichkeiten“ waren bald abgeschaut; zu guterletzt auch noch ein Wunderbaum, „der Krankheiten heilt, besonders wenn sie sich auf das Herz beziehen“ *(Sin-li-t'öng)*. Man war freundlich genug, uns etwas trockenes Holz von dem Wunderbaume anzubieten, um es als Heilmittel mitzunehmen. Wir schlugen die Medizin indes bescheiden ab: unser Herz war noch guter Dinge, nur der Magen

knurrte; aber auch er sollte bald befriedigt werden. Als wir in die Herberge zurückgekehrt waren, trug der Wirt allsogleich Table d'hôte auf: Knoblauch, Bohnenkäse, Suppe, chines. Eier, und dgl. — lauter leckere Sachen für zwei in China ergraute Missionare.

Nachdem wir dann gespeist hatten, hieß es heimfahren. Eine drückende Hitze machte sich fühlbar; daß Regen dahinter steckte, war vorauszusehen. Ich wäre deshalb lieber im nächsten Dorfe geblieben, wo sich eine geräumige Herberge befand, zumal die Sonne zur Rüste ging. Mein Herr Konfrater aber entschied, weiter zu reisen. Es wird nicht regnen, sagte er so überzeugend, als sei er ein Wetterprophet, und daß man es ihm glauben mußte. Also nur weiter! Zunächst hieß es, über einen Fluß setzen. Ein Schiff war nicht vorhanden, deshalb mußte er durchwatet werden. Dienende Chinesengeister waren bald zur Stelle, welche zunächst die beste Fährte ausfindig machten, wo die Karren fahren konnten, ohne im Sande zu versinken. Die Sache schien mir doch nicht recht geheuer, und ich hätte lieber aussteigen mögen, um durch das Wasser zu reiten. Die Chinesen aber baten uns, wir möchten ruhig im Karren bleiben, es würde alles gut gehen. Hinein denn ins Wasser! „Fuhrleute, vergeßt ja nicht, gut auf die Tiere zu schlagen,“ mahnten noch die Führer; „wenn die Karren auch nur einen Augenblick anhalten, so versinken sie im Sande.“ Also, „hollah hott, hollah hott“, immer weiter. Schon sind wir in der Mitte des Flusses, da sitzt der Deichselesel mit allen Vieren fest im Sande. Alles „hollah hott“ und alle Prügel bringen ihn nicht mehr heraus; im Gegenteil scheint er aus der Not eine Tugend machen zu wollen und läßt sich ruhig im weichen Sande und dem lauen Wasser zum sommerlichen Bade nieder. Die Maultiere haben im allgemeinen alle ihre Launen, und was das eine tut, tut das andeie in der Regel mit. Als ich mich umsah, erblickte ich auch den Karren meines Kollegen im Wasser stecken. Die Chinesen hatten heillose Angst und bemühten sich aus allen Kräften, uns auf das Trockene zu bringen. Dort warfen sie sich auf den Boden und baten um Verzeihung, „weil sie uns so schlechte Wege geführt hätten“. Dann ging man daran, Tiere und Karren aus dem Flusse zu holen. Der Vorspann einiger Pferde brachte die Gefährte wieder ins Rollen, und auch die Esel, durch das Bad gekräftigt, machten Anstrengungen, herauszukommen.

Unsere Habseligkeiten waren natürlich naß bis auf den letzten Faden, und damit auch der obere Körperteil zu dem unteren in das passende Verhältnis komme, setzte sofort ein milder Regen ein. Das Übersetzen des Flusses hatte natürlich viel Zeit in Anspruch

genommen; schon fing es an zu dunkeln, und noch hatten wir einen Weg von mehr als drei Stunden vor uns. Ich faßte den Entschluß, niemals mehr auf Wetterpropheten zu hören; mein Herr Konfrater aber hat vielleicht den Vorsatz gemacht, nie mehr das Wetter zu prophezeien. Zum Glück fanden wir nach vielem Herumfragen noch eine kleine Herberge. Die Tiere mußten draußen im Regen stehen, uns aber bot sich Unterschlupf in einer armseligen Hütte. Zum Willkommen stieß ich erst gewaltig mit dem Kopf gegen einen Balken, denn es war dunkel in dem Loch. „Der Balken gibt nicht nach,“ meinte mein Konfrater; ich möge doch nicht allzu eindringlich dagegen rennen. Auch war die Hütte feucht und dumpf und geschwängert mit allerhand Dünsten; Schwärme Moskitos aber brachten uns ein Abendständchen. Wohl hatte ich ein Netz bei mir, um mich zu schützen gegen die frechen Blutsauger, aber das Netz war naß und unbrauchbar geworden. Mein Kollege begnügte sich mit etwas Thee als Abendbrod; ich bekam einige Eier und Mehlnudeln. Eine interessante Unterhaltung würzte indes das frugale Mahl, und wir plauderten bis spät in die Nacht. Das war übrigens auch das beste, denn an ein Schlafen war bei den Moskitoschwärmen nicht zu denken. Als wir es endlich dann doch versuchten, ging der Kampf los. Der Schlaf suchte seine Rechte, den Moskitos aber gelüstete nach unserem Blute, und sie behielten die Oberhand. Der Schlaf zog sich besiegt zurück. Wir erhoben uns in aller Frühe, und mein Herr Kollege donnerte zum Morgengruße mit seinem Denkerhaupte gegen den Zimmerbalken. „Der gibt ja nicht nach,“ belehrte ich ihn; „lassen Sie doch den armen Balken in Frieden.“ Nach einer halben Stunde saßen wir auf, es war eben hell genug geworden, den Weg zu unterscheiden. Gegen 9 Uhr langten wir in Tsining an; es war ein Sonntag, und wir bereiteten uns sogleich auf die h. Messe vor.

Von Tsining gedachten wir nach Tätja zu fahren; das ist ein Weg von nur 15 Li, aber venenum in cauda: das dicke Ende kommt nach. Kaum waren wir eingekehrt, da setzte ein gewaltiger Regen ein, wie er wohl nur im gewaltigen China fällt. Drei Tage und drei Nächte regnete es, und nicht piano, wie sonst die meisten Landregen herunterkommen, sondern fortissimo, als habe der Himmel die vorsündflutlichen Schleusen wieder geöffnet. Was so ein langer und starker Regen für Folgen hat, ist leicht zu denken. Die Straßen wurden zu Flüssen, die Felder aber verwandelten sich in Seen. Wessen Haus nicht über seinem Haupte zusammenbrach, konnte sich glücklich schätzen; solche Glückliche aber, die keinen

Regenschirm im Hause aufzuspannen brauchten, gab es nicht viele. Sogar neugebaute Häuser mit Pfannendächern fielen ein, und mancher Arme hat seinen Tod unter den Trümmern gefunden.

Ruhig hatten wir gewartet; jetzt aber, als der Regen aufhörte, hieß es schnell nach Tätja gehen, denn dort warteten unser notwendige Geschäfte. Man sagte, der Weg dorthin sei noch leidlich, da die Wasser schnell abgelaufen wären. Vorsichtshalber setzten wir uns zu Pferde und versuchten so hindurchzukommen. Noch aber hatten wir das Stadttor nicht hinter uns, als uns jedermann zurief, wir möchten nur heimkehren, an ein Durchkommen sei nicht zu denken. Doch wir wollten uns selber überzeugen und ritten immer weiter in die Fluten; aber je weiter wir ritten, um so tiefer versanken die Tiere im Wasser. Da wir keinen des Weges kundigen Führer hatten, beschlossen wir, wieder umzukehren. Als Führer wurde uns dann der Fuhrmann des P. R. gegeben; er sei aus dortiger Gegend und wisse ganz genau, wo am Wege ein Brunnen oder ein Teich sei, und er versprach, uns sicher ans Ziel zu bringen. Mein Herr Konfrater bestieg diesmal einen Karren, während ich mich wieder auf meinen Schimmel setzte. Der hohe Karren, von einem noch höheren Maulesel gezogen, ging vorauf, während ich mit meinem Tiere folgte. Als uns die Leute diesmal wieder sahen, meinten sie, es sei ein tollkühnes Unternehmen, durch das Wasser zu gehen, es werde sicherlich über unserem Haupte zusammenschlagen. Wer lange in China ist, weiß, daß die Chinesen jegliches Ding schlimmer machen als es ist, und daß es ihnen beim Vergrößern niemals auf ein Kuhdick ankommt. Wir gaben deshalb wenig auf ihre Warnungen, zumal uns der Fuhrmann das eine über das andere Mal mit seinem *„Pu-ngä-sche“* (nicht gefährlich) tröstete. Als aber mein Schimmel den Boden unter den Füßen verlor und der Karren des Paters zu schwimmen begann, dachte ich nur immer: Wären wir daheim geblieben oder könnten wir doch umkehren! Das treue Tier schwamm vorzüglich bis an einen Dammdurchbruch, wohin das Wasser mit Gewalt zog. Dort verlor es die Kraft und den Atem und begann unruhig zu werden. Zum Glück gelang es mir noch, das Pferd mit einem kräftigen Ruck etwas auf die Seite zu bringen, wo ein Weidenbaum seine Zweige aus den Fluten streckte. Ich ergriff einen Ast des Baumes und zog mich daran so viel empor, daß das Pferd einige Entlastung bekam. Wie angewachsen lehnte es sich gegen den Baum, ich aber rief so laut ich nur konnte um Hülfe: *„Tjiu ming, tjiu ming!“* (Rettet mein Leben!) Freilich dauerte es eine Weile, ehe ein Lebensretter erschien, aber er kam

doch und brachte mich so weit in Sicherheit, daß ich Boden unter den Füßen fühlte. Dann arbeitete ich mich selber durch das Wasser auf einen Damm. Auch das Pferd wurde entsattelt und aus dem Wasser geholt. Meinen Konfrater sah ich in der Ferne an dem Dache eines Hauses sich festhalten; sein Wagen mitsamt dem Esel waren dorthin geschwommen. Es war die höchste Zeit, auch ihm zu Hülfe zu eilen. Den Wagen überließ man vorläufig seinem Schicksale; der Maulesel aber half sich selbst aus dem Wasser, sobald er von den Strängen befreit war. Kaum war der Pater in Sicherheit gebracht, da — ein dumpfes Getöse: das Haus, woran er sich gerettet hatte, lag in Trümmern zusammen. Es war das Haus meines Retters, und sein Vater, ein hochbejahrter Greis, war es, der die Worte sprach, welche ich anfangs erwähnte.

Wir hatten unsere liebe Not, wieder in die Stadt zurückzukommen, denn das Wasser stieg mit jeder Minute. Einige kräftige Chinesen griffen uns an den Armen und führten uns hindurch. Oft ging es bis an den Hals, und bisweilen war die Strömung derart stark, daß wir alle Mühe hatten auf den Beinen zu bleiben. Endlich war das Stadttor wieder erreicht. — Gott sei Dank, sagten wir. Die Chinesen aber, die uns zuvor gewarnt hatten, waren entzückt über unser pudelnasses Aussehen und sagten: Wer nicht hören will, muß fühlen *(Pu ting lao gin ien, i sche k'u-chuang lien)*, wörtlich: Wer nicht dem Rate der Alten folgt, hat sein Leben lang Bitterkeiten zu verkosten.

Auf einem Wallgraben der Vorstadt in der Nähe einer kleinen Pagoden hockte eine Menge Weiber, die laut schrieen und jammerten und beständig zur Pagode hin ihre Verehrungen machten, d. h. mit der Stirne den Boden berührten. Sie flehten zum Tä-uang, dem Gotte der Flüsse, daß er doch das Wasser nicht durch den Stadtdamm gehen lassen wolle, weil sonst ihre Häuser vernichtet würden. Überall standen rote Kerzen angezündet, und die Weihrauchstengel glühten nicht nur, sondern brannten lichterloh. Der Damm wurde gerettet und das Wasser ferngehalten. In der Nähe der Stelle aber, wo wir in Lebensgefahr geschwebt hatten, sahen wir am anderen Tage fünf Leichen am Ufer liegen. Wäre der Himmel nicht unser Beschützer gewesen, wie leicht hätten auch wir dabei sein können!



Des Missionars Festtagswohnung und seine Stubengenossen.

Ein Missionar ist Aposteljünger und sein Meister ist Jesus Christus. Der hat aber von sich gesagt, daß er nicht einmal habe, wohin er sein Haupt legen könne, während Füchse ihre Höhlen und Vögel ihre Nester besitzen. Zudem hat er gesagt, daß der Jünger nicht mehr haben solle und sein dürfe, als sein Meister; also wird es mit der Wohnung eines Missionars sicher nicht weit her sein. Oft genug ist es denn auch nicht sein Bett, worin er ruht, und die Hütte, wo er wohnt, hat ihm ein Katechumen oder ein Christ für einige Tage abgetreten. Das ereignet sich gar nicht selten im Wanderleben des Missionars, und dann fühlt er auch so recht was es heißt, Missionar zu sein. Aber nicht das ganze Jahr kann er wandern und ein Nomadenleben führen. Zur Zeit der Ernte und Aussaat sind die Christen derart beschäftigt, daß sie sich für etwas Höheres durchaus nicht finden lassen, also das Missionieren fast unmöglich ist. Für solche Zeiten hat der Missionar meistens ein eigenes Heim, ebenso für die Feier der höchsten Feste, und dieses Heim liegt womöglich im Zentrum seiner Wirksamkeit; er nennt es Residenz, obschon er die meiste Zeit dort nicht residieren kann. Heute nun wollte ich den freundlichen Leser zur Wohnung meiner Residenz für ein Viertelstündchen einladen, und dann soll er mir nachher sagen, wie es ihm darin gefällt.

Also Platz genommen; die chinesischen Lehnstühle sind zum Sitzen gar nicht so übel; Sofa, Sekt und Bier gibt es nicht, aber Tee aus unverfälschter Quelle; und auch mit Wochen-Ausgabe der K. V. kann ich dienen, freilich um anderthalb Monat rückwärts datiert, doch paßt dieselbe gar nicht übel zu dem westfälischen Schinken, der schon ein halbes Jahr alt ist und ganz vorzüglich mundet.

Westfälischer Schinken, das Pfund um einen Dollar in Tsingtau käuflich — solche Verschwendung erlaubt sich ein Missionar? Ja, das ist kein Schinken aus Westfalen, sondern nur von einem Westfalen gemacht, und die Schweine, welche sie geliefert, sind europäischer Abstammung, also weiß beborstet, die Urenkel jener zwei, welche seinerzeit der deutsche Gesandte Hr. von Brand dem sel. Bischof von Anzer zum Präsent gemacht. Daß sie sich gut akklimatisiert haben, zeigt die zahlreiche Nachkommenschaft, und sie gedeihen ohne Futterkalk und haben immer mehr Appetit als Futter.

Und auch mit Pumpernickel kann ich dienen, einer zweiten Westfalenkost, gleichfalls käuflich in Tsingtau à Dose fein verlötet 1 Dollar. Vorzüglich! Aber auch dieser Pumpernickel ist selbst gemachte Ware. Die Hälfte Weizenmehl und die Hälfte Sorghomehl, gut vermengt und richtig behandelt, liefert ein Brot, das im Geschmack und Aussehen es mit dem Pumpernickel aufnimmt. Spargel, Erbsen, Kartoffeln und Erdbeeren wachsen noch im Garten, und es ist nur mehr eine Frage der Zeit, wann dieselben pflück- und eßbar sind.



Missionsstation Ngô-ya-tsch'ang bei Yentschoufu.

Wollen Sie, Herr Konfrater, auf wohlbestellter Pfründe es nicht einige Jährchen als Missionar versuchen? Wir könnten deren noch so viele gebrauchen. Mangel brauchen Sie nicht zu leiden, und Arbeit gibt es genug. — Doch Carissime, Sie sollen heute keine Antwort geben. Erst muß ich Sie in das Feld der Wirksamkeit führen und an den Werktagstisch des Missionars und seine Alltagswohnung zeigen im Chinesenheim; doch das später mal.

„Die Gegend muß hier recht gebirgig sein," fragt mein Besucher; „denn ich höre einen Bach vorbeirauschen." „Nichts als glattes Land ist hier; es fehlen sogar die Maulwurfshügel; in solchem

Sande und Löß würde der Schwarzpelz nicht vorankommen. Das Rauschen tun einige Pappeln, die ich nahe ans Haus gepflanzt habe; sie sind mir Wald und Quelle hier in öder Gegend.“

„Aber ich höre noch ein anderes Rauschen; es ist wie Meeresbrandung aus der Ferne.“ „Das Meer ist wohl 100 Stunden von hier entfernt; aber auch die Geisterstimmen des dunklen Meeres habe ich in mein Zimmer gezaubert.“ Zugleich stehe ich auf und schiebe einen Vorhang auf die Seite, der an der Wand hängt. Dann nehme ich das Licht und leuchte vor ein Fensterglas. „Das sind die kleinen Meeresmusikanten, das sind meine lieben Stubengenossen.“ Ein großer Schwarm Bienen hat in einer Mauernische Wohnung genommen; nach Außen hat er sein Flugloch; im Zimmer höre ich seine Musik, und die hat den Vorteil, daß sie nicht im geringsten bei der Arbeit stört. Zudem liefern die lieben Gäste alljährlich 20 bis 40 Pfund Honig und Wachs und spenden den Blütenduft des süßen Nektars, wo sie denselben aus den Blumen sammeln. Sie selber sind vollends anspruchslos und verlangen nichts weiter als das bißchen Wohnung, das sie obendrein noch reichlich verzinsen.

Also ein Stück Heimat en miniature. Es fehlen der Wald und sein Rauschen, Blumenduft und die plätschernde Quelle hier in der öden Puolyebene. Und doch genießt der Missionar davon; freilich mit Hülfe von Homöopathie und Sympathie und in seiner Weise. Aber sich bescheiden und beschränken wissen gehört ja zu den Kardinaltugenden des Aposteljüngers; und seine Stubengenossen dienen darin als Beispiel nicht minder wie im fleißigen Schaffen.

Es fehlen Wiese und Heide und der Blumenteppich in den Gärten. Weder Feld noch Anger sind mit einer lebenden Hecke umsäumt und kein Lindendach spendet Ambrosiaduft vor der Hütte. Recht mager ist es deshalb um den Bienentisch bestellt, und wo ihn das zahlreiche Volk nur finden mag, ist mir oft ein Rätsel. Freilich behaupten die Chinesen, daß die Biene den Honig nicht nur aus den Blumen hole, sondern sie soll sogar zum Meere pilgern, um dort ihren Salzbedarf zu decken; sie soll die vom Schweiße bedeckte Stirne des Landmannes aufsuchen und dort „Menschensaft“ aufsaugen; sie soll selbst auf dem Düngerhaufen noch Aroma finden, um ihrem Produkt Wohlgeschmack und Haltbarkeit zu verleihen. Das ist nun wohl zum größten Teil Phantasie, obschon jeder Chinese daran glaubt, wie er überhaupt vom Immenreich mancherlei Wunderbares zu erzählen weiß. Die Biene wohnt nur dort, sagt er, wo Tugend und gute Sitte wohnt. Sie ist eine „Himmelsgabe“, und

wer solcher nicht würdig ist, sucht vergeblich, sie zu halten. Um keinen Preis wird deshalb ein Chinese einen Bienenstock verkaufen, denn dadurch würde er sich auch anderer Göttergaben verlustig machen und das Glück würde ihn fliehen. Nach vielen Jahren erst gelang es mir durch Vermittlung eines befreundeten Heiden, einen Bienenstock zu ergattern. Derselbe hat sich nach zwei bis drei Jahren recht vermehrt, so daß die Nachkommen bereits ein Dutzend ausmachen. Als vor kurzem unser Bezirksmandarin bei mir zum Besuche war und ich ihn in das Bienenreich schauen ließ, stand er eine Weile sinnend da. Dann blickte er mich treuherzig an und sagte: „Ja, mein Freund, jetzt bin ich noch fester überzeugt, daß du ein guter Mann bist.“

Das Volk behauptet sogar, daß ein Imker, der hundert Bienenkörbe besitzt, vom Kaiser vollständig Steuererlaß bekomme, zur Belohnung für Tugend und gute Sitte. Ich bezweifle aber sehr, ob in ganz China jemand ist, der so viele Bienenstöcke sein eigen nennen kann, da es an der notwendigen Weide fehlt. Bienen zu stehlen, wird als ein besonders schweres Verbrechen betrachtet und verhältnismäßig schwer geahndet. Der Grund dafür ist, weil die Bienen einen König *(uang)* haben; wer also einen Bienenkorb stiehlt oder ruiniert, begeht „Königsmord“, und richtet ein Reich zu Grunde und das ist soviel als Staatsverbrechen, wenn auch nur im Kleinen. „Klein ist die Biene“, sagt das Sprüchwort, „aber der Weg zum Throne steht ihr offen. Leicht ist das Wagengewicht (decimalsystem), und doch reguliert es 1000 Pfd.“ Der Chinese tötet deshalb auch niemals die Bienen, wenn er ihnen den Honig nimmt; er bittet sie, etwas von ihrem Überfluß abzutreten. „Ihr habt ein Haus voll Süßigkeiten, während wir nur *La-tse* (spanischen Pfeffer) essen und schwarzes Nestbrot.“ Und während er das sagt, macht er Komplimente und verbrennt Weihrauch. Durch den Rauch ziehen sich die Bienen natürlich in einer Ecke zusammen, was der Imker als ein Zeichen betrachtet, daß sie gewillt sind, Süßigkeit zu überlassen. Er schneidet dann die vollen Waben in eine untergehaltene Schüssel ab; das kann um so leichter geschehen, da die chinesische Bienenwohnung einen sehr beträchtlichen Umfang hat. Dieselbe ist in der Regel von Luftziegeln erbaut und hat ein bis anderthalb Meter im Geviert. Von Mobilbauten und dergleichen haben die Chinesen natürlich keine Ahnung. Es wird darauf geachtet, daß die Bienen sehr wenig oder gar nicht schwärmen, deshalb werden die neuen Königinnen in ihren Zellen, ehe sie ausgeschlüpft sind, während der Nacht bei Kerzenlicht mit einer langen Nadel getötet.

Das Honigschneiden geschieht regelmäßig zu Beginn des Frühlings und es wird nicht nur der „Überfluß“ genommen, sondern so viel, als man eben haben kann. Ein guter Stock liefert 40 bis 60 Pfund Honig. Derselbe wird nicht aus den Waben gepreßt, sondern eingekocht und zwar mit Wachs und toten Bienen zusammen. Gerade dadurch soll er ein besonders gutes Aroma bekommen. Der Honig wird verhältnismäßig teuer bezahlt und dient hauptsächlich für medizinische Zwecke, ebenso das Wachs und die toten Bienen. Mit Vorliebe wendet man Honig bei pockenkranken Kindern an. Ein europäischer Bienenfreund, der kürzlich zu Besuch hier war, fand meinen „Zimmerhonig“ „ganz vorzüglich“ und das Aroma „wunderbar“. Derselbe war nach chinesischer Methode behandelt worden, die also auch in diesem Falle wiederum nicht so ganz dumm sein muß.

Ist der Honig geschnitten, dann beginnt für die Biene die Arbeit. Ihr erstes Futter sucht sie auf frisch gefällten und geschälten Pappeln und Ulmenstämmen. Dann kommen die Kätzchen der Pappeln an die Reihe und hierauf die Ulmen. Beide haben nur eine ganz kurze Blütezeit und sind nicht mehr als ein Notbehelf. Ein ausgiebigeres Feld bilden die vielen Weidekätzchen, aber auch sie blühen nur wenige Tage. Hierauf erscheinen die Fruchtbäume in Blüten: Aprikosen, Pfirsiche, Aepfel und Birnbäume. Anfangs April setzen dann die Blüten von Sämereien ein, Kohl, Rüben und dgl. Mitte April locken die Maulbeerkätzchen das Bienenvolk herbei, bis dann zu Mitte Mai die Zysiphus ihren Nektar spenden. Und von dort holen sie ihren Hauptvorrat fürs ganze Jahr. Zudem dauert die Blütezeit ziemlich lange und sind in hiesiger Gegend recht viele Zysiphus angepflanzt. Im übrigen aber muß sich die chinesische Biene bescheiden. Hat sie im Herbste nur wenig eingesammelt, sucht man ihr zu helfen. Zucker zu füttern ist natürlich zu kostbar, sie muß mit Hiersenbrei vorlieb nehmen, vermengt mit etwas Brei von Gottesbirnen Kakifeigen oder Zysiphus. Wenn es dann anfängt, kalt zu werden, werden die Fluchlöcher bis auf ein kleines verschmiert.[1])

Herrscher im chinesischen Bienenstaate ist, wie angedeutet, nicht eine Königin, sondern ein König *(uang)*. Derselbe hat keinen Stachel, sondern die Tugend ist sein Szepter. Dreimal im Tage machen ihm alle Untertanen ihre Aufwartung. Die Fleißigen erhalten

[1]) Das Folgende ist hauptsächlich Bücherweisheit. Da unter den Lesern auch wahrscheinlich Bienenfreunde sind, mag ich ihnen dieselbe nicht vorenthalten. Ist auch nichts Belehrendes darin, so doch genug Kurioses.

Belobung und Belohnung, die Faulen werden getadelt. Verstöße der Untergebenen werden strenge bestraft. Dazu gehört auch, wenn die Biene jemanden gestochen hat. Der Missetäter wird allsogleich vor des Königs Tribunal geschleppt und das Urteil lautet auf Tötung (*Pao puo tse*).

Im Bienenreiche herrscht ausgeprägter Sozialismus. Es wird gemeinschaftlich gearbeitet, gespeist und gefastet. Jedem Staatsbürger ist eine bestimmte Arbeit zugewiesen, die er nicht wechseln darf. Man kennt Materialsammler (mifung) und Honigbereiter (siang-fung, unsere Arbeitsbienen und Drohnen). Die Honigbereiter stellen in drei Tagen aus dem Material den Honig her, verlassen aber nie die königliche Burg. Zu Beginn des Winters sterben sie, sollten sie aber am Leben bleiben, würde der Honigvorrat nicht reichen. Ein Sprichtwort sagt: Überlebt die sian fung den Winter, sind im Frühjahr die Speicher leer (*Zao hua lnin*).

Die Arbeitsbiene trägt das Material in den Hosentaschen (tscha k'u) herbei; nur die Königsgaben, welche aus den besten Blüten gesammelt werden, trägt sie auf dem Rücken (aus Anstand!) Bao puo tse.

Will der Königssohn ein neues Reich gründen, nimmt er eine Anzahl Volk mit hinaus. Hat die Biene dann einmal das Flugloch verlassen, wird sie als abtrünnig betrachtet und es ist ihr nicht mehr erlaubt zurückzukehren. Erhebt sich der Schwarm hoch in die Lüfte, wird er sich nahebei niederlassen; fliegt er nahe am Boden, nimmt er einen weiten Weg. Trifft das in den Krieg ziehende Herr einen Bienenschwarm, lauern die Feinde im Hinterhalt. Im neuen Heim wird zunächst das Residenzschloß gebaut und ein Thron für den jungen König. (*U-jiang-tschang.*)

Auch das Gefühl für Anciennität soll bei den chinesischen Bienen stark ausgeprägt sein. Ein neuer Stock darf mit den alten nie in einer Reihe stehen, sonst würden sich die alten über ihn her machen und ihn töten. Sein Platz wird meistens einen Meter nach hinten gerückt, weil er eine Generation jünger ist. (*Huo-schu*).

Prosit Freund, sonst wird der Tee kalt; Champagnerflaschenstöpsel gibt es keine abzuknallen; die würden meine Stubengenossen auch zu stark erschrecken. Hoffentlich gefällt dir des Missionars Festtagswohnung auch ohne diese.

Als Hauptfeind der chinesischen Biene ist vor allem der Totenkopf (Nachtfalter) zu nennen. Um ihm den Zugang in die Behausung der Bienen zu wehren, sind die Fluglöcher möglichst klein gehalten. In ein Brettchen oder einen dünnen Ziegelstein werden 20—30 runde Löcher gebohrt, grade groß genug, um den Bienen

als Ein- und Ausgang zu dienen; damit wird das Fluchloch verschlossen. Hier und da zwängt sich dennoch ein kleiner Falter durch; wenn er sich voll Honig gesogen, findet er beim Rückgang die Öffnung zu klein. Ist der Bestand kräftig, machen sich die Bienen zu Hunderten über den Eindringling her, und solchen Anstürmen ist er nicht gewachsen. Die Sieger zerbeißen ihn vollständig und saugen den gestohlenen Honig wieder auf. Gelingt es einem Falter aber, seine Eier im Bienenstocke abzulegen, ist der Bestand so gut wie verloren. Als zweiter Feind ist die Eidechse zu nennen, welche versteckt auf ihre Beute lauert. Will sich ein Bienlein abseits ein wenig ausruhen oder sonnen, macht sie ihm unversehens den Garaus. Auch der Scorpion dringt gerne in die Bienenwohnung, aber auch über ihn machen sich die Völker her, wenn sie zahlreich genug sind und viel Lebensmut besitzen. Mit Vorliebe bringt eine große Spinnenart in den Flugbereich der Bienen ihre Netze an; hat sich eine darin verwickelt, hilft alles zerren nnd zetern nichts mehr; bald ist sie eingesponnen und ausgesaugt. Hornissen und Wespen gibt es hier in Fülle; aber ich habe niemals bemerken können, daß sie als Räuber bei den Bienen vorzusprechen versucht hätten.

Eigentümlicher Weise schwärmt die chinesische Biene nur für ganz kurze Zeit, höchstens während der Dauer eines Monats; es ist gewöhnlich die Zeit um Pfingsten herum, und Mitte Mai bis Mitte Juni. Deshalb sammelt auch ein junger Stock, wenn er einigermaßen zahlreich ist, Vorrat genug für den Winter.

Ich weiß nicht, ob überall zu Lande die Bienen ein so gutes Gedächtnis haben, wie die hiesigen. Während des Sommers hatte ich einen Korb in eine Fersternische gestellt, weil dort frische Luft und freier Ausflug war. Mitte October, da das Wetter kalt geworden und die Bienen schon längst ihre Arbeit eingestellt hatten, wurde ihre Behausung an einen gegen den kalten Norden geschützten Ort getragen. Am 4. Januar nun, da es die Sonne mal extra gut meinte, lockte sie auch vieles Immenvolk hinaus und ich sah, wie ganze Scharen noch ihre alte Stätte aufsuchten und lange dort herumschwärmten.



Bischofsweihe in Jentschoufu.

(30. Okt. 1904.)

Jentschoufu ist die Hauptstadt der Mission von Süd-Schantung. Noch vor zehn Jahren waren die Tore dieser Stadt dem Christentum verschlossen, und als der verstorbene Bischof von Anzer es dennoch versuchte, hineinzudringen, hätte er seinen Wagemut fast mit dem Leben bezahlen müssen. Doch was man damals für unmöglich hielt, ist nach wenigen Jahren zur Tatsache geworden. Die stolze Confuziusfeste hat nicht nur der christlichen Religion ihre Tore geöffnet, sie ist sogar zum Mittelpunkte und Hauptresidenzsitz der hiesigen Mission geworden. Das war es ja auch, was Msgr. von Anzer in weiser Voraussicht so lange erstrebt, warum er so viele Jahre im heißen Ringen gestritten und gelitten hat. Wie freute er sich, als dort das erste Kapellchen erbaut wurde, in dem sich allmählich andächtige Anbeter versammelten. Das Kapellchen ist längst verschwunden, und an seiner Stelle erhebt sich jetzt eine stattliche Kirche, die Kathedrale der Mission von Süd-Schantung.

Unter dem Chore der Kirche ist eine Krypta erbaut, in welcher sich sechs Mauernischen befinden; selbige sind bestimmt die irdischen Reste der verstorbenen Bischöfe aufzunehmen. Das hohe Ideal des seligen Bischofs war es gewesen, sein Leben lang für die Bekehrung des Chinesenvolkes zu arbeiten; nach dem Tode aber sollte seine sterbliche Hülle dort in der Kathedralen-Krypta ihre stille Ruhe finden. Der Lebensabend für den Kirchenfürsten ist viel früher hereingebrochen, als er selber auch nur geahnt hatte. Für sein Lebensideal hat er gearbeitet bis zur letzten Stunde; die ewige Ruhe aber sollte der Tote im Schatten von St. Peter finden in der Hauptstadt der Christenheit.

Nur wenige Male war es dem verstorbenen Bischofe vergönnt gewesen, in der eben fertig gebauten Kathedrale ein Pontifikalamt zu halten. Heute aber zogen zwei Bischöfe ein, in ihrer Mitte den neuerwählten Apostolischen Vikar P. Henninghaus, bestimmt der verwaisten Herde fortan Hirte zu sein. Heute sollte die Konsekration stattfinden, und zu diesem Zwecke war das Gotteshaus und die Umgebung reichlich geschmückt. Als Konsekratoren waren zwei Bischöfe erschienen, Msgr. Chang (Nordost-Schantung, Residenz Jente) und Msgr. Giesen (Nord-Schantung, Residenz Tsinanfu). Der dritte Bischof, Msgr. Maquet, war leider an seinem Kommen verhindert worden.

Zur festgesetzten Stunde begaben sich die Würdenträger, begleitet von ungefähr 40 Priestern in feierlicher Prozession zur Kirche. Das weite Gotteshaus war derart mit Andächtigen überfüllt, daß an ein Durchkommen vom Hauptportal aus nicht zu denken war, und der kurze Weg durch die Sakristei genommen werden mußte. Auf dem Chore war eine ganze Reihe chinesischer Mandarine in ihrem Festornate versammelt. Ferner waren anwesend der Vertreter der deutschen Regierung Herr Konsul Dr. Betz aus Tsinanfu und Hauptmann Mauve als Vertreter des Herrn Gouverneur Truppel in Tsingtau, der am persönlichen Erscheinen verhindert war. Außerdem waren noch einige andere Herren der Zivilgemeinde von Tsingtau zur Festfeier erschienen. Vizekönig Tschoufu in Tsinanfu hatte sich durch den Taot'ai Tschang von Tsining vertreten lassen.

Sobald der Zug in die Kirche trat, erklang ein mehrstimmiges Ecce sacerdos von der Orgelbühne, kräftig und voll gesungen, aber schwach begleitet von einem kleinen Harmonium, weil die Orgel noch fehlt. Dann begann die Konsekration, welche drei Stunden in Anspruch nahm. Als der Neugeweihte im Bischöflichen Ornate mit Stab und Mitra durch die Menge schritt, überallhin den Segen spendend, füllte sich manches Auge mit Tränen. Mit weithin schallender Stimme sang er *ad multos annos!* Was er sich da selber gewünscht, ist auch der Herzenswunsch aller gewesen, die an der schönen Feier teilgenommen. Möge es dem neuen Bischofe vergönnt sein, viele Jahre zum Segen der ihm anvertrauten Herde zu arbeiten und zu wirken.

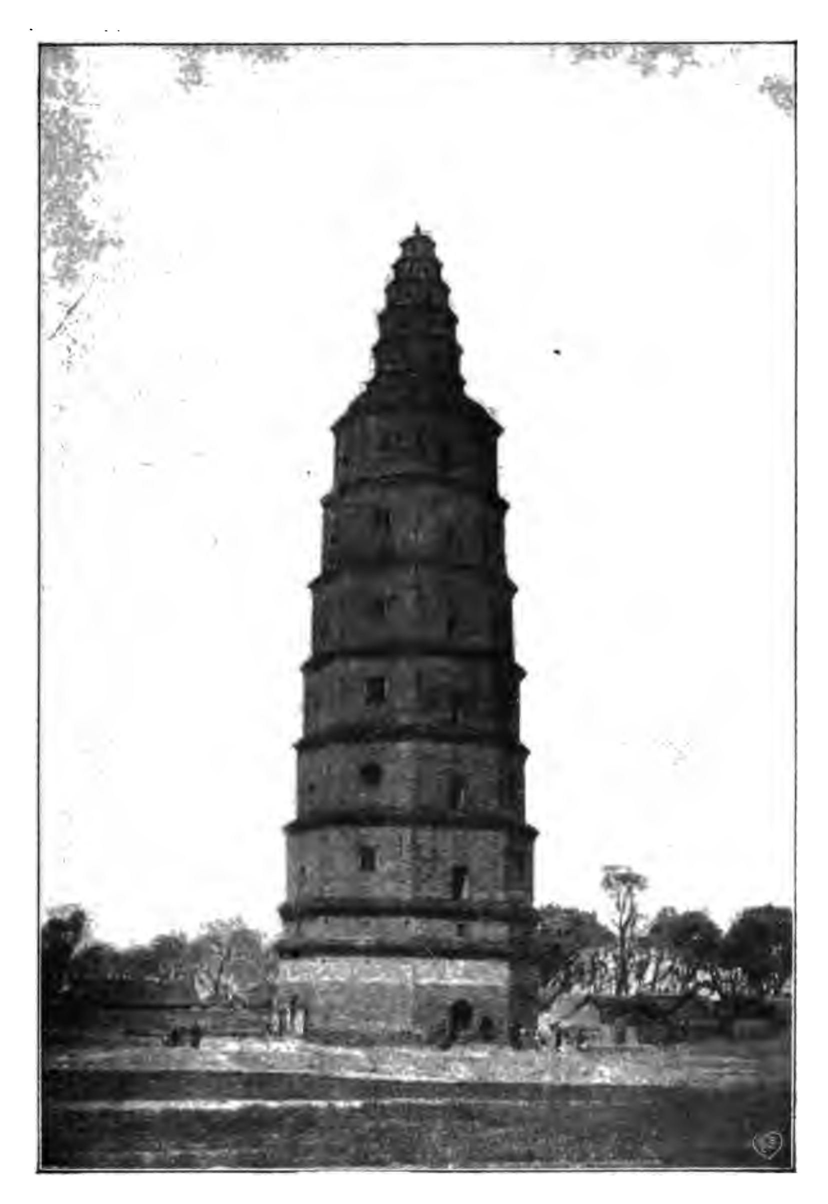
An der Festtafel waren gegen siebzig Gäste vereinigt. Die erste Rede hielt der bisherige Administrator von Südschantung, der hochw. Provikar Freinademetz, und zwar in lateinischer Sprache. Sie galt hauptsächlich dem Neugeweihten, und auf ihn wurde auch der erste Trinkspruch ausgebracht. Bald darauf erhob sich der Bischof selber. In längerer Ansprache redete er aus bewegtem Herzen, und was er sagte, ging zu Herzen. Für alle hatte er Worte des Dankes und der Liebe, zumal für den hochw. Hrn. Konsekrator Msgr. Chang und dessen Assistenten, die Vertreter der deutschen Regierung und des Gouvernements und die versammelten Missionare. Schließlich wandte er sich in lateinischer Sprache auch noch an die chinesischen Priester und dann in chinesischer Sprache an die Mandarine. Ein Trinkspruch auf den Heiligen Vater, dessen Bild den Festsaal schmückte, bildete den Schluß der herrlichen Ansprache. Konsul Dr. Betz brachte ein Hoch aus auf Se. Majestät den Kaiser, nachdem er in markigen Worten die Versicherung

gegeben hatte, er werde sein Möglichstes und Bestes tun, die Interessen der Mission überall zu wahren. Dann folgte ein Hoch auf den Kaiser von China und auf den Baumeister der Kathedale, P. Erlemann. Letzeres galt umsomehr, als es aus dem Munde eines Baurates kam.

So sehr die Mission von Südschantung Grund hat, den Tod ihres ersten Bischofs zu bedauern, ebenso sehr ist sie heute sich zu freuen berechtigt über den Ersatz, den ihr die göttliche Vorsehung geschenkt hat. Msgr. Henninghaus ist ein Mann, den ganz außergewöhnliche Gaben des Geistes und Herzens schmücken. Es ist, als ob die Natur, die ihn nach der Körperlänge etwas kurz bemessen, umso reichlicher die Güter des Geistes habe auf ihn ausschütten wollen. Ein Wort des „unscheinbaren“ hl. Paulus (II. Cor. Cap. 10) hat sich der neue Bischof als Wahlspruch erkoren: *Scio cui credidi:* Ich weiß, wem ich mich anvertraut. So dürfen auch getrost die Missionare sprechen, die dem Erwählten ihre Stimme gegeben. Sie haben sich dem neuen Bischofe anvertraut und sie werden nicht getäuscht werden: er wird ihnen Vater und Hirte sein.

Der „kostbare Turm“ in Yenfu.

Kommt man aus dem Osten der Mission von *Ischui* über *Mungjin, Tjü-fu* nach Yenfu, so sieht man schon aus weiter Ferne das Wahrzeichen der Hauptstadt von Südschantung in die Lüfte ragen, den „kostbaren Turm“ *pao t'a* genannt. Ein Reisender aus christlichen Ländern, der ihn das erste Mal sieht, ist leicht versucht, denselben für einen Kirchturm zu halten. Wollte er aber einen Kirchenbesuch dorthin machen, so würde er sich bald enttäuscht sehn. Er würde weder Kirche noch Pfarrhaus finden noch sonst ein ordentliches Gebäude in der Nähe. Einsam und verlassen liegt der Turm in Mitte der Felder die im Sommer meistens mit dem berühmten Yenfuer Tabak bebaut sind. Einstmals sollen dort allerdings auch Häuser gestanden haben; jetzt aber hat sich das geschäftliche Leben schon seit Jahrhunderten mehr zu dem nordwestlichen Stadtteile verzogen. Auch der Turm selber macht in der Nähe betrachtet nicht den Eindruck, den er in der Ferne erweckt. Bemühen wir uns die ausgehöhlte Treppe zum ersten Stockwerk hinauf, so können wir um den massiven Kern des Innern eine Runde machen, und Fenster und Nischen gewähren ein



Der „kostbare Turm“ in Yenfu.

Ausblick in die weite Ferne. In dieser Weise ist der ganze Turm gebaut bis zur obersten Spitze, wo ein Rundgang nach Außen geschaffen ist, durch eine steinerne Ballustrade geschützt. Wer nicht schwindelfrei ist macht den Gang lieber nicht, denn die Ballustrade gewährt Platz genug zum durchpurzeln und an einer Stelle ist sie vollends zerfallen. Ein Blitz soll dort hineingeschlagen haben, zur Strafe für die Untat eines Verrückten, der eines frühen Morgends den Turm bestiegen und sämtliche steinerne Buddhafiguren durch die Fenster in die Tiefe schleuderte. Nur noch ein einziges ist „mit dem Leben davon gekommen,“ alle andern haben beim Fallen drunten ihren Kopf verloren, mehrere auch die Beine. Jedem Fenster gegenüber ist eine Nische in der Wand gemauert und in jeder Nische genoß ein Buddha behäbige Ruhe seit vielen hundert Jahren. Der arme Verrückte meinte, sie hätten sich da längst müde gesessen und ein Sprung nach Außen könnte nur eine angenehme Abwechslung für sie bilden.

Von dem Rundgang können wir nicht mehr weiter hinauf. Wohl ist da noch eine halszerbrecherische Leiter angelegt, wer sich aber hinaufwagen wollte, müßte mehr auf sein Klettern vertrauen als auf die Leiter. In den Mauerritzen haben Gras und Kräuter ihre Wurzel geschlagen und selbst auf höchster Spitze wuchert noch Strauchwerk in luftiger Höhe. Der ganze Bau besteht bis zur Ballustrade aus sieben Abteilungen, welche sich nach oben hin verjüngend, durch Treppen mit einander verbunden sind. Diese Treppen sind aber nicht wendelartig angelegt, sondern führen durch den Kern des innern Mauerwerkes in gerader Richtung empor.

Fragen wir nach dem Zwecke des Bauwerkes, so weiß uns Niemand so recht darauf zu antworten. Der eine sagt, der Turm soll eine Zierde der Stadt sein; ein anderer meint, er solle die Stadt beschützen, denn von seiner Höhe könne man die Feinde in weiter Ferne erspähen und totschießen. Ein dritter ist der Ansicht, der Turm sei zu Ehren „der zehntausend Buddha erbaut und als Beweis zeigt er uns die zerbrochenen Götzenfiguren, die einstens darin ihre Wohnung hatten. Jetzt bildet das Bauwerk eine Zufluchtstätte für Bettler die im heißen Sommer dort Kühlung suchen und darin schlafen. Im Winter gewährt er Elstern und Krähen ein Obdach.

Eine Steinplatte im Innern angebracht besagt uns, daß der Turm zur Zeit der *Ming* Dignastie unter dem Kaiser *Hing-liung* erbaut sei. Seit der Zeit hat er des öfteren Reparaturen erfahren, die letzte

unter dem Kaiser Khanhi. Auch jetzt wäre er wohl wieder reparaturbedürftig, aber weder die kaiserliche Kasse noch die Privatschatulle einer frommen Seele wird die notwendigen Ausgaben dafür bestreiten wollen.

Ähnliche Türme wie der *pao t'a* in Yenfu gibt es viele im Reiche der Mitte. Die meisten stammen aus der Zeit der *Ming* Dynastie, und man erbaute sie sowohl in den Hauptstädten als auch in den Kleinstädten. Unter der jetzigen Dynastie der *Tsing* kam der Pagodenstil[1]) in Blüte, und in Städten treten an Stelle der Türme die Pagoden der Schutzgeister *(tsch'öng-huang-miao).* Die meisten der noch jetzt verhandenen Türme sind während des Jahres geschlossen; nur nach dem 15. im ersten Monat werden sie für einige Tage geöffnet. Viele Andächtige steigen dann hinauf und verbrennen Silber- und Goldpapier für die Seelen der Verstorbenen, damit es ihnen im Jenseits in barer Münze ausbezahlt werde.

In *Kikehou* ist ein Turm, an den sich die Heldengeschichte einer ehrsamen Jungfrau knüpft. Die Mutter dieser Jungfrau war erkrankt und hatte ein großes Verlangen, eine Suppe von Menschenfleisch zu genießen; diese, meinte sie, würde ihre Krankheit heilen. Alsobald die Tochter das Verlangen der Mutter kannte, schnitt sie sich ein Stück Fleisch vom Beine und kochte daraus eine Suppe für die kranke Mutter. Als diese von der Suppe genossen, ward sie wieder gesund. Nach einigen Jahren stellte sich indes die Krankheit von neuem ein, und auch von neuem erwachte das unnatürliche Verlangen der Mutter. Auch diesmal entschloß sich die heldenmütige Tochter ein Stück von ihrem Fleisch zu opfern, aber die ersehnte Wirkung blieb aus. Die Mutter starb. Der Tochter ging der Tod ihrer Mutter derart zu Herzen, daß sie unter dem Vorwande ihrer Mutter Opfer zu bringen den Turm bestieg, und sich dann von der Höhe desselben herunterstürzte. Tot hob man sie auf aber in sitzender Stellung und mit lächelndem Gesichte. Das war Grund genug, sie „heilig" zu sprechen und ihre heroische Tat dem Kaiser zu unterbreiten, der sie alsogleich unter die Götter versetzte. Der glückliche Vater ließ ihr in der Nähe des Turmes eine Pagode erbauen und ihr Bild darin aufstellen. Dort verehrt man sie unter dem Namen der „liebenden Tochter" *(chio-nü)*, und ein Bonze ist bestellt ihr von Zeit zu Zeit Weihrauch zu brennen und Gebete zu singen.

[1]) Turm chines. = ta, Pagode = miao.

Des Teufels letzter Versuch.

Spät abends war's als noch an die Missionspforte geklopft wurde. Daß es keine Räuber waren die klopften, hörte man an der wimmernden Stimme, die um Einlaß bat. Als sich die Pforte öffnete, trat ein Mann herein, in elende Lumpen gehüllt, mühsam nach Atem ringend, am ganzen Leibe zitternd. Er war dermaßen erschöpft, daß er kaum ein verständliches Wort hervorbringen konnte. Was er wollte war übrigens leicht zu erraten; er bat um Aufnahme ins Greisenasyl, um Obdach, wenigstens für diese Nacht. Das wurde ihm dann auch gewährt. Und als er am andern Morgen sein Lebenselend erzählte, und die Tränen reichlich flossen über seine durchfurchten Wangen, und er so flehentlich bat, ihn doch für die paar Lebenstage ins Greisenheim aufzunehmen, damit er seine Seele rette und nach dem Tode glücklich werde, konnte man ihm auch diese Bitte nicht mehr abschlagen. Er wurde der „Altväter“ Zahl zugezählt und diese freuten sich, daß sie einen neuen Kameraden bekommen.

Der Greis war aus *Fen-chien* und sein Name lautet *Tschao-lu-ing*. Achtzig „Frühlinge“ hatte er hinter sich; für ihn aber waren es meistens nur „Winter“ gewesen, denn von Lebensglück hatte er nie viel gekostet. Von Kindesbeinen an mußte er in harter Arbeit sein Brot verdienen; Eltern, Geschwister oder Verwandte hatte er nie gekannt, und kein Freund hatte sich ihm je zugesellt. Ins Greisenasyl aufgenommen, war sein Betragen stets musterhaft, und mit vielem Eifer erlernte er die christlichen Glaubenswahrheiten. Kaum aber konnte er das Kreuz machen, da war es als ob der Teufel in ihn gefahren sei. Weder gute Worte noch Drohungen vermochten ihn in die Kirche zu bringen. Und wenn er das eine oder andere Mal fast gezwungen hineingegangen war, hielt er es kaum einen Augenblick darin aus. Während die andern Greise vor dem Schlafengehen ihr Abendgebet verrichteten, hielt er sich die Ohren zu und gebärdete sich wie besessen. Nachdem er es einige Zeit so getrieben, äußerte er den Wunsch, wieder heimzugehn, er könne seine Seele doch nicht retten, seine Sünden seien zu viel und zu groß. Wir sprachen ihm Mut zu und versicherten ihn, der Teufel wollte ihn hintergehn und sei neidisch, daß er noch in seinen alten Tagen den schönen Himmel erobere. Er möge nur ruhig aushalten, und sich auf die Taufe vorbereiten dann werde es sicher besser. Das tat er denn auch; sobald sich aber die Wutanfälle einstellten, wollte er mit Gewalt hinauslaufen. In einiger Zeit verstand er die

notwendigen Glaubenswahrheiten, und da der Arme so flehentlich bat, man möchte ihn doch aus den Klauen des Teufels befreien, zögerten wir nicht mehr länger, ihm die hl. Taufe zu spenden. Er empfing dieselbe mit rührender Andacht, und — friedliche Ruhe kehrte in seine Seele ein. Fortan sah man ihn nur mehr beten und in Gott vereint, und sein liebster Aufenthalt war die Kirche. Und als er sich nicht mehr von seinem Lager erheben konnte, bat er immer, man möge ihm vom lieben Gott erzählen; wenn er aber allein war, murmelten seine Lippen stille Gebete. „Erbarmen mein Gott! Liebe Gottesmutter schütze mich“ wiederholte er fast beständig. Ungefähr vierzehn Tage nach seiner Taufe nahm ihn der liebe Gott zu Sich; der Teufel aber hat es nach der Taufe nicht mehr versucht, die arme Seele zu verderben.

Auffallende Bekehrung zweier Heiden.

In *funiculis Adæ traham eos:* „In den Stricken Adams will ich sie an mich ziehen.“ Das ist ein altes Wort der hl. Schrift und es hat seine Wahrheit überall auf der ganzen Welt. Die Menschenkinder wollen nun einmal gezogen sein, und da höhere Beweggründe meistens nicht genug Anziehungskraft für sie haben, muß der liebe Gott allerhand Lockmittel gebrauchen, um das störrische Menschengeschlecht dennoch an Sich zu fesseln und für den Himmel zu gewinnen. Wie es wenige Christen gibt, die aus uneigennütziger Liebe dem lieben Gott dienen, und Ihm auch dann dienen würden, wenn kein Himmel sie lockte und keine Hölle sie abschreckte; ebenso gibt es auch wenig Heiden, die nur deshalb Christ werden wollen, um ihrem Schöpfer zu dienen und die Seele zu retten. Und die wenigen, die es gibt, sind eben von Gott erwählte Seelen, das Groß aber „läßt sich ziehen in den Stricken Adams,“ die für den einen dieses, für den andern jenes bedeuten. Vor kurzem befrug ich einen im Dienste des Herrn ergrauten Missionar, wie viele solcher auserwählten Seelen ihm in seiner langjährigen Praxis eigentlich schon begegnet seien. „Nicht viele“, antwortete er, „aber doch immerhin einige.“ Und dann erzählte er mir folgende Beispiele aus seinem eigenen Leben.

Im Bezirke *Hien-hien* lebte ein Heide Namens *Sung-sü-ping.* Derselbe war mit einem Mandarin im südlichen China gut befreundet, den er nicht selten aufsuchte und dann immer einige Zeit bei ihm

verblieb. Eines Tages nun, da er eben vom Besuche heimkehrte und über den *Jang tse kiang* setzte, erhob sich plötzlich, als das Schiff in Mitte des Stromes war, ein gewaltiger *Tä-fung*. Der Wind wirbelte das Schiff in die Höhe und legte es dann auf eine Seite. Alle Leute, die sich auf demselben befanden, wurden ins Wasser geschleudert. So auch unser Sungsüping. Wie er da mit den Wellen kämpfte, schrie er: „Du wahrer Geist von Himmel und Erde errette mich!" Dann sah er auf dem Wasser einen alten Mann mit weißen herabhängenden Haaren und langem Barte, der ihm ein Scheffelmaß *(tou)* zuschob und dann plötzlich wieder verschwand. Daran klammerte sich der Schiffbrüchige fest und schwamm lange Zeit in dem Strome umher. Von seinen Gefährten bemerkte er keine Spur mehr, alle waren in dem Wasser ertrunken. Als ein Schiff in seiner Nähe vorüberfuhr, rief er um Hülfe und schrie: „Ein armer Schiffbrüchiger, rettet sein Leben!" Man zog ihn dann aus dem Wasser und nahm ihn auf das Schiff.

Als Sungsüping nach Hause kam, kannte er nur mehr ein Bestreben; er wollte den wahren Geist von Himmel und Erde aufsuchen, um sich ihm dankbar zu bezeigen. Wo er nun eine berühmte Pagode kannte, suchte er sie auf, aber nirgends fand er ein Götzenbild, das als der Geist von Himmel und Erde verehrt worden wäre. Selbst nach Schansi unternahm er eine Wallfahrt; dort ist der heilige Berg *Utöng,* und auf demselben definden sich sehr viele Pagoden mit unzähligen Götzen. Er hoffte unter diesen den gesuchten, den „wahren Geist von Himmel und Erde", zu finden. Mutlos kam er indes von seiner Wallfahrt zurück; auch auf dem *Utöng* Berge hatte er den Gesuchten nicht gefunden. Es ist überhaupt eine auffallende Tatsache, daß die Chinesen im Augenblicke der höchsten Not immer den *Lao tien ie-ie* anrufen, den „alten Himmelsgroßvater" der in ihrer Vorstellung mächtiger ist als alle anderen Geister, daß sie aber **in keiner Pagode sein Bild verehren.**

Eines Tages nun, da er zur Stadt ging um seine Steuer zu zahlen, kam er auf dem Heimwege in der Nähe von *Tscheng tja,* einer Christengemeinde vorbei, wo man gerade die Fundamente zu einer neuen Kirche legte. Die Neugierde trieb ihn vom Wege, wie so manchen anderen, der dort vorbeiging; jedermann wollte gerne sehen, was da Neues gebaut werde. Nachdem er sich an der Pforte vorgestellt, ließ man ihn hinein. „Wißbegierig" nun, wie alle Chinesen sind, schaute er nicht nur durch offene Türen, sondern auch durch die Ritzen der geschlossenen. Da sah er denn

durch die Spalte einer zugelehnten Türe ein Bild an der Wand hängen, dessen Anblick ihn sofort wie gebannt zurückhielt. Das war ja der wahre Geist von Himmel und Erde, der lange gesuchte, die nämliche Figur, wie sie der „Alte“ gehabt, der ihn einstens auf den Wellen des blauen Flusses in größter Not errettet hatte. Sofort warf sich Sung-sü-ping auf die Kniee, schlug in einem fort mit der Stirn auf den Boden und betete: „O wahrer Geist, ich danke Dir! Du hast mein Leben gerettet; endlich habe ich Dich gefunden.“ Die Christen, welche herbeigelaufen waren, meinten, der Mann sei ein Irrsinniger und wollten ihn hinaus schaffen. „Nein, ich bin kein Irrsinniger,“ sagte er, „ich weiß sehr wohl, was ich tue.“ Und dann erzählte er seine Erlebnisse. Zum Schlusse versprach er, die nächsten Tage wiederzukommen, um dem wahren Geiste sein Opfer zu entrichten *(schan kung)* d. h. vor dem Bilde Fleisch, Wein, Früchte und dergl. aufzutischen. Ein Katechist nahm sich nun des Mannes an und belehrte ihn, wer der wahre Geist denn eigentlich sei, und welche Verpflichtung er ihm gegenüber habe. Was er in der Kirche erblickt, sei nur ein Bild desselben, ihn selber aber könne niemand mit leiblichen Augen sehen, da er ein Geist sei. Mit Opfer und Danksagung sei es nicht genug; er selber müsse Christ werden und sein Leben lang den wahren Geist, der sich ihm nun offenbart habe, verehren. Noch wohl nie hatte der Katechist einem eifrigeren und bereitwilligeren Zuhörer gepredigt. Sung-sü-ping wurde Christ und zwar ein Christ mit ganzer Seele. Und nachdem er den wahren Geist kennen gelernt hatte, unterrichtete er seine Familie in den christlichen Lehren, damit auch sie den „Himmelsherrn“ verehrten und liebten. Als dann die Seinen den wahren Glauben angenommen hatten, predigte er Nachbarn und Bekannten, welche ebenfalls mit der Zeit Christen wurden.

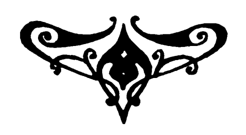
In *Tji-tschau* lebte ein Heide, *Su-schen-tei*, geheißen, der seines Zeichens ein Pfeifenfabrikant war. Das Geschäft blühte und vergrößerte sich alle Jahre, denn Su-schen-tei war nicht nur redlich und fleißig, sondern er hatte auch eine überaus geschickte Hand, welche die feinsten Arbeiten mit Leichtigkeit ausführte. Aber — und das ist eine wahre Seltenheit bei den Chinesen, — je mehr sich sein Reichtum mehrte, um so mächtiger erwachte in ihm das Verlangen, sich in die Einsamkeit zu begeben, um seine Sünden zu tilgen *(tsch'u-ngie)* und die Tugend zu üben. Schließlich wurde dieses Verlangen derart stark, daß er ihm nicht länger zu widerstehen vermochte. Er ließ alles im Stich und floh bei Nacht und Nebel nach *Täjuen-fu* in ein großes Bonzenkloster. Von dort schrieb er seinem Vater

einen Brief und bat ihn, das Geschäft zu übernehmen oder zu verkaufen, er verzichte auf alles, er wolle fortan nur der Selbstheiligung leben.

Wie ernst es ihm war mit seinem Streben nach Frömmigkeit, geht daraus hervor, daß er in kurzer Zeit Oberbonze wurde und als solcher die Gesamtaufsicht von vielen anderen Klöstern hatte. Auch mußte er bei sonstigen Anlässen, wenn z. B. die Bauern, welche die Ländereien der Klöster bebauten, ihre Abgaben nicht entrichten wollten, mit den Mandarinen, ja selbst mit dem Vizekönige verkehren und genoß ein nicht geringes Ansehen. Als indes der Vater mit der Zeit den Aufenthalt seines Sohnes in Erfahrung gebracht, ließ er ihn nach Hause zurückholen. Der Alte war den höheren Bestrebungen seines Sohnes durchaus abhold; ihm war es vielmehr darum zu tun, das Geld zu mehren und gut zu leben. Su-schen-tei mußte gehorchen, so schwer es ihm auch wurde. Zu Hause angekommen, zwang ihn der Vater, das Geschäft von neuem zu übernehmen und alle „Klostergedanken" fahren zu lassen. Als gehorsamer Sohn fügte sich Su-schen-tei, mit seinen Gedanken aber weilte er immer noch in der Pagode. Und wenn es ihm nur eben möglich war, suchte er die Pagode seines Dorfes auf, schlief dort während der Nacht und betete im Angesichte der Götzen, sobald er einige Minuten freie Zeit fand. Alles was er von Tä-juen-fu und dem „Kloster" mitgebracht hatte, seine Bonzenkleider, Bücher, Schriften und dergl. wurden ihm vom Vater verbrannt; auf diese Weise hoffte er seinen Sohn am besten kurieren zu können.

Der Ruf von der Geschicklichkeit des heimgekehrten Bonzen verbreitete sich immer mehr. Aus weiter Ferne kam man und machte Bestellungen. Selbst Uhren, welche ihren Dienst versagten und die kein Tausendkünstler mehr zum Leben erwecken konnte, wurden von ihm meisterhaft repariert. Protestanten nun, die in dortiger Gegend eine Gemeinde hatten, ließen eines Tages auch ihre dienstunfähigen Uhren zu unserem Künstler bringen, und da der Missionar schon öfter von dem Manne gehört, benutzte er die Gelegenheit, ihn selber aufzusuchen. Er fand einen äußerst gediegenen Charakter, ganz anders, wie ihn die Durchschnitts-Chinesen haben; und weil er ein williges Gehör zeigte, ließ er sich auch mit ihm in ein Gespräch ein über religiöse Wahrheiten. Su-schen-tei wurde Protestant und verblieb es acht Jahre lang. Die Protestanten hatten dann besagte Gemeinde aufgegeben und den Su-schen-tei zu ihrer Hauptresidenz eingeladen, die aber mehrere hundert Li entfernt lag. Vorderhand war es ihm unmöglich, dorthin zu gehen, und deshalb hatte er nichts mehr von der protestantischen Lehre vernommen.

Unser Veteranen-Missionar, der mir die Geschichte erzählte, sah an einem heißen Mittag im Sommer einen Wanderer daherschreiten und da er ihm recht ermattet schien, lud er ihn zu sich in seine Behausung und erquickte ihn mit etwas Tee. Der Wanderer war ein Studierter und ein rechter Bücherfreund; daher fiel sein erster Blick auf die Bücher, welche der Missionar in schöner Ordnung auf seinem Tische stehen hatte. Die meisten dieser Bücher hatte er noch nie gesehen, noch viel weniger wußte er, was darin stand. Da es vorzüglich Werke über die Glaubenswarheiten waren, machte ihn der Missionar mit dem Hauptinhalte derselben bekannt. Der Fremdling rief dann begeistert aus: „Wenn mein Freund wüßte, daß der Missionar so herrliche Lehren predigt, wäre er schon längst zu ihm geeilt, denn mein Freund sucht zeitlebens nach der Wahrheit, ohne sie recht zu finden. Wenn der Missionar damit einverstanden ist, werde ich morgen meinen Freund herholen, damit er selber sehe und höre.“ Freudig gab der Missionar seine Einwilligung. Der Fremdling aber war kein anderer, als Su-schen-tei. Mit diesem nun hatte der Missionar leichtes Spiel, da Su-schen-tei in den Glaubenswahrheiten kein Neuling mehr war. Er hatte auch bald herausgefunden, welche Religion die wahre sei und bekannte sich fortan zur katholischen. Nun hatte er auch endlich erreicht, was er zeitlebens erstrebt — die Wahrheit und ein Mittel der Sündenvergebung *(tsch'u-ngie)*. Sofort war ein beseligender Friede in sein Herz eingekehrt und sein Hauptbestreben ging nunmehr dahin, auch andere für die christliche Religion zu begeistern. Unermüdlich arbeitete er als Katechist, und niemand konnte überzeugender und eindringlicher zum Herzen reden wie er. Mancher Heide verdankt seinen Worten die Bekehrung. Jetzt ist Su-schen-tei ziemlich alt an Jahren, aber das hindert ihn noch immer nicht, tätig mitzuwirken an der Ausbreitung des wahren Glaubens und weil er nicht mehr so viel predigen kann, wie ehedem, liegt er um so fleißiger dem Gebete ob.



Nebenbei.

„He—ja, he—ja!“

Er schleppte sich daher wie das wandelnde Elend. Die Erde schien ihn fester an sich zu ziehen; es kostete viele Anstrengung, die Füße weiter zu bringen, und müde senkte sich das Haupt nach vorne. Die Schuhe waren an die Füße festgebunden, lose und unordentlich hing die zerlumpte Gewandung um den abgemagerten Körper; der Rücken trug mühsam einen fettigen Ranzen, und doch hatte der Arme mehr als genug an seiner eigenen Last zu tragen. Reize hatte das Leben wohl niemals für ihn gehabt, und schon längst waren die Bande gelockert, die ihn daran festhielten.

Drei Monate waren es her, seitdem er nach Tsingtau gekommen, um dort sein Glück zu versuchen. Dort sei es eine Kleinigkeit, reich zu werden, hatte man ihm gesagt; man habe nur fleißig zu arbeiten und genügsam zu leben, dann könne man sich in kurzer Zeit ein kleines Vermögen ersparen. Das waren ja verführerische Aussichten, und *Makung* wollte versuchen, ob nicht vielleicht das mühevolle Erdendasein noch einen versöhnenden Abschluß finde.

Er fand Aufnahme und Beschäftigung als Rottenarbeiter beim Eisenbahnbau. Gewiß, da gab es mehr Verdienst wie daheim, aber das Essen mußte auch doppelt so teuer bezahlt werden. Nichtsdestoweniger legte er sich täglich einige Sparpfennige auf die Seite. „Aber wem das Glück nicht hold sein will, dem werden die Zähne stumpf, selbst wenn er nur kaltes Wasser trinkt.“[1]) Der Typhus erfaßte plötzlich den Armen und warf ihn lange Zeit aufs Krankenlager; nur wenig hätte gefehlt, dann wäre er nicht mehr davon aufgestanden. Die ersparten Zehrpfennige waren in Kürze verbraucht. Der liebenden Sorgfalt eines Bekannten war es zu verdanken, daß er mit dem Leben davon kam. Doch das Leben war nur mehr ein Flimmern; die Kräfte waren gebrochen, an ein Arbeiten und Verdienen war nicht mehr zu denken.

„Ich gehe heim, um wenigstens bei meinen Vorfahren beerdigt zu werden.“ Das war sein jetzt gefaßter Entschluß, und schon am anderen Tage begann er ihn auszuführen. „Unmöglich wirst du noch lebend ankommen“, hatte man ihm gesagt, aber alles Zureden war umsonst.

---

[1]) Chinesisches Sprüchwort.

Eine Viertelstunde weit hatte er sich fortgeschleppt, und doch war er schon zwei Stunden unterwegs, und bei jedem Schritt seufzte er „Heja heja!“

„Großer Bruder, das Gehen wird Dir wohl sauer, Du kommst ja gar nicht vom Flecke; komm ich helfe Dir auf mein Pferd; ich kann schon ein wenig zu Fuß gehen.

Verwundert blickt Makung zu dem Sprecher empor. Man sah es ihm an, wie er nach einer Antwort suchte; doch zuvor glitt es über das schmerzdurchfurchte Antlitz wie dankbares Lächeln.

„Wie, ich soll das Tier reiten, und Du willst nebenher gehen; nein, das ist unmöglich. Ich bin ja nur ein armer Kuli, Du aber bist ein Europäer; solche Zumutung hat man mir noch nie gemacht in meinem Leben.“ Es klang fast wie Entrüstung aus der Stimme; offenbar glaubte der Arme, das Anerbieten sei im Scherze gemacht.

„Nein, ich rede im Ernst, und Du tust mir einen Gefallen, wenn ich Dir einen Gefallen erweisen darf und etwas mithelfen kann, Dein Elend zu lindern. Komm, ich helfe Dir auf den Gaul und mache weiter keine Gegenrede.“

Aber Makung war nicht zu bewegen. Das Einzige, wozu er sich verstand, war, daß ihm sein Bündel abgenommen und auf das Tier gelegt wurde, welches dann reiterlos neben uns ging.

Makung erzählte, was wir bereits gehört; er gebrauchte lange Zeit dazu, und oft mußte man stehen bleiben, um rasten zu können und ausgiebig Atem zu schöpfen.

„Großer Bruder, Du hast Dein Lebtag wohl keine guten Tage an Dir vorüberziehen sehen und kaum eine Neige aus dem Freudenbecher genippt. Wie wäre es, wenn Du nach Deinem Tode glücklich würdest für immer und ewig und vollkommen glücklich?“

Ich glücklich werden, da ich zum Leiden geboren bin: das ist ein Ding der Unmöglichkeit“.

Ungläubig schüttelte der Alte das Haupt, und vollends ungläubig klang der Ton seiner Stimme.

„Ja, glücklich möchte ich Dich sehen, und ich kann Dir dazu verhelfen, daß Du glücklich wirst.“ —

Glücklich werden, das klang ja wie Musik aus einer anderen Welt. An ein Glück zu glauben und zu hoffen, das war ihm bisher vermessen erschienen. In beständigem Ringen und Kämpfen um die eigene Existenz, glaubte er sich allmählich kaum mehr existenzberechtigt; selbst auf den Trunk Wasser vermeinte er das Anrecht verloren zu haben, und die Luft, die er atmete, gehöre anderen.

„Glücklich kannst Du werden, großer Bruder wenn Du nur willst; folge mir, ich zeige Dir den Weg zum Glücke.“

Mechanisch hörte Makung zu, wie ihm nun erklärt wurde, worin das wahre Glück bestehe, und wie dasselbe zu erreichen sei. Doch je mehr er hörte, umsomehr dämmerte es auf in seiner Seele. Das matte Auge fing zu glänzen an, behender hoben sich die Schritte vom Boden, Geist und Gedanken schwebten bereits in höheren Regionen.

„Du siehst drüben in der Ferne nicht weit vom Wege eine Pagode. Dorthin eile ich voraus und warte auf Dich. Besinne Dich unterdes ernsthaft und aufrichtig. Willst Du wirklich getauft werden und Vergebung Deiner Sünden erlangen, dann kehrst Du dort ein in die Pagode. Besinnst Du Dich aber eines andern, dann gehe vorüber, und auch ich werde meines Weges weiter ziehen. Hier sind Deine Habseligkeiten, ich reite voraus.“

Es dauerte geraume Zeit, bis der Unglückliche sich herangeschleppt; um so besser, denn umsomehr Zeit blieb mir übrig, die Vatergüte Gottes zu bestürmen.

Er naht sich; bald muß er abbiegen: „Mach glücklich, o Herr, den Ungläubigen!“ Er scheint weiter gehen zu wollen: „Guter Hirte, erbarme Dich der armen Seele!“ Er bleibt stehen; er schaut hinüber zur Pagode; der Entschluß ist gefaßt, noch einige Schritte, und er tritt ein.

„Taufe mich, großer Bruder, und mache mich glücklich; bitte, recht schnell, denn es geht mit mir zu Ende.“

Noch einmal werden ihm die notwendigsten Glaubenswahrheiten vorgesprochen und ein Reuegebet, das er mit zerknirschtem Herzen nachspricht. Noch einmal wird er gefragt: „Willst Du getauft werden?“ Während er „Ja“ antwortet, füllen sich seine Augen mit Tränen.

Im Umkreise stehen die grinsenden Dämonenbilder. Auf den Knieen liegt ein armer Heide, der soeben geschworen, ihren Diensten zu entsagen. Es fließt das Taufwasser über seine Stirne und der verlassene Teufelsdiener wird aufgenommen zur Gemeinschaft der Kinder Gottes.

Lange noch bleibt er auf den Knieen liegen, und als ihn diese nicht mehr zu tragen vermögen, kauert er sich zu Boden. Er seufzt, aber kein *heja* mehr, sondern *kan-sie T'ien-tschu:* „Gott sei Dank!“

Eben haben sich neugierige Heiden am Eingange der Pagode versammelt. Einer wird beauftragt, Essen herbeizubringen, damit sich Makung auch körperlich etwas stärke. Als die Mahlzeit kommt,

kann er auch nicht einen Bissen nehmen, aber dennoch leuchten die Augen in stiller Freude, und die Lippen murmeln fortwährend Dankesworte.

Die Sonne hat die Mittagshöhe überschritten; es wird die höchste Zeit, voran zu reiten, um das heutige Reisepensum zu vollenden. Aber zuvor wird noch ein Zettel geschrieben und dem Getauften zugestellt: „Heute, am 15. Mai 1904, wurde Makung, geboren in Lao-tja-t'uin auf den Namen Joseph getauft von Bruder J . . . . O . . . . . .“ Der Zettel sollte als Ausweis dienen, falls der Arme seine Heimat erreichte und je mit Christen in Berührung käme. Er hat die Heimat nicht erreicht. Der Zettel wurde später irgendwo aufgefunden, und als ich Bruder J. über den Hergang befrug, erzählte er mir die Geschichte und seine Augen leuchteten stillvergnügt.

„Es geschah halt unterwegs und nur so nebenbei, und es ist nicht das erste Mal, daß ich so einen Elenden in den Himmel befördert und — glücklich gemacht habe.“

Bestrafte Sonntagsentheiligung.

Drüben in Europa sind der Festlichkeiten und Feierlichkeiten am Sonntage oft so viele, daß für unsern Herrgott kaum mehr eine halbe Stunde übrig bleibt und der Tag des Herrn vollends zu einem Tage des Pläsiers degradiert wird.

Unsern chinesischen Christen hier im Reiche der Mitte möchte ich gerne etwas mehr Sonntagsvergnügen und Abwechselung vergönnen, denn es ist für sie keine Kleinigkeit, den Sonntag hinzubringen, ohne daß sie sich langweilen. Spaziergänge in Feld und Wald kennt der Chinese nicht, aus dem einfachen Grunde, weil es keine Wälder gibt und das Spazierengehen in den Feldern nicht gebräuchlich ist. Sich die Zeit mit entsprechender Lektüre vertreiben, geht auch nicht an, denn Lesen können, ist nur ein Vorrecht der Studierten, die in China aber noch rarer sind als bei uns die Advokaten. Des Vergnügens halber besucht auch kein Chinese ein Wirtshaus, denn so ein chinesisches „Hotel“ auf dem Lande bietet bitter wenig Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, und man ist froh, wenn man es wieder verlassen kann. Die sogenannten Restaurants *(Tien)* sind gemeiniglich nichts weiter als Herbergen, die notdürftig gegen Wind und Wetter schützen, und in denen man Tee trinkt

und Mehlnudeln ißt. Und vor allem erst die sonstigen Abwechselungen, welche dem Christen in Europa geboten werden durch mancherlei Spiele und Aufführungen, in Kränzchen und gesellschaftlichen Zusammenkünften, fehlen dem chinesischen Christen vollends. Da ist es zu begreifen, daß er nicht selten die Versuchung hat, am Sonntage zu arbeiten aus — lauter Langweile. Auch kommt noch das Beispiel einer heidnischen Umgebung hinzu, die nichts von einer Sonntagsfeier kennt.

Besonders traurig ist es in Gemeinden bestellt, in denen sich der Priester im Jahre nur ein- oder zweimal zur Zeit der Missionen aufhalten kann. Und solcher Gemeinden gibt es bei der geringen Anzahl von Missionaren sehr viele. Die armen Leute müssen dann ihre Sonntagsfeier selber veranstalten. Es geschieht das durch gemeinschaftliches Beten des Kreuzweges und des Rosenkranzes und durch Vorlesen aus einem Erbauungsbuche, das meistens Aufgabe des Christenvorstehers ist. Kinder müssen ihren Katechismus erlernen und die nötigen Gebete, die gemeinschaftlich rezitiert werden.

Trotz aller Schwierigkeiten kann man im allgemeinen mit der Heilighaltung der Sonn- und Festtage bei unsern chinesischen Christen wohl zufrieden sein. Wer es in dieser Beziehung nicht gewissenhaft nimmt, steht bei den pflichtgetreuen Christen wenig in Ansehen, und er wird bei nächster Gelegenheit dem Missionar als Sonntagsschänder angezeigt.

Recht traurig erging es dieser Tage einem Christen hier aus dem Dorfe, der auf Bitten seines heidnischen Verwandten hin sich hatte verleiten lassen, am Sonntage einen Karren zu fahren. Darauf waren die Landeserträgnisse eines ganzen Jahres geladen: Getreide, Süßkartoffeln, Erdnüsse, und alles war fürsorglich in Stroh verpackt und war damit zugedeckt. Schon näherte man sich dem Dorfe; es war auch an der Zeit, denn das Dunkel der Nacht ließ kaum mehr den rechten Weg erkennen. Plötzlich wird es hell; lichterloh flammt das Stroh auf dem Wagen empor; die Ochsen davor gebärden sich wild und wollen davon eilen. Zum Glück kann man die Stränge noch zeitig genug durchschneiden, so daß die Tiere von dem brennenden Wagen befreit werden. Das Feuer zu löschen, ist unmöglich, denn in der Nähe findet sich kein Wasser, dem Winde aber ist guter Durchzug geboten, so daß die ganze Habseligkeit mitsamt dem Wagen in kurzer Zeit verkohlt ist. Der Wagen war noch gar geliehen, und nun hieß es, dem Eigentümer einen neuen verschaffen. Woher war das Feuer gekommen? Das

war *tien-huo,* sagten Christen und Heiden „vom Himmel gefallenes Feuer“ zur Strafe für den Sonntagssünder. Dieser aber ist durch Schaden klug geworden und wohl bekehrt fürs ganze Leben.

Ein Licht in der Finsternis.

Jen-lao-tjing hieß der Großvater eines chinesischen Missionars und sein Wohnort war Ko-tschuang. Er hatte in seinen jungen Jahren große Körperkraft besessen, und auch geistig war er den meisten seiner Genossen überlegen gewesen. Was er einmal gehört, vergaß er nie mehr, und wenn Theaterspieler ihre Stücke vordeklamiert hatten, so konnte er sie nachher wörtlich wieder zum besten geben. Mit jedem Gegner nahm er es auf; wer aber je die Schläge seiner Faust gefühlt, hatte niemals mehr Lust, ein zweites Mal damit in Berührung zu kommen. Seines Zeichens war er ein Kleinhändler, und als solcher besuchte er die Märkte der Umgegend.

Eines Abends nun, da er eben vom Markte heimkehrte und im Dunkel dahintappte, hatte er alle Mühe, nicht vom rechten Wege abzuirren; denn kein Sternlein leuchtete am wolkenschweren Himmel. Plötzlich aber wird es licht um ihn, immer heller und heller strahlt es von allen Seiten; die Quelle des Lichtes aber kann er nirgends finden. Der Schrecken hält ihn gefangen, und kaum ist er im stande, einen Fuß voranzusetzen. So plötzlich das Licht gekommen, ebenso plötzlich verschwindet es auch wieder. Die letzten Strahlen ziehen in östlicher Richtung, wo sie sich auf einen Punkt zu vereinen scheinen und dann allmählich erlöschen.

Nach Hause zurückgekehrt, beschäftigte Jenlaotjing nur mehr ein Gedanke: woher kam das Licht und was hatte es zu bedeuten? Für alles andere, was um ihn war, hatte er kein Interesse mehr. Selbst das Essen und Trinken war ihm Nebensache geworden, und alle übrigen Beschäftigungen tat er nur gewohnheitsmäßig. „Das Licht, das ich gesehen,“ sagte er sich, „war kein natürliches; denn eine solche Helle kann niemand hervorzaubern. Es muß also von einem Geiste herühren.“ — Diesen Geist, der ihm das Licht gesandt, zu finden, war fortan sein ernstes Bestreben. Er suchte die Häupter einer Sekte auf, der *Mi-mi-tjau,* und ließ sich von ihnen über den Inhalt ihrer Lehre unterrichten.

„Wir verehren einen großen Geist,“ sagten sie, „und dieser Geist ist es sicher, der dich zu uns geführt.“ —

„Aber kann ich auch wieder austreten, wenn es mir in eurer Lehre nicht gefällt, oder bin ich für immer an dieselbe gebunden?“ —

„Ehe du aufgenommen wirst, mußt du schwören, für immer und ewig unserer Lehre treu zu bleiben. Schwörst du aber und hältst später deinen Schwur nicht, so wirst du nach hundert Tagen in Eiter und Blut verwandelt.“

Als Jen-lao-tjing das hörte, war es mit seiner Lust, sich bei den Sektierern einschreiben zu lassen, vorbei. Er kehrte heim, grübelte weiter fort und grämte sich, daß der große Geist ihn nicht auf die rechte Bahn führe. Seine Frau hatte schon seit langem bemerkt, daß es mit ihrem Manne nicht stimme. Ihn zu fragen, was ihm fehle, hatte sie nicht so recht den Mut; doch endlich nahm sie sich das Herz und erkundigte sich nach der Ursache seines Trübsinnes.

„Du bist ein dummes Weib wie alle andern,“ antwortete Jen-lao-tjing unwirsch, „für meine Leiden hast du doch kein Verständnis.“

„Wohl bin ich dumm,“ sagte die Frau, „aber ich bin doch deine alte Hälfte *(lao-pöl)*, und zwischen Eheleuten sollen auch keine Geheimnisse bestehen. Eröffne mir, was dein Herz beschwert, vielleicht kann ich dir doch helfen.“

Und sie ließ ihm nicht eher Ruhe, bis er ihr alles offenbart hatte.

„Hättest du doch nur eher geredet,“ antwortete sie; „ich kenne eine Religion, die den einzig wahren Geist verehrt, und die ganz sicher die wahre Religion ist. Mein Vater ist schon seit langem Anhänger dieser Lehre und fühlt sich glücklich darin. Die Bekenner dieser Lehre verehren den Himmelsherrn, und die Religion wird *T'ien-tschu-tjau* genannt, von der du vielleicht schon gehört hast.“

Spät am Abende war es, als beide Eheleute dieses Gespräch geführt, aber der Entschluß des Jen-lao-tjing war sofort gefaßt. Unverzüglich machte er sich im Dunkel der Nacht auf und suchte das eine halbe Stunde entfernt liegende Dorf seiner Verwandten auf. Als er an deren Tür klopfte und um Einlaß bat, hatten die Verwandten wenig Lust zu öffnen; denn sie vermuteten einen Saulus davor. Kannten sie doch den Jen-lao-tjing als einen rechten Draufgänger, und sie glaubten, er führe nichts Gutes im Schilde. Zu damaliger Zeit mußte sich die christliche Religion noch verbergen, da sie nicht staatlich anerkannt war; nnd wenn jemand beim Mandarin als Christ verklagt wurde, war es um sein Hab und Gut geschehen,

wenn er überhaupt mit dem Leben davonkam. Doch klopfte Jen-lao-tjing so heftig und bat so eindringlich um Einlaß, daß man ihm schließlich öffnete.

Bald hatte man sich auch überzeugt, daß er wirklich in bester Absicht gekommen war. Mit größter Aufmerksamkeit lauschte er den Worten seines Verwandten, und je mehr ihm dieser von der Lehre des „Himmelsherrn“ *(T'ien-tschu)* erzählte, um so größer wurde sein Verlangen, in dieselbe aufgenommen zu werden. Als bereits der Morgen graute, hatte Jen-lao-tjing noch nicht genug gehört, und als sein Verwandter auf das Feld ging zu pflügen, ging er mit ihm hinter dem Pfluge her, um Gebete zu lernen.

Aber da fing es zu hapern an. Schon das erste Gebetlein, das Kreuzzeichen, machte ihm große Schwierigkeiten. Wenn er dasselbe betete, so konnte er sich nicht bezeichnen, und wenn er sich bezeichnete, so konnte er nicht beten. Schon hatte er zwei Tage versucht und geübt, aber umsonst. Aber das war ja unerklärlich: er, das große Genie mit dem riesigen Gedächtnisse, der den längsten Theatergesang wiederholen konnte, wenn er ihn einmal gehört hatte, übte schon zwei Tage an den paar Worten des Kreuzzeichens und konnte sie nicht behalten! Schon längst hätte er den Mut verloren, wenn ihm sein Lehrmeister nicht immer von neuem zugesprochen und den Verzweifelten ermuntert hätte.

„Da sitzt der Teufel dahinter,“ sagte er ihm; „der will nicht haben, daß du Christ wirst und den wahren Geist verehrst; halte nur aus, und du wirst den Sieg erringen.“ —

Müde und traurig legte sich Jen-lao-tjing am dritten Tage mittags ein wenig zur Ruhe nieder. Als er eben eingeschlummert war, sah er am Fußende des Bettes ein aufgeputztes Frauenzimmer sitzen, welches ihm freundlich zulächelte. Zornig stieß er mit dem Fuße gegen sie, und zwar so heftig, daß ein großer Steinbehälter, der am Bette stand, in Stücke auseinander flog. „Das war wohl der Teufel,“ sagte er sich, und sogleich stand er auf, seinem Verwandten das Vorgefallene zu erzählen. „Ich habe den Behälter zerbrochen,“ sagte er, „aber dafür hat der Teufel auch einen Tritt bekommen.“ Dann versuchte er es wieder mit dem Kreuzzeichen — und es gelang. Und jetzt hatte er wieder sein früheres Gedächtnis. Im Verlaufe von fünf Tagen konnte er sämtliche Gebete und alle vier Katechismen hersagen, eine Aufgabe, an welcher andere oft jahrelang zu lernen haben. Jetzt wußte er auch, was das gesehene Licht zu bedeuten gehabt. Es war gegen Osten gezogen, und gerade im Osten lag das Dorf, wo seine Verwandten lebten, wo ihm selber

das wahre Licht aufgegangen war. Seiner braven Frau aber, die schon längst im geheimen Gebete erlernt und sich auf die Taufe vorbereitet hatte, konnte er die Gnade seiner Bekehrung verdanken. Sie hatte ihm dieselbe erfleht. —

Als die zwei Eheleute den Priester aufsuchten und um die Taufe baten, und als sie dann im Sakramente der Wiedergeburt zum neuen Leben erwachten, da war niemand glücklicher als sie, und sie sind es geblieben ihr Leben lang.

Böse Heidin — gute Christin.

In der Regel meint man, alle chinesischen Frauen ständen unter dem Pantoffel der Männer und seien mehr Sklavinnen als Frauen. Daß dem aber nicht so ist, zeigt folgende Bekehrungsgeschichte einer Familie, welche in bezug auf die angemaßten Rechte der Frau durchaus nicht vereinzelt dasteht. Bekanntlich ist die Weiberzunge eine mächtige Waffe, die nicht selten dem Mann um des lieben Friedens willen Stillschweigen auferlegt. Die chinesischen Frauen aber haben nicht nur spitzere Füße, als ihre Schwestern in Europa, sondern auch wohl eine noch spitzere Zunge: auf das letzte Wort verzichten sie selten.

Li-mo-iau war ein aufrichtig nach Wahrheit suchender Heide. Noch ziemlich jung trat er einer geheimen Gesellschaft bei, weil er darin das Sehnen seines Herzens zu befriedigen hoffte. Bald aber sah er sich getäuscht; er hatte nämlich herausgefunden, daß die eingentlichen Ziele der Sekte ganz andere waren, als dem Herzen Befriedigung zu verschaffen, vielmehr darauf hinausgingen, den Kaiserthron zu untergraben und Empörung ins Land zu bringen. Zudem wurde er selber als Anhänger dieser Sekte entdeckt und verklagt, und es kostete ihm eine große Summe Geld, sich frei zu kaufen und den verhängten Strafen zu entgehen. Als später Li-mo-iau von der christlichen Religion hörte, suchte er sich einige Religionsbücher zu verschaffen; und da ihm der Inhalt gefiel, ging er zum Missionar, um sich weiter in den Wahrheiten des christlichen Glaubens unterrichten zu lassen. Sobald seine Frau bemerkte, daß ihr Mann Christ werden wollte, setzte sie alle Hebel in Bewegung, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. „Damals“, sagte sie, „hast du wohl noch nicht genug Geld bezahlt, als du der falschen Lehre anhingest und nur mit knapper Not dem Tode

entkamst. Da bist du noch nicht klug geworden, sonst würdest du jetzt nicht dem Europäer nachlaufen, denn der wird doch ganz sicher nichts gutes im Schilde führen.“ Li-mo-iau ließ sich aber nicht überreden. Er hatte eingesehen, daß er diesmal nicht hinter das Licht geführt wurde, sondern daß er vielmehr den Weg zum wahren Licht gefunden. Er bemühte sich denn auch, seine Frau zu überzeugen, daß die christliche Religion nichts gemein habe mit den falschen Sekten, daß sie nur des Menschen Wohlfahrt erstrebe. Aber alle Redekunst war umsonst, die Frau blieb dem Christentum feindlich gesinnt. Statt sich selber zu bekehren, suchte sie beständig ihren Mann auf bessere Wege zu bringen, d. h. ihn vom Christentum abzuhalten, und legte ihm Hindernisse in den Weg, wo sie nur konnte.

Eines Tages war der Priester ins Dorf gekommen. Als Li-mo-iau das hörte, machte er sich sogleich auf den Weg, um dem geistlichen Vater seinen Besuch abzustatten, wie es so der Gebrauch ist bei den chinesischen Christen. „Du bleibst zu Hause“, befahl die Frau im kategorischen Imperativ. „Nein, ich gehe zum Priester“, antwortete Li-mo-iau, „denn es wäre sehr unhöflich von mir, wollte ich nicht hingehen und mich nach seinem Befinden erkundigen“. Und damit eilte er zur Türe hinaus, aber die Frau folgte ihm auf dem Fuße unter beständigem Schimpfen.

Li-mo-iau bog alsbald von der Straße ab und ging ins Feld, um die Frau zur Heimkehr zu bewegen; aber unverdrossen folgte sie. Werde dich schon kriegen, dachte der Mann und ging auf ein frisch gepflügtes Ackerland, das er im Zickzack durchquerte. Aber das waren doch etwas arge Anforderungen für die kleinen Füßchen der Frau. Schließlich mußte sie bekennen: „Ich kann nicht mehr“, und damit setzte sie sich auf einen Eckstein zum Ausruhen. Li-mo-iau aber eilte schnurstracks zum Priester, indem er seine schimpfende und schmollende Ehehälfte zurückließ.

Ein anderes Mal war der Missionar wieder ins Dorf gekommen, und ein Christ, der am Hause des Li-mo-iau eben vorbeiging, rief diesem zu: „*Schen-fu le-lio:* der geistliche Vater ist da.“ „Ich werde gleich hingehen“, antwortete Li-mo-iau. Diesmal war ihm die schlaue Xantippe denn aber doch zu witzig. „Geh“, sagte sie zu ihrem Manne, „geh eben in die innere Kammer und hole mir mein Nähkörbchen; es steht oben auf dem Schranke, ich kann nicht gut hinlangen.“ Nichts Böses ahnend, ging der treue Mann hin, das Körbchen zu holen. Kaum war er in die Kammer getreten, da hatte die Frau auch schon die Türe zugeschlagen und abgeschlossen. „So, nun geh nur immer zu und beschaue dir den Europäer“, höhnte

sie dann durch die Türe. Dabei blieb es; der Christ wurde nicht eher seiner Haft entlassen, als bis der Missionar wieder abgereits war.

Li-mo-iau hatte eine Tochter, die von Jugend auf studiert hatte. Neben den Wissenschaften des „heiligen Mannes“ (Konfutse) hatte ihr die Mutter auch eine gute Portion Haß eingeflößt gegen die christliche Religion. Als nun eines Tages die Katechistin ins Dorf gekommen war, um die christlichen Frauen zu unterrichten, wollte sich das junge Dämchen ein Vergnügen machen und die Jungfrau, wie sie sagte, einmal tüchtig in die Enge treiben. Sie hatte ja schon zehn Jahre lang studiert, so eine christliche Jungfrau aber, meinte sie, die könne unmöglich etwas wissen und verstehen. Auch die Mutter freute sich schon im geheimen über den Sieg, den ihr Töchterlein davontragen werde. Aber — der Mensch denkt, und Gott lenkt. Das gelehrte Fräulein war kaum bei der Jungfrau warm geworden, da merkte es schon, daß es mit der eigenen Weisheit doch gar nicht so weit her sei, das bescheidene und freundliche Wesen der Jungfrau aber und ihre klugen Fragen und Antworten setzten sie in Erstaunen.

Nein, so etwas hatte sie nicht erwartet. Sie schied mit dem Vorsatze und dem Versprechen, am nächsten Tage wiederzukommen. Am folgenden Tage aber wollte die Mutter ihre Tochter nicht gehen lassen; diese hatte ihr so viel Gutes von der Jungfrau erzählt und war für diese dermaßen begeistert, daß die besorgte Mutter fürchtete, die Tochter könne am Ende gar noch selber Christin werden. Und so kam es denn auch. Trotz aller Widerrede der Mutter ging das Mädchen so oft zur Jungfrau, wie nur eben möglich, und je öfter sie hinging, um so höher stieg ihre Achtung vor ihr und ihre Liebe zur christlichen Religion. Nach Verlauf von einem Jahre war auch sie eine eifrige Christin.

Nun war die Mutter noch zu bekehren. Aber das war ein hartes Stück Arbeit. Doch das Gebet vermag alles. Und so ist es wohl auch dem vereinten Gebete von Vater und Tochter zuzuschreiben, daß sich die alte Feindin des Christentums allmählich bewegen ließ, den christlichen Glauben anzunehmen. Aber einmal Christin geworden, war sie es mit ganzer Seele und konnte gar nicht begreifen, wie sie nur früher eine solche Abneigung gegen das Christentum hatte hegen können. Bei ihrer Taufe machte sie das Gelöbnis, zeitlebens den Missionar, so oft er auch immer ins Dorf komme, für einen Tag zu bewirten. Damit wollte sie in etwa wieder gut machen, was sie früher gefehlt hatte, besonders durch Haß und Abneigung gegen den Missionar und gegen das Christentum.

Muster eines guten Hausvaters.

Die kleine Ngo wurde mit ihrer älteren Schwester als hilfloses Kind in unser Waisenhaus aufgenommen. Die Armen hatten ihre Eltern verloren, die Verwandten aber wollten sich nicht um die Waisen kümmern. Zum Verkaufen waren die Dinger noch zu klein, und zum Verschenken fand man keine Abnehmer. Da erbarmte sich der Missionar der Kinder und verschaffte ihnen bei christlichen Familien ein Unterkommen, bis sie nach einigen Jahren in das Waisenhaus aufgenommen werden konnten. Die ältere Schwester ist bereits seit 3—4 Jahren wohlbestellte Hausmutter, da sie ein guter Christ aus Puoly als Frau heimgeführt hat. Der kleine Franz, den ihnen der liebe Gott geschenkt hat, ist der Eltern Freude und wächst heran wie junger Klee nach Frühlingsregen. Ngo, die jüngere Schwester, wurde voriges Jahr zu Ehe gegeben in eine christliche Familie, 4—5 Stunden von hier entfernt. Der ursprünglich für die Hochzeit festgestellte Termin war freilich noch nicht angebrochen, aber da kamen die Boxer ins Land, und ihnen kann es das Mädchen verdanken, daß es so schnell einen Mann bekommen. Als man nämlich glaubte, die Waisenhäuser würden sich nicht mehr halten können, wurden die bereits zur Ehe versprochenen Mädchen den betreffenden Familien zugeschickt, während man die kleineren bei guten Christen unterbrachte. Deshalb wurde denn auch Ngo ihrem Manne ohne Sang und Klang angetraut und lebt seitdem mit ihm in friedlicher Ehe. Bekanntlich ist bei den Chinesen das zur Mutter gehen für die jungen Frauen, besonders während der ersten Ehejahre, von großer Bedeutung (Vergl. U. S. 50). Unsere Waisenmädchen aber, die keine Mutter mehr haben, und denen der Missionar Vater- und Mutterstelle vertreten muß, fühlen sich immer glücklich, wenn sie bei Gelegenheit ihre „Heimat“, d. i. das „Haus der Barmherzigkeit“ *(Gin-t'se-t'ang)*, einmal wieder besuchen können. Der Missionar hat dann auch Gelegenheit, ihnen von neuem zuzureden und heilsame Ermahnungen mitzugeben auf den Weg. Auch erkundigt er sich bei dieser Gelegenheit über die Familienverhältnisse, ob die Verwandten alle christlich sind, ob sie ihre Christenpflichten getreu erfüllen und dergleichen.

Ngo ist voll des Lobes über ihre Schwiegereltern. Der Hausvater, mit Namen *Kui-tsch'o-tschung,* ist mir übrigens von jeher als guter Christ bekannt. Auf etwas eigentümliche Art allerdings wurde er zur Wahrheit geführt. Er hatte als Heide schon manches

von der christlichen Religion gehört, aber nie etwas Gutes. Deshalb hatte er den festen Entschluß gefaßt, dieser „teuflischen Lehre" den Garaus zu machen. Um das aber zu können, mußte er sie etwas näher kennen lernen. Er verschaffte sich einige christliche Bücher; er wollte der Sache auf den Grund gehen, um dann mit um so größerem Erfolge das „Blödsinnige und Ungereimte" der europäischen Religion an den Pranger zu stellen. Nebenbei bestellte er auch einige Spione, die in der Stille das Treiben der „ausländischen Teufel" (Missionare) beobachten mußten. Je eingehender er sich nun in den Inhalt der christlichen Bücher vertiefte, um so mehr schwanden seine Bedenken. Er suchte nach Gründen gegen die christliche Lehre, und dabei leuchtete das Glaubenslicht immer heller in seine Seele und verbreitete dort allmählich Licht und Wärme. Auch die ausgesandten Spione hatten gar nichts Verdächtiges bei den Europäern entdeckt: die gegen sie ausgestreuten Gerüchte mußten doch wohl haltlos sein. Allmählich reifte in Kui-tsch'o-tschung der Entschluß, er wolle selber hingehen und den Missionar aufsuchen, um sich von ihm belehren zu lassen. Gedacht, getan. Es kostete dem Missionar wenig Mühe, den Mann für die „Religion des Himmelsherrn" *(t'ien-tschu-tjao)* zu gewinnen, da sein Streben ein redliches war. Aus dem Saulus war ein Paulus geworden, und auch sein Eifer glich dem eines Apostels. Seine zahlreiche Familie mußte einfach samt und sonders christlich werden. „Ich bin der Hausvater und euer Oberhaupt; ich habe mich von der Wahrheit der christlichen Lehre überzeugt; ihr müßt mir glauben, da ich mehr Verstand habe als ihr." Bei den meisten hatte er leichtes Spiel, einige hingegen zeigten sich halsstarrig. Mit Gewalt gegen sie vorgehen wollte er natürlich auch nicht, aber er versäumte keine Gelegenheit, um mit Erfolg auf sie einzuwirken. Als er eines Abends mit einigen heidnischen Verwandten zusammensaß und man über dieses und jenes plauderte und das Pfeifchen dabei rauchte, war unserm Kui-tsch'o-tschung eben das Feuer ausgegangen. Diensteifrig reichte ihm sein heidnischer Vetter Feuer hin, damit er sich wieder das Pfeifchen anzünde. „Fort damit", sagte Kui-tsch'o-tschung, „ich gebrauche kein „heidnisches Feuer." Diese Worte machten den Vetter ein wenig verdutzt; aber sie zeigten ihm auch, wie ernst es sein Onkel mit der christlichen Lehre nehme.

Wenn der Priester bei der Familie weilt und Mission hält, oder sonst Sonn- oder Festtag bei ihr feiert, müssen alle Erwachsenen die hl. Sakramente empfangen. Sollte es dem einen oder andern

einfallen, sich davon zu dispensieren, dann wird der Hausvater mit allem Nachdruck und Ernst gegen ihn einschreiten. So auch eines Tages, als der älteste Sohn wegen einer kleinen Unpäßlichkeit nicht zur Beichte gegangen war. Als sich am Abend die Familie zum gemeinschaftlichen Gebete in der Kapelle versammelte, trat Kui-tsch'o-tschung vor die Knieenden hin und erklärte: „Wer heute nicht gebeichtet hat, muß draußen knien. In der Kirche sollen nur reine Seelen beten, die sich mit dem lieben Gott ausgesöhnt haben."

Für den Missionar ist es immer ein Vergnügen, bei den guten Leuten zu weilen. Er hat seine helle Freude daran, wenn beim gemeinschaftlichen Gebete die Kinderstimmen so klar erklingen wie Edelmetall. Einer von den Kleinen hat zur größten Freude des Großvaters den Entschluß gefaßt, Priester zu werden, und weilt seit einigen Jahren im Knabenseminar zu Yenfu; sein Name ist *Thomas Kui*.

Kui-tsch'o-tschung erfüllt übrigens nicht nur seine Christenpflichten, sondern ist auch in der Umgegend von den Heiden geachtet. Obwohl seine Behausung einsam auf dem Felde liegt und es ein Leichtes wäre, ihn zu berauben oder zu drangsalieren, läßt man ihn doch in Ruhe. Ja selbst die Boxer haben ihn mit ihrem Besuche verschont, obschon sie in den benachbarten Christengemeinden fast alles zerstörten. „Das verdanke ich der lieben Gottesmutter", sagt Kui-tsch'o-tschung; „denn ihrem Schutze habe ich Hab und Gut, mich und die Meinigen anbefohlen."

Ein bejahrtes Ehepaar.

Jeder Chinese betrachtet es als seine Hauptlebensaufgabe, zu heiraten, um bei seinem Abschiede aus dieser Welt einige Nachkommen zu hinterlassen, die für ihn die Totenopfer entrichten können, wenn er ins Jenseits hinübergegangen ist. Die „arme Seele müßte ja sonst verschmachten und elendiglich zu Grunde gehen", wenn kein dankbarer Sohn sich ihrer annähme und ihr nicht alljährlich das Notwendige auf dem Grabhügel verabreichte. Freilich ist sie mit papierenen Kleidern zufrieden, wenn dieselben auf der Grabstätte verbrannt werden, und der Geruch der Speisen, die dort aufgestellt werden, sättigt die geistige Nase für lange Zeit.

Unter der Schar unserer Waisenkinder befindet sich ein kleiner Knirps, *Sio-u*, geheißen. Sein Vater wird *Wang-pang-tji* genannt und stammt aus dem Dorfe der Königsfamilie (Wang=König; Tja=Familie).

Er war zeitlebens ein armer Schlucker gewesen und lebte von dem Fleiße seiner Hände, die ihm aber nicht mehr einbrachten, als er für seine eigene Person gebrauchte. Dem Gedanken, seinem Lebensziele zu genügen, d. h. sich eine Gefährtin zu nehmen, mußte er immer wieder entsagen, mochte derselbe auch noch so oft und bisweilen mit ganz elementarer Gewalt in seiner Seele aufsteigen. Das tat dem Alten sehr wehe, denn er sah sich mit jedem Tage älter werden, und da er zeitlebens auf seine Gewissensstimme gehört, stets getan was er als billig und recht erkannte, schmerzte es ihn ungemein, diesmal taube Ohren haben zu müssen.



Sio-U: der kleine Fünfte.

Schon oft hatte er die *Pusa,* die Göttin der Frauen, angefleht, ihm für den Rest seiner Tage doch auch eine Gefährtin zuführen zu wollen. Er sei ja ihr treuer Verehrer gewesen seit vielen Jahren, und falls sie ihm auch einen Sprossen schenken wolle, solle derselbe dem besonderen Dienste der Göttin geweiht sein. Pusa schien endlich das Flehen des Armen erhört zu haben, denn bald erschien der Heiratsvermittler und trug ihm eine vollends annehmbare Partie an. Es handelte sich um ein bejahrtes Fräulein, das auch im Strudel der weltlichen Sorgen alt geworden — sie hatte bisheran immer bei reichen Leuten als Magd gedient — nun aber mit jedem Tage mehr zur Einsicht kam, daß sie auf der Welt noch eine andere Aufgabe

zu erfüllen habe, nämlich einen Mann zu heiraten. Sie hätte das ja schon längst getan, aber man ließ sie unbeachtet, und sich den Leuten selber anbieten, war gegen die gute Sitte. Nunmehr aber konnte sie dem inneren Drange nicht länger widerstehen; fest entschlossen suchte sie den Ehevermittler auf, damit er sie an einen Mann brächte, und sie konnte ihre Bitte mit um so mehr Zuversicht vortragen, da sie nicht mit leeren Händen kam. Dem Anwalte wurden zunächst „die Hände geschmiert“; für ihren künftigen Gatten aber stellte sie ein nettes Sümmchen in Aussicht, daß ein „standesgemäßes“ Fortkommen zusicherte.

Wer war glücklicher als Wang-pang-tji, als ihm ein derartiger Antrag gemacht wurde. Gleich hätte er zur Pagode eilen mögen, um der gütigen Göttin Pusa den verdienten Dank abzustatten; doch die Pagode war etwas zu weit entfernt. Bedenkzeit brauchte er nicht: im Gegenteile wünschte er die Sache so bald wie möglich erledigt zu sehen. Man weiß ja nicht, was alles passieren kann, wenn einer in so vorgerücktem Alter steht, und wie schrecklich wäre es doch, dem ersehnten Lebensziele so nahe gerückt, dasselbe wieder aus den Augen und dem erhofften Besitze zu verlieren. Kurz und gut: Wang-pang-tji gab sofort sein Jawort, und am dritten Tage fand sich das glückliche Paar zusammen. Freilich war es nur eine gemietete Hütte, worin man wohnte und die Flitterwochen verbrachte: wozu hätte man auch noch ein eigenes Haus gebraucht in so vorgerücktem Alter! Doch die Hauptsache, der Segen der Ehe blieb nicht aus: die glücklichen Gatten wurden durch die Ankunft eines kleinen Weltbürgers erfreut, der das edle Geschlecht der Könige (Wang) weiter verbreiten sollte. Und als der Reigen einmal eröffnet war, schlossen sich an den Kleinen noch zwei Brüderlein; alle drei waren prächtige Buben, denen man durchaus nicht ansah, daß sie so bejahrte Eltern hatten.

Das Nesthäkchen nun ist unser Sio-u, und vielleicht hätte auch er noch kleinere Brüderchen bekommen, wenn die Mutter nicht „zu früh“ gestorben wäre. Wang-pan-tji betrauerte freilich den Tod seiner „alten Hälfte“ *(Lao-pöl)* wie es sich gebührte, im übrigen aber hatte er sich bald in sein Schicksal ergeben. Die drei kleinen Brotesser machten ihm mit jedem Tage mehr Sorgen, da die Mitgift seiner Frau längst verzehrt war. Zum Betteln war er zu alt, die Buben aber zu jung. Ohne Zweifel wäre die ganze Königsfamilie elendiglich umgekommen, hätte sie die Vorsehung nicht nach Puoly geführt. Von allem entblößt, kaum mit den notdürftigsten Lumpen bedeckt, langten sie dort an. Der Alte war so baufällig,

daß ihn die Beine kaum mehr zu tragen vermochten, und seine Ohren waren derart taub, daß er das Geschrei der Kleinen nicht einmal hörte. Die armen Würmchen sahen zum Erbarmen aus; Hunger und Elend waren nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Der Kleinste und sein bejahrter Papa weilen noch in Puoly: ersterer bei den Waisenkindern, letzterer im Greisenasyl. Die Spuren des Elendes sind ausgewachsen, wie die pausbackigen Wangen des Sio-u bezeugen, und auch der Alte kann noch wohl einige Jahre leben. Er verrichtet kleinere Handarbeiten und ist vergnügt und glücklich; jetzt nicht mehr so sehr, weil er seine „Lebensaufgabe“ erfüllt, als weil er den Himmelsweg gefunden und der Hoffnung lebt, nach dem Tode ewig glücklich zu werden. Er ist nun zur Einsicht gelangt, daß es des Menschen Hauptzweck auf dieser Welt nicht ist, zu heiraten und Nachkommen zu hinterlassen, sondern Gott zu kennen und ihm zu dienen, und so die eigene Seele zu retten.

Ein gutes Wort.

Ein gutes Wort findet guten Ort, sagt man, und das gilt auf der ganzen Welt, auch in China. Ein gutes Wort ist wie ein Samenkorn, das nicht selten auch auf steinigtem Boden Wurzeln faßt. Freilich vergehen oft Jahre, ehe sich Früchte zeigen und sich offenbart, daß das gute Wort nicht umsonst gesprochen. —

Vor mehr als zwölf Jahren, da ich mich in der Christengemeinde *Tjin-tja-tschuang* aufhielt, kam eines Tages eine Neuchristin zu mir. Die Frau war erst vor kurzem getauft, aber sie war eine überzeugunsvolle, gute Christin geworden. An der Hand führte sie einen neunjährigen Knaben und sie hatte ihre liebe Last, den kleinen Knirps mit in das Zimmer zu bringen. Immer versuchte er wieder davon zu laufen, und es bedurfte vieler guten Worte, ehe sich der Kleine beruhigte. Seine Augen waren unverwandt auf mich gerichtet, und die Angst, welche aus denselben sprach, zeigte mir zur Genüge, daß er vor dem Europäer einen heillosen Respekt hatte. Den können ihm nur andere beigebracht haben, dachte ich, tat aber, als ob ich den Jungen gar nicht sehe und sprach nur mit der Christin. „Dieses ist mein kleiner Enkel“, sagte sie; „bei ihm zu Hause ist noch alles heidnisch, und selbst meine Tochter will nichts vom Christentum wissen. Der Kleine ist bei mir auf Besuch,

und da er hörte, ich gehe zum Priester, wollte er mit. Aber je näher wir hierher kamen, um so größer wurde seine Angst; am liebsten wäre er wieder davongeeilt.“ — „Wie heißt du denn?“ redete ich das Bürschlein an. — „*Sio tsch'uen*“, antwortete er. Und da habe ich denn recht viel mit ihm geplaudert, und je mehr ich mich mit ihm einließ, um so zutraulicher wurde er. Als ich schließlich seine kleinen Händchen mit einigen Früchten füllte, und die Christin fortgehen wollte, meinte er, sie möge doch noch etwas beim Priester bleiben, da sei es gar so schön. —

Zwölf Jahre sind seitdem verflossen. Als ich später in einen anderen Bezirk kam, habe ich mich nie mehr des kleinen Burschen erinnert. Vor einigen Tagen aber, als ich eben in Tsining weilte, kam ein junger Mann zu mir und begrüßte mich mit der Frage, ob ich ihn noch wohl kenne. Die Augen, dachte ich mir, hast du schon gesehen, aber ich wußte nicht mehr wann und wo. „Ich bin der Sio-tsch'uen“, sagte er. „Ich hörte so eben, der geistliche Vater *Lu* (mein chinesischer Name) sei gekommen, und da bin ich gleich hierher geeilt, den geistlichen Vater zu sehen und ihm zu danken; ist es doch sein Verdienst, das ich Christ geworden bin.“ Dann erzählte er mir, wie die Eindrücke, die er bei seinem Besuche mit seiner Großmutter bei mir bekommen, niemals aus seinem Gedächtnisse entschwunden seien. Seine Eltern hätten es durchaus nicht erlauben wollen, daß er Christ werde. Er habe viele Jahre die heidnische Schule besuchen und natürlich die heidnischen Gebräuche alle mitmachen müssen. Eines Tages aber, als er mit seinen Mitschülern bei Tische gegessen, und jeder seine Mahlzeit genommen hätte, sei ein Mitschüler, da er noch den Bissen im Munde gehabt, zusammengebrochen und eines plötzlichen Todes gestorben. Das habe ihn sehr ergriffen und sogleich habe er sich wieder der Worte erinnert, die ich damals bei seinem Besuche zu ihm gesprochen, daß man nur als Christ seine Seele retten, und in den Himmel kommen könne. Sofort habe er dann den Entschluß gefaßt, Christ zu werden, koste es, was es wolle. — Er ist seinem Entschlusse treu geblieben, und Christ geworden, und wie ich später von seinem Missionare hörte, ein sehr eifriger. — Ein gutes Wort, findet einen guten Ort, zumal in einer Kinderseele.



Puoly von einst.

Was ich in Folgendem erzähle ist mir von unseren Christenveteranen mitgeteilt, die natürlich das meiste nur vom Hörensagen ihrer Altvordern wissen. Danach soll das Christentum der Gemeinde *Puoly* aus der Zeit des Kaisers *Khan-hi* (1662—1723) herstammen. Ein Kaufmann von hier, namens *Ly,* war Geschäfte halber nach *Peking* gereist. Dort fand er europäische Glaubensboten, die am kaiserlichen Hofe großes Ansehen genossen, und deren Anhänger nach vielen Tausenden zählten. Er ließ sich dann auch in den christlichen Glaubenswahrheiten unterrichten, begehrte die Taufe und kehrte als Jünger Jesu in seine noch heidnische Familie zurück. Natürlich suchte er auch diese für die Wahrheit zu gewinnen, was ihn mit Hülfe von mitgebrachten Büchern auch bald gelang. Bei den Nachbarn aber fand die neue Lehre wenig Sympathie und Anklang. Zumal nahmen die *Sing-Tschang-di* [1]) dem Christentume gegenüber eine abwehrende Stellung ein. Als einstmals ein Heide vom Tschang-Clane eine Christin zur Frau nahm, waren auch deren Bitten und Tränen nicht im stande, ihn auf den rechten Weg zu bringen. Die Kinder aber wurden getauft und christlich erzogen. Als es mit der Mutter zum Sterben ging, hatte sie nur die eine Bitte: „Begrabt mich abseits von meinem Manne, denn da er als Heide gestorben ist, mag ich nach dem Tode nicht neben ihm ruhen. Ihr aber haltet wacker zum lieben Gott; befolgt gewissenhaft eure Christenpflichten, dann wird des Allerhöchsten Segen bei euch sein.“ Die Kinder taten getreulich, wie ihnen die Mutter anbefohlen, und noch heute sieht man die Gräber der beiden Elteren weit auseinander liegen. Sonst ist es Sitte, daß Vater und Mutter **unter einem** Grabhügel zusammen ruhn. Das Christentum aber verblieb seit dieser Zeit auch bei der Familie Tschang.

Der erste Missionar, welcher noch in der Erinnerung fortlebt, soll *Mêi* [1]) geheißen haben. An seinen Namen knüpft sich eine wunderbare Geschichte, von deren Glaubwürdigkeit die Christen fest überzeugt sind. Im Bezirke *T'ai-ngan,* in der Christengemeinde *Wang-tschuan,* sollte eine neue Kirche gebaut werden. Das Dorf liegt inmitten der Berge; es fehlt somit nicht an den nötigen Steinen

[1]) Puoly besteht hauptsächlich aus zwei verschiedenen Namensvettern. Die eine Hälfte des Dorfes nennt sich Ly, die andere Tschang.

[2]) Die Chinesen kennen nur den *chinesischen* Namen von europäischen Missionaren.

zum Bauen, aber die größte Schwierigkeit besteht im Herbeischaffen derselben. Zudem waren die Christen in damaliger Zeit sehr arm. Gerne wollten sie mit ihren Kräften helfen, aber es fehlte oft an dem nötigen Essen, um dieselben zu erneuern. Als nun eines Tages P. Mei behufs einer Missionsreise von Puoly nach Wang-tschuan zurückkehrte, kam ihm unterwegs ein Maultier entgegen, ohne Zaum und Sattelzeug. Geduldig ließ es das Tier zu, als P. Mei ihm sein Zingulum um den Hals legte. Auch seinen Reisesack mußte es tragen, und oben auf denselben setzte sich der Missionar. Als er bei seinen Christen anlangte, betrachtete jedermann verwundert den prächtigen Maulesel, und es blieb ein Rätsel, woher der arme Pater nur so viel Geld bekommen, sich in den Besitz eines solchen „Staatstieres" zu setzen. Aber die Verwunderung der Leute stieg noch höher, als P. Mei erklärte, der Esel brauche weder Futter noch Wasser; auch dürfe man ihn den ganzen Tag zum Steintragen benutzen ohne zu ruhen. Niemand aber solle sich getrauen das Halfter zu wechseln. Als nach einigen Wochen der Gürtel, womit das Tier geführt wurde, ungefähr verschlissen war, dachte man, ein lederner Halfter ist doch viel fester, und ohne sich mehr an das Verbot des Paters zu erinnern, wurde das Zingulum gelöst. Im nämlichen Augenblicke sprang der Maulesel davon und er blieb verschwunden. Zum Glück waren bereits so viele Steine zusammengebracht, daß man mit dem Baue der Kirche beginnen konnte.

Zur Zeit des Kaisers *Kien-lung* nahm ein reicher Heide, Namens *Mung,* das Christentum an. Derselbe wohnte eine halbe Stunde von Puoly entfernt im Dorfe *Mung-tschuan* und war früher Anhänger einer Sekte gewesen. Die wunderbaren Lehren der christlichen Religion gefielen ihm ungemein, aber den Sinn derselben scheint er wenig verstanden zu haben. Als großer, angesehener Mann wollte er auch für die Verbreitung des Christentums wirken und fing zunächst bei seinen Pächtern damit an. Aber auch diese müssen wohl recht keine Lust gehabt haben, die Religion ihres Herrn anzunehmen. Um sie zu überzeugen, nahm er zum „Wunderwirken" seine Zuflucht. „Damit ihr seht, daß die Christen nicht umsonst beten, und welche Kraft das Gebet hat, bitte ich einen Toten herbeizuschaffen; wir wollen ihn dann innerhalb eines Tages zum Leben zurückbeten." Da gerade kein Toter aufzubringen war, nahm ein Pächter kurz entschlossen einen Strick zur Hand und knüpfte damit seine Frau auf. Wahrscheinlich wollte er sie gerne los sein, und die Gelegenheit schien ihm günstig entweder ein Wunder zu sehn oder gut Rebbes zu machen. Die Tote wurde dann in eine Matte gewickelt,

auf eine Bahre gelegt, und nun begann das Beten. Man verharrte darin bis zum Abende des dritten Tages. Die Tote aber, anstatt lebendig zu werden, fing an Leichengeruch zu verbreiten. Der große Mann stand blamiert da, sein Pächter brachte den Fall sofort beim Mandarin zur Anzeige. Jetzt begann das Prozessieren; dem Mung kostete das die Hälfte seines Vermögens, und mit Verlust seines Geldes verlor er auch seinen Glauben. Der Pächter wurde bei der Geschichte ein reicher Mann, und die Tote konnte dann mit vielem heidnischen Pomp begraben werden. Seit der Zeit ist das Christentum in Mung-tschuan erloschen; die Nachkommen des ehemaligen reichen Christen aber sind heutzutage arme Bettler.

Gegen Ende der Regierung des Kaisers Kien-lung, als die katholische Religion arg bedrückt wurde, kamen aus entfernt liegenden christlichen Gemeinden einige Familien nach Puoly gezogen, welche sich dort ansiedelten. Es sind die vom Clane *Lei, Yü* und *Wang.* Aus dier Zeit wird ein Pater *Lu* genannt, welcher mehrere Male vom Mandarine aus dem Lande verwiesen, dennoch immer wieder heimlich zurückkehrte. Der Gottesdienst wurde während der Nacht bei verschlossenen Türen gehalten.

Obschon die katholische Religion von der Regierung verfolgt wurde, hatten die Christen von Puoly eigentlich doch wenig darunter zu leiden, weil sie von der heidnischen Nachbarschaft sehr gut gelitten waren. Das mag denn auch der Grund des Übersiedelns einiger Christenfamilien gewesen sein aus anderen Gegenden. Die Lage wurde eine andere, als in Puoly selber ein Heide namens *Tschan-lung-pio* als Feind gegen das Christentum auftrat. Dieser Unhold schien es sich zur Lebensaufgabe gestellt zu haben, das Christentum auszurotten. Zunächst verklagte er die Gemeindevorsteher als Anhänger einer falschen Sekte. Die Sache kam sogar bis zum Vizekönig nach *Tsi-nan-fu*, und eine Anzahl Christen wurden eingezogen und bestraft. Der erste Vorsteher aber, namens *Tschang-hung-nien*, verblieb im Gefängnisse und ist auch darin gestorben. Seine Leiche wurde nach Puoly herübertransportiert, aber an ein feierliches Begräbnis war nicht zu denken. Dieselbe wurde dann nach chinesischer Sitte aufgebahrt; ebenso die seines Sohnes und Enkels, und man wartete mit dem Begraben auf bessere Zeiten. Nur höchst selten kam ein Missionar um den Christen Gelegenheit zu geben, ihren religiösen Pflichten zu genügen. Einmal war in sieben Jahren kein Priester mehr da gewesen; ein anderes Mal hatte es vier Jahre gedauert. Man spricht noch viel von P. *Tschög*, der dann später in Korea den Martyrertod erlitten haben soll. Die

unruhigen Zeiten bewogen einen Christen, namens *Ly* nach *Sio-lu-li* auszuwandern wo er den Grund zu einer später recht blühenden Christengemeinde legte. Aus derselben entstammt ein Priester, der vor einigen Jahren in Puoly gestorben ist und auf dem hiesigen Friedhofe ruht. Die Gemeinde selber aber ist zur Zeit der Boxer fast ganz ruiniert worden.

Später versuchte es der Christenfeind Tschan-lung-pio auch noch, in der Bezirkshauptstadt *Jenfu*, sowie in der Kreisstadt *Yang-ku* die Christen zu verklagen. Es ist aber wunderbar wie Gott die drohende Gefahr immer wieder ablenkte; entweder dadurch, daß die Christen einen guten Bekannten in den Tribunalen hatten oder dadurch, daß die Beamten ihnen persönlich gewogen waren. Einstmals wurden sogar drei Mandarine zur Untersuchung nach Puoly geschickt. Aber anstatt die Christen gefesselt fortzuführen, wie es deren Feind Tschan-lung-pio beabsichtigt hatte, wurde diesem dermaßen der Marsch geblasen, daß er später nicht mehr wagte, mit Klagen gegen die Christen hervorzutreten.

Während der Regierung der Kaiser *Tao-kuan, Hien-fung* und *Tung-tschi* war es mit der Ausübung der christlichen Religion ziemlich wohl bestellt, und die Christen konnten ungestört ihren Pflichten nachkommen. Alle ein oder zwei Jahre kam dann auch meistens ein Pater, die Mission abzuhalten, was gewöhnlich ein bis zwei Monate dauerte. Es ist rührend, wie sich die Christen jetzt noch fast all der Namen von Priestern erinnern, welche sie je besucht haben. Einen Bischof aber hat Puoly während der vielen Jahre seines Christseins niemals gesehen. Als erster Bischof hielt Msgr. von Anzer seinen Einzug in die Gemeinde, und als es ans Firmen ging, stellten sich ihm alte Häupter von 70—80 Jahren. Damaliger Christenvorsteher war *Tschan-schi-lung*, dessen Frau als 90jährige Greisin jetzt noch lebt. Er war Urenkel des im Gefängnis verstorbenen *Tschang-hung-nien*, und ihm war es auch beschieden, seinen Urgroßvater, Großvater und Vater an einem Tage zu beerdigen. Daß muß eine imposante Feierlichkeit gewesen sein, denn die Leute wissen jetzt noch viel davon zu erzählen.



Puoly von jetzt.

Lela, lela," schreien die Buben und laufen zum Dorfe hinaus. „Er ist gekommen, er ist gekommen; schon sieht man den Wagen, darin muß er sitzen." Auf diese Botschaft hin macht sich alles auf die Beine und eilt an den Eingang des Dorfes. Unterdessen ist der Wagen herangefahren. Als derselbe hält, wirft sich Alt und Jung auf die Kniee und bittet *Tj'iu schenfu tjanfu:* „Priester segne uns."

Ein magerer Herr in chinesischer Kleidung entsteigt dem Wagen; er segnet die Leute und geht dann zu Fuße mit ins Dorf. Dort wird er in die „Kirche" geführt. Ein stallartiger Raum ist es, worin gewöhnlich ein Esel sein Quartier hat. Daselbst wird dann das Begrüßungsgebet von allen Christen mit lauter Stimme gesprochen, und der Ankömmling führt sich mit wenigen Worten selber ein. Noch ist es nicht sehr viel, was er sagen kann, aber die Christen merken, daß es von Herzen kommt und auf aller Antlitz glänzt die Freude. „Ich bin der *Ngan* Schenfu", sagt er, „und ihr seid hinfür meine Schäflein. Ich werde mich bemühen, euch ein guter Hirt zu sein und hoffe daß ihr als folgsame Schäflein euch leiten und führen laßt."

Auch wir kennen bereits den Ngan Schenfu, den „Friedenspriester." Er ist niemand anders als der hochselige Bischof v. Anzer, der am 18. Januar 1882 als einfacher Missionar in Puoly seinen Einzug hielt. Seitdem sind 25 Jahre verflossen, und was in diesem Vierteljahrhundert alles in der Mission von Süd-Schantung geschaffen worden, davon wird anderswo ausführlicher berichtet werden. Wir wollen hier nur bei der Wiege der Mission stehen bleiben und Ausschau halten, auf die nächste Umgebung.

Also der Esel wurde vorläufig auf die Straße gesetzt aber leider in etwas allzu großer Nähe des Missionars. So konnte es dieser silberklar vernehmen, wenn der Langohr sein Klagelied anstimmte über die Verbannung, und manche Stunde der Nacht mag ihm darob das Tier geraubt haben. Doch darf ein guter Missionar zum Nervössein keine Zeit haben, und wenn es nicht anders sein kann, muß er, wie es sein Meister getan, auch schlafen können, wenn der Wind heult und das Bett schaukelt. Zunächst gilt es, die Schäflein kennen lernen auf Aussehen und Namen, und auf ihr Können muß er sie prüfen in betreff der religiösen Wahrheiten. Da war es aber bei manchen recht traurig bestellt. Graubärte hatten noch nie in ihrem Leben die hl. Communion empfangen

und zahnlose Weiblein desgleichen nicht. Mit Hülfe eines Katechisten ging es dann ans Belehren und Unterrichten und zum 2. Februar konnte bereits die Mission beginnen. Zu Schluß derselben zählte der Missionar die Häupter seiner Lieben; es waren 158 Christen, die Zahl der Heiden aber, die er bekehren sollte, betrug — zehn Millionen.

So wurde denn das kleine Dörfchen Puoly, in der äußersten, nordwestlichen Ecke des Missionsbezirkes gelegen, zunächst Zentralstation des ganzen Vikariates und blieb es für gut ein Dutzend Jahre. Hierher kamen zunächst die neuen Missionare und erlernten die Sprache, hier versammelten sich alljährlich die auswärts missionierenden Patres zu gemeinschaftlichen Beratungen und den geistlichen Übungen. Hier wurden die gemachten Erfahrungen ausgetauscht: jedermann war ja so zu sagen ein Neuling, und auch das Missionieren will erlernt werden. Es galt deshalb vor allem ein Heim zu schaffen, da die Christen ihre Räumlichkeiten selber nicht entbehren konnten. Ein geeigneter Platz war bald gefunden, und dann begann sofort das Bauen. Das geht aber, Gott sei dank, in China sehr schnell von statten; hat man's eilig, wachsen die Häuser in wenigen Tagen nur so aus dem Boden. Man gebraucht ja nur Lehm, Holz und Stroh, und die Herstellungskosten belaufen sich auch nicht hoch. Vor allem wurde dem göttlichen Heilande ein Haus gebaut, das als Kirche dienen sollte. Äußerlich nicht viel besser als der Eselstall, aber doch geräumig; und durch buntes Tuch wurden die Lehmwände etwas abgedeckt dort, wo der Altar stand. An die Kirche schlossen sich die Wohnungen der Missionare, „armselige Lehmhütten, durch deren Dächer die Sommerregen wie Gießbäche hindurchbrachen.“ Schon am Herz-Jesu Feste wurde das kleine Kapellchen eingesegnet und dem göttlichen Herzen Jesu geweiht.

Und jetzt, nachdem man ein Obdach hatte, begann das Missionieren, zunächst in nächster Umgebung, dann weiter im Bezirke. Auch wurden gleich im ersten Jahre die Anfänge von zwei Waisenhäusern gelegt, eins für Knaben, das andere für die Mädchen. Im ersten fanden elf Kinder die Aufnahme, im anderen vier. Nun, nach Verlauf von 25 Jahren zählt die Nummer aller Waisenkinder, welche hier aufgenommen, ernährt, und erzogen wurden, die stattliche Zahl von 919. Die meisten allerdings sind bereits in jungen Jahren in ein besseres Jenseits hinübergegangen. Eine ganze Reihe aber sind Familienväter oder -Mütter geworden, deren Sprossen schon ein ansehnliches Völkchen bilden. Und darin sitzt echtes Christentum, wie man's auch nicht anders erwarten darf, Christentum von der Pike auf, zäh und ausdauernd und überzeugungsvoll, weil es in der

Kindheit tiefe Wurzeln geschlagen. Ja sogar Priestertums-Kandidaten sind aus dem Knaben-Waisenhause hervorgegangen, von denen bereits zwei als wackere Seelsorger im Dienste der Mission tätig sind. Das Mädchen-Waisenhaus aber hat als Blüte mehrere Jungfrauen gezeitigt, die im Dienste Gottes für die Seelenrettung ihre Arbeit und Kräfte einsetzen. Die Lehmhütten von ehemals, welche die Anfänge der Waisenanstalten bildeten, sind allerdings verschwunden und haben soliden Backsteinbauten Platz gemacht.

Die Christianisierung in nächster Nähe wurde gleich anfangs eifrig betrieben; aber da gilt auch das Sprichwort: „Je näher bei Rom, um so lauer die Christen." Zwar legt sich ein Kranz von mehreren Gemeinden um die Zentrale Puoly, aber die Zahl der Christen ist noch ziemlich beschränkt. Die Nummer im Taufbuche der Annexkirchen von Puoly hat noch nicht das erste Tausend erreicht. Zu bemerken ist allerdings, daß nach Norden hin direkt die Franziskanermission angrenzt, zum hiesigen Vikariate gehöriges Gebiet also nur drei Seiten umfaßt. Zudem ist der Bezirk Yangku von jeher als „freigeistig" sehr verrufen. Die Bevölkerung hat nur für Geld und Gewinn Interesse und bekümmert sich nicht ums Jenseits. Daher gibt es denn auch keine Sektenanhänger unter den hiesigen Heiden, und die Zahl der Pagoden ist sehr gering. Viele derselben liegen in Trümmern, ohne daß es jemand einfiele, dieselben wieder aufzubauen. Man glaubt nicht mehr an „Geister und Teufel" und huldigt dem Grundsatze, daß nach dem Tode alles aus ist. Begreiflicherweise ist solcher Boden für das Christentum äußerst ungünstig und unfruchtbar. Trotzdem ist im Bezirke Yangku ein eigener Missionar tätig und die Zahl der Bekenner des wahren Glaubens beläuft sich mit Einschluß der Katechumenen auf nahezu 3000, die sich auf 82 Gemeinden verteilen.

Neben den Waisenhäusern wurde auch mit der Zeit ein Greisenasyl errichtet. Die Zahl der Altväter und -Mütter, die dort Aufnahme gefunden, getauft wurden und einen ruhigen Lebensabend verlebt, beläuft sich auf 314. Die meisten haben bereits „gehimmelt", was um so eher zu hoffen ist, da sie fast ausnahmslos mit den Sterbesakramenten versehen, in Gegenwart des Priesters ihre Seele aushauchten. Und das geht bei diesen alten Häuptern — um einen trivialen aber doch hier passenden Ausdruck zu gebrauchen — so gemütlich, wie man's sich nicht gemütlicher denken kann. Von Furcht oder Bangen zeigt sich keine Spur; sie sind des Himmels und der ewigen Seligkeit so gewiß, als ob deren Erreichung eine selbstverständliche Sache sei.

Im dritten Missionsjahre wurden dann auch die Anfänge eines kleinen Priesterseminars gelegt, welches sich mit der Zeit derart entwickelte, daß es nach 13 Jahren, bei der Übersiedlung nach Tsining, nebst einer Reihe Gymnasial-Studenten bereits 7 Theologeu zählte, die nach einigen Jahren ausgeweiht wurden. Puoly selbst war Zeuge von zwei Priesterweihen. Die ersten Presbyter waren Studenten aus dem Franziskanergebiete, welche bereits dort eine Reihe von Jahren ihre Studien gemacht hatten.



Knaben aus der Dorfschule von Puoly.

Ein nie gesehenes Schauspiel war es dann für Puoly, als der „Ngan schenfu“ am 31. Juli 1886 als Bischof hier seinen Einzug hielt. Die meisten Christen, zumal die Frauen, hatten noch nie in ihrem Leben einen Bischof gesehen, und der jetzige war gar ein „alter Bekannter“; da war natürlich die Freude um so größer. Und mit den Christen von Puoly freuten sich die neugewonnenen Christen der Umgegend und des ganzen Missionsbezirkes, zum größten Teile Schäflein des seeleneifrigen Paters Freinademetz.

Die Kathedrale war freilich nur „eine kleine Kapelle mit einem struppigen Strohdache und kahlen Ziegelsteinmauern, in deren Ritzen Skorpionen und Tausendfüßler nisteten“. Die Steine waren nur lose, ohne Mörtelverbindung aufeinander gelegt. Man wollte

sie gebrauchen für eine größere Kirche in europäischem Stile, welche dann auch bereits nach drei Jahren am Feste Mariä Himmelfahrt eingesegnet werden konnte. Seit der Zeit hat dieselbe aber oftmalige Umwandlungen, Verstärkungen und Verbesserungen erfahren müssen. Da der Geldbeutel ein beständiges Sparen zur Pflicht machte, mußte denn auch beim Kirchenbauen gespart werden. Ein solches Sparen aber, wo es sich um Festigkeit handelt, wird oft recht verhängnisvoll. Noch jetzt sind im Innern der Mauern zur Erinnerung an jene „armseligen Zeiten“ manche Lehmziegel verborgen, und sogar der Turm steht auf lehmernen Füßen. Durch An- und Überbauten sind diese Mängel indes in den letzten Jahren gehoben, so daß das Kirchlein jetzt von innen und außen einen überaus freundlichen Eindruck macht und bei vorsichtiger Behandlung wohl noch alt genug werden kann.

Das „Palais“ des Bischofs aus damaliger Zeit ist längst verschwunden. An Stelle desselben erhebt sich jetzt das Schwesternhaus und ein Teil des Mädchenwaisenhauses. Allerdings sieht dieses weit mehr palastartig aus als die ehemalige Wohnung des Bischofs; denn es ist ein zweistöckiger Bau aus Ziegeln, während das damalige Bischofsgebäude aus Lehm zur ebenen Erde aufgeführt war. Manche schlaflose Nacht hat der Oberhirt an dieser Stelle verlebt in Sorge und Arbeit zum Heile seiner Mission. Jetzt haben die „Dienerinnen des hl. Geistes“ hier ein Heim gefunden, und das bedeutet wiederum einen bedeutenden Schritt nach vorwärts in der Entwickelungsgeschichte Puolys und der Mission. Freilich können die guten Schwestern noch nicht auf Lorbeern ausruhen; denn sie sind erst ein Jahr hier; aber ihr Einfluß ist schon an vielen Ecken und Enden bemerkbar, sogar am Zopfende der kleinen Waisenmädchen, welche jetzt weit reinlicher und gesitteter erscheinen und einhergehen wie ehemals. Und auch der Einfluß auf die chinesischen Jungfrauen, wiewohl er bisheran ja nur hauptsächlich ein Einfluß des guten Beispiels ist, sticht sofort in die Augen. Was die Schwestern aber schon in der Krankenpflege geleistet, dafür zeugt ihr Ruf nach außen. Täglich sprechen zwei, drei Dutzend Kranke vor, und manchem armen Heidenkinde konnten sie bei dieser Gelegenheit die hl. Taufe spenden.

Eine besondere Feierlichkeit erlebte Puoly als der Bischof durch Verleihung des roten Knopfes zur chinesischen Exzellenz gemacht wurde. Damit war der Oberhirte Großmandarin geworden; die Christen aber fühlten sich dadurch wohl noch mehr geehrt, als der Bischof selber. Und auch die Heiden nahmen teil an der

allgemeinen Freude. Das Besuchen und Beglückwünschen wollte schier kein Ende nehmen; am Hauptfeste waren über 2000 Personen versammelt.

Auch einen Vertreter der deutschen Regierung hat Puoly in seinen Lehmmauern gesehen in der Person des Freiherrn von Seckendorf, welcher auf der Reise nach Jentschoufu in Puoly vorsprach. Aber mit der Eröffnung Jentschoufus war Puolys Geschick denn auch besiegelt. Länger als ein Dutzend Jahren war es, obwohl räumlich abseits gelegen, das Zentrum der Mission gewesen. Weit aus dem Osten kamen die Missionare ein- oder zweimal jährlich herangepilgert, ohne die Länge des Weges oder die Gefahren des Übersetzens über den gelben Fluß zu scheuen. Und der Herr hat Seine Diener stets treu beschützt. Nie ist jemand unterwegs ein namhaftes Unglück zugestoßen; die Missionare aber verließen Puoly immer neugestärkt und mit frischem Mut, um auf ihren schweren Posten heimzukehren. Nachdem nun aber Jentschoufu, die Hauptstadt der Mission, welche auch örtlich so ziemlich in Mitte derselben liegt, seine Tore dem Christentume geöffnet hatte, galt es für die Zentral-Verwaltung dorthin überzusiedeln, und damit verlor Puoly als geistiger Mittelpunkt seine Bedeutung. Bevor ein endgültiger Aufenthalt in Jentschoufu ermöglicht war, mußte zuvor Tsining in Aussicht genommen werden, und dorthin verlegte denn der Bischof im Jahre 1895 seine Residenz. Vorher aber war noch im alten Puoly die erste Diözesansynode und ein Provinzial-Kapitel, bei welcher Gelegenheit so ziemlich alle Missionare versammelt waren. Das war auch das letzte Mal, daß Puoly als geistiges Zentrum in die Erscheinung trat, und seitdem kommt wegen seiner unbequemen Lage nur mehr höchst selten ein Missionar hier zum Besuche vorbei. Mit Ausnahme des Seminars hat es aber alle seine Anstalten behalten, und ist Sitz des Dekanates zum heiligen Erzengel Gabriel. Der Dekan, welchem zwei Rektorate unterstehen, hat für die Seelsorge der Annexkirchen, der Gemeinde Puoly und der Residenzbewohner noch einen chinesischen Priester als Koatjutor zur Seite. Die ziemlich ausgedehnte Ökonomie leitet ein europäischer Laienbruder.

Die Gemeinde Puoly ist in langsamer aber stetiger Zunahme begriffen. Das Taufbuch zeigt bereits die Nr. 750. Die größte Anzahl der Heiden läßt sich noch in der Todesstunde taufen, ein Zeichen, daß sie von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt sind, aber vielfach bei Lebzeiten sich nicht in das Joch der christlichen Zucht zwängen wollen. In den letzten 2—3 Jahren

wurden auch in Puoly für das hiesige Dekanat die einmonatlichen Vorbereitungs-Kurse gehalten, zum Empfange der heiligen Taufe und ersten heiligen Kommunion. Im Verlaufe von drei Jahren wurden über tausend Christen hier das erste Mal an den Tisch des Herrn geführt, und in eineinhalb Jahren erhielten über 600 Katechumenen die heilige Taufe.

Auch war es möglich in den letzten Jahren durch Verlegung eines Gemeindeweges für die Residenz einen großen, schönen Garten zu schaffen, in dem auch europäisches Obst und Gemüse mit Erfolg angebaut wird. Durch ein Paternosterwerk wird derselbe aus einem nebenanliegenden großen Teiche bewässert, was bei der hier oft monatelangen Trockenheit von besonderer Wichtigkeit ist. Mit Hülfe des Mandarinen und der umliegenden Dörfer konnte ein in der Nähe liegendes altes Flußbett ausgegraben werden, so daß Puoly seitdem auch nicht mehr unter der Wasserplage zu leiden hat, welche es in früheren Jahren oft zu einer Insel machte. Die Residenz ist ein Viereck, mit einer sechseinhalb Meter hohen Mauer umgeben, an welcher sich größtenteils die inneren Gebäulichkeiten lehnen. Die Dächer derselben sind flach und fest verkalkt, so daß auf denselben ein ganzes Regiment Soldaten von oben herab auf die Feinde bombardieren könnte. Zudem befinden sich noch zwei Türme im Innern, einer in dem Knabenwaisenhause, der andere im Mädchenwaisenhause, welche zur Zeit der Gefahr den letzten Schutz gewähren würden. Die ganze nördliche Seite aber wird durch einen tiefen Graben, der mit Wasser angefüllt ist, geschützt. Ehemals lag das Residenzterrain sehr niedrig, so zwar, daß dasselbe bei Hochwasser völlig überschwemmt wurde. Um diesem Übelstande abzuhelfen, mußte der Boden um einige Fuß erhöht werden. Die dazu nötige Erde wurde aus dem Graben geholt, welcher nun als Fischteich und Residenzschutz doppelten Wert hat. Durch die erhöhte Lage aber hat sich der Gesundheitszustand der Residenzbewohner bedeutend verbessert. Überdies ist jeder freie Platz mit Bäumen bepflanzt, welche als Schattenspender und Luftverbesserer in den heißen Sommermonaten willkommne Dienste leisten. Inmitten des Ganzen liegt die Kirche, welche sowohl von den Bewohnern der Residenz, als auch von den Christen gleichzeitig benutzt wird, und dort wohnt unser Haupt, Schützer und Hort. Nur schade, daß sich die Kirche an Sonn- und Festtagen viel zu klein erweist.

Direkt an den Garten schließt sich der Friedhof, auf dem bereits zwei europäische Missionare (P. *Riehm* und P. *Lieven*) und ein chinesischer Priester zur ewigen Ruhe bestattet sind. Wenn zu Neujahr

die Heiden ihre Gräber besuchen und dort Papier verbrennen und Petarden abschießen, wird in einem niedlichen Kapellchen, das in der Mitte des Friedhofs steht, das heilige Meßopfer für die dort Ruhenden dargebracht. An den Gräbern stehn Trauerweiden und Cypressen; eben säuselt der Wind durch die dunklen Zweige, und wir wünschen Requiescant in pace den Toten. Und auch jenem gilt unser Wunsch, der weit von hier im Schatten von St. Peter in Rom seine Ruhestätte gefunden, dem die Kinder Puolys am Feste Petri Stuhlfeier 1882 entgegeneilten und riefen: *lă la, lă la!*

Typen aus dem Waisenhaus in Puoly.

Paulus U.

Paulus U enstammt aus *Tschang-tschuang* in *Ts'au-hien*, einem Gebiete, wo seiner Zeit die Boxer besonders gewütet haben. Schon damals, als Paulus noch ganz klein war und man ihn *Liu-tschu* nannte, übten die Anhänger der Großmessersekte fleißig bei Tage besonders aber während der Nacht. Die nächsten Verwandten des Kleinen waren auch zum Boxertum übergetreten, ohne aber eigentlich zu wissen, worum es sich handle. Der Vater starb, als der Junge erst einige Jahre alt war; er blieb also in Gewahrsam der Mutter; aber diese hatte ihre liebe Not, den nötigen Lebensunterhalt für sich und den Kleinen zu erbetteln. Es nahm ihn deshalb ein Onkel zu sich; aber auch dieser empfand das immer mehr als eine Last, und suchte sich seiner zu entledigen. Er hatte von der christlichen Religion gehört und es war ihm auch bekannt, daß der Missionar eltern- und hülflose Kinder ins Waisenhaus aufnehme, besonders wenn solche auf der Straße gefunden wurden. Eines Tages machte er sich in Begleitung des *Liu-tschu* auf, den Missionar zu suchen. Dieser ermahnte den Onkel er solle Christ werden; den Knaben wolle er mit der Zeit, wenn eben möglich, ins Waisenhaus aufnehmen. Der Mann fand die Lehren der christlichen Religion vernünftig und hatte Wohlgefallen daran. Als er nach Hause zurückkehrte, erbat er sich einen Katechismus und andere Lehrbücher und versprach dem Missionar, bald wiederzukommen. Er und sein Neffe studierten dann fleißig Gebete und Katechismus, wobei aber der Kleine schnellere Fortschritte machte als sein Onkel. Letzterer übte sich gelegentlich auch noch im Boxen der Sektierer; aber es war, als ob ihn sein früheres Glück

verlassen habe. Ehedem galt er als der beste Fechtbruder, der stärkste Schwerthieb prallte an seinem Körper ab, als sei er von Eisen. Jetzt wagte er es nicht mehr, die Streichübungen mitzumachen, und als er einmal einem Genossen bei besagten Übungen einen Schwerthieb versetzte, drang er ins Fleisch hinein. Von dieser Zeit an war ihm der Zutritt in die Zusammenkünfte der Sektierer untersagt; er selbst aber merkte immer mehr, daß Christentum und heidnisches Sektenwesen nicht zusammenpaßten; deshalb wandte er sich von nun an mit ganzer Seele den Wahrheiten der christlichen Religion zu. Als er das nächste Mal wieder den Missionar besuchte, wunderte sich dieser, wie der Mann in so kurzer Zeit so große Fortschritte gemacht. Noch mehr aber setzte ihn der kleine Liutschu in Erstaunen, der unterdessen den ganzen Katechismus auswendig gelernt hatte, eine Leistung, die mancher andere in einem Jahre nicht fertig bringt. Auf wiederholtes Bitten entschloß sich dann endlich der Missionar, den Knaben als Waisenkind aufzunehmen und ihm ein Obdach zu verschaffen. Er fand dasselbe im Waisenhaus zu Puoly, wo er einige Jahre verweilte. Er ist unterdessen getauft und verehrt den heiligen Paulus als Namenspatron. Auch hat er bereits die erste heilige Kommunion empfangen, im letzten Frühjahr aber wurde er gefirmt.

Von jeher war der Knabe ein Muster von Fleiß, Gehorsam und Frömmigkeit; was aber Talent angeht, war er der Beste von allen. Oft und oft hatte er mich gebeten, ihn als Seminarist zuzulassen, denn er möchte so gerne Priester werden. Lange hatte ich ihn vergeblich bitten lassen auch mancherlei auf die Probe gestellt. Da mir der Junge aber wohl wirklich Beruf zu haben schien, habe ich endlich seinen Bitten nachgegeben und ihn in das Seminar von *Jenfu* geschickt.

Der Onkel des Paulus ist gleichfalls ein braver Christ geworden, und als vor Jahren die Boxer gegen das Christentum wüteten, hätte nur wenig gefehlt, so wäre er von denselben niedergemacht worden. Weil er früher Mitglied der Sektierer gewesen, hatte man es besonders auf seinen Kopf abgesehen. Jetzt, da wieder friedliche Zeiten herangebrochen, ist er eifrigst bestrebt, in seiner Heimat und besonders im Kreise seiner Freunde für das Christentum zu wirken, und seine Bemühungen sind nicht ohne Erfolg.

Ma-tsch'öng.

Ma-tschöng ist das Geschenk eines alten Chinesengenerals Namens Liung, der uns vor Jahren hier mit seinem Besuche beehrte. Bei dieser Gelegenheit besichtigte der alte Herr recht eingehend das „Haus der Barmherzigkeit“ *(gin-tse-tang)*, und die ganze Einrichtung gefiel ihm sehr wohl. Noch mehr Gefallen aber fand er an den Kindern, die so lebensfroh dreinschauten, und denen man nicht mehr anmerken konnte, daß schon manches dem Tode ins Auge geschaut hatte. Herr Liung wollte aber sein Wohlwollen noch besonders dadurch bekunden, daß durch seine Vermittlung der Anstalt ein Geldgeschenk vermacht wurde. Zum Danke dafür mußte ich ihm aber einen kleinen Blinden aufnehmen, den er in Ts'aufu von der Straße aufgehoben hatte. Gerne sagte ich zu, und als der General heimgekehrt war, brachte man den Kleinen auf dem Schiebkarren heran. Als Begleitung waren sogar einige Soldaten mitgegeben, welche dem Kinde noch einiges Geld zurückließen, damit es sich zeitweise etwas dafür kaufen könne.

Ma-tsch'öng war anfangs ein rechter Schlingel, und wenn er noch lange auf der Straße geblieben, wäre er wohl schon längst gestorben oder aber geistig verdorben. Nunmehr ist er still und artig; auch wird er nicht mehr Ma-tsch'öng („Das gemachte Pferd“) genannt, sondern er ist auf den Namen Stanislaus getauft worden.

Kinder, die des Augenlichtes beraubt sind, in das Waisenhaus aufnehmen, bedeutet allerdings eine große Last für dieses, und es ist leichter, ein halbes Dutzend sehende Kinder in Ordnung zu halten als ein blindes. Auch ist die Erziehung bei blinden Kindern eine viel schwierigere. Diese sind in der Regel (wenigstens haben wir bei chinesischen die Erfahrung gemacht) sehr zu allerhand Unarten geneigt; zudem ist es schwer, eine entsprechende Beschäftigung für sie zu finden. Ohne Aufsicht und Beschäftigung aber sinnen sie auf Unfug, um sich die Zeit zu vertreiben. Unsere blinden Knaben haben das Ketten von Rosenkränzen erlernt, und mit ihren feinfühligen Fingern bringen sie es zu einer großen Fertigkeit darin. Die blinden Mädchen aber verstehen es meisterhaft, Baumwollengarn zu spinnen, worin sie nicht selten ihre sehenden Genossinnen an Geschicklichkeit weit übertreffen.

Joseph Wang-schung-chuen

heißt der Alte, der den kleinen Blinden an der Hand führt. Der Alte ist zwar nicht blind aber doch ein armer Mann. Jetzt freilich ist für ihn gesorgt, denn er hat im Greisenasyl ein Unterkommen

gefunden. Der Ernährer seines Alters, sein einziger Sohn wurde von einem fanatischen Heiden aus Haß gegen das Christentum erschossen. Der Mörder hat allerdings seine verdiente Strafe gefunden; was sollte aber der bejahrte Vater anfangen, da er seines Ernährers beraubt war? Schon seit mehr als zehn Jahren ist er Christ, und als solcher versteht er auch, sein Geschick mit Geduld und Ergebung zu tragen. Überhaupt gehört er als Christ zu den besten, und selbst als Heiden hatte man ihn stets geachtet. Obwohl er mehrere Stunden von Puoly entfernt wohnte, pilgerte er doch an den Samstagen gewöhnlich zur Kirche; kein hoher Festtag aber ging vorüber, ohne daß er gekommen und die heiligen Sakramente empfangen hätte. Mattenflechter von Geschäft, brachte er in der Regel einige Matten mit, welche er verkaufte, um einen Zehrpfennig zu verdienen für die Zeit seines Aufenthaltes in der Hauptstation. Da er nach dem Tode seines Sohnes lange obdach- und brotlos umherirrte, habe ich mich seiner erbarmt und ihn als den ersten für



Der kleine Ma-tsch'öng an der Hand eines Greises.

die von der Familie H. angelegte Greisenstiftung aufgenommen. Die Familie H. kann sich überzeugt halten, daß wohl keiner auf der Welt mehr für sie betet als der alte Joseph. Erstens hat er Zeit zum Beten, und zweitens, was die Hauptsache ist, er betet



Waisenknaben aus Puoly.

auch gerne. „Wenn der liebe Gott nicht müde wird, mich anzuhören," meinte er, „sollte ich da müde werden, zu ihm zu beten? Dieser Zeit habe ich genug Unnützes geredet *(la-chien-kua)*; jetzt ist es höchste Zeit, mit dem lieben Gott zu reden, da ich bald vor ihm erscheinen muß."

Bao-le

ist der Name des Kleinen rechts von der Figur des heiligen Schutzengels; verdeutscht heißt dieses Wort so viel als „ich bringe Nachricht“. Gehörte der kleine Mann noch zu den Lebenden, so könnte er mancherlei aus seinem kurzen, aber meistens recht traurigen Leben erzählen. Der Knabe ist aber schon vor einem Jahre gestorben und — ich zweifle nicht daran — in ein besseres, ewiges Leben eingegangen, denn in diesem Leben hat er nur wenige Jahre erreicht, und das waren mit Ausnahme des letzten recht böse. Kaum hatte er das Licht der Welt erblickt, da starb seine Mutter. Diese aber wäre dem Kinde sehr notwendig gewesen, denn der Vater konnte es nicht leiden und hatte den sehnlichsten Wunsch, daß es bald sterben möchte. Zwar fürchtete er sich, selbst Hand an das Leben seines Kindes zu legen, aber je mehr der Kampf um das tägliche Brot den Vater bedrängte, um so öfter sprach er das Verlangen aus, die kleine Kröte, wie er das Kind verächtlich nannte, möge sich in die Erde verkriechen. Oft genug bekam der arme Kleine den ganzen Tag kaum etwas Nahrung, und nicht die geringste Pflege wurde ihm zu teil; aber trotzdem blieb er am Leben.

Da der Vater sich bei einem reichen Manne als Knecht verdingen wollte, stand ihm sein Kind noch mehr im Wege, und die Verwandten, denen er dasselbe anbot, wollten es nicht zu sich nehmen. Daher faßte der Vater den entsetzlichen Entschluß, das Kind zu töten. Er trug den armen Knaben hinaus, weit weg auf ein einsames Feld. Hier, wo er sich allein und ungesehen glaubte, faßte er das Kind an den Beinen und schlug mit demselben auf eine am Wege stehende Weide. Das Jammergeschrei seines unglücklichen Kindes rührte noch einmal das Herz des grausamen Vaters; er legte das arme Wesen neben den Baum und eilte davon. Der Kleine jammerte noch lange, aber immer schwächer wurde seine Stimme, bis sie endlich ganz verstummte.

Der unnatürliche Vater aber fand keine Ruhe. Das Jammergeschrei seines Kindes tönte fort in seinen Ohren, und je weiter er sich von ihm entfernte, desto lauter vernahm er es.

Oft blieb er stehen, und es war ihm, als zöge ihn eine unsichtbare Macht zurück zur Frevelstätte; dann aber schalt er sich selbst, nannte sich einen Feigling und lief immer weiter. Endlich aber konnte er es nicht mehr über sich bringen, weiter zu laufen; er kehrte um und eilte nun noch mehr als zuvor.

Ungefähr eine Stunde nach der schrecklichen Tat kam der herzlose Vater wieder bei seinem halbtoten Kinde an. Als er dasselbe in so elendem Zustande ganz still und ruhig daliegen sah, wurde er von bitterer Reue erfaßt, und reichliche Tränen entströmten seinen Augen. Schnell barg er das arme Wesen in seinen Busen und eilte damit nach Hause.

Als er nun den Knaben bei Licht betrachtete, sah er zu seinem Entsetzen, daß ein Fuß desselben zerbrochen war, und sich auch sonst mancherlei Blutspuren und Schrammen an seinem Körper befanden. In der Nähe wohnte eine christliche Jungfrau, die es verstand, verrenkte oder verstauchte Glieder wieder in Ordnung zu bringen. Zu dieser brachte der Vater das mißhandelte Kind. In wenigen Minuten hatte die Jungfrau das gebrochene Bein mit einem kunstgerechten Verbande versehen und erkundigte sich dann nach den Ursachen des Unglückes. Erst wußte der Vater vor Scham und Verlegenheit nicht, was er sagen sollte, dann schob er die Schuld auf die Großmutter und erklärte, diese habe das Kind so hergerichtet, weil ihr die Ernährung desselben unmöglich gewesen. Seine Frau, die Mutter des Kindes sei gestorben, er aber wolle bei einem Heiden in Dienst treten, und könne daher den Knaben unmöglich mitnehmen.

Da erklärte sich die brave Jungfrau sofort bereit, den Knaben zu pflegen, und falls er nicht infolge der ausgestandenen Mißhandlungen schon bald sterben würde, ihm später ein gutes Unterkommen zu verschaffen.

Der liebe Gott belohnte die Bemühungen der edlen Christin; der Knabe erholte sich ziemlich gut, und das zerbrochene Bein war völlig wiederhergestellt, als seine Pflegerin ihn zu uns ins Waisenhaus brachte. Der Kleine hatte sich schnell in die neue Lebensweise eingewöhnt; er war brav, folgsam und zufrieden, aber eigentümlicherweise machte er immer einen gesetzten, ernsten Eindruck, und niemals sah man ihn lachen. Die geistigen Fähigkeiten schienen sich ungewöhnlich früh in dem Knaben zu entwickeln. Beten war seine Lieblingsbeschäftigung, und oft sah man ihn allein vor einem Bilde knieen. Dieses Bild stellte den heiligen Joseph vor, wie er den Jesusknaben an der Hand führt.

Als der Knabe eines Tages krank in seinem Bette lag, verklärte sich plötzlich sein Gesicht, und er lachte laut; es war das erste Mal, daß wir ihn fröhlich gesehen.

„Vater, sieh doch,“ sprach er dann; „wie der kleine Jesus so freundlich tut und mir winkt, zu Ihm zu kommen.“

Wir glaubten anfangs, der Kleine phantasiere, doch war er ganz bei Sinnen und hatte auch kein Fieber. Ein anderes Mal sah ein chinesischer Lehrer, der die Kinder beaufsichtigte, wie der kleine Bao-le wiederum lachte und ungewöhnlich lebhaft tat. Unbemerkt schlich ersterer sich heran und konnte dann beobachten, wie der Kleine immerfort zu dem Bilde emporschaute und sich benahm, als ob er mit dem Jesukinde spiele. Auf die Frage, was er denn dort treibe, entgegnete Bao-le, daß er sich mit dem lieben, kleinen Jesus amüsiere. Bruder Ulrich war gleichfalls Zeuge dieses Vorganges.

Der gute Junge wurde niemals mehr ganz gesund. Als er eines Tages wie gewöhnlich in seinem Bette lag und zu dem Bilde des Jesukindes hinaufsah, griff er fast plötzlich in die letzten Züge; mit lächelnder Miene hauchte er seine reine Seele aus. Ich zweifle nicht daran, daß der göttliche Kinderfreund ihn sofort in den schönen Himmel aufgenommen hat. So unglücklich im Leben, so glücklich war er im Tode.

Raphael Wang.

Raphael Wang soll aus der Mongolei stammen, worauf auch wohl sein Milchname *Ta-tse* (Ta-tar) zu deuten scheint. In seinem Selbstbewußtsein hat er sich zuerst als kleiner Bettelbub gefunden, wie er im Verein mit andern Bettlern, groß und klein, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus durch die Lande zog, beschimpft von den Leuten, gebissen von den Hunden, hungernd und frierend, als Waise, von wenigen beachtet, von niemand geliebt. Das kann der Kleine jetzt noch so rührend erzählen, daß es einem ordentlich wehe tut, und man unwillkürlich mitempfindet. Einstmals hatte ihn ein Hund derart zugerichtet, daß er sich kaum mehr vom Boden zu erheben vermochte. Nachher fingen die Wunden zu eitern an, und da war es mit dem Betteln vorbei. Sicherlich wäre der arme Schelm drauf gegangen, und zwar bald, denn schon manche Tage hatte er nichts mehr zu essen bekommen, wenn nicht sein guter Engel wie zufällig einen Katechisten in die Pagode geführt hätte, in der das Kind in einer Ecke lag. Kaum mehr fähig zu sprechen, konnte der Katechist weiter nichts herausbringen, als daß es sich um ein eltern- obdach- und hülfloses Kind handle. Schnell gab er dem Missionar Nachricht, welcher allsogleich das arme Geschöpf holen ließ. Zu Ehren seines guten Engels, der ihm das zeitliche und ewige Leben gerettet, wurde er Raphael getauft. Es dauerte dann eine geraume Zeit, bis sich der Knabe unter der sorgsamen Pflege

eines Christen wieder erholt hatte. Dann wurde er in das Waisenhaus nach Puoly geschickt, wo er sich nunmehr als flinker kerngesunder Junge überglücklich fühlt. Er zählt bereits 13 Jahre und wurde vor kurzem zur ersten heiligen Kommunion zugelassen.

Bernhard Yan-saen.

Der Kleine da guckt ganz verzückt zum Himmel auf, aber daß es mit seiner Andacht nicht weit her ist, bezeugen seine schalkhaften Augen. Übrigens ist er auch nicht so schalkhaft, wie ihn die Momentaufnahme erfaßt hat. Es schien ihm nur zu spaßig, daß er in die Höhe schauen sollte, da er doch lieber dem Photographen in den Kasten geschaut hätte. Der Photograph aber wollte es so haben, damit das Gesicht des Bürschleins im Schatten des großen Hutes nicht allzu dunkel ausfalle.



Der Knirps heißt Yan-saen, d. h. der dritte, namens Yan. Er heißt der dritte, weil er über sich noch zwei Brüder hat und eine Schwester, „die aber nicht mitzählt“. Die hat der Vater schon beizeiten verkauft, weil er sonst zu Hause nichts mehr hatte, woraus Geld zu schlagen war. Seine Heimat ist Tjü-je, der nämliche Bezirk, in dem die PP. Nies und Henle ermordet wurden. Obschon Yan-saen noch jung an Jahren ist, so hat er doch schon mancherlei mit durchgemacht: wenig Freudenreiches, des Schmerzlichen aber um so mehr. Er wurde als einjähriges Büblein vom Missionar aufgenommen, und bei der Taufe erhielt er den Namen Bernhard. Ein mitleidiger Christ hatte ihn auf der Straße gefunden, mitten im kalten Winter, fast ohne alle Kleidung, ausgehungert und bald zu Tode erfroren. Was sollte der Missionar machen — er mußte den

Kleinen aufnehmen und schickte ihn dann für zwei Jahre in eine christliche Familie zum Ernähren. Seine Eltern waren nämlich tot; die zwei Brüder aber hatten sich auf den Weg gemacht zum Rauben und Stehlen und hatten das Brüderlein im Stich gelassen. Einige Zeit hatte ihn dann eine alte Bettlerin aus Barmherzigkeit auf ihren Gängen mitgenommen; aber schließlich wurde auch sie des Kleinen müde und machte fortan ihre Gänge allein.

Die Eltern waren eines unnatürlichen Todes gestorben. Den Vater hatte man mit einer Lanze mehrfach durchbohrt und dann in einen Brunnen geworfen. Er konnte seine Gläubiger nicht befriedigen, diese aber wollten keinen Aufschub mehr haben, und da sie ihm eines Tages auf einsamen Wegen begegneten, geschah das Schreckliche. Als die Dorfbewohner den Leichnam aus dem Brunnen gezogen, kam auch die unglückliche Frau herbeigelaufen. Sie wußte sofort, wer ihren Mann umgebracht und wollte zum Mandarin eilen, die Täter zu verklagen. Doch hielt man sie zurück; man wollte sich gütlich mit ihr abfinden und alle Forderungen gewähren. Es wurde sogar von den Gegnern eine Mahlzeit hergerichtet, um den Zorn der Frau zu besänftigen. In den Wein aber, welcher mit aufgetischt war, hatten die Unholde Gift gemischt; die Frau trank davon, und nach einigen Tagen war auch sie eine Leiche.

Als der kleine Bernhard sechs Jahre alt war, wurde er nach Puoly ins Waisenhaus geschickt. Für seine zehn Jahre ist er etwas klein geblieben, im übrigen aber hat er sich gut entwickelt und ist auch im großen und ganzen kein übler Junge. Er gehört mit zu den Sängern, und da er ein gutes Talent hat, studiert er auch die chinesischen Gelehrtenbücher. Daß er als Bettelbüblein mal hat schreien müssen, um ein Stücklein Brot zu bekommen, scheint für die Entwicklung seiner Stimme von Vorteil gewesen zu sein. Jetzt erklingt seine Stimme oft und oft zum Lobe Gottes, und wenn er mit hilft das „Großer Gott wir loben Dich“ zu singen, wünscht man nur, die guten Wohltäter in Europa möchten es hören, dann würden sie sich noch mehr der Gaben freuen, die ihre Liebe für unsere armen Waisen gespendet hat.

Paulus Wang.

Paulus Wang heißt mit seinem kleinen Namen „*Hêi-tu*“, was so viel als „schwarzer Kahlkopf“ bedeutet. Jetzt allerdings hat er keinen kahlen Kopf mehr, trägt vielmehr einen ansehnlichen Zopf, aber ehemals war ihm das kleine Haupt geschoren, da er als Novize im Bonzen-

kloster weilte. Seine Mutter brachte ihn von Armut getrieben dorthin. Der Vater war nämlich schon längst gestorben, ohne auch nur ein Stückchen Land zum Bebauen oder etwas Geld zu hinterlassen. Er war bisheran Ernährer der Familie gewesen, und jetzt nach seinem Tode blieb nichts anders übrig, als sich auf den Bettel zu begeben. Zwei Schwesterchen des Paulus erlagen bald den Strapazen und noch mehr dem Hunger, der nie so recht gestillt wurde. Als nun auch noch die Mutter zu kränkeln anfing, fand sie keinen andern Ausweg, ihren Liebling zu retten, als selbigen einem Bonzenkloster zu übergeben. Er sollte dort vorläufig Novizenschüler werden, und wenn er dann später Bonze geworden, sei für seinen Lebensunterhalt gesorgt. Paulus war damals erst acht Jahre alt, und das Leben in Gemeinschaft der Götzendiener behagte ihm keineswegs. Während sie nämlich schliefen und faulenzten oder Tabak rauchten, wurde der Kleine aufs Feld geschickt, um Gras und Stoppeln zu sammeln als Feuerung für die Küche. Die Bonzen selber hatten keine weitere Beschäftigung, als Essen zu kochen; und am 1. und 15. jeden Monats schlugen sie auf eine Glocke und verbrannten etwas Räucherwerk zu Ehren des mächtigen Götzen, der auf einem Altare in der Pagode thronte. Beten hat sie Paulus, wie er sagt, niemals gesehen. Zur Pagode gehörten verschiedene Besitzungen und Ländereien, die an umliegende Bewohner verpachtet waren; von den Erträgnissen derselben lebten die Bonzen.

Paulus hatte einen Bruder, der um fünfzehn Jahre älter war als er. Zur damaligen Zeit hatte die christliche Religion im Gebiete *Ts'ao-hien* soeben Eingang gefunden, und auch dem Bruder des Paulus war das Gerede davon zu Ohren gekommen. Er suchte deshalb einen Katechisten auf, ließ sich von ihm belehren und machte später auch dem Missionar seine Besuche. Die Wahrheiten des Glaubens gefielen dem jungen Manne, und er erklärte sich bereit zur Annahme derselben. Fleißig oblag er dem Studium der Gebete und Katechismen, und nach Verlauf eines Jahres hatte er sich soweit vorbereitet, daß er getauft werden konnte. Nun beseelte ihn nur das eine Verlangen, seinen Bruder zu retten, d. h. ihn aus der Pagode und dem Götzendienst zu befreien. Da die Mutter unterdessen gestorben war, stand von ihrer Seite kein Hindernis im Wege. Er machte sich also zur Pagode auf, seinen Bruder zu besuchen, und da beide allein waren, wurde der Fluchtversuch besprochen und überlegt. Dem Hêi-tu klang das wie eine Botschaft aus dem Himmel entgegen. Schon lange hatte er gewünscht entfliehen zu können, denn das Leben bei den Bonzen und der Götzendienst sagten ihm

durchaus nicht zu. Zur Flucht wurde also der nächste Tag in Aussicht genommen. Der ältere Bruder nahm Abschied bis „zum Wiedersehen auf morgen". Als am andern Tage die Bonzen eben beim Morgentee versammelt waren, entfernte sich der kleine Novize unter dem Vorwande, er müsse eben hinaus. Indessen mochten die Bonzen wohl seine Absicht zu entfliehen erraten haben, denn kaum war der Kleine hinausgegangen, folgte ihm ein älterer Bonze zu sehen, wo er bleibe. Und da gewahrte er dann, wie der untreue Novize so schnell er nur konnte querfeldein davon lief. Der



Die Kleinsten im Waisenhaus zu Puoly.

Bonze setzte ihm nach; doch merkte er bald, daß es vergebliche Mühe sei, den hasenschnellfüßigen Buben einholen zu wollen. Unter Schimpfen und Fluchen kehrte er zum Essen zurück, das jetzt niemandem mehr schmecken wollte, denn der junge Kloster-Kandidat war der Liebling aller gewesen und hatte dem Kloster schon mancherlei Dienste geleistet. Ihrer Verabredung zufolge trafen sich die zwei Brüder im nächsten Dorfe, das ungefähr eine Stunde weit von der Pagode entfernt liegt. Beide gingen dann, den Missionar aufzusuchen. Doch hier konnte und durfte sich der entlaufene Bonzennovize nicht lange aufhalten; denn es war vorauszusehen, daß man ihm nachsetzen und ihn zur Rückkehr veranlassen würde. Der Missionar ließ also den Jungen zu einer entfernt liegenden Station gehen.

Dort wechselte er seine Bonzenkleider und besuchte fortan die christliche Schule. Da der Knabe sehr gut gesittet schien, und auch nicht übel talentiert war, willfahrte der Missionar endlich dem stetigen Drängen des älteren Bruders und nahm den gewesenen Bonzen-Novizen unter die Schar der Waisenkinder auf. Er war ja Waise im eigentlichen Sinne des Wortes, und nur die Not hatte ihn in die Pagode gebracht. Als er dann hier in Puoly ankam, hatte er schon wieder ein Zöpfchen, und jetzt merkt man rein nichts mehr davon, daß der Knirps ehedem Bonzenschüler gewesen. Er selbst hat es übrigens auch nicht gerne, wenn man davon spricht. Wenn ihn seine Kameraden mal necken wollen, nennen sie ihn Hêi-tu den „schwarzen Kahlkopf“. In der Taufe bekam er Sankt Paulus als Patron, zu dem er auch eine besonders innige Verehrung trägt.

Rosa Wang.

(Bild siehe S. 151.)

Waren das traurige Tage der Not, als zur Boxerzeit Hirten und Schafe gemordet, verfolgt oder vertrieben, die Kapellen vielfach in Trümmer gelegt, und die Waisenhäuser, wo nur immer möglich, dem Pöbel zur Plünderung preisgegeben wurden. Die armen Waisen irrten obdachlos und schutzlos hierhin und dorthin. Mancher erbarmten sich mitleidige Verwandte, und sie nahmen die Kinder zu sich; die meisten aber hatten weder Verwandte noch Freunde und wurden eine Beute der Gottlosen. Als die Not bei uns in Puoly den Gipfelpunkt erreicht hatte, beschlossen wir, die Kinder beizeiten zu Verwandten oder sonst guten Leuten zu schicken, damit sie vor dem Verderben bewahrt blieben. Es kam denn auch der Vater eines Mädchens, Rosa Wang mit Namen, der seine Tochter mit nach Hause nehmen wollte. Wir waren dessen zufrieden, doch das Kind wollte nicht. Alles Zureden von unserer und des Vaters Seite war umsonst. Ihr Vater, sagte das Mädchen, sei ein Heide; nach Hause zurückgekehrt, müßte sie sicher wieder tun wie die Heiden. Das dürfe sie aber nicht, weil sie dadurch den lieben Gott beleidige. Wenn sie jetzt auch tot gemacht würde, so sei das nicht schlimm, dann käme sie in den Himmel. — Wir konnten und wollten natürlich das Kind nicht zwingen doch nach Hause zu gehen. Der Vater war erbost über den Freimut seiner Tochter, als weder Versprechen noch Drohungen halfen, mußte er unverrichteter Sache heimkehren.

Der Sturm hat ausgetobt, und der liebe Gott hat das Waisenhaus in Puoly gnädiglich beschützt. Die kleine Rosa aber braucht es nicht zu bereuen, daß sie den Versuchungen ihres Vaters so standhaft widerstanden hat. Die Kleine, obwohl erst 13 Jahre alt, hat überhaupt in vieler Beziehung die Energie und das Benehmen einer Erwachsenen. Es scheint, als habe sie der liebe Gott zu etwas Besonderem berufen. Ihr Wunsch ist, Jungfrau zu bleiben, um, wie sie sagt, der lieben Gottesmutter in besonderer Weise nachzufolgen und sich ihr zu weihen.

Was die ersten Lebensjahre des Kindes angeht, so ist nicht viel darüber bekannt, da der Missionar, welcher sie aufgenommen, nicht mehr unter den Lebenden weilt. Es ist dieses P. Henle, seinerzeit von den Chinesen grausam ermordet. Bei seiner Aufnahme zählte das Kind sechs Jahre. Ihre Mutter hatte sie früh verloren. Deshalb mußte die Großmutter sich der Kleinen annehmen und für sie sorgen. Der Vater diente draußen als Taglöhner, erübrigte aber kaum so viel, als er für den eigenen Unterhalt nötig hatte. Als die Großmutter dann mit jedem Tage älter und gebrechlicher wurde, hätte sie sich am liebsten des Kindes entledigt. Wegwerfen konnte sie es jedoch nicht mehr, dafür war es zu groß, und das Wegschicken war umsonst, da die Kleine am Abend immer wieder bei der Großmutter anklopfte, wenn sie am Morgen entlassen war. Ein Christ, der das arme Geschöpf öfter umherirren sah, erkundigte sich nach ihrer Herkunft. Als er ihre traurigen Verhältnisse erfuhr, ermahnte er die Großmutter, sie solle Christin werden. Sie müsse ja bald sterben; als Christin würde sie aber nach dem Tode dort oben gut ankommen. Er wolle dann auch bei dem Missionar Fürbitte einlegen für ihre kleine Enkelin, damit sie ins Waisenhaus aufgenommen würde. — Die alte Frau ist Christin geworden und bald nach der Taufe gestorben. Als sie tot war, blieb dem Missionar nichts anderes übrig, als sich der Kleinen zu erbarmen. Ihr Vater war schon seit längerer Zeit verschwunden, auch war kein Verwandter zu finden, der für die arme Waise Sorge getragen hätte. Später ist der Vater wieder heimgekehrt. Als er hörte, seine Tochter sei im Waisenhause, war er damit sehr zufrieden. Christ aber will er, wie gesagt, nicht werden; indessen dürften ihm die vielen Gebete des Kindes mit der Zeit die Gnade der Bekehrung wohl erflehen.

Ol-chian.

Öl-chian ist der Name jenes hübschen Mädchens,[1]) dem man kaum mehr ansieht, daß es schon dem Tode ins Auge geschaut hat. Allerdings sind seit der Zeit schon einige Jahre verflossen. Damals, als das Kind seine Mutter verlor, zählte es erst drei Wochen, jetzt aber hat es ein Alter von 12 Jahren. Sein Vater war ein Räuber und nur höchst selten zu Hause. Nur wenn er einen guten Fang gemacht, brachte er etwas davon seiner Frau und den Kindern, das meiste aber behielt er für sich, und verpraßte es in Gesellschaft seiner Spießgesellen. Allmählich aber kam der Mandarin den Unholden auf die Spur; aber sie einzufangen war keine Kleinigkeit. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe man ihrer habhaft wurde, und zwei Soldaten verloren im Kampfe mit den Räubern das Leben. Diesen selbst wurde nun auch der Prozeß gemacht und zwar ein recht kurzer. Das Henkerschwert beförderte sie samt und sonders ins Jenseits hinüber, und sie starben mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, „um ihr Handwerk von neuem zu beginnen und sich zu rächen“. Nach dem Tode ihrer Mutter war die kleine Öl-chian bei ihren Verwandten untergebracht. Da der Vater zeitweilig etwas von seinem Geraubten herüberbrachte, ließ sich die Verwandte die Mühen, welche ihr das Mädchen verursachte, nicht verdrießen; als der Räuber aber geköpft war, wurde das Kind einfach auf die Straße getrieben. Zum Betteln war es noch viel zu klein, aber selbst seine Tränen konnten die grausame Nährmutter nicht bewegen, sich des armen Geschöpfes zu erbarmen. Als sie das beständige Weinen der Waise überdrüssig geworden, führte sie dieselbe zum Dorfe hinaus, indem sie dem Kinde vorlog, den Vater aufsuchen zu wollen. Als sie sich jedoch weit genug im Felde glaubte, und von allen Seiten kein menschliches Wesen zu entdecken war, nahm die Grausame einen Faden und umwand damit die beiden Füße des Kindes; doch damit noch nicht zufrieden, band sie auch noch die Händlein desselben fest zusammen und ließ das unglückliche Geschöpf so gefesselt im Felde liegen. Sie selber machte sich eilends davon, und bald hörte sie denn auch das Wimmern des Kindes nicht mehr.

Hätte die Vorsehung nicht über dasselbe gewacht, und einen rettenden Engel geschickt, dann würde bald seine letzte Stunde geschlagen haben. Der rettende Engel war zunächst ein Reitersmann. Sein sonst so getreues Pferd wurde mit einem Male störrisch,

[1]) Bild siehe umstehend.

und er mußte absteigen, um es am Zügel zu führen. Das Tier war bald wieder besänftigt, und der Reitersmann sah sich nach einem Erdhügel um, um bequemer wieder auf sein hochbepacktes Tier steigen zu können. Abseits, nicht sehr weit vom Wege, war ein kleiner Wall aufgeworfen, dorthin führte er sein Roß. Eben wollte er aufsteigen, als das Pferd von neuem zu schnaufen begann und die Ohren spitzte. Er merkte auf und hörte dann in der Nähe das Wimmern eines Kindes. Es war die Öl-chian, und der Reitersmann war ein Katechist, der eben unterwegs war, den Missionar aufzusuchen. Er selber stieg jetzt nicht mehr aufs Tier, sondern packte das zum Tode ermattete Kind darauf, nach dem er es von den Fesseln freigemacht.

Der Missionar suchte für das Mädchen eine christliche Nährmutter, unter deren sorgsamer Pflege es sich bald wieder erholte. Im Alter von fünf Jahren wurde es dann in unser Waisenhaus geschickt, und dort ist die Kleine glücklich und zufrieden. Aber auch der Missionar ist mit ihr zufrieden, denn sie ist ein braves und folgsames Mädchen. Hoffentlich hat sie keine der Untugenden ihres Vaters geerbt, sondern schlägt auf ihre Mutter, die eine ordentliche Person gewesen sein soll. Dieselbe sei gerne aus dem Leben geschieden, weil ihr Mann ein Räuber geworden.

Tagebuch und Gedankenschnitzel auf apostolischen Reisen.

10. Januar 1905. Viele Zweige. Viele Bäume machen einen Wald. Wälder haben die Chinesen nicht, und darum gilt bei ihnen das Sprichwort: „Viele Zweige machen einen Baum“. Geht man den Weg von *Tungtsch'anfu* nach *Tsinanfu*, so sieht man das Sprichwort bewahrheitet. Fast alle Bäume den Weg entlang haben sich aus der Vereinigung vieler Zweige gebildet. Besonders ist dieses bei den Weidenbäumen der Fall. Stehen einige junge Sprossen beisammen, so werden dieselben umeinander geschlungen, und in wenigen Jahren sind sie miteinander verwachsen. Das Verfahren geschieht hauptsächlich wohl nach dem Prinzip: Einigkeit macht stark. Die einzelne Rute ist der Gefahr ausgesetzt, von den Fuhrleuten, die des Weges ziehen, abgerissen zu werden. Um das zu verhindern, soll sich die Rute schnell zu einem Baume entwickeln, der dem Zerstörungstriebe leichter Widerstand leistet.

11. Januar. **Eisklotz: Selbstling.** Der Eisklotz hält sein Wasser fest zusammen, und ein Klumpen Metall läßt sich nicht in eine Form bingen. Beide Dinge dienen nur sich selber und gleichen den Leuten, deren Sinnen und Trachten nur auf die eigene Person konzentriert ist, deren Fühlen und Denken in dem lieben Ich aufgeht, deren Reichtum und Können, deren Wissenschaften und Fähigkeiten nur dazu dienen, um der eigenen Person einen Nimbus um das ehrwürdige Haupt zu legen. Soll der Eisklotz sein Wasser spenden, damit er sich erhebe zu den Regionen der Wolken und von diesen fortgetragen werde, um als befruchtender Regen niederzufallen auf die dürstende Saat: müssen ihn zuvor die Strahlen der Sonne treffen, er muß seine Härte und Kälte verlieren. Soll das vereiste Herz des Selbstlings auch für andere schlagen: muß zuvor die Gnadensonne der göttlichen Liebe hineinscheinen. Und noch weit größere Hitze ist erforderlich den starren Eisenblock geschmeidig und flüssig zu machen und ihn in eine Form zu zwingen; ja selbst der kleinste Nagel muß erst gehämmert werden, um ihn tauglich zu machen für den Gebrauch im Leben. Soll der Selbstling zu einem nützlichen Gliede der Menschenfamilie umgeschmiedet werden, bedarf es vieler Hammerschläge; wer sie ihm gibt, tut ein gutes Werk und verrichtet Handlangerdienste für den lieben Herrgott.

12. Januar. **Amerikanische Missionare.** Katholische Glaubensboten brachten das Christentum nach Amerika, und heutzutage sendet Amerika **protestantische** Missionare nach dem Reiche der Mitte, um die heidnischen Chinesen zu bekehren, während die Katholiken Amerikas auf dem Gebiete der Glaubensverbreitung vielfach nur den müßigen Zuschauer machen.

13. Januar. **Kleinigkeiten.** Es ist wirklich wunderbar, durch welche Kleinigkeiten sich der arme Mensch gar allzuleicht seine Laune vergällen läßt. Entfällt seinem Schnauzer ein Haar, dann schmerzt ihn das vielleicht tief in der Seele, zumal wenn es ein recht langes war, und die Zahl der Mundbeschatter eine beschränkte ist. Er kennt sie ja fast alle mit Namen, und fehlt ihm eines der Lieben, ist es für heute aus mit seiner guten Laune. Die verehrten Damen tragen ihren Firlefanz nicht unter der Nase, sondern an den Kleidern, und auch sie können ganz untröstlich tun, wenn da etwas fehlt oder nicht in Ordnung ist. Dann gibt es einen ganzen Tag Regenwetter, auch donnerts noch wohl dazu, und der Blitz schlägt ein auf den ahnungslosen Sofaköter oder die bedauernswerte Küchenmagd, weil sie den Kaffee eine Minute zu spät serviert.

15. Januar. **Tji süo: Schnee erflehen.** Not lehrt Beten. Das Sprüchwort ist wahr, da es der menschlichen Natur entspricht, so zwar, daß auch der Heide, der den wahren Gott nicht kennt, zur Zeit der Not zu den falschen Götzen seine Zuflucht nimmt. *Tji le pao Fwo tjüo*, sagt ein chinesisches Sprüchwort: „Zur Zeit der Not umklammerst du Buddhas Füße“. Aber auch bezeichnend für die chinesische Handlungsweise ist der zweite Teil des Sprichwortes *chien sche pu schao chiang:* „Zur Zeit des Wohlergehens wird kein Weihrauch verbrannt.“

Daran erinnerte ich gestern einen befreundeten Mandarin, der von einer „Wallfahrt,“ die er zur Erflehung des Schnees unternommen, zurückgekehrt, bei mir vorsprach. Er meinte, das habe doch nicht ganz seine Richtigkeit, denn es werde in der Regel zum Danke Theater gespielt, wenn der erflehte Regen oder Schnee gefallen sei. Ich frug ihn dann, ob das Theater gespielt werde zur Belustigung der Götzen oder der Leute. Da wurde der Mandarin um die Antwort etwas verlegen und er meinte, Götzen und Menschen hätten allzumal ihre Freude am Theaterspiel.

16. Januar. **Ein harter Tod.** Wie wird es der armen Seele dereinstens schwer fallen, sich aus der massiven Behausung des Körpers emporzuschwingen in den lichten Aether der Gottesnähe. Wer schon im Leben durch beständige Abtötung und Arbeiten im Dienste Gottes die Körperfeste mehr zu einer Ruine verwandelt hat, dessen Seele wird dann leicht Abschied nehmen, und die Trennung geht ohne vielen Kampf, in frohem zuversichtlichen und hoffnungsvollen Entgegenharren.

Schnee. In dieser Nacht ist starker Schnee gefallen. Infolgedessen wird das Fahren beschwerlich, und die gezackten Räder kreischen durch die bedeckten Wege. Sitzt man im Wagen, so hat man das Gefühl, als ob das Räderwerk eines Maschinenbetriebes an das Ohr dränge.

Mitten im Felde liegt ein Begräbnisplatz. Das weiße Schneetuch, über die Grabhügel ausgebreitet, mahnt an die Toten, die dort ruhen. Düster und einsam hält eine Reihe Cypressen Grabeswacht. Im Winter ist der Baum vollständig in Schwarz gekleidet und hebt sich deshalb von der weißen Schneehülle um so entschiedener ab. Wenn dann ein Windeshauch durch die Zweige wimmert, klingt es wie ferne Geisterstimmen.

25. Januar. **Armut und Neujahr.** Die Krankheit ist das Fehlen der Gesundheit, wie die Armut das Fehlen des irdischen

Besitztums bedeutet. Somit ist auch die Armut eine Art Krankheit und wird nicht minder schmerzlich empfunden als das Nichtvorhandensein des leiblichen Wohlbefindens. Heute ist das Nationalfest der Chinesen, der 1. im 1. Monate, ein Freuden- und Friedenstag im ganzen Reiche. Und dennoch sah, ich wie zwei Arme draußen einsam auf dem Felde Brennmaterial sammelten, wozu sie nur die äußerste Not hat treiben können, denn zu Neujahr will selbst der Bettler feiern.

27. Januar. **Neujahrsvisiten.** Niemals im Jahre sind die Wege derart belebt, wie um Neujahr. Verwandte und Freunde suchen sich gegenseitig auf, beglückwünschen sich und tauschen Geschenke aus. Wer daheim einen Karren hat, spannt solchen an, wer selber über keinen verfügt, nimmt sich einen zur Leihe. Einen recht behäbigen Eindruck machen diese plumpen Bauerngefährte, von einigen Matten überdacht, unter welchen sich die Besucher verkrochen halten. Das Gespann bilden in der Regel einige Ochsen, die es ebensowenig eilig haben wie die Wageninsassen. Der Chinese schwärmt mehr für die Sicherheit, denn für die Eile und huldigt dem Grundsatze „Eile mit Weile“. Will man etwas als besonders zuverlässig bezeichnen, so sagt man: *„lao t'et'e zuo niu tsch'ä uintanti chin“*: Die Matrone auf dem Ochsenwagen ist vor jedem Unfall sicher. Selbstverständlich hat man sich für solche Besuche aufs beste aufgeputzt. Junge Frauen und Mädchen tragen die ganze Farbenskala an ihren Kleidern, und in den Haaren blüht ein künstlicher Frühling.

Eben sah ich einen Mistsammler ein paar Blumen, die sicher irgend einer Schönen entfallen waren, auflesen und an seinem Mistkorbe befestigen. Darüber wird sich sicher mancher geärgert haben; die Blumen aber schmücken gerade so gerne einen stinkigen Korb als das hohle Haupt einer aufgeblasenen Evastochter mit Ziegenfüßen.

14. Februar. **Kindermund.** Es war eine alte Überlieferung in unserem elterlichen Heim, daß der Jüngste am 1. in jedem Monate die 15 Nummern der Rosenkranzbruderschaft in die verschiedenen Familien tragen mußte, welche Mitglieder derselben waren. Ich als der jüngste einer langen Reihe von Brüdern hatte dieses Aemtchen viele Jahre inne, und es war eine meiner liebsten Beschäftigungen von Haus zu Haus die Runde zu machen und den Leuten die Nummer zu überreichen. Die meiste Angst hatte ich vor einer Schar Gänse auf einem Bauernhofe, aber ein Fräulein

daselbst füllte die Taschen voll mit Aepfeln und Nüssen, und dafür ging ich den Gänsen gerne aus dem Wege. In einem anderen Hause beklagte sich regelmäßig die Bäuerin, wenn ich ihr Nummer eins brachte, denn dann mußte sie mehr beten als die anderen. Solches Räsonieren kam mir widerlich vor, und es schien mir der Mühe nicht wert, einiger Vaterunser halber viele Worte zu machen. „So laßt euch doch aus der Bruderschaft streichen, wenn euch das Beten zu viel ist“, sagte ich einstmals der Bäuerin, und seitdem beklagte sie sich nie mehr.

„So laßt doch das Christwerden bleiben, wenn euch das Beten zu viel ist“, sagte dieser Tage ein zwölfjähriger Bube zu seinem Onkel, der gerne getauft werden wollte, aber am Beten keine Freude hatte. Wie ihm dann der kleine Neffe erklärte, was es eigentlich mit dem Beten auf sich habe, sah man fortan den Onkel immer unter den ersten in der Kirche, und er konnte bald getauft werden. So kann auch ein Kindermund schon mit ein paar Worten predigen, und gerade auf alte Herzen wirken solche Predigten nicht selten am nachhaltigsten.

4. März. **Wasser und Eis.** Welche Gegensätze bilden Eis und Wasser zu einander, und doch ist es das nämliche Material. Das Wasser kann den Tod bringen, sowohl im heißen Zustande, als auch zu Eis gefroren. Wie viele Geheimnisse umschließt nicht dieses Element und leistet dem Menschen so vielerlei Frohndienste wie sonst wohl kein Ding in der Natur. Ja selbst im geistigen Leben bildet das Wasser die Brücke zum Eintritt in die Kirche und erschließt den Gnadenstrom der aus den andern Sakramenten quillt. Es will mir scheinen, daß der Mensch die Geheimnisse des Wassers auch vielfach in seinem Leben zum Ausdruck bringt. Bald ist er lau, bald frostig, bald geistig erstarrt, bis er endlich im Sonnenstrahle der göttlichen Liebe wieder auftaut, erwärmt wird, ja vielleicht aufkocht und die Expansionskraft des Wassers in werktätiger Liebe durch Werke des Seeleneifers zum Ausdruck bringt.

5. März. **Papiersammler.** In China gibt es keine Lumpensammler, denn die Lumpen gebraucht jedermann selber um daraus Schuhsohlen zu machen. Die einzelnen Stückchen werden in Mehlbrei getaucht, glatt gestrichen und dann zu einem Viereck neben- und aufeinander gelegt. Mehrere solche Stücke mit Bindfaden durchstochen bilden dann eine Sohle; solche Sohlen sind so

lange haltbar als der Schuh im Trockenen ist. Überrascht den Wanderer aber unterwegs ein Regen, dann läßt er meistens seine Schuhe im Schlamme stecken und geht barfuß nach Hause.

Aber Papiersammler gibt es in China, besonders in größeren Städten. Es sind das gewöhnlich gemietete Leute, die sich täglich 200 Käsch verdienen wollen. Pietätvolle Anhänger des Konfuzius dingen dieselben, damit sie alle Straßen und Wege ablaufen, um etwa einen Papierstreifen zu finden, auf dem sich Schriftzeichen befinden. Denn eine Verunehrung desselben, würde eine Verunehrung des „heiligen Mannes“ bedeuten. Ist ein Häufchen Papier zusammengebracht, wird es zu Asche verbrannt, und diese muß dann der Wind in hohe Regionen tragen, oder das Wasser eines Flusses hinab in das weite Meer.

17. März. **Herbstgedanken.** Je mehr sich der Schnee des Alters auf das Haupt legt, um so kälter und einsamer wird es um uns. Die Gefährten der Jugend sind größtenteils von der Bildfläche verschwunden, andere hat Zeit und Ferne uns entfremdet. Das eigene Feuer des begeisterungfähigen Lebensfrühlings hat bedeutend abgenommen. Wir sind dadurch uns selbst und anderen kälter geworden. Die Stille der Nacht umfängt uns mit Todesgedanken, und herbstliche Stimmung durchzieht oft unser Gemüt. Die ausgelassenen Jungendfreuden sind uns zuwider, aber auch in der Einsamkeit fühlen wir uns nicht recht behaglich.

12. April. **Abrüstungsreform.** Die Völker zum Frieden ermahnen, daß sie abrüsten, Waffen und Kanonen ins Museum stellen, oder Pflugscharen daraus machen, — ist vergebliche Liebesmüh. Zum Frieden hatten schon damals die Engel auf Bethlehems Fluren die Menschheit ermahnt; aber jene, die darauf hörten, waren fromme Hirten, von Natur aus friedliche Leute.' Der Menschenstrom aber floß weiter fort, schäumend, brausend und verheerend wenn sich ihm Hindernisse in den Weg legten. Es wollten die Menschen nichts wissen von Kindesnatur; sie dünkten sich groß und mächtig und fuhren fort, zu hadern und sich gegenseitig zu bekriegen. Aber damals war es noch die Muskel im Arme, welche den Sieger machte: die persönliche Tapferkeit, Mut, Kraft und Ausdauer. Wie ist es doch seitdem so ganz anders geworden. Seitdem sich der Mensch die Kräfte der Natur dienstbar gemacht, die ihn tragen, für ihn arbeiten, mit denen er sich hinwegzaubert über die Schranken der Zeit und Entfernung, hat er auch ebendiese Kräfte in den Dienst der Menschenschlächterei gestellt. Diese wird im

großen betrieben, wenn sich Reiche feindlich gegenüberstehen, wenn die Kanonen brüllen, die Maschinengewehre knattern. Dann wird der arme Soldat eben *per Maschine* zu Tode gebracht; und jener, dessen Kanonen und Gewehre am besten funktioniert haben, ist gemeiniglich Sieger geworden. Ja, das waren andere Zeiten, als sich Mann gegen Mann gegenüberstand, und die persönliche Tapferkeit und die persönliche Kraft ausschlaggebend war im Kampfe. . . . . .

Man lasse den Völkern den Kampf; denn so lange die Erbsünde im Menschenherzen wuchert, geht es nicht ohne ihn; aber man verbanne vom Kriegsschauplatze das Pulver und die Flinte und die Kanonen und gebe dem Krieger eine Keule in die Hand oder einen Speer: so eine Kampfesweise erzeugte Mannesmut und echte Kämpfer und ersparte der Menschheit Tausende von Millionen, welche die Kanonenkönige in die Taschen stecken. — Das wäre sicher eine vernünftige Abrüstungsreform, der Menschheit zur Stütze und auch wohl *durchführbar*. Mit einigen hundert der tausend Millionen könnte man die soziale Frage im eigenen Lande zu lösen suchen, mit den andern hundert Millionen aber helfe man, den Völkern im Heidenlande den wahren Frieden zu bringen, indem man die Missionen unterstütze.

15. April. **Christentum.** Das Heidentum ist der Riese, der in der Waffenrüstung des Teufels dem kleinen David, dem Christentume, gegenübersteht. Und dennoch: weder prahlerischer Hochmut und Panzer, noch Schwert und Schild werden im stande sein, den Goliath zum Siege zu führen. David kommt im Namen des Herrn, und darum wird auch er dereinstens den Riesen zu Boden strecken und ihm das stolze Haupt mit seinen eigenen Waffen abschlagen. — Darum verzage nicht du kleine Schar, der Herr, der Allmächtige, ist dein Helfer, und vor Ihm müssen zu Staub zerfallen alle Feinde.

16. April. **Chinesische Städte.** Chinesische Städte sind vielfach der Myadierstadt im alten Griechenland gleich. Diogenes gab ihr den Rat, die Tore gut zu schließen, damit die Stadt nicht fortlaufe.

25. April. **Schwalbennest.** Heute mittag kehrte ich auf der Reise nach Dätja in ein Wirtshaus ein. Im Gastzimmer war eben an einem Querholz ein Schwalbennest gebaut, und die Alten waren im eifrigen Fluge beschäftigt, den Jungen Nahrung herbeizuholen. Besonders fleißig darin war eine der Schwalben, wahrscheinlich

wohl der Vater. Die andere setzte sich öfter an den Rand des Nestes und machte sich mit den Kleinen darin zu schaffen. Es schien mir als wache sie darüber, das keines der Kinder zurückgedrängt würde, sondern daß jedes seine Portion mitbekomme. Auch sorgte sie für Reinlichkeit und zeigte überhaupt eine Liebe zu den Jungen, die den denkenden Menschen rühren muß. Die Kleinen aber fühlten sich da wohl und sicher im warmen Nestlein und taten nichts anderes als den Schnabel aufsperren und schlafen. Bisweilen schliefen sie so fest, daß die Futter bringende Schwalbe sie erst im Flüstertone aufwecken mußte. Dann fing die ganze Schar an zu piepen, und jedes Schwälbchen streckte den Hals hervor und öffnete den Schnabel. Das schöne Bild brachte mir die Fürsorge Gottes gegen uns arme Menschenkinder in lebhafte Erinnerung. Wir brauchen eigentlich auch nur den Mund zu öffnen im andächtigen Begehren, in frommen Bitten, und allsogleich ist der Allgütige bereit, unsere Wünsche zu erfüllen. Ist das Schwalbenjunge oder das Spätzlein erst einige Tage aus dem Ei gekrochen, sind noch die Augen geschlossen: aber den Schnabel aufsperren kann es schon am ersten Tage. Und es sperrt ihn auf, unbekümmert darum, was ihm die Alten hineinlegen werden. Wir, Gottes Spatzen, sollten uns auch der liebenden Fürsorge des Allgütigen ebenso vertrauensselig überlassen und nur eifrig den Mund aufsperren, d. h. fleißig beten, im übrigen aber ganz und gar mit dem zufrieden sein, was der Vater im Himmel uns zu schenken für gut befindet. Keine Schwalbe bringt etwas Unverdauliches oder gar Gift in den Schnabel ihrer Jungen: sollte der gute Vater im Himmel nicht auch in unseren Mund das legen, was am besten hineinpaßt — uns nicht das schenken, was uns am zuträglichsten ist?

6. Juni. **Ein treuherziger Selbstmörder.** P. B. erzählte heute eine kuriose Geschichte, die ihm erst kürzlich passiert war. Er wurde zu einem Kranken gerufen. Es war ein Schwindsüchtiger, schon ziemlich bei Jahren, und auch seine Krankheit ließ keine Hoffnung auf Besserung mehr aufkommen. Der Kranke wurde mit den Sterbesakramenten versehen, die er auch mit großer Ehrfurcht empfing. Der ist gut aufgehoben und gesichert, dachte der Missionar beim Fortgehen, denn er wird es nicht mehr lange machen. Am anderen Tage ließ der Kranke seine Frau zu sich kommen. „Katharina“, hub er an, „ich habe vor, dich jetzt zu verlassen und wollte deshalb Abschied nehmen. Ich habe nun meinen Seelenzustand völlig in Ordnung gebracht, habe die Sterbesakramente empfangen,

und da, meine ich, hat es wenig Zweck, noch länger mit dem Sterben zuzuwarten. Ich bin dir doch nur zur Last und mein Leben hat wenig Zweck mehr. Also sei mir behülflich, ihm ein Ende zu machen. Reiche mir einen Strick her und hilf mir auf die Beine, daß ich mich dort an dem Balken aufhänge."

Die gute Katharina war natürlich sehr bestürzt ob solchen Ansinnens, und sie ermahnte ihren Mann, sie doch nicht verlassen zu wollen. Vielleicht werde er doch wieder gut, und sie diene ihm ja gerne. Doch der Kranke hatte seinen Entschluß fest gefaßt. Am anderen Morgen fand Katharina ihren Mann am Balken hängen, er war kalt und steif, auf seinen Zügen aber lag es wie Friede und Hoffnung. Da ist wohl kein Zweifel, daß er dort oben gut angekommen und auch einen gnädigen Richter gefunden hat.

7. Juni. **Das Tier lauert auf Beute oder stellt ihr nach.** Das eine Tier versteckt sich in seinem Schlupfwinkel, es lauert und wartet auf die Beute, bis solche in seine Nähe kommt, dann erhascht es sie mit einem Sprunge, wie manche Spinnen und die Katzen es tun, oder es schnellt die Zunge heraus, wie ich soeben eine Eidechse über meinem Fenster solches tun sah. Das Tier verhält sich stundenlang in lethargischer Untätigkeit und Ruhe, aber der Anblick der Beute bringt so etwas wie Elektrizität hinein. Unwillkürlich bewegt sich der Schwanz oder die Haschwerkzeuge, wie es bei Spinnen der Fall ist.

Andere Tiere gehen auf die Beute los; sie bewegen sich von Ort zu Ort, bis sie etwas gefunden. Nach St. Petrus soll der Teufel es auch so machen; aber es gibt sicher auch Teufel genug, die in Schlupfwinkeln warten. Ihnen fällt der Unvorsichtige anheim, der freventlich die Gefahr der Sünde aufsucht und die Gelegenheit nicht meidet; sein Fall ist besiegelt.

8. Juni. **Reue erwecken bei alten Heiden.** Schon öfter ist es mir vorgekommen, daß alte Heiden vor der Taufe nur schwer zur Erweckung der Reue zu bewegen waren. „Was bereuen", fragen sie erstaunt, „da wir doch unser Lebtag nicht gesündigt haben. Immer sind wir brav und tugendhaft gewesen, auch einem Kinde haben wir nie etwas zuleide getan." Das Befragen nach Sünden ist meistens auch resultatlos. Sie verneinen alle nur möglichen Sünden und behaupten hartnäckig ihre Makellosigkeit. Dann bleibt nichts anderes übrig, als ihnen vorzuhalten, daß ihre größte Sünde darin bestehe, daß sie Gott nicht früher verehrt und gedient haben, daß sie so spät Christ geworden seien. Diese Schuld leuchtet ihnen

sofort ein, und sie bezeigen große Reue darüber. Der Missionar muß ihnen dann Akte der Reue vorsprechen, und er macht dann auch sonstige Sünden und Mängel namhaft und läßt sie mit in die Reue einschließen. Das Gewissen solcher Heidenveterane ist, wie es scheint, zu wenig ausgebildet oder ist völlig verrostet; vielleicht auch, daß ihnen die Erinnerung an die Vergangenheit durchaus abhanden gekommen ist. Da muß Gott, der Allgütige, Gnade vor Recht ergehen lassen, wie es ja überhaupt bei jedem Sterblichen mehr oder minder der Fall ist, so lange er noch hienieden weilt. *Misericordiae Domini, quia non sumus consumpti.* Gottes Erbarmung ist es, daß wir nicht ganz vernichtet sind!

10. Juni. **„Gefälligst wenden;“** „Bitte wenden“, „gefälligst wenden.“ Solche Höflichkeit kommt mir geradezu lächerlich vor. Man betrachtet mich da als ein großes Kind, das den Verstand noch nicht zu gebrauchen weiß. Interessiert mich die Sache aber so wenig, daß ich mit einer Seite Lektüre genug habe, so wird es mir nicht beifallen, die nächste zu lesen, wenn auch ein dutzendmal „gefälligst wenden“, da unten am Rande steht. Nächstens wird man vielleicht noch beifügen: „Gefälligst aufhören“ weil nichts mehr zu lesen dasteht, „Gefälligst Brille aufsetzen“, weil man voraussetzen darf, daß der hochgelehrte Leser auch eine Brille trägt. So etwas ist krankhafte Überkultur und Damenhöflichkeit.

15. Juni. **Phantasie, Gedächtnis.** Die Seele ist gleichsam eingeschlossen im Kerker des Körpers. Will sie mit der Außenwelt verkehren, so muß sie sich der Sinne bedienen. Durch dieselben nimmt sie die verschiedensten Eindrücke von außen auf. Diese Eindrücke gleichen buntfarbigen Mosaikstückchen, die das Gedächtnis in einem Haufen zusammenhält. Sache der Phantasie ist es nun, daraus Bilder zu machen. Dieselben werden um so schöner ausfallen, je wirksamer die Phantasie zu arbeiten versteht.

17. Juni. **Die Barmherzigkeit Gottes ist grenzenlos.** Nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal sollen wir dem Nächsten verzeihen, wie der Heiland zu Petrus gesprochen. Gott aber ist unendlich in allen Seinen Eigenschaften, also auch in Seiner Güte und Seinem Erbarmen. Er wird deshalb dem reuevollen Sünder nicht nur siebenmal verzeihen, sondern siebenzigmal siebenmal, und wenn das noch nicht genügt auch noch weit öfter, wenn anders der Sünder aufrichtigen Herzens voll wahrer Reue zurückeilt in die Vaterarme Gottes.

18. Juni. **Der Glaube im gereiften Alter.** Wenn in den jungen Jahren der Glaube ins klare Bewußtsein übertritt, d. h. wenn man anfängt im sinnigen Nachdenken sich in die Glaubenswahrheiten zu vertiefen, dann ist es, als ob sich dem jugendlichen Gemüte eine neue, wundervolle Welt eröffnete. So z. B. wirkt die Gegenwart Jesu im heiligsten Sakramente der Eucharistie ganz besonders mächtig auf dasselbe. Ich konnte es nie so recht begreifen, wenn geistliche Herren in der Predigt oder im katechetischen Unterrichte auf den im Tabernakel gegenwärtigen Heilande nicht öfter Bezug nahmen; vielfach vom Heilande sprachen, der einst, gelebt in Judäa und jetzt im Himmel sitzt zur Rechten des Vaterst vom Heilande in nächster Nähe aber schwiegen. Ich hätte mich dann oft gerne an Stelle des Geistlichen setzen mögen um hinzuzufügen: „Und dieser nämliche Heiland ist jetzt unter uns, ist ganz nahe bei uns, Er weilt hier im Tabernakel.“

Vom südwestlichen Studiersaale aus in Steil konnte ich in der Ferne eine Kirchturmspitze erblicken. Ich weiß nicht mehr, wie das Dorf hieß, es mußte aber ziemlich entfernt liegen, denn man sah nur zeitweilig und nur ein wenig davon. (Es war nicht Barloo.) Unzählige Male ist diese Kirchturmspitze für mich ein Gottesfinger geworden, der nach oben zeigte. So oft ich sie sah, gedachte ich des Heilandes, der dort im Sakramente gegenwärtig war, vielleicht ganz allein und unbesucht, und ich schickte dann im Geiste meinen Schutzengel hin, statt meiner eine kleine Anbetung zu machen. Überhaupt gedenke ich bei meinen Gebeten gerne bekannter Kirchen und versetze mich im Geiste in dieselben und besuche den dort weilenden eucharistischen Heiland. Es ist freilich ja ein und derselbe Heiland, aber jede Gegenwart im Sakramente Seiner Liebe ist gleichsam ein neuer spezieller Beweis Seiner Liebe, für welche Ihm auch eigens gedankt werden sollte.

18. Juli. **Toilette und Liebkosungen der Tiere.** Die Maultiere vertreiben sich die Langeweile, indem sie sich gegenseitig Toilette machen. Die Ochsen tun das mit der Zunge, Pferde und Esel bedienen sich der Zähne. Das Gefühl des Wohlbehagens, welches das eine Tier dem anderen damit verursacht, ist die Triebfeder solcher Zärtlichkeiten, denn sobald das eine weniger eifrig ist im Beißen oder Lecken, läßt auch das andere nach.

Gutes tun, Wohltaten erweisen, einander freundlich sein, beruht bei den Menschenkindern meistens auf Gegenseitigkeit. So etwas ist gewöhnlich die Triebfeder, wenn jemand Geschenke gibt oder

Komplimente macht. Aber das sind denn doch keine Geschenke mehr, sondern nur Ausgaben, gegen welche wir uns wieder einzahlen lassen wollen. Und doch sollte sich unter Christen auch die *selbstlose Liebe* finden; die Liebe der Gegenseitigkeit ist der Natur angeboren, wie sie auch das Tier hat und der Heide.

26. Juli. **Wespen.** Es gebraucht die Wespe weder Konservenbüchsen, noch Salz oder sonstige Mittel, um die Nahrung, die sie ihrer Brut im Gehäuse von Lehm aufgespeichert hat, vor Fäulnis zu schützen. Wie wunderbar! Öffne die lehmerne Hütte, und es bewegt sich darin von Raupen, Spinnen und anderem Getier. Die Bewegungen sind nur schwach, aber man sieht, es wohnt noch Leben in dem Gewürm. Erst bei genauem Nachsehen bemerken wir die winzig kleine Made, für welche all dieser Lebensvorrat hinterlegt wurde, und die sich zu einer vollständigen Wespe entwickelt haben wird, wenn der Vorrat verschwunden ist. Ja wunderbar ist die Allmacht des Allerhöchsten und preiswürdig auch in der armen Wespe, denn Er hat ihr den Stachel gegeben, ihre Beute zu betäuben und den Instinkt, sie nicht zu töten, damit die kleine Wespe in Windeln immer frische Nahrung finde. Dank Dir, Allgütiger, denn es war doch Deine Absicht, daß Du zwei Wespen in meinem Zimmer ihre Wohnung anfertigen ließest und durch ihre Arbeit mich wieder erinnertest an Deine Güte und Allmacht. Soll der arme Menschenwurm da zweifeln und verzagen, wenn es nicht regnen will und die Saaten verdorren.

27. Juli. **Schwarze Wolken, weißer Schnee.** Der durstige Wanderer erblickt in wasserloser Wüste am Horizonte Palmen und Wasserquellen. Schnell eilt er hinzu; doch er sieht sich getäuscht; was er geschaut, war nur eine Fata Morgana. — *Schwarz* sehen wir die Wolken am Himmel hängen, und doch senden sie uns den blendend *weissen* Schnee. Unser Auge läßt sich leicht täuschen und trügen, darum vertrauen wir uns am besten der Obhut Dessen an, Der jedes Ding durchschaut in seinem wahren Werte und Dem offen liegen die geheimsten Falten des Menschenherzens.

28. Juli. **Eine Weide auf dem Grabe.** Heute mittag, als ich von Kuentsch'öng nach Puoly zurückkehrte, erblickte ich inmitte des Feldes auf einsamen Grabe eine alte Weide mit tief herabhängenden Zweigen, auf denen ich vierzehn Raben zählte, die dort wie in stiller Betrachtung saßen, weit den Schnabel geöffnet, denn die Luft glühte, als sei sie dem Backofen entströmt. Das Bild regte mich zum Nachdenken an. Mittagsschwüle und Mittagsruhe: hoch

im Baume die Wächter des Toten, der schon viele viele Jahre dort im einsamen Felde fern von den Seinen geruht. Wahrscheinlich ist es ein Vater gewesen oder eine Mutter, und der schmerzerfüllte Sohn hat beim Abschiede vom Grabe dort eine Weidenrute eingesteckt. Sie hat Wurzeln gefaßt, ist gewachsen und hat Nahrung gesogen von dem Toten drunten in der Erde, und jetzt hat der Baum schon selbst die Höhe seines Lebens überstanden und reckt dürr gewordene Äste in die Luft, während sich andere traurig zu Boden senken.

30. Juli. **Durstige Tiere.** Das unvernünftige Tier hört auf zu trinken, wenn sein Durst gestillt ist, während der vernünftige Mensch noch Durst zu verspüren glaubt, wenn seine Vernunft schon längst umnebelt ist. Aber Durst muß das liebe Vieh nicht selten leiden, brennenden Durst, weil die Sonne so glühend brennt. Und nicht als wenn das Tier Ansprüche machte auf einen Krug Bier oder eine Kanne Kaffee: nein, nur Wasser will es haben, ganz gewöhnliches, aus dem Brunnen oder Teiche; aber es kann nicht sprechen, kann nicht bitten, und der unvernünftige Mensch ist denkfaul genug, dafür zu sorgen, daß der armen Kreatur bescheidenes Verlangen gestillt werde. Fast regelmäßg muß ich meinen Fuhrmann daran erinnern, daß er halten bleibt irgendwo im Dorfe bei einem Brunnen, und es kommt mir vor wie eine Guttat, die ich geübt, wenn ich dann das Pferd oder den Maulesel mit so vielem Wohlbehagen trinken sehe; dem armen Schlucker aber, der den Eimer geholt und das Wasser geschöpft aus dem Brunnen, verabreiche ich dafür 2—3 Käsch mehr; davon will aber der Fuhrmann nichts wissen. Man dürfe die Regel nicht verderben, sagt er; die Regel aber diktiert 2—3 Käsch, und das sei genug. Als wir gestern auf das Schiff stiegen, um über den Huangho zu setzen, sah ich es meinem Pferde an, wie es so gerne Wasser gesoffen, aber es wagte sich nicht an den Rand des Flusses. Als es dann auf die Fähre gesprungen, ließ es den Kopf traurig hängen. Das Übersetzen über die Flüsse bedeutet für die Tiere immer einen Ruhepunkt in ihrem rastlosen Arbeiten. Das ist auch wohl der Grund, daß sie im allgemeinen recht gerne den halsbrecherischen Sprung machen, um auf die Fähre zu kommen. Ein europäisches Tier würde sich kaum dazu verstehen, und man begreift nie so recht, wie es zugeht, daß bei diesem Springturnen nicht mehr Unglück vorkommt.

15. August. **Hoffen und Bangen.** Der chinesische Landmann lebt in beständigem Hoffen und Bangen. Die Natur gibt sich

hier nur im großen. Setzt Trockenheit ein, so sieht man kein Ende. Wochen- ja monatelang sehnt sich alles nach Regen. Aber es ist, als ob ein Schirm ausgebreitet sei unter dem hohen Firmamente. Die Wolken ziehen trocken vorüber, und alle Regenzeichen sind unzuverlässig geworden. Schließlich beschleicht das Gemüt stumme Resignation, man fügt sich in das Unvermeidliche. Und fällt dann endlich das langersehnte Naß, so ist es, als wolle keine rechte Freude mehr emporkommen ob all des vergeblichen Hoffens. Erst wenn die Natur wieder neu belebt wird und fröhlich ergrünt, freut man sich doch, und ist dankbar für die Gabe Gottes. *Kein Jahr* geht vorüber, das nicht unter dem Zeichen der Hoffnung stände und der stillen Befürchtung. Naturgemäß bleiben solche Eindrücke auch mehr oder minder im Gemüte haften, zumal wenn es recht empfänglich ist. Ein Kind der Natur ist aber jede denkende Menschenseele. Wie die Trockenheit die Fluren ausdörrt und den Schmelz auf Blättern und Blüten verwischt, so verliert auch der Mensch von seiner Frische, wenn er ständig unter solchen Naturverhältnissen lebt. Wochenlang lechzt die Saat nach Regen; kommt er dann endlich, ist es oft zu spät, oder er verwandelt sich in Ströme und Seen, welche die Saat im nassen Grabe ersäufen. Dann allerdings muß man sich am meisten über die stoische Ruhe des chinesischen Bauern wundern, wie er sich sonder Murren in sein hartes Schicksal ergibt, wieder — hoffend auf ein besseres Jahr.

19. August. **Philipp am Sterben.** Heute nachmittag starb der elfjährige Philipp des *Tschang-tjen-tu.* Noch wenige Stunden vorher war ich bei ihm gewesen und hatte ihm die heilige Ölung gegeben und ihn getröstet und ihm auch aufgetragen, er möge im Himmel Fürsprecher für mich sein und für seine Eltern und für die ganze Gemeinde Puoly. Er versprach, für uns alle zu beten und war ganz zufrieden, daß ihn der liebe Gott so früh zu Sich nehme. Ich schickte ihm dann ein wenig zartes Fleisch, das er auch mit Appetit verzehrte, ebenso aß er noch eine Viertelstunde vor seinem Tode ein Stück Wassermelone. Es ist, als ob sich das frische Leben bis zum letzten Augenblicke sträube, von der jugendlichen Leibesbehausung Abschied zu nehmen, und während schon die Wände in Trümmer sinken, wird noch gleichsam eine Kelle Kalk angeschmiert, die gleich mit zugrunde geht. Schon des öfteren habe ich bei den Chinesen, besonders bei jugendlichen Personen die Beobachtung gemacht, daß sie bis zur letzten Stunde noch Appetit nach Sachen verspüren, die sie in ihrem Leben nur höchst selten oder gar

nicht zu schmecken bekommen haben. Man möchte meinen, der welke Leib wolle die scheidende Seele noch durch einen guten Bissen zu etwas längerem Verweilen anlocken. Vielleicht ist es auch die Seele, welche die Leibessinne bewegt noch zu kosten, da in Bälde die Zeit des Kostens und Genießens vorbei ist.

Der kleine Philipp war ein braver Junge, wohl der Beste von allen seinen Geschwistern. Erst kürzlich hatte er sich darauf gefreut, bald am Altare dienen zu dürfen. Sollte er sich umsonst gefreut haben? Vielleicht darf er jetzt vom Himmel aus beim heiligen Opfer dienen und weilt als kleiner Engel beim Altare und hilft seinen kleinen Kameraden unsichtbarer Weise, wenn diese als Meßdiener tätig sind. Ich hatte ihm zwei Tage vor seinem Tode die erste hl. Kommunion als Wegzehrung gebracht, und seine Mitschüler beteten dann laut im Zimmer, wo das kranke Kind lag, die Dankgebete. Leb wohl, kleiner Philipp, behalte uns lieb und bleibe stets mit uns vereint!

20. August. **Ein Greis aus Kuentsch'öng.** Heute kam ein alter Mann aus Fenchien und bat um Aufnahme ins Greisenasyl. Geleitet wurde er von seinem Sohne, der schon selbst unter dem Drucke der Jahre gebeugt einherging; er zählte bereits 72 Jahre, während sein Vater ein Greis von 86 Jahren ist. Armer Mann, dachte ich, was hast du wohl nicht schon alles in deinem Leben als Heide mit durchgemacht, gelitten, gekostet, jetzt führt dich die Vorsehung zur Mission, damit du am Lebensabende noch Den kennen lernst, Der dir das Leben geschenkt, und in Dessen Hände du es bald wieder zurückgeben mußt.

Vater und Sohn hatten eine Reise von 18 Stunden gemacht um hierher zu gelangen; drei Tage hatten sie dazu gebraucht, was für den Alten jedenfalls keine kleine Leistung war. Vom Hause waren sie vertrieben durch die Fluten des Gelben Flusses, der ihnen binnen einer halben Stunde alles geraubt hatte, selbst den eingeheimsten Weizen. Mit knapper Not hatten sie ihr Leben gerettet und standen dann brotlos und ratlos auf dem Flußufer und sahen die stürmenden Fluten des Flusses dahinschäumen, der sie zu Bettlern gemacht hatte. Ich habe dem Alten wenigstens vorläufig Obdach gewährt im Greisenasyl. So werden die Wasser der Trübsal, die über ihn hereingebrochen, auch dazu dienen, ihn durch die Wasser der heiligen Taufe zu einem Kinde Gottes umzugestalten und ihn glücklich zu machen für eine Ewigkeit.

22. August. **Chinesischer Bauernstand.** Traurig, daß gerade der Bauernstand, dem doch jeder andere Stand so viel zu

verdanken hat, kämpfen muß um seine Existenz und sein Fortkommen, wie sonst kaum ein ander! In Europa braucht man nur die Klagen der Bauern zu hören, nicht wie sie in den Kneipen (dorthin geht überhaupt kein ordentlicher Bauer) oder hinter dem Bierkruge oder der Schnapsflasche geführt werden, sondern wie sie der nüchterne, aufrichtig denkende und handelnde Landmann voll der Lebenserfahrung mit schwerbewegtem Herzen unterbreitet und nur düster in die Zukunft schaut, da — wie er sagt — es für ihn kaum mehr einen Ausweg gibt. Getröste dich, mein Freund: Es gibt anders-



Ein chinesischer Bauer beim Pflügen.

wo Genossen die einen noch härteren und erbitterten Kampf um ihre Lebensexistenz zu führen gezwungen sind, als du. Es sind die Bauern-Kollegen in China. Willst du ihr Elend erfahren, so komm abends her und wache die Nacht hindurch; dann hörst du keine Bierbankpolitik zum besten geben, noch auch schwere Anklagen gegen die Regierung oder Volksvertretung, die den Bauer auf keinen grünen Zweig kommen läßt. Du hörst schießen aus allen Himmelsgegenden, und es ist, als ob die ganze Windrose mit Soldaten besetzt sei. Wer führt den erbitterten Kampf? Der chinesische Bauer gegen die Räuber, die im Dunkel der Nacht die Erzeugnisse seines Schweißes, seines Ackers stehlen oder gar rauben wollen. Bei Tage muß Frau oder Kind Wache halten, er aber muß hart arbeiten. Willst du tauschen mit dem chinesischen Bauer?

Und Steuer muß der chinesische Bauer zahlen, einerlei ob das Land Erzeugnisse geliefert oder nicht; ob dieselben vertrocknet, vom Wasser überflutet, von Hagelschlossen vernichtet oder von Dieben gestohlen sind. Wer hat die meiste Ursache zu klagen; der Bauer im Reiche der Mitte oder der Bauer anderswo auf dieser

elenden Erde? Zu bemerken ist aber, daß der chinesische Bauer gar nicht klagt, sondern sich in jedes Geschick fügen kann, selbst wenn er in einer Nacht zum Bettler wird, weil ihm alles geraubt oder von dem Wasser des Gelben Flusses fortgeschwemmt ist.

23. August. **Chinesische Selbstmörder.** Wer nimmt sich in China das Leben? Der Hazardspieler, weil er das letzte Tausend eingesetzt und jetzt arm geworden wie ein Straßenbettler und nicht den Mut hat, sein Leid zu tragen, das er doch selber verschuldet? Nein! Auch der Chinese verspielt bisweilen alles was er hat; ja sogar sein Hemd, das er trägt. Hat er aber nichts mehr zu verspielen, dann zieht er sogar sein Hemd aus und geht als Bettler auf die Straße und denkt, ich habe es gewollt und leide nun, was ich selber verschuldete.

Oder nimmt sich selbst das Leben der Familienvater, weil er keinen Ausweg mehr sieht für sich und die Seinen? Und da er auch die Seinen nicht in Elend wissen will, legt er gar die frevelnde Hand an Frau und Kind, die letzte Kugel für sich aufbewahrend? Nein! Solche Familien-Dramen gibt es im heidnischen China nicht. Lieber hungern, frieren und betteln, ja verhungern und verelenden, als sich und den Seinen das Teuerste zu nehmen, das Leben. Wer in China Hand an sich selber legt, tut es meistens aus Rache, um seinen Gegner ins Elend zu stürzen, und für sich selbst ein nobles Begräbnis damit herauszuschlagen. So tun es mit Vorliebe junge Frauen, denen die Schwiegermutter das Leben verbittert hat.

24. August. **Chinesen-Beten.** Die Gründe des Christwerdens entstammen bei vielen Chinesen nicht aus dem Geiste und der Wahrheit, darum beten sie auch nicht im Geiste und in der Wahrheit; sondern ihr Gebet ist vielfach nur ein Lippengebet, eine Körperarbeit, wobei der Geist gar nicht oder doch nur sehr wenig beschäftigt ist. Und gebetet wird vielfach nur, nicht um des lieben Herrgotts halber, sondern weil es einmal so Sitte ist, oder dem Missionar zugefallen, auf dessen Unterstützung man hofft. Hoffärtige Seelen beten auch wohl, und gerne recht laut und anhaltend, um ihre schöne Stimme hören zu lassen, um sich selber zu hören, und statt, daß der Geist dann bei Gott weile, weilt er bei sich, streut sich selber Weihrauch: und auch ein solches Gebet wird nicht im Geiste und in der Wahrheit verrichtet und ist nichts als eitel Lippengetön und Zungengekrächze.

4. September. **Jonas-Atmosphäre.** Wenn es heißt Reisen machen, muß ich wohl so etwas wie Jonas-Atmosphäre um mich

verbreiten. Nicht ohne Ursache nennt man mich den Pechvogel, aber das Pech faßt nicht immer mich allein, sondern auch bisweilen meine Umgebung. Kaum hatte ich mich heute zu Pferde gesetzt und war zum Tor hinausgeritten, kam das Tier zu Fall, wobei mich Mutter Erde bald in den Armen hielt. Zum Glück kam ich mit einer kleinen Verstauchung am großen Zehen davon. Ist mir selber das Glück hold, und bleibe ich unbehelligt von allerlei Mißbill, dann können sich meine Reisegefährten darauf gefaßt machen. Ein Laienbruder, der kürzlich einen kleinen Abstecher mit mir machte in einen anderen Missionsbezirk, wurde unterwegs vom Typhus befallen. Ein Mitbruder, mit dem ich voriges Jahr einige Tage auf dem Kaiserkanal herumsegelte, wurde von der Malaria arg mitgenommen.

9. September. **Scherben.** Vergeblich hatten wir uns heute nach einer Herberge umgesehen. Bis zum nächsten Dorfe mußten wir noch fast zwei Stunden machen, und es war schon Mittag. Die Tiere waren müde und hungrig, und dabei war es recht heiß, als ob die Herbstsonne zeigen wollte, ihre Herrschaft habe noch lange kein Ende.

Gott behüte dich du guter Mann, der du den herrlichen Akazienbaum gepflanzt hast hart am Rande des Weges. Schon so manchem Wanderer hat er Kühle gespendet in der heißen Sommerzeit, und auch uns ladet er ein, ein wenig auszuruhen unter den dicht belaubten Zweigen, die sich über unserem Haupte ausbreiten. Meine Leute knobern am harten Brode, das wir so eben im Dorfe gekauft, unsere Pferde grasen am Wege; zwar ist es nicht viel, was dort steht, aber geduldig nehmen sie auch mit dem wenigen vorlieb. Ich setze mich auf einen Stein und lehne mit dem Rücken gegen den dicken Baumstamm. Vor meinen Füßen liegt eine Scherbe. Eine Schüssel ist es wohl ehemals gewesen, d. h. in Verbindung mit den anderen Scherben, die, weiß Gott, anderswo liegen. Eine blaue Blumenzeichnung hat ihr ehemals zum Schmuck gedient; an der Scherbe zu meinen Füßen ist nur eine halbe Blumenknospe mehr übrig. Und die schaut mich so bedächtig an, als hätte sie recht viel zu erzählen aus der „guten alten Zeit“. So komm denn, du alte Scherbe, in meine Hand und berichte, was du erlebt; es ist stille um uns her, und keiner wird dein Geflüster stören.

Hier den Weg, den du Wanderer heute gemacht, habe auch ich einstens gemacht, vor hundert Jahren. Zu vielen Genossen waren wir zusammen gepfergt und mit Stroh festgebunden auf einem Karren, und schon drei Tage lang hatten wir darauf ausgeharrt, ehe

wir hierher gelangten. Unser Schieber ruhte auch unter dem Baume hier aus, der damals noch ein junges Stämmchen war und Komplimente machte vor jedem Windeshauch. Noch wurden wir eine Stunde weit geschoben, dann harrte unser die Erlösung. Man befreite uns von den Strohfesseln, stellte uns auf einem Marktplatze in Reih und Glied auf, und lange mußten wir so dastehen, ehe wir weiter wandern konnten. Und all die treuen Gefährten sah ich allmählich scheiden, einen nach dem andern. Und als unser nur mehr sechse übrig waren, kaufte uns ein Bauer, dessen Junge uns im kleinen Körbchen nach Hause trug. Ich und mein nächster Kamerad mußten allsofort in Dienst treten, während die anderen vier beiseite gestellt wurden unten in den alten Schrank. Keinen Tag blieben wir beide da mehr verschont, und so oft es zum Essen oder Trinken ging, mußten wir antreten. Einmal aber, und das war mein Verhängnis, überschüttete man mich mit einem Medizingebräu, das den kranken Bauer wieder heilen sollte. Ob es ihn aber geheilt hat, weiß ich nicht, denn kaum hatte er mich niedergestellt an den Rand des Tisches, da kam die Katze herangesprungen, die schon so oft von meinem Inhalte genascht; ihr Sprung aber kostete mir das Leben. Ich fiel zu Boden und bisher eine Schüssel wurden wir fünf Scherben. Wäre der Bauer nicht gar so krank gewesen, er hätte sicher gräulich geflucht; statt seiner tat es denn die Bäuerin, als sie hereinkam und das Unglück sah, das mir passiert war. Die Katze, der das Fluchen galt, hörte es nicht mehr, denn sie war längst ins Freie geeilt; es war nicht das erste Mal, daß sie eine Schüssel zerbrochen, und weil sie dann jedesmal eine Tracht Schläge bekommen, war sie diesmal wohlweislich der Gefahr entronnen. Die Bäuerin legte uns Scherben zusammen unter den nämlichen Schrank, in dem ehedem die anderen Gefährten gestanden, die aber auch schon längst ins tätige Leben übergegangen waren. Jetzt hatten wir Zeit zum Ausruhen; doch tat die Ruhe nicht gut, da der feuchte Boden, auf dem wir lagen, uns recht zusetzte. Ein Glück, daß bald ein Kleinschmied ins Dorf gezogen kam; er sollte uns wieder die alte Façon geben und zu einer Schüssel umgestalten, wie wir ehedem gewesen. Freilich mußten wir es uns gefallen lassen, daß man uns Löcher in das Fleisch bohrte und dann mit messingenen Klammern verband; und wo wir nicht mehr recht zusammen paßten, wurde Kitt in die Wunden eingelassen, und so aufgeputzt ging es wieder in den alten Dienst. Ja, meine Bestimmung war fürderhin noch eine vorteilhaftere; ich wurde nur mehr als Teetasse benutzt, und es ist nicht zu sagen, wie viel edles Naß man über meinem

Rand geschlürft, besonders zur Sommerzeit und wenn Gäste kamen. Ich bekam darob allmählich einen braunen Habit, aber das machte mich meinem Prinzipal nur noch lieber. Einmal, als eine Klammer nicht mehr zusammenhielt, wurde eine neue eingefügt, allmählich aber fingen auch die anderen Klammern an locker zu werden, und weil man es unterließ sie zu erneuern, nahmen sie eines guten Tages Reisaus. Ich war eben mit Tee gefüllt; ein Gast wollte mich zum Munde führen — da erreichte ihn das Geschick: statt daß der Tee seinen Durst stillte, schüttete er seinen Schoß damit voll; aber auch mein Geschick war nunmehr beschlossen: Da die Klammern ihren Dienst versagt, fielen wir fünf Scherben wieder auseinander und am Boden waren unser doppelt so viele. An eine Aufbesserung war nun nicht mehr zu denken; wir Scherben lagen da am Boden wie ein Häufchen Elend im Naß des vergossenen Tees, und unser Hausherr war zornentbrannt, denn es war ihm unangenehm wegen des Gastes, der seine Kleider vollgeschüttet. Unter Fluchworten wurden wir mit einem Besen zusammengefegt. Diesmal galten die Fluchworte dem Tassenflicker, weil er seine Sache nicht besser gemacht; und so mußten wir unter Schimpf und Schande Abschied nehmen aus dem ungastlichen Heim, in dem wir mehr als zehn Jahre im Dienste gestanden. Hätten wir wenigstens jetzt noch eine ehrenvolle Ruhestätte gefunden! Aber nein, man warf uns auf den Auskehrichthaufen, von wo wir bald in die Düngergrube wanderten und von dort aufs Feld, hier auf den Acker nebenan. All meine Gefährtinnen, die verschiedenen Tassenscherben, wanderten auseinander, und viele Jahre lagen wir still im Acker begraben. Nur hie und da legte uns die Pflugschar auf die andere Seite oder ritzte die Egge über unsere Rücken. Noch lange hätten wir da ausruhen können, wenn dem Bauer nicht beigefallen wäre, auf seinem Acker es auch mal mit Erdnüssen zu versuchen. Als die nun im Herbste reif geworden, wurde die oberste Bodenschicht durch ein Sieb geworfen; die Ackerkrumen gingen durch das Sieb, die Nüsse aber und wir Scherben blieben darin. Da zeigte es sich denn auch, eine wie große Menge Scherben im Acker vergraben lagen, und es war mir sogar vergönnt, zwei meiner Genossinnen wiederzutreffen. Man trennte uns von den Nüssen; diese wanderten in den Sack, wir Scherben aber wurden hier beisammen unter den Baum geschüttet. Da liegen wir nun, werden zertreten und allerhand Unbilden ausgesetzt. Alljährlich sehe ich auf dem Acker hier den Bauer arbeiten, dessen Ur-Urgroßvater Tee aus mir geschlürft, da ich noch Tasse war. Dieser Bauer da würdigt mich

keines Blickes mehr, und auch selten, daß mich jemand betrachtend zur Hand nimmt, wie du, Wandersmann, es heute getan. Habe Dank dafür; habe dir jetzt auch genug erzählt, nur muß ich noch erwähnen, daß zwei meiner Gefährtinnen auch von hier Abschied nahmen. Eine hob ein Altertumsforscher auf, weil sie einen Stempel trug, der eine Rarität bildet; und die andere sammelte ein Apotheker, welcher dieselbe zermalmen wird, um das Pulver auf Brandwunden zu streuen. —

„Habt Ihr Euer Brot verzehrt?“ „Steigen wir auf, haben jetzt genug gerastet!“ Du Scherbe aber sollst es fortan besser haben; werde dich zu Hause auf die Fensterbank legen; dort ruhe dann weiter aus, und harre der Geschicke, die deiner noch warten.

15. September. **Letzter Tag der Exerzitien.** *„Ecce, columnam ferream dedi te.“* „Siehe, ich mache Dich zu einer ehernen Säule.“ Der liebe Gott hat uns Priester, uns Missionare zu Säulen gemacht. Auf unseren Schultern soll das Heil vieler ruhen, auf unsern Schultern will er gleichsam den Bau seiner heiligen Kirche weiterführen. Eine Säule aber hat eine wichtige Aufgabe: sie trägt; und fängt sie zu wanken an, so wankt vielleicht der ganze Bau und fällt in Trümmer, zumal, wenn sie einen hervorragenden Platz einnimmt in der Konstruktion des Ganzen. Eine Säule aber, die stetig allerlei Witterungseinflüssen ausgesetzt ist, wird allmählich anfangen, zu bröckeln oder morsch zu werden und somit sich und den Bau, der auf ihr ruht, in Gefahr bringen. Was muß da geschehen? Sie muß alljährlich einen neuen Anstrich bekommen, alljährlich neu gefirnist werden. — In den heiligen Übungen nun, soll auch unsere Seele gleichsam einen neuen Anstrich bekommen, neu gefirnist werden, damit die Witterung keine verderblichen Einflüsse ausüben kann. Aber die Seele da drinnen in der Behausung des Leibes, von allen Seiten sorgfältig verschlossen: zu der hat doch weder ein Sonnenstrahl noch ein Regentropfen, ja nicht einmal der Mark und Bein durchfahrende Nord Zulaß und Einkehr. Ja und doch: Die Witterungseinflüsse, welche auf unsere Seele eindringen, sind geistiger Natur, und die Seele kann sich wohl dagegen schützen, nicht aber völlig absperren. Und mag sich die Seele auch noch so sorgsam bergen, sie wird es nicht verhindern können, daß sie bald den Schnupfen im Kopfe oder die Gicht in den Beinen hat. Ich rede in Bildern; jeder aber wird das Bild verstehen, wird auch begreifen, von welchen Witterungseinflüssen ich spreche, die die Seele angreifen. Die Versuchungen, welche die drei

Feinde uns bereiten, das sind die verderblichen Witterungseinflüsse, welche das Wohlergehen der Seele gefährden. Und wer hält sich da frei, wer bleibt unbehelligt?

21. September. **Buchweizen.** Einen ungemein winterlich traurigen, demütig bescheidenen Anblick gewährt das Feld mit blühendem Buchweizen. Nur das Gesumme der Bienen erinnert daran, daß es nicht Schnee ist, was das Auge erblickt, sondern unzählige kleine Blüten, aus denen sich ebensoviele Körner bilden, eine Speise für die Armen. Stolz wogt das Roggen- und Weizenfeld unter dem Hauche des Windes, der darüber hinwegstreicht, und die Ähren flüstern und neigen die Köpfe gegeneinander, wie schwatzende Weiber, die sich Geheimnisse erzählen. Der demütige Buchweizen spendet Nektar der emsigen Biene, Nahrung dem frommen Klausner auf Bergeshöh oder dem weltentlegenen Ansiedler, der dort wohnt, wo der Reiche nicht wohnen, und der Weizen nicht wachsen will.

22. September. **Kriechendes Elend.** Das Tier geht auf vier Beinen und ist in dieser Stellung unvermögend, sein Haupt emporzuheben zu seinem Schöpfer. Heute sah ich eine Menschenkreatur, die infolge eines physischen Fehlers auf den Knieen und Händen über den Boden kroch, wobei die Fußspitzen als stützende Schieber dienten und den Anschein gaben, als gehe der Mann auf *sechsen*. Der Mensch, für den Himmel geschaffen und so nahe der Erde, dachte ich mir, und nicht einmal imstande, sein Haupt emporzurichten zu seinem Herrn und Schöpfer, den er auch nicht kennt, denn der Arme war ein Heide. Vielleicht stirbt er als solcher, und was wartet dann seiner in der Ewigkeit? Ist denn sein Los hienieden viel besser gewesen wie das des elenden Wurmes, der am Boden kriecht, und sollte man nicht wünschen, daß nach seinem Tode es ihm auch ergehen möchte wie dem stummen Wurme, der da stirbt im Staube und damit aufgehört hat zu leben? — Herr du Allmächtiger, wir danken Dir, daß Du uns Dein Antlitz geoffenbart hast, daß wir Dich kennen: möchten wir Dich auch wahrhaft lieben, damit wir würdig sind, Dich ewig zu loben und zu preisen in einer glücklichen Ewigkeit. Im übrigen aber bekennen wir von ganzem Herzen: Recht sind Deine Urteile und unerforschlich Deine Wege!

23. September. **Das wetterwendische Füllen.** Auf meiner Reise nach *Tsi-ning* ritt ich ein Pferd, das besondere Anziehungskraft für ein Mauleselfüllen zu haben schien. Eben bestellte ein Bauer seinen Acker, und als Gespann hatte er vor dem Pfluge eine dickbeinige Kuh und eine altersschwächliche Rossinante, deren letzter

Sprosse übermütig und lebenslustig im Felde herumtrollte. Sobald das Füllen mein Pferd gesehen, lief es hinter ihm her, bisweilen eilte es auch mal voraus und gab sich alle erdenkliche Mühe, meinem Schimmel seine Anhänglichkeit zu bezeigen und ihm Aufwartung zu machen. Der Schimmel allerdings schien wenig Verständnis dafür zu haben; ruhig ging er seines Weges weiter und war stumm und taub gegen alle Komplimente, die das junge Tier von vorne und hinten machte. Der Bauer geriet in halbe Verzweiflung, als er das Füllen uns nachlaufen sah. Mein Begleiter suchte es umzutreiben, aber vergeblich; ich ließ es meine Peitsche fühlen, aber dann lief es vornauf nur um so schneller. Der Bauer rief und lockte immer lauter und eindringlicher, aber auch daraus machte sich das Füllen nichts. Dann ließ er seinen Pflug mitsamt dem Gespann stehen und eilte uns nach; aber er begriff bald, daß er mit seinen alten Beinen uns nicht einholen werde. Schließlich sahen wir nichts mehr vom Bauer, hörten auch seine Lockrufe nicht mehr, das flegelhafte Tier aber lief immer weiter voran. Mehrere Leute, die uns begegneten, baten wir, es umzutreiben, doch brachte es keiner fertig. Als wir schon wohl einen Weg von 1½ Stunde zurückgelegt haben mochten, blieb es plötzlich stehen und begann zu wiehern; dann sah es sich in die Runde um und machte in wildem Galopp Kehrt. Die alte Mutterliebe war plötzlich von neuem erwacht, der Reiz des Neuen war verschwunden.

„Wenn die Heiden doch auch so gerne Christ werden möchten als das Füllen uns nachläuft“, meinte mein Begleiter. Ich antwortete ihm nichts darauf. Als das Tier wieder Kehrt gemacht und in hellem Galopp davon lief, sagte ich ihm: „Schau da: So ein Christwerden hätte wenig Zweck.“

29. September. **Steinsärge bei Tung-ngo-hien** im Hohlwege. Der Weg von *Tung-ngo-hien* nach *Tung-p'ing-tschou* führt durch Berge. Viele Jahrhunderte wird derselbe benutzt sein, denn stellenweise ragen zu beiden Seiten haushohe Wandungen empor, und nur das Stück Himmel über dem Haupte gewährt Fern- und Aussicht. Begegnen sich in solcher Wegesschlucht zwei Gefährte, dann muß eines wieder umkehren, aber keines von beiden mag sich dazu bequemen, und es bedarf vieler Auseinandersetzungen, Schimpfereien und bisweilen sogar Keilereien, ehe man sich über diesen Punkt geeinigt hat. Um solche unliebsame Begegnisse zu vermeiden, schreien die Fuhrleute aus Leibeskräften, sobald sie in den Hohlweg eingebogen sind, um den Ankömmling zeitig zu warnen.

Vielfach erblickt man am Rande des Weges Steinplatten aus dem Boden ragen, die sargartig aufeinander gelegt sind. Und in der Tat handelt es sich um Tote, die dort begraben sind. Schon Jahrhunderte, vielleicht gar Jahrtausende haben sie dort geruht, und ihr Staub hat sich längst mit der Erde vereinigt, die in dem steinernen Behälter liegt. Aus welcher Zeit diese Art der Beerdigung stammt, wissen die Chinesen selber nicht zu sagen. Heutzutage ist sie nicht mehr gebräuchlich. Die Steinplatten aber rufen dem Wanderer im Hohlwege ein stummes Memento mori entgegen, aber die Tausende, so da vorübergehen, hören es nicht und haben keine Zeit und Lust, an den Tod zu denken, bis auch sie vom Sensenmann erfaßt sind, und der ewige Richter das furchtbare „Redde rationem“ „Gib Rechenschaft“ ihnen entgegenruft.

1. Oktober. **Ein Kind, das den Vater schlug.** „Kind mache einmal das Kreuz“, sagte ich heute zu einem kleinen Mädchen, das an der Hand seines Vaters geführt zu mir ins Zimmer kam. Es geniert sich, meinte der Vater; ich muß ihm das sagen, dann wird es sicher ein Kreuz machen und auch beten, denn es kann schon eine Reihe Gebete. „Anna mache das Kreuz“, befahl er dem Kinde. Aber auch die Worte des Vaters blieben unbeachtet und das Kind wandte den Kopf weg. „Mache doch das Kreuz“, wiederholte der Vater. Statt nun sein Händchen zu erheben und zur Stirne zu führen, holte es aus und schlug den Vater auf die Wangen. Dieser neigte verlegen seinen Kopf zur Seite, das kleine Geschöpf aber hatte seinen Willen erreicht. — Wer nicht hören will, muß fühlen, dachte ich; das Sprichwort gilt in jeder Beziehung. Wer die Kinder nicht zum Gehorsam erzieht auch dann schon, wenn sie klein sind, wird beizeiten fühlen müssen, daß er nicht seine Pflicht getan. Wo er das Gefühl des Kindes in unverständiger Liebe schonen zu sollen glaubte, wird er selber dereinstens bittere Reue empfinden und am eigenen Leibe oder im Herzen die Schläge fühlen müssen, die er dem lieben Kinde absparen wollte. In ernsten Worten machte ich das dem Vater klar, und er gab mir recht.

15. Oktober. **Elstern, Raben und Spatzen.** Elstern und Raben und Spatzen sind die treuen Genossen der Chinesen im Winter. Auch im Frühling und Sommer ist China recht arm an Singvögeln. Freilich auch der Chinese hat Gefallen an dem Gezwitscher der befiederten Sänger, und wo er nur kann, verschafft er sich ein Privat-Konzert derselben, indem er auf eigene Kosten sich ein

Kanarienvögelchen oder einen Bêiling hält — mancher nimmt sogar mit einem Spatzen vorlieb — denn da draußen gibt es weder Wald noch Busch, und deshalb finden die Vögel kein Unterkommen oder doch nur ein sehr dürftiges, und haben deshalb auch keine Freude an dem prosaischen China. Nur die Lerche trillert wohlgemut ihr Morgenlied im Ackerfelde, aber auch sie sucht der Chinese in seinen Käfig zu sperren, wie auch sonst kein Vöglein vor ihm sicher ist. Seine ständigen Genossen freilich, die Raben, Elstern und Spatzen erfreuen sich gemeiniglich eines ungestörten Daseins; ja man findet in Städten oft Bäume, in denen mehrere Dutzend Raben ihre Behausung gebaut haben, ohne daß es dem verwegensten Buben einfiele, auch nur einen Stein nach ihnen zu werfen. Und wenn gegen Abend das krächzende Volk aufzieht, um im alten Stadtgemäuer oder in Pagoden sein Nachtquartier aufzusuchen, kann man sie oft zu Tausenden zählen und noch weit mehr, so daß man sich unwillkürlich sagt: „Wo hat das liebe Vieh heute doch nur seinen Tisch gedeckt bekommen?" Die heilige Schrift gibt uns Antwort: Lobet den Herrn, der . . . dem jungen Raben seine Speise gibt. (Ps. 14.) Die Elstern sieht man nur mehr vereinzelt; aber sie haben in ihrem Auftreten, in Gang und Bewegung nichts weniger als das Bescheidene eines stillen Klausners, vielmehr das trittsichere Stolzieren einer selbstgefälligen Stadtdame, die sich vom großen Pöbel trennt und in Selbstbewunderung ihre einsamen Spaziergänge macht.

19. Oktober. Allerhand Aussatz. Die heilige Schrift spricht im Buche *Leviticus* (14, 3. 5. etc.) von einem Aussatze der Häuser und gibt Verhaltungsmaßregeln, wenn der Aussatz irgend ein Gebäude ergriffen hat. Mit solchem Aussatze behaftete Wohnungen findet man hier in Menge. Es ist dieses der Salpeter, welcher bei trockener Witterung aus dem Boden hinaufsteigt und alles Gestein, das nicht ganz fest ist, allmählich zerfrißt. Zuerst und am leichtesten bemächtigt er sich der Wände, die aus Lehm oder Erde sind. Solche Wände fallen unter seiner Einwirkung in wenigen Jahren zusammen. An den Bauten aus Backsteinen zerfrißt er zunächst die nicht ganz durchbackenen Steine, welche dann allmählich in Staub zerbröckeln und im Gemäuer allerhand Höhlungen entstehen lassen. Ein von solchem Aussatze behaftetes Haus macht in der Tat einen kranken Eindruck und hat viele Ähnlichkeit mit dem Armen, den der wahre Aussatz ergriffen. Wenn der Boden einmal durch und durch versalpetert ist, gibt es kein anderes Mittel, das Emporsteigen des Aussatzes" zu verhüten, als daß man eine Isolierschicht auf den

Grundmauern anbringt. Es sind dafür feste Bruchsteine geeignet; das gewöhnliche Volk aber benutzt für seine Lehmhütten eine Schicht Schilf oder auch dünne Bretter. Im Winter aber, wenn der Salpeter stark an die Oberfläche tritt, wird er mit einem Besen abgefegt, gekocht und gereinigt und dann verkauft. Arme Leute verdienen sich auf diese Weise einen kargen Unterhalt. Oft findet man weite Strecken Landes von Salpeter verseucht, und wo er die Oberhand gewinnt, wächst kein Getreide mehr, und die Gegend sieht wüstenartig öde aus. Wo man seiner aber Herr werden kann, wird die aufsteigende Salpeterschicht immer von neuem abgefegt, oder man häuft die oberste Erdschicht wallartig um den Acker an und pflanzt *(jinliu)* Tamarisken darauf, die sich um so besser entwickeln, je mehr der Boden Salpeter enthält. Jeden Herbst werden dieselben abgehauen und liefern dann ein gutes Brennmaterial. Im Sommer macht so ein von Tamariskenstauden umstandener Acker mit seinen zarten rosaroten Blüten und dem krausen Grün einen ungemein hübschen, wohltuenden Eindruck. Aber ebenso öde und trostlos sieht er im Winter aus. Die dünne Schicht Salpeter, welche sich dann hier und da an der Oberfläche zeigt, ähnelt dem Schnee; aber er glitzert nicht in der Sonne. Es kommt ein zerlumpter Armer heran mit Korb und Besen und fegt den Boden ab. Eben da er seine Mütze lüftet, sehen wir seinen Kopf — ein treues Abbild des versalpeterten Bodens, den er fegt. Nur hier und da noch ein spärlicher Haarbüschel, sonst ist der ganze Kopf bedeckt von einer weißen Schicht, und gegen solchen „Aussatz" bringen die chinesischen Ärzte vergebens ihre Quacksalbereien in Anwendung. Wer einmal mit diesen Kopfschinnen, oder wie die Kranheit heißen mag, behaftet ist, behält sie meistens das ganze Leben, und selbst wenn alle Haare verschwunden sind, bleibt die Haut noch von einer weißen schuppigen Schicht bedeckt. Hat der Arme seine Arbeit getan, geht er heim. Folgen wir ihm nun, zu sehen wo er bleibt. Eine armselige Hütte aus Erde ist seine Behausung, und auch diese ist vom Salpeter-Aussatze behaftet, wie sein Kopf und der Acker, den er so eben gefegt. Der schlimmste Aussatz aber hat seine Seele erfaßt: er ist Heide und Sünder und kennt den himmlischen Seelenarzt noch nicht, der da gekommen ist, auch ihn zu retten.

22. Oktober. **Alles vergeht, und auch die Erde hat keinen ewigen Bestand.** „Woher stammt die Erde mit allem was darauf ist, Lebendem und Totem und der Himmel über uns mit der Sonne, dem Monde und den unzähligen Sternen, die uns in

stiller Nacht entgegenfunkeln wie blinzelnde Augen, aus denen eine Seele spricht?“ — „Das ist immer so gewesen“, meinte der Heide, an den ich meine Frage gerichtet. — „Wird es denn auch immer so bleiben, auch dann noch, wenn tausend und viele Millionen Jahre verflossen sind?“ — „O ganz gewiß“, behauptete der Heide, „wie sollte es überhaupt anders werden können?“ Wir saßen unter einer alten Weide, während wir mit einander sprachen. Es war ein stiller schöner Mittag; die herbstliche Sonne schien warm und freundlich wie zum Abschiede. Von den Zweigen der Weide lösten sich hier und da Blättchen ab und schwebten sachte zur Erde. Eben fiel mir eines in den Schoß. Ich nahm es zur Hand, und es führte mich auf einen Gedanken, der die Fortsetzung unseres Gespräches bilden sollte. „Die Weide ist wohl schon sehr alt und hat sicher schon manchen Sturm erlebt und viele Herbste.“ — „Sicher wohl, denn ich habe sie immer so gekannt, und auch in den Tagen meiner Jugend hatte sie das nämliche Aussehen.“ — „Ob sie denn wohl immer so bleiben wird, auch nach Verlauf von 100 und 1000 Jahren?“ — „Das ist nicht möglich; früh oder spät wird sie einmal absterben, wenn sie unterdes nicht gefällt wird.“ — „Recht, mein lieber Freund. Nichts in der Natur hat ewigen Bestand. Die Lebensdauer des Einzelwesens ist freilich verschieden; dieses Blättchen hat nur 6 bis 8 Monate gelebt, und jetzt stößt der Baum es von sich, und es verendet im Staube am Wege. Und auch wir Sterbliche sind schließlich nichts anderes, als Blätter auf dem großen Baume der Menschheit. Sollte nun der Baum ewig bestehen, nachdem sich die Blätter jahrtausendelang abgewechselt haben im Entstehen und Vergehen? Die Spatzen, die über uns in den Zweigen des Baumes zwitschern, bekommen alle Jahre neue Federn, schließlich aber geht auch der Spatz zu grunde, nachdem er, weiß Gott wie oft, seinen Rock gewechselt hat. Dort der Bettler sitzt im warmen Sonnenschein und reinigt seine Kleider von Insekten. Den Tierchen, die auf seiner Haut groß gewachsen, ist eine kurze Lebensdauer beschieden, aber auch der Bettler selber muß dereinstens sterben, wie wir Menschen alle hienieden. Und was ist schließlich der Einzelne anders, als ein Insekt auf dem Leibe der Mutter Erde, die uns alle ernährt. Sieh, mein Freund, es vergeht alljährlich das Laub des Baumes, aber auch der Baum hat keinen ewigen Bestand. Es stirbt das Insekt, und das Haar fällt allmählich von unserm Haupte, nachdem es grau geworden oder weiß; aber auch wir selber werden früh oder spät sicherlich selber in Staub zerfallen. Und du meinst wirklich im Ernste, die Erde mit allem was darauf ist würde

ewig ihren Kreislauf machen? Das ist ebenso unmöglich, wie es unmöglich ist, daß sie von Ewigkeit her bestanden hat. Oder glaubst du, die Weide hier stehe da von Ewigkeit her, da du sie immer so gekannt hast, selbst aus den Tagen deiner Kindheit?" — Der Heide mußte mir recht geben; ich hatte ihn zum *Nachdenken* veranlaßt, und das ist die erste Stufe fürs Christwerden.

23. Oktober. **Sprache des Händedrucks.** Wie beredt ist doch die stumme Sprache eines Händedruckes, zumal wenn es die zitternde Rechte eines Sterbenden ist. Es heißt ja die Schwelle überschreiten, welche das Diesseits vom Jenseits trennt, und der Händedruck bedeutet ein Scheiden, nach welchem es erst ein Wiedersehen gibt über den Sternen.

Komme soeben von *Petrus Yansiu* in *Yan-tja-kao.* Der Arme hat heute zum ersten Male nach vielen Jahren wieder gebeichtet. Die Boxer hatten ihn seinerzeit eine Strecke mitgeschleppt und ihm mancherlei Schikane bereitet, aber anstatt Nutzen aus seinen Leiden zu schöpfen und sie als Christ geduldig zu ertragen, hatten sie ihm das Christsein einigermaßen verleidet. Doch hat der Herr noch in letzter Stunde Erbarmen gehabt mit dem Armen und ihn nicht umsonst leiden lassen. Seine nächsten Verwandten, die noch im Heidentume leben, waren durchaus dagegen, daß man den Priester rufe. Alles Bitten und Weinen des Kranken war umsonst; im übrigen suchte man seine Wünsche zu erfüllen, aber das sehnliche Verlangen nach dem Missionar blieb unbeachtet.

Zufällig kam ein Christ des Weges daher und hörte, wie eine Stimme aus dem Inneren jener Hütte „Schenfu, Schenfu," rief. Er ging hinein und sah dann den totkranken Yansiu auf seinem Lager liegen. Er kannte ihn von früher her und begriff nun sofort, daß der Kranke nach dem Priester verlange. Eben trat wieder die älteste Tochter des Kranken ins Zimmer; als sie hörte, daß der Missionar geholt werden sollte, setzte es natürlich viele Gegenrede ab, aber es war zu spät. Eine Stunde nachher stand ich neben dem Sterbenden; er ergriff meine beiden Hände und benetzte sie mit Tränen. In China ist es nicht gebräuchlich, die Hand zum Abschiede oder Willkomm zu bieten, noch viel weniger aber, dieselbe zu küssen. Doch die Sprache des Herzens ist überall dieselbe und wird auf der ganzen Welt verstanden. Und das Herz des guten Hirten hat Erbarmen mit jedem Schafe, das reuig zurückkehrt an Sein Gottesherz. — Yansiu beichtete, empfing die Sterbesakramente, und am anderen Morgen hauchte er froh und friedlich seine Seele aus.

24. Oktober. **Erhängt.** Viermal hatte X. die heilige Ölung empfangen; aber der Tod wollte nicht kommen und ihn erlösen von seinem langwierigen Leiden. Dazu kam noch eine Armut, die ihm jede Erleichterung unmöglich machte, ja selbst den nötigen Lebensunterhalt ihm fast vorenthielt. Die Frau diente bei einem Reichen als Nährmutter, seine beiden Kinder waren bei unseren Waisenkindern untergebracht. Die Frau war den kranken Mann, der ihr jahrelang zur Last gewesen, schon längst müde; er hatte sie am Morgen um ein Brötchen gebeten, aber statt dessen hatte sie ihm ein saueres Gesicht gemacht und harte Worte gegeben. Als sie abends nach Hause zurückkehrte, fand sie den Kranken — erhängt.

25. Oktober. **Lazarus und der Reiche.** „Es war ein reicher Mann, der kleidete sich in Purpur und feine Leinwand und hielt alle Tage herrliche Mahlzeiten.“ (Luc. 16. 19.) Solche Reiche gibt es auch in unserem Zeitalter noch genug, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich noch bessere Stoffe umhängen als Purpur und feine Leinwand, und daß die Frauen bei solchen Mahlzeiten den Vorsitz und Vorrang haben, wovon allerdings bei dem Reichen in der heiligen Schrift keine Rede ist.

„Es war auch ein Armer mit Namen Lazarus, der lag vor des Reichen Türe.“ Arme gibt es auch heutzutage noch genug, nur dürfen sie dem Reichen nicht mehr vor der Türe liegen, sonst treibt die Polizei sie fort, und auch die Hunde werden heutzutage wenig Neigung mehr verspüren, den Armen die Geschwüre zu lecken, dafür ist das Hundegeschlecht zu hoch gestiegen in der Kultur und in der Achtung der Reichen.

In China allerdings sind die Verhältnisse noch mehr patriarchalischer Art, ähnlich wie zur Zeit Jesu. Da darf der Bettler ungeniert seine Wege gehen, und mancher hält vor der Türe der Reichen seinen Nachtschlaf, und auch die Hunde sind hier weniger verwöhnt.

4. November. **Herbstlich Laub.** Es raschelt das dürre Laub vom herbstlichen Winde getrieben in die tief geschnittenen Räderspuren der Wege und in die gepflügten Furchen des Landes. Dort sucht es sich ein Grab, und es knistert wie aufseufzend im Tode, wenn der Wagen darüberher fährt.

Sonnenaufgang. Ein mächtig wirkender Anblick ist es, wenn in bescheidenen Umrissen feurig rot der junge Tag heraufdämmert, und der Morgenstern hoch darüber flammt. Treu hält er

aus auf seinem Plane, wenn auch schon alle Sterne Abschied genommen; erst dann schwindet er, wenn die Sonne in voller Pracht erschienen und er, ihr schmucker Bote, ihr einen guten Tag gewünscht.

Bauer – Städter. Breitschultrig, dickknochig, fest auf den Beinen erscheint uns der stämmige Bauer; fern von der Großstadt, einsam auf seinem Gehöfte waltend, ist er ein treues Abbild der Cypresse, die vereinzelt oder doch nur zu wenigen Paaren — am Wege und auf Grabhügeln steht. Der Wind kann sie von allen Seiten packen, aber auch von allen Seiten saugt sie Sonnenlicht ein und Leben. Schmächtig und schlank, mit bleichen Wangen und dürren Fingern ist uns das Stadtkind bekannt; ihm gleicht die zur Stange emporgeschossene Tanne. Sie war ja umschlossen von allen Seiten und stand im Gedränge großer Gesellschaft, hatte nur freien Ausweg nach oben und unten und mußte sich ihr Lebensdasein erkämpfen.

5. November. **Des Menschen Verhältnisse.** Die Verhältnisse machen den Menschen vielfach zu dem, was er ist. Der arme bestaubte Steinklopfer an der Straße würde vielleicht Minister sein, wenn er in besseren Verhältnissen gelebt, wenn er dann und dort geboren wäre, wo der Lebenspfad in höhere Lebensregionen führt. — Und der gebückte Straßenfeger könnte wo möglich statt seines Besens den Bischofsstab in der Hand halten, wenn ihn das Schicksal in Verhältnisse gebracht, wo seine Anlagen und Neigungen zur Entwickelung gelangt wären.

Ein herrlicher Herbsttag ist heute. Kein Wölkchen am Himmel; milder Sonnenschein erwärmt die stille Luft. Er hat auch den bunten Schmetterling aus seinem Verstecke gelockt, der sich freudig im Sonnenschein herumtummelt. Er sucht nach einer Blume, aber die sind längst verblichen. Ich sehe ihn auf einen dürren Grashalm sich niedersetzen; dann fliegt er weiter und entschwindet im herbstlichen Laube einer Weide meinen Blicken. — Für so manchen Staubgebornen ist das Leben ständiger Herbst; keine Blume öffnet sich seinem traurigen Dasein, das er als Straßenfeger oder Steinklopfer zu Ende lebt. — Gott sei gedankt für diesen Christentrost: Ein goldener Frühling winkt uns allen, einerlei in welche Bahnen uns das Schicksal gelenkt. Es kommt nur darauf an, daß jeder seinem Ziele treu entgegensteuert, der eine mit dem Hammer oder Besen; der andere mit dem Bischofsstabe, alle aber zur größeren Ehre Gottes.

6. November. **Die Sorgenlinien haben sich geglättet.** „Die Sorgenlinien haben sich geglättet", *„zouuin chin k'älio"* das ist in China der stereotype Ausdruck, um zu bezeichnen, daß es mit dem Kranken zu Ende geht. Also begleitet die Sorge den Sterblichen hienieden bis zum Abende seines Erdenwallens und verläßt ihn nicht eher, bis der Tod seine kalte Hand gelegt auf die in Schweiß gebadete Stirne. Die Sorge schreibt überall auf der Welt ihre Runen in das Antlitz des Erdenpilgers, bald mit dem harten Griffel der Not und Entbehrung, bald mit dem sammetweichen Pinsel der Sünde und des Lasters. Der Tod glättet dann als milder Freund die sorgenvolle Stirne, und der kalte Angstschweiß verwischt die letzten Spuren: es ist überstanden.

7. November. **Wolkengebilde.** Der Allmächtige zerlöst nicht minder leicht die hochgetürmten festen Massen der Gebirge in Erz und Stein, denn die luftigen Gebilde der Wolkenberge am hohen Himmelsgewölbe. Sieh die Ameise, die wir Mensch nennen, im Staube wühlend und Berge bauen und Türme, die zum Himmel reichen: Ein Hauch aus Seinem Munde; und alles ist vernichtet als ob es eitel Wolkengebilde gewesen.

9. November. **Kleine Statur.** Große Bauten, große Reparaturen. Wohnt die Seele in einem hochstöckigen Turme, bietet derselbe viele Angriffspunkte für die Außenwelt, und geht es ans Reparieren, muß immer mehr Mörtel und Material gebraucht werden, als wenn die Seele mit einer kleinen bescheidenen Wohnung vorlieb nimmt. Es ist auch, als ob sie darin besser Herr im Hause bliebe. So ein großer Menschenturm repräsentiert sich mehr als Materie, und es muß schon eine große Seele darin hausen, mit vieler Willenskraft und Energie, wenn ihn das fleischliche Element nicht unterkriegen soll. Und dann erst die vielen täglichen Reparaturen, die sich so ein Goliath zulegen muß in Speise und Trank, damit er nicht baufällig werde! Da will es mir scheinen ein kleiner Mensch oder höchstens einer von gut normaler Körperlänge sei besser bestellt, als jene aus dem Geschlechte der Riesen. Man findet deshalb auch nicht selten, daß große Männer dem Körper nach klein waren. Und was die „Japaner-Zwerge" vermocht, davon wissen die „Russen-Riesen" zu erzählen.

15. November. **Kastenstolz.** Heute beobachtete ich ein anmutiges Bild vom Lande. Ein blutjunger, armer Leute Köter, struppig und abgemagert wie er war, freute sich doch seines Lebens und zumal seiner Jugend, indem er mit zwei Zicklein seine Neckereien

trieb. Das Ziegenpaar war Mutter und Tochter, und offenbar gehörte es besser situierten Leuten an, als es der Eigentümer des Hundes war. Wie ich die Tiere ihre Spielereien treiben sah, kam mir so recht zum Bewußtsein, daß selbst die vierbeinige Jugend nichts von Kastenstolz und vornehmem Eigendünkel weiß. Und bei der Menschenjugend ist es gerade so, es sei denn, die sehr zivilisierten Eltern haben sie schon beizeiten aufgeklärt, und der kleine Fleischprotz wisse bereits, daß der Herr Papa ein fetter Geldprotz ist. Dann freilich will er nichts von armen Kindern wissen und fängt sich zu ekeln an und mag mit Kindern vom gewöhnlichen Schlage nicht mehr spielen. So ist's daheim in Europa und in China desgleichen, denn „Menschen sind die Menschenkinder aller Zeiten aller Zonen."

19. November. **Briefschreiben.** Das echte Briefschreiben ist in unserem Zeitalter viel seltener und weniger bedeutsam geworden wie ehedem, wo so ein Brieflein oft tage- ja wochenlang unterwegs sein mußte, ehe es seinen Adressaten fand. Wir fernab in China fühlen es besser, was es auf sich hat mit einem guten, von Herzen geschriebenen Briefe, dem man ansieht, der Schreiber hat sich die Zeit zum Schreiben genommen. Gewiß, einen guten Brief zu schreiben, kostet meistens etwas Überwindung, und überwinden tut man sich nicht gerne. Zudem hat man ja Karten, auf die nicht viel zu schreiben ist, und um den Raum noch beschränkter zu machen, ist ein Bild darauf gedruckt, so daß höchstens mehr ein Gruß Platz drauf findet. Und neuerdings gebraucht man gerne gedruckte Mitteilungszettel, um ja nicht in den Verdacht zu kommen, man habe einen Brief schreiben wollen. Zudem geht der Gedankenaustausch durch Telephon und Telegraph viel schneller von statten und so kommt es, daß das Briefschreiben immer mehr verlernt wird.

4. Dezember. **Menschliche Natur verdorben.** Die Verderbtheit der menschlichen Natur zeigt sich auch besonders darin, daß wir bisweilen so etwas wie Selbstbefriedigung empfinden, wenn über einen andern, der uns weniger angenehm ist, mißbilligend gesprochen wird, und wir in der Neigung dann auch unser Ja und Amen zunicken.



